3 1761 08097994 1

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)
Nr. 270—271. 19. Jänner 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Grimassen über Kultur und Bühne. Von Karl Kraus. — **Schlafwandler.** Von August Strindberg. — **Tagebuch.** Von Karl Kraus. — **Weihnacht.** — **Glossen.** Von Karl Kraus. — **Der Fall des Max E.** Von Otto Soyka. **Erdbeben.** Von Karl Kraus. — **Vita nuova.** Von Oskar Wilde.

Erscheint in zwangloser Folge.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

391766
25.9.21

WIEN.
Verlag DIE FACKEL, III., Hintere Zollamtstraße 3.

In zweiter Auflage erschienen:

Sittlichkeit und Kriminalität

I. Band der Ausgewählten Schriften

von

KARL KRAUS

Broschiert — — K 7.20 = Mk. 6.—
Ganzleinen — — „ 8.70 = „ 7.25

Bestellungen auf das im Verlag der Buchhandlung L. Rosner, Wien und Leipzig, erschienene Werk nimmt jede Buchhandlung, sowie der Verlag der ‚Fackel', :: Wien, III/2. Hintere Zollamtsstraße 3, entgegen. ::

Demnächst erscheint im unterzeichneten Verlag:

Die weltlichen Gesänge des Pfanzelter Gidi von Polykarpszell

-:- Herausgegeben von -:-

GEORG QUERI.

Mit Umschlagszeichnung von **Karl Arnold** (München).

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung.

Preis Mk. 1.50
leg. kartonniert.

Verlagsgesellschaft München
C. m. b. H.
München, Franz Josefstraße Nr. 9/0.

Die Fackel

Nr. 270—71 . 19. JÄNNER 1909 X. JAHR

Grimassen über Kultur und Bühne.

Ein Feuilleton-Korrespondent, einer von jenen, die mit einer schweißigen Beobachtungsgabe aus dritter Hand unser Geistesleben im Ausland repräsentieren, beklagt in einer Münchner Zeitung den Wiener Komödiantenkultus. Nichts Neues habe ich zu solcher Armseligkeit zu bemerken. Es gibt Wahrheiten, durch deren Entdeckung man noch immer nicht mehr beweisen muß, als daß man keinen Geist hat. »Wohl dem Manne«, ruft er, »der (in Wien) Schauspieler-Histörchen zu erzählen weiß! Er wird rasch gesellschaftlich beliebt; kennt er aber sogar einen der Lieblinge persönlich, dann wird es ihm an Einladungen nie fehlen, und die Huld schöner Frauen ist ihm sicher«. Das wäre also ein ausgeleiertes Gedankenwerkel, wenn nicht die immerhin neue Auffassung mitspielte, wie man in Wien die Huld schöner Frauen erringt. Doch läßt sich über subjektive Vorurteile nicht streiten, und die Wahrheit, daß die verhätschelten Schauspieler »in den Grössenwahn hineingetrieben werden«, ist unbestreitbar. Bemerkenswert ist lediglich die Wahl des Beispiels, an dem die Erkenntnis demonstriert wird.

Welcher Wiener Komödiantentypus wäre wohl so recht bezeichnend für das Übel, auf das unsere Sozialkritiker ihr schärfstes Auge haben? Ich denke, es müßte einer sein, dessen Popularität ein Maß für den kulturellen Tiefstand der Gesellschaft wäre, die ihm übertriebene Ehren erweist, und Kunst und Begeisterung müßten zu einem Gesamtbilde des Ekels verschmelzen, das uns, wie aus dem Schaufenster

jeder Ansichtskartenhandlung, in höchster Vollkommenheit noch angrinste, wenn man einen Querschnitt durch die soziale Struktur machen könnte. Wir formen den Ausdruck unseres kulturellen Bewußtseins, und wir haben den Schauspieler, den wir lieben. Besehen wir die Figur, die beim Bleigießen unserer Lebenswünsche zustande kam. Bei Gott, wenn sie nicht einem Handlungsreisenden gleicht, dann gleicht sie dem Schauspieler, dem Dichter, dem Advokaten, dem Komponisten, dem Zeichner, den wir lieben. Aber es stellt sich heraus, daß sie alle, alle dem Handlungsreisenden gleichen. In Manufaktur oder Literatur, in Juristerei oder Musik, in der Medizin oder auf der Bühne — immer ist es der sieghafte Überkommis, der den »Platz« beherrscht. An dem unermeßlichen Wandel der Vorstellung etwa, die einst mit dem Namen Siegfried verknüpft war, mag man die Überlegenheit seines heutigen Trägers erkennen. Seine Haut hat auch nicht eine Stelle, die nicht hörnen wäre, und den Weg zum goldenen Hort kennt er besser als der andere, denn seine Platzkenntnis ist verblüffend. Mühelos hat er sogar den deutschen Leutnant verdrängt, der nach Sedan schlecht und recht den heroischen Ansprüchen des Publikums genügte, bis er in die Karikatur entartete, und es ist eine überholte Anschauung, die das deutsche Leben heute noch vom zweifarbigen Tuch verhängt glaubt. Nicht die es tragen, sondern die in dem Artikel reisen, sind nunmehr die Repräsentanten des Weltwarenhauses unserer Kultur. Der Offizier und der Beamte freilich haben noch etwas vorgestellt; der Kommis und der Redakteur empfehlen bloß. Gehört ihnen aber die Welt, so will es mich bedünken, daß ihnen auch die Bühne zu gehören habe. Wie hat sich das Leben verändert, seitdem »Gottes Segen bei Kohn« sich einstellte! Über unseren Tragödien senkt sich ein Vorhang, und schon erfahren wir, wo man die billigste Kunstbutter bekommt. Und dabei wird sie wahrscheinlich gar nicht erzeugt, sondern nur verkauft. Ehedem hatte

ein kleiner Schuster ein persönliches Verhältnis zu seinen Stiefeln; heute hat der Dichter keines zu seinen Erlebnissen. Es gibt keinen Erzeuger mehr, es gibt nur mehr Vertreter. Darum können wir ohne einen Girardi leben; aber wehe, wenn man uns den Herrn Treumann verhaften wollte!

Die erhabene Größe einer Natürlichkeit, die uns durch ein Augenzwinkern in eine Welt des Frohsinns versetzen konnte — nein, so tief hat sie nicht in ihrer Zeit gewurzelt, wie die Technik des tanzenden Kommis in der unseren wurzelt. Wir verzichten auf die erdgewachsene Kunst und schätzen, was am Platz begehrt ist. Jene geben wir an den Berliner Bazar ab, wo zwischen Hausrat und Schmückedeinheim gewiß zeitweise auch Leoparden verlangt werden. Girardi in Berlin — und uns begrüßt an allen Plakatsäulen das bedeutende Antlitz eines wiedereroberten Herrn Josephi. Das Mutteraug' hat ihn doch erkannt! Und wie würde es erst jenen flotten Geist entbehren, um den jetzt die Exekutionsbeamten mit den Enthusiasten raufen müssen? Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder! dürfte eine Girardische Betonung lauten. Hat dieser Götterliebling wirklich je so gut das Wiener Volkstum repräsentiert wie jener Ghettoliebling (wieder nur eine falsche Aussprache) die herrschende Engros-Kultur? Girardi hat nichts repräsentiert; er war. Aber die Engrossisten, für die heute Theater gespielt wird, wollen für ihr Geld auch etwas sehen, was einer nicht ist, aber was er eben kann. Der Kommis muß heute gesellschaftlichen Schliff haben, er muß perfekt Konversation führen, er muß tanzen können: sonst geht die Partie zurück. Die Töchter und die übrige Partieware an den Mann zu bringen, das ist Lebensinhalt. Das Theaterspiel, das immer nur eine Eskomptierung der Lebenswünsche bedeutet, hat an keine anderen Probleme zu rühren. Vor zwanzig Jahren noch saß eine Gesellschaft im Parkett, deren

Väter die Kaution in der Brust höher gehen fühlten, wenn der Leutnant, der Schwerenöter, auf der Szene erschien. Dann kam die Zeit der schweren Not, die Weber aßen Hundebraten und das Bürgertum rief: Die Kunst soll uns erheben, den Schmutz der Gasse habe ich zuhause! Endlich wird es wieder hell, verirrte Wünsche finden in den Hafen und zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag. Der tanzende Prokurist erobert sich lustige Witwen und Dollarprinzessinnen, er wird sich auch noch, der Schwerenöter, die Tochter der Firma Bachstelz & Bunzl erobern, die ohnedies schon nach einem Autogramm vom Fritz Werner fiebert, aber bisher mit einem Brief von Peter Altenberg vorliebnehmen mußte. (Dessen Pathos wahrlich seine eigene Unterschrift hat, wenn es sich auch öfter in der Adresse irrt, und dessen Humor zu dem Besten gehört, was wir heute nicht verstehen. Auch einer, den die Zeit in schlechte Gesellschaft gebracht hat; einer für sich und darum keiner für alle. Seine Trivialität wird gezüchtet, aber sein Unvergleichliches bleibt unbeachtet. Das Gesindel nimmt ihn nicht ernst, weil er heiter ist, und um ernst genommen zu werden, muß er mit dem Gesindel wetteifern. Bliebe er bei der Kunst, so würde sein Ton nicht gehört. Darum ist er gezwungen, unter die Abdominalpropheten zu gehen oder sich gar als Varieté-Messias zu verdingen.) Gott, wie fesch! rief Fräulein Isolde Bunzl, während der Dichter sie auf die adelige Seele hin untersuchte; Gott, wie fesch, rief sie, als die Devise aufkam: Der Zeit ihren Treumann!

Es war der Augenblick, da man das kolossale Defizit an Humor, das die moderne Salonoperette belastet, als einen Überschuß an Psychologie zu deuten begann. Unseren Feuilletonisten gelang es, den Viktor Leon für die Kultur zu retten. Sie waren nicht so ehrlich, zu bekennen: was sich da oben auf der Operettenszene abspielt, gefalle ihnen, weil es nach der Branche riecht. Nein, der Pofel, der es zu

Jubiläen brachte, weil die Volksseele jetzt der Hausiererfrechheit applaudiert, war ein Versuch zur Psychologisierung der Operette. Dem Dichter der »Lustigen Witwe«, dessen Einfluß auf das Geistesleben der Gegenwart ja unbestreitbar ist, wurde nachgesagt, seine biegsame Natur sei »halt von der Epoche langsam gemodelt worden«. Denn er habe den Stoff des »Attaché« nicht bloß genommen, sondern in eine exotische Sinnlichkeit getaucht und es sei ihm nicht so sehr um die Tantièmen, als um die »Enthüllung des Triebhaften« zu tun gewesen. In Herrn Treumann gar tanzte Dionysos selbst über die Bretter, die wieder eine lichtere Welt bedeuten sollten; wenn ich mich recht erinnere, wurde Nietzsche als Claquechef bemüht, und ich weiß nur, daß der Typus des Feintuchreisenden irgendwie als das Idealbild kommender Kulturen hingestellt wurde. Es war ganz die Meinung, die mich selbst erfüllt, wenn ich von unserem Theater auf unser Leben schließe; nur mit dem Unterschied, daß sie mich lebensüberdrüssig macht, während ein perfekter Feuilletonist alle Engel den dummen, dummen Reitersmann singen hörte. »Etwas so restlos Freies, Schwerloses, Schwebendes, das wie eine große Schönheit ist«, wurde damals an Herrn Treumann bemerkt, und die Fähigkeit, »einen erhöhten Zustand des Menschlichen zu geben«. Ohne Zweifel: um die Reste herunterzuholen, auf der Leiter zu schweben, und im nächsten Moment wieder unten zu sein und die Kundschaft zu bedienen, dazu ist schon eine gewisse Gelenkigkeit notwendig. Ob das aber gerade eine schauspielerische Fähigkeit bedeutet, mag zweifelhaft sein. »Vom Psychologischen läßt er nicht«, hieß es damals vom Herrn Treumann. Nein, das tut er nun einmal nicht. Weil er zum Beispiel eine eingelegte Ballade nicht singen kann, wie es die früheren Operettenhelden konnten, so wird er wohl oder übel zum »Menschendarsteller«: »er packt die ganze schöne Einlage, sprengt sie mit seiner Eifersucht aus-

einander, zerfetzt sie und wirft sie der Geliebten keuchend, stückweise, abgerissen ins Gesicht; er singt keine Ballade, er ist dazu im Augenblick nicht gelaunt . . .« Welch ein eigenwilliger Moderner! Er verschmäht die billigen Mittel einer angebornen Komik, mit der Andere arbeiten. Er hat keine Stimme, er hat Psychologie; er ist kein Sänger, er ist ein rasender Balladenschwengel. Auch findet seit langer Zeit bekanntlich ein Ausverkauf mit dem Worte »schlamperte Grazie« statt, und es schwebt mir dunkel vor, daß es zu den »abfallenden Schultern« jener gewissen müden Kulturen paßte und zu der »karessanten Sinnlichkeit«, die damals gleichfalls an Herrn Treumann beobachtet wurde. Es hieß, er sei »so lyrisch, daß sich alle Mädchen in ihn verlieben müssen«, und anderseits »so aus dem Geblüt geschmackvoll, daß er auch auf alle Männer wie eine Erquickung wirkt«, und ich erinnere mich, daß das Umkippen seiner Stimme in dem Ausruf »Njegus . . . Ge . . lieb . . ter, komm her« — beiläufig das Widerwärtigste, was ich je in einem Theater erlebt habe — in vielen Wiederholungen als ein Echo des Lebensrufes gepriesen wurde. »Und hat man's nur einmal von ihm gehört, dann sagt man's ihm tagelang alle Augenblicke unwillkürlich nach: Njegus... Ge . . lieb . . ter . .« Beneidenswert, wen die Gehirnqual dieser Lustigkeit, die das Wiener Publikum fünfhundertmal bestanden hat, zu einer neuen, rosigeren Weltbetrachtung stimmen konnte! Ich möchte mich aus solcher Gedankenwelt nach Hallstatt flüchten, um wieder Sprudelgeistern zu begegnen, und wenn ich dort einen Kretin fände, der Tag und Nacht seine Katze streichelt, ich fände den Glauben an die Menschheit wieder.

Aber diese wahrlich scheint den Lärm der Geistesarmut zu ihrem Glücke zu brauchen, und die tanzende Humorlosigkeit ist das, was sie heute auf der Bühne zu sehen verlangt. Hat schon einer einmal untersucht, welche Elemente es sind, die die unaussprechliche

Gemeinheit dieses neuen Operettenwesens zusammensetzen, und was im Grunde jene tobsüchtige Begeisterung in allen Kulturzentren bewirkt, auf welche die Erde mit einem Beben antwortet? Man bedenke, daß die charmante Pracht einer Offenbachschen Welt versunken ist, und daß sie einst mit allen ihren Wundern nicht entfernt das Entzücken verbreitet hat, das heute ein bosniakischer Gassenhauer findet, den ein Musikfeldwebel geschickt instrumentiert, oder die Erinnerung an den Tonfall, mit dem ein humorloser Komiker die Worte »Njegus, Geliebter, komm her!« spricht. Man bedenke, daß die Anmut Johann Strauß'scher Walzer nicht bühnenfremder war als die Kitschigkeit ihrer Nachahmungen. Man sage sich, daß die lieblichen Werke der Lecoque, Audran, Planquette, Sullivan heute durchfallen, wenn sie neu in Szene gehen; daß der echtesten Soubrettenleistung wie der der Zwerenz in einem Werk wie Suppés »Donna Juanita« der Schmarren einer »Försterchristel«, in dem die überschätzte Frau Niese ihre Varietétalente zeigt, hundertmal vorgezogen wird; daß kein Direktor es wagt, die guten Theaterstücke Millöckers, »Apajune«, »Gasparone«, »Vice-Admiral« auf dem Repertoire zu erhalten und alle die anderen, die schon durch einen gewissen Mehlzusatz dem musikalischen Geschmack des heutigen Wienertums entgegenkamen ... Kein Zweifel, diese Fülle von Wohlklang, Grazie und Humor hat sich überlebt. Wir mögen es glauben, daß die Zeit noch kommen wird, in der der Freudengenius eines Offenbach an die Seite Mozarts tritt: heute wünschen wir ihn von dem dürftigsten Walzerspekulanten verdrängt; und daß kein Ton jener Heiterkeit mehr aufkomme, die einst von den Namen Orpheus, Helena, Blaubart, Gerolstein und Trapezunt in unsere Herzen schlug, dafür sorgt der von der Mischpoche gemodelte Herr Viktor Leon. Man vergleiche nicht »Pariser Leben« mit der »Lustigen Witwe«; man höre nur ein paar Takte aus einer der unberühmten, stets verstoßenen

Operetten am Klavier, etwa das Lied vom heiligen Chrysostomus aus Offenbachs »Schönröschen«, und wenn man solchen Schimmer von den Reichtümern empfangen hat, die ehedem mit dem Tage verschüttet wurden, frage man sich, warum wir unsere Armut so hoch in Ehren halten ... Der Grund von all dem: Die Welt wird vernünftiger mit jedem Tag. Wodurch naturgemäß ihre Blödsinnigkeit immer mehr zur Geltung kommt. Sie beschnuppert die Kunst auf ihren Wahrscheinlichkeitsgehalt und wünscht ihn von allen Symbolen entkleidet. Darum hat sie das Märchen und die Operette in die ästhetische Rumpelkammer geworfen.

Die Funktion der Musik: den Krampf des Lebens zu lösen, dem Verstand Erholung zu schaffen und die gedankliche Tätigkeit entspannend wieder anzuregen. Diese Funktion mit der Bühnenwirkung verschmolzen, ergibt die Operette, und sie hat sich mit dem Theatralischen ausschließlich in dieser Kunstform vertragen. Denn die Operette setzt eine Welt voraus, in welcher die Ursächlichkeit aufgehoben ist, nach den Gesetzen des Chaos, aus dem die andere Welt erschaffen wurde, munter fortgelebt wird und der Gesang als Verständigungsmittel beglaubigt ist. Vereinigt sich die lösende Wirkung der Musik mit einer verantwortungslosen Heiterkeit, die in diesem Wirrsal ein Bild unserer realen Verkehrtheiten ahnen läßt, so erweist sich die Operette als die einzige dramatische Form, die den theatralischen Möglichkeiten vollkommen ebenmäßig ist. Das Schauspiel kann immer nur trotz oder entgegen dem Gedanken seine Bühnenhaftigkeit durchsetzen, und die Oper führt durch die Inkongruenz eines menschenmöglichen Ernstes mit der wunderlichen Gewohnheit des Singens sich selbst ad absurdum. In der Operette ist die Absurdität vorweg gegeben. Hier klafft kein Abgrund, in dem der Verstand versinkt, die Bühnenwirkung deckt sich mit dem geistigen Inhalt. Im Schauspiel siegt das Schauspielerische auf Kosten des Dichteri-

schen, denn um uns zu Tränen zu rühren, ist es ganz gleichgiltig, ob Shakespeare oder Ohnet die Gelegenheit bietet; in der Oper spottet das Musikalische des Theatralischen, und die natürliche Parodie, die im Nebeneinander zweier Formen entsteht, macht auch den tatkräftigsten Vorsatz zu einem »Gesamtkunstwerk« lächerlich. Das Theater ist die Profanierung des unmittelbaren dichterischen Gedankens und des sich selbst bedeutenden musikalischen Ernstes; es ist der Hemmschuh jedes Wirkens, das eine »Sammlung« beansprucht, anstatt sie durch die sogenannte »Zerstreuung« erst herbeizuführen. Sophokles wird an dem Ausbreitungsbedürfnis des letzten Komödianten zu schanden, und die Andachtsübungen einer Wagneroper sind ein theatralischer Nonsens. Zu einem Gesamtkunstwerk im harmonischesten Geiste aber vermögen Aktion und Gesang in der Operette zu verschmelzen, die eine Welt als gegeben nimmt, in der sich der Unsinn von selbst versteht und in der er nie die Reaktion der Vernunft herausfordert. Offenbach hatte in seinen Reichen phantasiebelebender Unvernunft auch für die geistvollste Parodierung des Opernwesens Raum: die souveräne Planlosigkeit der Operette kehrte sich bewußt gegen die Lächerlichkeit einer Kunstform, die im Rahmen einer planvollen Handlung den Unsinn erst zu Ehren bringt. Daß Operettenverschwörer singen, ist selbstverständlich, aber die Opernverschwörer meinen es ernst und schädigen den Ernst ihres Vorhabens durch die Unmotiviertheit ihres Gesanges. Wenn nun der Gesang der Operettenverschwörer zugleich den Gesang der Opernverschwörer parodiert, so ergibt sich jene doppelwendige Vollkommenheit der Theaterwirkung, die den Werken Offenbachs ihren unvergänglichen Charme verleiht, weit über die Dauer jener politischen Anzüglichkeiten hinaus, auf welche die Nichtversteher seines Wesens den größten Wert legen. An der Regellosigkeit, mit der sich die Ereignisse in der Operette vollziehen, kann nur ein rationalisiertes Theaterpublikum

Anstoß nehmen. Der Gedanke der Operette ist Rausch, aus dem Gedanken geboren werden; die Nüchternheit geht leer aus. Dieses graziöse Wegspülen aller logischen Bedenken und dies Entrücken in eine Konvention übereinander purzelnder Vorgänge, in der das Schicksal des Einzelnen bei einem Chorus wildfremder Passanten die unwahrscheinlichste Teilnahme findet, dieses Aufheben aller sozialen Unterschiede zum Zwecke der musikalischen Eintracht, und diese Promptheit, mit der der Vorsatz eines Abenteuerlustigen: »Ich stürz' mich in den Strudel, Strudel hinein« von den Unbeteiligten bestätigt und neidlos unterstützt wird, so daß die Devise: »Er stürzt sich in den Strudel, Strudel hinein!« lauffeuerartig zu einem Bekenntnis der Allgemeinheit wird — diese Summe von heiterer Unmöglichkeit bedeutet jene reizvolle Gelegenheit, uns von den trostlosen Möglichkeiten des Lebens zu erholen. Indem aber die Grazie das künstlerische Maß dieser Narrheit ist, darf dem Operettenunsinn ein beträchtlicher erzieherischer Wert zugesprochen werden. Ich kann mir denken, daß ein junger Mensch von den Werken Offenbachs, die er in einem Sommertheater zu sehen bekommt, entscheidendere Eindrücke empfängt als von jenen Klassikern, zu deren verständnisloser Empfängnis ihn die Pädagogik antreibt. Vielleicht könnte ihm sogar das Zerrbild der Götter den wahren Olymp erschließen. Vielleicht wird seine Phantasie zu der Bewältigung jener Fleißaufgabe gespornt, sich aus der »Schönen Helena« das Bild jener Heroen zu formen, das ihm die Ilias noch vorenthält. Und er zieht aus der bukolischen Posse, die die Wunderwelt des »Blaubart« einleitet, mehr lyrische Stimmung, von dem spassigen Frauenmord mehr echtes Grauen und Romantik, als ihm Dichter bieten können, die es darauf abgesehen haben. Von dem Entrée eines Alcaden, den zwei Dorfschönen um seine Perücke herumdrehen, mag ihm das Bild der lächerlichen Hilflosigkeit in Erinnerung bleiben, wenn sich ihm einst die Kluft zwischen Gesetz und Leben öffnen sollte, und alle

Ungebühr in Verwaltung und Politik offenbart sich ihm schmerzlos in der Verwirrung, welche die Staatsaktionen der Operette zur Folge haben.

Eine Gesellschaft aber, die das Lachen geistig anstrengt und die gefunden hat, daß sich mit dem Ernst des Lebens mehr Geld verdienen läßt, hat den blühenden Unsinn der Operette zum Welken gebracht. Sie imponierte sich mit ihrer Pfiffigkeit, als sie die Unwahrscheinlichkeit einer Operettenhandlung entdeckte. Wie sollte es auch möglich sein, den im Verdienerleben unaufhörlich tätigen Verstand für einen ganzen Abend auszuschalten? Zudem ist der Feuilletonlektüre eine vordem nie geahnte Ausbreitung der Bildung gelungen, und diese läßt sich mit Schäferspielen und märchenblauen Unmöglichkeiten nicht mehr abspeisen. Der aufgeweckte Verstand hat den Unsinn entlarvt und seine Rationalisierung durchgesetzt. Was geschieht? Der Unsinn, der früher das Element war, aus dem Kunst geboren wurde, brüllt losgebunden auf der Szene. Unter dem Protektorat der Vernunft entfaltet sich eine Gehirnschande, welche die dankbaren Empfänger ärger prostituiert als die spekulativen Bereiter. Die alten Operettenformen, die an die Bedingung des Unsinns geknüpft bleiben, werden mit neuer Logik ausgestopft, und der Effekt läßt sich etwa so an, als ob jetzt die opernhafte Lächerlichkeit von einer Bande entfesselter Tollhäusler demonstriert würde. Die Forderung, daß die Operette vor der reinen Vernunft bestehe, ist die Urheberin des reinen Operettenblödsinns. Der Komiker, der keine Komik hat und sein Lied schlecht singt, muß freilich ein Menschenschicksal darstellen; wer aber ein Menschenschicksal darstellt, macht die Narrheit, dabei zu singen, erst komplett, und das Gedudel im Orchester setzt den Respekt vor einem Seelendrama wie der »Lustigen Witwe« beträchtlich herab. Doch die ernstgenommene Sinnlosigkeit auf der Bühne entspricht durchaus der Lebensauffassung einer Gesellschaft, die auf ihre alten Tage

Vernunft bekommen hat und dadurch ihren Schwachsinn erst bloßstellte. Und ihren Blößen die Stoffe zurechtzumachen, ist eine Legion talentloser Fackschneider am Werke. Der Drang, das Leben der musikalischen Burleske zu verifizieren, hat die Gräßlichkeiten der Salonoperette erschaffen, die von der Höhe der »Fledermaus« — des Übels Urquell — über die Mittelmäßigkeit des »Opernballs« in die geistige Niederung der »Lustigen Witwe« führen. Von der natürlichen Erkenntnis verlassen, daß ein phantastisches oder exotisches und jedenfalls ein der Kontrolle entrücktes Kostüm notwendig ist, um das Singen in allen Lebenslagen glaubhaft zu machen, und ahnungslos, daß ein singender Kommis im Smoking eine Gesellschaftsplage sei, wagt diese neue Industrie das Äußerste.

Aber sie darf es wagen. Denn ihrem Publikum dient die heutige Operette bloß als ein Vorwort zu den gröhlenden Freuden des Nachtlebens. Auf die weit aufgesperrten Mäuler der Volkssänger, die der Champagnerwurzen das Vergnügen durch den Trost »Es muaß ja net der letzte sein« erhöhen, will man durch den Theatergesang schonend vorbereitet sein. Vom Psychologischen lassen sie nicht. Und vielleicht erklärt uns ein Feuilletonist diesen protzigen Mangel an Genußfähigkeit als tiefere Bedeutung. Wir vermöchten sonst in dem Tasten nach einer rohen Gegenständlichkeit der musikalischen Genüsse nur jenen vollbusigen Geschmack wiederzuerkennen und jene Kolatschenweltanschauung, die jetzt mit dem Stolz der kulturellen Überlegenheit getragen werden. Die Wiener Operette hat sich mit dem Geist des Drahrertums verbündet und verzichtet auf das Opfer der Phantasie, das sie einmal ihren Genießern zugemutet hat. Ihre Entartung ins Volkssängerische, ihre neue Tendenz, dem niedrigsten Nachtlokalpatriotismus zu schmeicheln und die Welt als einen großen Guglhupf aufzufassen mit der Wienerstadt als dem einzigen Weinberl darin, ihre

Anbiederung an den Stefansturm, auf dessen Spitze Herr Gabor Steiner gedacht wird, wie er eine Schenkelparade der himmlischen Heerscharen inszeniert: diese ganze Entwicklung der Operette ins Walzerische und Drahrerische würde ihre Satire in einer musikalischen Burleske verdienen, wie sie Offenbach aus der Lächerlichkeit der opernhaften Gebärde geschaffen hat. Der Spott ergäbe sich umso müheloser, als die neue Operette auf der Höhe ihrer Verknödelung sich selbst des Operngestus bedient und einen Fünfkreuzertanz mit einem Posaunenfest der Instrumentation beschließt. Die Satire, die hier einzusetzen hätte, wäre eine vollkommene Rehabilitierung des wahren Kunstwertes der Operette. Nun kehrt sich die Parodie vom »Petroleumkönig«, die in einem Wiener Kabaret großen Zulauf findet, allerdings gegen die volkssängerhaften Allüren der modernen Ausstattungsoperette. Aber es ist hundert Vorstellungen gegen eine zu wetten, daß die Verfasser den Erfolg, den sie erzielen, nicht diesem Spott, der von geringer Dichtigkeit ist, sondern dem Interesse des Publikums an dem Objekt des Spottes verdanken. Da es zwei sind, die den Text dieser Parodieleistung zustandegebracht haben — jedem für sich wäre Witz nicht abzusprechen —, so wird das Publikum vielleicht in dem Glauben bestärkt, es handle sich um eine jener fürchterlich ernstgemeinten Operetten, denen es die Riesenerfolge bereitet hat, und es scheint entschlossen, auch dieser hier seine Ausdauer zu bewähren. Da sie besser ist als die anderen, wäre den Autoren ein solcher Lohn zu gönnen, und mindestens könnte, wer ihre Absicht durchschaut, den Librettisten und ihrem Komponisten raten, einmal Ernst zu machen und eine lustige Operette zu schreiben. Diesmal hatten sie den kunstwidrigen Einfall, die alten Operettenformen zu verhöhnen, um ihre modernen Mißbraucher lächerlich zu machen. Aber das Publikum freute sich sogar an jenen wieder und lachte über einen komischen

Diener, der im Hintergrund die Gebärden seines Herrn mitmacht, ohne zu merken, daß diese Komik tiefere Absicht sei, nämlich ein Spott auf die Komik. Das Publikum lachte unrichtig, und daraus können die Librettisten die Lehre ziehen, daß sie es das nächste Mal genau so machen sollen. Sie hatten den Vorsatz, den »Operettenblödsinn« zu geißeln. Was jedoch ausschließlich gegeißelt werden soll, ist das blödsinnige Streben der heutigen Operette, sich einen Sinn beizulegen, der den Blödsinn ins Unmittelbare rückt, ihre Tendenz, den Mangel an Komik durch Logik wettzumachen und die Stelle, auf der ein Sänger stehen sollte, mit einem Psychologen zu besetzen. Aber Konsequenz der Charaktere und Realität der Begebenheiten sind Vorzüge, zu denen nicht erst Musik gemacht werden muß. Daß ein schlafendes Liebespaar von einem Polizistenchor nicht geweckt wird, ist in der Welt der musikalischen Unberechenbarkeit durchaus möglich, und die Wahrscheinlichkeit, daß es im Leben geschieht, ist die wertlose Erkenntnis einer rationalistischen Satire, die sich nicht zu hoch über das Niveau jenes intellektuellen Publikums erhebt, dem die konkrete Albernheit der modernen Operette ihre spottwürdigen Triumphe verdankt. Ich fürchte, wenn dieses Publikum bei der fünfhundertsten Aufführung des »Petroleumkönig« erfährt, daß er eine Parodie sei, wird's bei dieser Aufführungsziffer sein Bewenden haben.

Was mich an dem Enthusiasmus für die Operettenschande am tiefsten berührt, ist die demokratisierende Wirkung, die von ihr auszugehen scheint. Man gewahrt eine förmliche Lust, sich mit Helden und Schicksalen der neuen Operettenwelt zu encanaillieren, und eine Gesellschaftsschicht, die gewiß ihrer Dienerschaft winkte, wenn befrackte Kommis mit roten Schweißtüchern in ihre Salons eindrängen, läßt sich von diesen ihre Liebesabenteuer und Eifersuchtsszenen keuchend, stückweise, abgerissen vor-

singen. Es herrscht eine Neugierde nach den Privatangelegenheiten der Kommis, die einen Menschen, der nach zwanzig Jahren wieder einmal in eine Operettenvorstellung kommt, geradezu peinlich berühren muß, und wenn so ein koscherer Schwerenöter mit den Worten des Meisters Leon versichert: »So eine Depesche ist oft fatal — o Elektrizität! — Es gibt Zeiten, wo man wünschte — daß man dich nicht erfunden hätt'!«, so ruft ein den besseren Ständen angehörendes Publikum nicht »Hinaus!«, sondern tobt vor Begeisterung. Es gibt keine gesellschaftlichen Vorurteile mehr. Das Interesse des Publikums für die Intimitäten der Operettengestalten wäre auch heute entschuldbar, wenn Stumpfsinn und Gemeinheit nicht ohne hinreichende musikalische Bedeckung sich hervorwagten und vor allem in der bizarren Tracht entfernter Länder oder Zeiten. Unbegreiflich ist, daß wir in der sozialen Nähe der Salonoperette den Insult ihrer Zumutungen nicht spüren. Und es ist dann nur natürlich, daß wir unser Interesse für die unvermummten Träger der Handlung auch auf ihr Leben außerhalb der Bühne erstrecken. Der Naturalismus des singenden Kommis erleichtert die Identifizierung mit der Privatperson des Darstellers, und unser Schauspielerkultus, der ehedem ein gerechter Lohn der künstlerischen Persönlichkeit war, ist bloß die Konsequenz einer einmal übernommenen gesellschaftlichen Verpflichtung. Ihr unterwerfen sich selbst jene Kreise des Publikums, von denen man annehmen müßte, daß sie in einem Bankbeamten, der tanzen kann, noch nicht den Gipfel der kulturellen Entwicklung erblicken. Daß aber jene Schichten, die heute die Theaterwerte kotieren, nicht anders denken, ist begreiflich. Die Popularität des Herrn Treumann unterliegt keinem Zweifel; seine Anhänger sind über die ganze Welt zerstreut. Überraschend ist freilich, daß das Pathos, mit dem sie sich zu ihm bekennen, bis zu revolutionären Stimmungen sich steigern kann. Das Schicksal eines Sängers, der so verzwickte Kontraktbrüche begeht, daß die

Jurisprudenz versagen muß, weil sie nicht genug Mathematik gelernt hat, und daß sie sich nur mit der einstweiligen Verhaftung helfen kann, mag die Theaterinterln und Freikartenschnorrer eines Kaffeehauses immerhin alterieren. Daß sich aber dieses Interesse bis zur Einmengung in eine Amtshandlung, Gewaltanwendung gegen die Schergen des Exekutionsgerichts und bis zu flammenden Reden der studentischen Jugend steigern kann, ist ein erfreulicher Beweis, daß in Wien der Kulissenklatsch die politische Begeisterung noch nicht ertötet hat und daß diese jederzeit mobil zu machen ist, wenn es den Kulissenklatsch gilt. Was wiegt die Erinnerung an den Einzug der Wache in das Parlament gegen dieses Erlebnis! Unvergeßlich bleibt der Augenblick, da ein Tarockspieler die Meldung brachte: »Das Kaffeehaus ist von Polizei besetzt!« Als aber gar einer der Anhänger des Herrn Treumann den Ruf ausstieß: »Es lebe die Freiheit!«, bezog diesen einer der Direktoren, denen der Mann die Treue hielt, auf den Eintritt in die Vorstellung und verteilte auf der Stelle siebzig Freikarten. Hätte er Messina aufgebaut, der Jubel einer Welt hätte den Tumult der Dankbarkeit nicht überbieten können, den solche Hochherzigkeit auf dem sicheren Wiener Boden errang. Aber warum duldet der schweigend? Warum stellt sich kein Erdstoß ein, der uns künftig eine Zeitungsnachricht ersparte wie die, ein Theateragent habe dem Volke zugerufen: »Hier ist er! In Freiheit vorgeführt!«. Warum wurde uns nicht durch ein rechtzeitiges Elementarereignis der Anblick jenes Konterfeis entzogen, das einen kaiserlichen Rat und Hoflieferanten darstellt, wie er eben damit beschäftigt ist, bei der versuchten Verhaftung des Herrn Treumann dabei zu sein? Für die versuchte Verhaftung wird sich die Polizei vor den Billardspielern zu verantworten haben. Aber warum erbarmt sich nicht die kleinste Pestilenz und verhindert uns, Bulletins über den Gesundheitszustand, über Lektüre, Wäschebeschaffung, Aufregungszustände des Häftlings

zu empfangen? Warum, warum! So sind wir den entfesselten Zeitungsgewalten hilflos preisgegeben. Was ist der Mensch! Und nichts erinnert an die gelinderen Schrecken der Natur als höchstens die Tatsache, daß bei solchen Gelegenheiten Weiber zu Hyänen werden. Mehrere Damen benützten nämlich das Gedränge, das bei der versuchten Verhaftung entstanden war, um die Tränen des Herrn Treumann zu trocknen und für ihn zu weinen, und eine Meldung besagt sogar, daß sie sich zwischen den Liebling und die Staatsgewalt geworfen haben. Das war das einzige Moment, welches über die Interessen einer Staatsaktion hinaus an das Walten der Naturmächte erinnerte. Aber sie sind blind; und ich möchte es bezweifeln, daß der Liebling für die Damen eingetreten wäre, wenn die Polizei sie wegen Einmischung in eine Amtshandlung verhaftet hätte . . .

Ohnmächtig stehen wir den Katastrophen der Kultur gegenüber und wenn uns der Schrecken des Überstandenen und die Angst vor der Wiederholung die Ruhe des Rückblicks gönnen, dann sehen wir, wie sich das Bild dieser Stadt verändert hat, seitdem sie sich den Zwischenhändlern des Geistes übergab. Sind dies die oft beklagten Exzesse des Schauspielerkultus? Sind es nicht vielmehr Ausbrüche jenes Selbstbewußtseins einer angelangten Kaste, die an ihrem Weltbesitz nicht rütteln läßt und selbst noch das Recht, das dem Einzelnen widerfährt, als ein Unrecht gegen ihre Gesamtheit abwehrt? Das Theaterinteresse mag dem Komiker zu Hilfe eilen, aber die Bedrängnis des Kommis ruft jene große Solidarität herbei, die vor einem Schuldturm so pathetisch wird wie vor einer Teufelsinsel. Das sind nicht mehr die Auswüchse eines Kultus, das sind die Zeichen einer Kultur. Wenn aber der tiefe Sozialkritiker, dessen Geist ich am Eingang dieser Betrachtung zitiert habe, in der Schauspielerverehrung unsern ganzen Jammer sieht, wohl ihm. Und wenn er behauptet, der Inbegriff dieses Jammers sei die Ver-

ehrung für — Alexander Girardi, so ist wahrlich der Jammer größer, der jedem Feuilletonkommis Druckerschwärze an die Hand gibt, um den Glanz eines Künstlernamens zu beschmieren. Er hat, man glaube es nur, er hat wirklich Girardi gemeint! »Es gab nur Girardi-Stücke mit Girardi-Rollen«, klagt dieser Theaterkenner und freudig stellt er fest, daß nach dem Abgang des seltenen Menschen, dem eine Stadt den Humor eines Vierteljahrhunderts verdankt, »die Operette befreit aufatmet«, daß sie »ohne und gegen Girardi ihre Welterfolge errang«... Und das ist schließlich die Wahrheit. Girardi war ein großes Beispiel für die schöpferische Möglichkeit des Schauspielers, und sein bloßes Dasein vermochte von der Nichtigkeit der literarischen Produktion abzulenken, die ihm das Stichwort gab. Nun verlangt aber diese Nichtigkeit Beachtung. Die Leere möchte nicht mehr bloß Spielraum einer Persönlichkeit sein; die Gemeinheit will um ihrer selbst willen geliebt werden. Solchem Anspruch ordnen sich die Nullen des Operettentheaters unter. Dekorateure und Tänzer sorgen vorerst dafür, daß das Publikum den Ausfall an schauspielerischem Vermögen nicht merke. Dem Zug der Künstler zum Varieté entspricht die Verpflanzung boxender Känguruhs auf das Theater. Es gibt keine Girardi-Stücke mehr, aber es gibt Girardi-Stücke ohne Girardi, und da die Welt den Blödsinn ohne den Kommentar der Kunst verständlicher findet, so atmet der Blödsinn befreit auf und erringt seine Welterfolge. Die alte Theaterliebe verfolgte den Schauspieler ins Privatleben, aber der Mißbrauch, der die Person umlärmte, gehörte zum guten Brauch, die Persönlichkeit zu verehren. Und die Passion der Menge, dem Wagen eines Künstlers die Pferde auszuspannen, schien das natürliche Verhältnis der beiderseitigen Bestimmungen wiederherzustellen. Heute ist sie noch viel bescheidener geworden; sie wiehert schon begeistert, wenn ein Pferdehändler im Wagen sitzt.

Karl Kraus.

* * *

Girardi.*)

(»Mein Leopold«, Thalia-Theater.)

Du bist ein Sager, — kein Gestalter.
»Mein Leopold«, singst du, »mein Soooohn« . . .
Bis in mein Wackel-Greisenalter
Denk' ich an diesen Menschenton . . .

Das Publikum, vom Klang durchschauert,
Fühlt dennoch den Effekt nicht prompt;
Es bleibt erwartend, sitzt und lauert —
Und fragt sich, ob es balde kommt.

Zwei Akte durch gibst du dann, außer
Dem einen Klang, nicht allzuviel;
Du zeigst (im Wohlstand und als Hausherr)
Halb tonlos ein markiertes Spiel.

Das Geld zerrann. . . . Du bist jetzunder
Flickschuster, greisend vor der Zeit . . .
Ein lächelnd-stilles, weißes Wunder;
Armselig und gebenedeit.

Du hämmerst mit den alten Händen —
Und zwingst auch Den, der Manches kennt,
Von dir die Blicke wegzuwenden.
Das Haus ist totenstill . . . und flennt.
— — — — — — — — — —

Magst keine Mätzchen, keine Schlager.
Ein Menschenmeister wandelt hier.
Bist ein Gestalter und ein Sager —
Dein Schuster war der König Lear.

Es ist ein Stück von unsrem Leben.
Ich fühl's, im innersten gepackt.
Die großen Italiener geben
Nicht mehr als du in diesem Akt.

Alfred Kerr.

*) Diese feine und einprägsame Theaterkritik eines Berliner Schriftstellers, die schon vielfach zitiert wurde, verdient auch hier ihren Platz.

Schlafwandler.*)

Von **August Strindberg.**

Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben im Schlaf gehen; weckt man sie, werden sie böse, drehen sich um und schlafen wieder ein. Sie leben wie Pflanzen und schlafen wie Pflanzen.

Um einen Versuch zu machen, will ich das Wort lügen gegen dichten austauschen; vielleicht ist die Gleichung auf diese schönere Art leichter zu lösen.

Sie haben sich eine Art Weltanschauung gedichtet, wie sie eine Libelle haben könnte; in Sonne und Luft schwebend, aber in einem Sumpf geboren, fliegen sie stoßweise dahin, bleiben niemals sitzen, halten aber zuweilen still, während sich die Flügel bewegen, vielleicht back gebraßt, da der Flug nicht vorwärtskommt; dann rücken sie wieder vor, halten wieder still. Sie suchen beständig etwas; das ist jedoch nicht Raub, vielleicht ein Vergnügen, eine Kleinigkeit, nichts. Unbeständig, ohne ein fernes Ziel, zufrieden nur, wenn die Sonne scheint; kommt aber eine Wolke und sprüht Regen, dann verbergen sie sich und hocken unter Blättern; die Lebenslust ist fort, alles wird dunkel, und wenn die Sonne untergeht, so sterben sie.

Sie stellen keine anderen Forderungen ans Leben als Speise und Trank und Vergnügen, denn »morgen werden wir sterben«. Schuld können sie nicht empfinden, denn alles Moralische ist ihnen gleichgültig wie der Fliege. Sie verstehen nicht, wenn sie Unrecht tun, und immer schieben sie die Schuld auf einen andern. Sie dichten sich einen Charakter an, der hell und freundlich erscheinen soll; aber im Innersten sind sie schwermütig; das zeigt sich, wenn sie allein sind, dann denken sie immer an Selbstmord.

Zuweilen, wenn es ihnen sehr gut geht, gebrauchen sie das Wort: der gute Gott. Geht es ihnen

*) Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.

schlecht, werden sie böse und glauben an böse Mächte, verstehen aber nicht Hilfe bei dem guten Gott zu suchen.

Alles, was sie wünschen, dichten sie in Wirklichkeit um; alles, was sie wollen, wird Wahrheit; alles, was unbequem oder unangenehm ist, ist nicht wahr. Sie können sich eine ganze Lebensgeschichte andichten; daß sie von Karl dem Großen oder August von Sachsen abstammen. Ich weiß von einer, die sich einbildete, sie sei Russin, obwohl sie Finländerin war; schließlich stammte sie von Matthias Corvinus, der polnisch gewesen sein soll. Ich kann nicht sagen, daß sie log, denn sie glaubte daran; hielt es für wahr, obgleich sie es gedichtet hatte.

Eine solche Dichterin über eine Tatsache aufklären, ist unmöglich, falls diese Tatsache im Geringsten unangenehm ist. Ihr eine richtige Ansicht über einen Tatbestand beibringen, ist ebenso unmöglich, falls nicht Leidenschaft oder Interesse zufällig dieselbe Richtung einschlagen.

Wenn einer von ihrem Hofkreis einen Bubenstreich begangen hat, so leugnet sie zuerst die Tatsache: »Es ist unmöglich!« Wenn es keine Hilfe mehr gibt, verteidigt sie ihn. »Er ist im Grunde ein guter Mensch, und ihr seid nicht ein Bischen besser!« Es endet damit, daß wir alle Schurken sind und dort sitzen müßten, wo er sitzt.

Sie ist dreißig Jahre alt, hat ein Kind, aber sie dichtet sich jung, spricht von ihrer Jugend; oft ist die allerdings geplündert vom Mann, der nichts zu plündern fand, als sie vierundzwanzig war.

Sie kann sogar noch jungfräulich sein, obgleich sie ein Kind bekommen hat; ja, sie weiß nicht, wie das Kind entstanden ist . . .

Sie vergißt eine vergangene Tatsache, die reichsbekannt ist; aber die hat sie ausgestrichen, die hat nie existiert, die ist ganz einfach Lüge oder weniger als Lüge.

Sie beschäftigt sich immer mit den Schicksalen

der Menschen; schlagen die Gekränkten aber zurück, so beklagt sie sich über deren Bosheit und Rachgier. Sie selber kann nicht dahinter kommen, daß sie unrecht getan hat.

Einmal weckte er sie, indem er das rechte Wort für ihren Charakter und ihr Betragen benutzte. Da erwachte sie, flog aus dem Zimmer wie ein wilder Vogel, ging davon. Er ließ sie gehen.

Sie dachte, er werde ihr nachkommen; das tat er aber nicht. Da kam sie selber, aber nicht wie eine Flehende, sondern wie eine Königin, um die Huldigung entgegen zu nehmen. Die Huldigung blieb aus. Da verlor sie den Verstand zwei Tage lang.

Er erbarmte sich über sie. Aber sie konnte nur wieder aufgerichtet werden, wenn er sich ihr reuevoll wieder näherte. Es war ein großes Opfer, aber er brachte es um des Kindes willen. Da bekam sie »ihren Verstand« wieder und verzieh ihm, nachdem sie die Bedingungen diktiert hatte: Er solle nett sein; das heißt, sie gewähren lassen, wie sie wollte; und er sollte nicht harte Worte gebrauchen.

Harte Worte fürchtete sie am meisten von allem, denn die weckten sie. Die wirkten wie Dynamit auf ihr versteinertes Herz und Gefühl. Und was sie »den Verstand verlieren« nannte, war gleichbedeutend mit: den Verstand wieder bekommen, zum Bewußtsein erwachen, sich im Spiegel sehen, sich selber erkennen.

Ihr Ich glich einem Ballon aus Seide, der beim geringsten Riß zu Boden fallen konnte. Daher ihre Furcht vor Ecken und Spitzen.

Sie liebte das Feine. Das bedeutete: laß mich gewähren, widersprich mir nicht, sonst zerstörst du mein Netz aus Spinngewebe, mit dem ich dich gefangen halte.

Dann schlief sie wieder ein, begann ihre Vorstellungen von ihrer Jungfräulichkeit, der geplünderten Jugend, der Geberin, die ihm alles gegeben (wo nichts zu geben war); der Gläubigerin, der ein-

gesperrten Sklavin (die frei ging und kam); dem unterdrückten Weib, das keine eigene Meinung haben durfte, dem er die Lebensfreude geraubt hatte.

Jedes fünfte Jahr weckte er sie mit einer Dynamitpatrone. Dann aber schlief sie wieder ein. Und dann begann sie wieder aus demselben Sprachvorrat zu fabulieren. Dreißig Jahre lang dichtete sie ihren Charakter, ihre Lebensgeschichte, ihre Ansichten, ihren Geschmack, ihre Religion. Da war sie fünfzig geworden, hatte Hauer im Mund, Muskeln und Fett in Uberfluß, graues aber gefärbtes Haar, das nach Talg roch. Sie war alt, und wußte es nicht.

Sieh meine Zähne, sagte sie. Ich habe noch alle. (Aber einer war künstlich, mindestens einer.)

Sie ging mit bloßen Armen auf die Hochzeit ihrer Tochter und machte selber den jungen Herren den Hof. Zeigte ihr schönes Haar, das jetzt weiß war unter dem Schönheitsmittel.

Bald darauf starb der Mann; ermordet, kann man sagen. Da fiel sie zusammen und ward ein altes Weib. Es war des Mannes »Lebensprana«, von dem sie gelebt hatte, ohne es zu wissen; und es war, als nehme er, der im Grabe lag, sein Eigentum zurück, um die Auflösung aufzuhalten.

Jetzt ist sie fünfundfünfzig, kokettiert aber noch immer (zeigt Zähne und Haar). Sie ist noch nicht erwacht, und scheint nicht eher erwachen zu können als im Tode.

Zuweilen, wenn sie traurig ist, besucht sie mich zur Mittagszeit, bleibt eine Stunde und lügt mir vor; dichtet, hatte ich zu sagen versprochen.

Sie spricht meistens davon, wie undankbar die Welt gegen sie sei, die einem schlechten Mann eine gute Gattin gewesen, eine vortreffliche Mutter, wohlgesinnt, aufopfernd, besonders gegen den, der »ihre Jugend geplündert«.

Balzac hat den Typus in »L'art d'être martyre (Petites misères de la vie conjugale)« geschildert, trotzdem er nicht verheiratet war.

Was ist denn das für ein menschenähnliches Wesen, von dem der Mann nach einem Zusammenleben von dreißig Jahren sagen konnte: »Da ist nicht ein menschlicher Zug zu finden!« Wenn sie Teilnahme zeigt, geschieht es, um etwas zu gewinnen; weint sie, will sie ein Kleid oder einen Ring haben; lacht sie, so benutzt sie die Gelegenheit, um die Zähne zu zeigen; ist sie wirklich einmal zugänglich für eine tatsächliche Auskunft, ist es aus Falschheit und Schöntuerei. Sie versöhnt sich nur, wenn man Besuch erwartet; sie liebt nur ihre Kinder, weil sie die Aussicht auf ein heiteres Alter hat, in dem sie nicht allein zu sein braucht; vom Mann wollte sie sich nicht scheiden lassen, weil sie eine Wohnung haben mußte, in der sie empfangen konnte; und sie hätte ihn längst gemordet, wenn sie nicht gefürchtet, die Pension zu verlieren.

Nichts war bei ihr ganz wirklich. Ihre Ergebenheit glich Ergebenheit, ihre Freude erinnerte an Freude, war aber böse; ihre Trauer besaß eine entfernte Ähnlichkeit mit Schmerz. Es waren nur Gleichnisse.

Sie verstand nie, was er meinte, sondern faßte es auf ihre verkehrte Art, nach ihrem Interesse. Ich verstand nie, was sie sagte, denn sie muß Antiphrase benutzt, das Gegenteil von dem gesagt haben, was sie dachte. Sie gebrauchte niemals die reinen einfachen Worte ja und nein; sie wich ihnen aus wie einer Falle, denn sie glich dem Tier eines Jagdgrundes, das überall Fallen sieht. Sie selber aber knüpfte Schlingen mit Worten. Sie verwandelte einen freien Vorschlag in ein festes Versprechen, sie stahl Blicke als Beifall, verwandelte ein Nicken in einen Revers; bot ihre Dienste an, um später die Rechnung senden zu dürfen.

Der Mann sagte einmal: Wenn mich, ihren Gatten, nach dreißig Jahren jemand fragt, mit wem ich verheiratet gewesen bin, kann ich nur antworten: das weiß ich nicht! Ich habe dieses Weib nie ge-

kannt! Wenn ich manchmal nachts erwachte, mußte ich nachdenken, wen ich neben mir habe. Wenn sie schlief, existierte sie nicht! Aber ich war an sie gebunden; sie wuchs auf mir, nahm ihr »Prana« aus mir. Ich muß ihr einige Eingeweide von mir gegeben haben; wenn sie fortging, schmerzte es in mir, ich konnte nicht atmen oder verdauen, ehe sie nicht mit meinen Eingeweiden zurückkam. Sie gebrauchte wohl einen Spiegel, aber nur für das Äußere; und wenn ich zuweilen den anderen Spiegel vor ihr Inneres hielt, entsetzte sie sich; ihr Gesicht bekam Krämpfe wie das des Fuchses, wenn der Jäger ihn überrascht. Sie verdrehte die Augen, verwandelte ihre Züge, daß sich eine ganze Reihe Gesichter nacheinander zeigten; und statt ihrer Blicke sah ich die eines Dämonen oder eines Tieres.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich habe eben in einer theosophischen Zeitschrift gelesen, daß sich Tierdevas, Tierseelen, in den Körpern der Menschen inkarnieren können, sich durch Schönheit und natürlichen Reiz auszeichnen, wie die meisten Tiere. Ich fand die Theorie unheimlich und glaubte nicht daran, um nicht die Menschheit zu entehren. Jetzt aber erinnere ich mich, wie ich auf einer Reise die Gesellschaft eines Hundes erdulden mußte. Ich freute mich, ein lebendes Wesen bei mir zu haben, fütterte ihn und ließ ihn in meinem warmen Zimmer schlafen. Es war ein scheinbar gutmütiger Hühnerhund, naiv, zynisch, natürlich. Er nahm sein Essen, aber dankte nicht; ließ es sich schmecken, aber freute sich nicht; er duldete mich, liebte mich aber nicht. Wenn ich seinen Kopf nahm, sah er zur Seite; und wenn sich dann die Pupillen nach außen drehten, zeigte sich nur das Weiße, das jedoch böse blinde Blicke aussandte. Eines Abends, als ich im Bett lag und las, begann der Hund mir eine beunruhigende Aufmerksamkeit zu zeigen; als ich ihn abwies, änderte er plötzlich seinen Charakter; nahm Formen wie ein Mensch an, machte Gebärden und Bewegungen, so daß ich vor Schreck

außer mir geriet. Ein Kampf entstand, und ich mußte das Tier mit meinem Revolver töten, es zum Fenster hinauswerfen. Seine letzten Blicke waren nicht die eines Tieres, so viel will ich sagen.

Ich habe im Jardin des Plantes zu Paris mit Tieren »Bekanntschaft geschlossen« während meiner täglichen Besuche im Lauf eines Jahres. Der Grisly-Bär von Nordamerika, eines der stärksten und wildesten Tiere, die es gibt, lernte mich auf eine Art kennen, die ich erfand. Ich allein gab ihm nämlich Kirschen, während andere ihm nur Brotrinden gaben. Er setzte sich auf den Hintern und sperrte das Maul auf, wenn ich kam; ich konnte ihn aus seiner Höhle locken. Er wollte mir aber nie in die Augen sehen, sondern schloß seine, wenn er das Maul aufsperrte. Ich aber hatte Geduld und kam täglich wieder mit meinen Kirschen. Schließlich wollte er wohl sehen, wer ihm das höchste Gut in seiner Gefangenschaft gab; vielleicht eine Jugenderinnerung an die großen Berge im Westen weckte, wo er in Freiheit und Bergluft rote Beeren gepflückt hatte. Er versuchte zu mir hinaufzusehen; machte aber gleich darauf eine Miene, als habe er sein Geheimnis verraten. Und er wurde auf sich selber böse wegen dieser Schwäche, nicht auf mich. Er muß es aber gleich darauf bereut haben und beschloß, zu zeigen, wer er sei. Er setzte sich mit dem Rücken gegen die Gefängnismauer, wie ein König auf seinen Thron, machte eine Gebärde mit den Armen, als wolle er sich in seinen Krönungsmantel hüllen; aber er sah mich nicht an, sondern zeigte sich und sein Geheimnis. Das war kein Tier mehr; das Skelett machte menschliche Bewegungen unter dem verkleideten Pelz. Es war ein Tierdeva, ein König der Berge, eine Metempsychose, vielleicht eine frühere menschliche Inkarnation in einen Tierkörper.

Die Neger sagen, daß die Affen sprechen können; daß sie das aber geheimhalten, denn sonst würden sie arbeiten müssen, und arbeiten ist die Hölle für

einen Neger. Daran habe ich nicht eher geglaubt, als bis ich ein Buch las, das die Leiter des Jardin des Plantes, Forscher von Linnés und Buffons großen Zeiten, herausgegeben haben. In diesem Buch, das ich bei einem Schiffbruch auf festem Land verloren, standen lange, geduldige Betrachtungen über die Affen. Ich erinnere mich dunkel, wie sich einer der Gelehrten im Affenhause verborgen hatte, um die Affen bei ihren Geheimnissen zu überraschen. Ein Weibchen hatte eben ein Junges bekommen. Nun wurde zuerst der offenkundige Vater hereingelassen. Er wurde ziemlich kühl und überlegen von der stolzen Mutter empfangen. Der verborgene Gelehrte sah, daß sich die Gatten erst umsahen, ob jemand sie beobachte. Als sie merkten, daß sie allein seien, begannen sie »einander in den Mund zu sprechen«. Das ist eine sonderbare Art, die nur Schauspieler kennen, und die wahrscheinlich in einer improvisierten triebhaften Labialmethode besteht. Es waren keine artikulierten Laute, sondern die Bewegungen der Lippen wurden von sprechenden Blicken begleitet. Dem Vater wurde erlaubt, den Neugeborenen zu liebkosen; er mußte aber vorsichtig dabei sein. Darauf wurden Verwandte und Freunde in die Wochenstube gelassen. Ein lautloses Schnattern, Komplimentieren, Bewundern entstand. Niemand aber durfte den Neugeborenen anrühren: wollte es doch einer, wurden die Zähne gezeigt, die zur Labialsprache gehören und nicht mißzuverstehen sind.

Meine eigenen Beobachtungen, die ich später als Epigone machte, veranlaßten mich zu dem Glauben, hier seien Geheimnisse vorhanden. Mit Teilnahme und Freundlichkeit hatte ich mit einem alten Orang Bekanntschaft geschlossen, der ja noch am meisten von allen Vierfüßlern den Menschen ähnlich ist. Es war das Gesicht und die Blicke eines eingetrockneten Greises. Etwas sehr Trauriges, nicht über die Gefangenschaft, denn er kannte nichts anderes, sondern aus Schmerz, daß er solch ein Vieh war. Er

schien sich an etwas erinnern zu wollen, konnte es aber nicht; und das quälte ihn. Vielleicht suchte er ein verlorenes Selbstbewußtsein wiederzufinden oder wollte sich aus einer Art quälenden Schlafes wecken. Ich habe diesen Ausdruck einmal in einem Irrenhaus gesehen, wo Menschen leben, welche die Erinnerung an sich selber verloren haben.

Gibt es einen anderen Beleg für die Annahme der Seelenwanderung, als die Theosophen uns jetzt aus der indischen Philosophie geben, die uns ja, streng genommen, nichts angehen dürfte? Ja, der göttliche Plato, dessen Weisheit auch von den christlichen Kirchenvätern als ein Vorchristentum oder offenbarte Philosophie angesehen wurde, hat ausführlich das wichtige Problem von dem früheren Dasein und der Seelenwanderung behandelt.

Im »Timaios« sagt er ohne Umschweife: seitdem die Männer enstanden, sind einige feige und unlauter geworden; die wurden bei der zweiten Geburt wahrscheinlich in Frauen verwandelt. Zur selben Zeit schufen die Götter die Liebe; von der Flüssigkeit des Lebens drang ein Teil vom Kopf hinunter durch das Rückgrat als Mark. »Dieses Mark ist beseelt« und weckt lebengebende Begierde. Darum sind die Organe der Liebe ungehorsam und eigenmächtig. In der Gebärmutter steckt ein »nach gebären verlangendes Wesen«, dem übel zu Mut wird, wenn es eine lange Zeit ohne Frucht bleibt. Es hemmt das Atmen, ruft Beklemmungen hervor und viele Krankheiten, muß deshalb befriedigt werden.

Aber wohlgemerkt: Der Trieb, Kinder zu gebären, soll befriedigt werden, nicht der andere Trieb (Astartetrieb), denn der kann nicht befriedigt werden, der ist unersättlich. Und der Trieb zur Leibesfrucht erzeugt das Bedürfnis nach einer Behausung, in der das Kind geboren wird, und verlangt einen Mann, der Essen schafft und das Haus beschützt! Das ist die heilige Ehe!

Bei der zweiten Geburt (Reinkarnation) wurden

einige zu Vögeln. Das sind leichtsinnige, aber nicht schlechte Männer gewesen, »die in ihrer Einfalt glaubten, die Erklärung überirdischer Dinge geschehe am sichersten durch die Beobachtungen des Auges« (Positivisten, Materialisten und ihresgleichen).

Die vierfüßigen Tiere entstanden aus solchen Menschen, die sich nicht mit Weisheit und Tugend befaßten, sondern mit der Nase auf der Erde herumkrochen.

Die Fische sind die unvernünftigsten und unwissendsten Menschen gewesen; darum dürfen sie nicht reine Luft atmen, sondern müssen schmutziges Wasser schlürfen.

Und so weiter.

Weise Männer aller Völker haben an eine zweite Geburt geglaubt, und das Christentum selber bezieht sich darauf wie auf eine axiomatische Tatsache. Priester und Leviten fragten ja, ob Johannes Elias sei; und Christus wurde oft für einen von den gewaltigen Propheten des Herrn gehalten, der sich wieder verkörpert habe. Wir Christen hätten Grund, dieses Axiom als christlich aufzunehmen, ohne darüber zu raisonieren. Dann würden wir aufhören, uns gegen ein mitleidloses, unerklärliches Schicksal zu empören; wir würden Welten hinter dem Grabe sehen, aber auch vor der Wiege. Wir würden das Leben als einen lehrreichen Traum hinnehmen, auf unsere Sorgen pusten, ohne sie fort zu blasen; ergeben unsere Seele und unser Leben in die Hand Gottes des Allmächtigen befehlen, denn er wird alles wohl machen. Und zwar ohne über die Rätsel zu grübeln, die wir nicht wissen dürfen, aber ahnen können.

— — — — — — — — — — — — — —

Nach einer langen Abschweifung komme ich jetzt zurück auf die Sache, die das Wesentliche war: Schlafwandler, die nicht zum Selbstbewußtsein erwachen können. Ich habe dieses Mal das häßliche Wort lügen vermieden und als Erklärung das Wort dichten eingesetzt. Sich selber belügen, hieße ja nie-

mals zur Wahrheit kommen; nie erfahren, wie sich etwas in Wirklichkeit verhält. Ich nehme an, der Wirklichkeit fehlt eigentlich volle Realität; sie ist eine Spiegelung, die durch eine rauhe materielle Fläche entstellt ist. Wie kann sie da erreichbar für die Auffassung sein, besonders eines unfixierten Wesens, das vielleicht aus Äthervibrationen zusammengesetzt ist, oder geschaffen ist wie eine Glasscheibe, die sowohl spiegelt wie die Strahlen durchläßt. Die Wirklichkeit wird ja von einem durchsichtigen Gegenstand nur zum Teil widergespiegelt; wer aber dahintersteht, sieht überhaupt keine Spiegelung; mit anderen Worten, es entsteht Totalreflexion, die zuweilen die Gegenstände unsichtbar macht.

Diese Schlafwandler, wie ich sie genannt habe, würden also andere Augen als wir besitzen, ein anderes Wesen als wir; deshalb könnten sie weder ein Bild auffassen, noch weniger sich selber sehen. Das käme entweder von einer feineren Konstitution, die keine Verbindung mit dem Materiellen eingehen kann, weil es außerhalb ihrer Sphäre liegt; oder von einem nicht entwickelten Auffassungsvermögen bei der materiellen Unterlage der seelischen Existenz.

Sollten sie denn höhere Wesen sein, und wäre meine erste Hypothese unrichtig? Nein, die der Pflanze gleichen, die lebt, atmet, sich ernährt, sich fortpflanzt, immer schlafend, ohne etwas wahrzunehmen, die können keine höhere Form des Daseins sein. Schön ist die Hyazinthe, vollendet, wenn man sie anschaut; lieblich ist ihr Duft beim Einatmen; vielleicht nimmt sie etwas wahr, das Schmerz oder Freude gleicht; aber ohne Vernunft, ohne Selbstbewußtsein, freien Willen kann ja kein Seelenleben entstehen; und ohne Seele sein, ist ja beinahe tot sein, wenigstens für uns lebendige Menschen.

Hier stocke ich, einsehend, daß das Problem ohne Sinn und deshalb unlösbar ist; während eine schöne Tatsache bestehen bleibt, die Freude und Duft verbreitet, unwillkürlich wie die Blume, die man nur

küssen kann, mit der man aber nicht sprechen kann; die man pflegt, umpflanzt; der man Sonne und Luft gibt.

Ich habe mit gutem Willen das Wort lügen mit dichten übersetzt, und ich bin damit dem großen Geheimnis ein wenig näher auf die Spur gekommen. Lügen soll Schwäche in Willen und Verstand andeuten; Schwäche ist hier wohl vorhanden; darum heißt es auch so richtig: Das schwache Geschlecht.

* * *

Tagebuch.*)

Die männliche Überlegenheit im Liebeshandel ist ein armseliger Vorteil, durch den man nichts gewinnt und nur der weiblichen Natur Gewalt antut. Man sollte sich von jeder Frau in die Geheimnisse des Geschlechtslebens einführen lassen.

*

Nur ein Mann sollte sich unglückliche Liebe zu Herzen nehmen. Eine Frau sieht dabei so schlecht aus, daß ihr Unglück in der Liebe begreiflich wird.

*

An allen Geschäften des Lebens ist das Weib mit seinem Geschlecht beteiligt. Zuweilen selbst an der Liebe.

*

Die Ehre ist der Wurmfortsatz im seelischen Organismus. Ihre Funktion ist unbekannt, aber sie kann Entzündungen bewirken. Man soll sie getrost den Leuten abschneiden, die dazu inklinieren, sich beleidigt zu fühlen.

*

Eine gute volkstümliche Redensart spricht davon, daß einer »sich einen Kren gibt«. Die Würde

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

macht den Mann schmackhaft, wie der Kren den Schinken.

*

Der Aphorismus deckt sich nie mit der Wahrheit; er ist entweder eine halbe Wahrheit oder anderthalb.

*

Ein guter Stilist muß bei der Arbeit die Lust eines Narzissus empfinden. Er muß sein Werk so objektivieren können, daß er sich bei einem Neidgefühl ertappt und erst durch Erinnerung daraufkommt, daß er selbst der Schöpfer sei. Kurzum, er muß jene höchste Objektivität bewähren, die die Welt Eitelkeit nennt.

*

Geistige Arbeit gleicht so sehr dem Akt der Wollust, daß man darin unwillkürlich auch der Konvention des Geschlechtslebens gehorcht. Man ist diskret, und wenn eine Frau zu Besuch kommt, während man bei der Arbeit ist, läßt man sie nicht eintreten, um eine peinliche Begegnung zu vermeiden. Der Philister ist mit einer Frau beschäftigt, der Künstler huldigt einem Werk.

*

Die Sprache ist das Material des literarischen Künstlers; aber sie gehört ihm nicht allein, während die Farbe doch ausschließlich dem Maler gehört. Darum müßte den Menschen das Sprechen verboten werden. Die Zeichensprache reicht für die Gedanken, die sie einander mitzuteilen haben, ganz und gar aus. Ist es erlaubt, uns ununterbrochen mit Ölfarben die Kleider zu beschmieren?

*

Daß einer sich der Sprache bedient, um zu sagen, daß ein Minister unfähig ist, macht ihn noch nicht zum Schriftsteller.

*

Ungewöhnliche Worte zu gebrauchen, ist eine literarische Unart. Man soll dem Publikum bloß gedankliche Schwierigkeiten in den Weg legen.

*

Witzigkeit ist manchmal Witzarmut, die ohne Hemmung sprudelt.

*

Je größer der Stiefel, desto größer der Absatz.

*

Das Merkmal eines schlechten Zeichners ist die Aussichtslosigkeit, daß eine Figur, die er in einem bestimmten Moment mit offenem Munde darstellt, diesen je wieder zumachen wird.

*

Eine merkwürdige Art Mensch ist der Beamte eines magistratischen Bezirksamtes. Erledige ich eine Angelegenheit schriftlich, so lädt er mich vor. Komme ich das andere Mal gleich selbst, so fordert er mich auf, eine Eingabe zu machen. Ich muß rein auf die Vermutung kommen, daß er das eine Mal mich kennen lernen und das andere Mal ein Autogramm von mir haben will.

*

Ich kenne eine Bureaukratie, die weniger auf Eingebungen als auf Eingaben hält.

*

Jeder Wiener ist eine Sehenswürdigkeit, jeder Berliner ein Verkehrsmittel.

*

Ein Polizist nimmt es meistens übel, wenn man ihn in eine Amtshandlung einmengt.

*

Die Funktion der Milz muß ähnlich sein wie die der Notare im Staate: notwendig, aber überflüssig.

*

Am Chauvinismus ist nicht so sehr der Haß gegen die fremden Nationen als die Liebe zur eigenen unsympathisch.

*

Die Vorstellung, daß ein Kunstwerk Nahrung sei für den philiströsen Appetit, schreckt mich aus dem Schlafe. Vom Bürger verdaut zu werden, verschmähe ich. Aber ihm im Magen liegen zu bleiben, ist auch nicht verlockend. Darum ist es vielleicht am besten, sich ihm überhaupt nicht zu servieren.

*

Warum tadeln mich so viele? Weil sie mich loben und ich sie trotzdem tadle.

*

Die Moral ist ein so populäres Ding, daß man sie predigen kann. Aber der Unmoralprediger vergreift sich am Idealen.

*

Die Familie ist das, was unter allen Umständen überwunden werden muß. Familiengefühle zieht man nur bei besonderen Gelegenheiten an. Man liebe seine Verwandten, wenn sie etwas angestellt haben. Aber mit anständigen Leuten zu verkehren, wenn sie verwandt sind, ist kompromittierend.

*

Das Familienleben qualifiziert sich als Eingriff in das Privatleben.

*

Jede Erkenntnis sollte so erschütternd sein, wie die eines Bauern, der eines Tages erfährt, daß ein kaiserlicher Rat und ein Hoflieferant dem Kaiser nichts zu raten und dem Hof nichts zu liefern haben. Er wird mißtrauisch.

*

Was einen foltert, sind verlorene Möglichkeiten. Einer Unmöglichkeit sicher zu sein, ist eine wahre Wohltat.

*

Zu allem lasse man sich Zeit; nur nicht zu den ewigen Dingen.

*

So lange es innere Deckung gibt, können einem die Verluste des äußeren Lebens nichts anhaben.

*

Aus Lebensüberdruß zum Denken greifen: ein Selbstmord, durch den man sich das Leben gibt.

Karl Kraus.

* * *

Weihnacht.

Als ich am Weihnachtsabend mit einem Freunde reiste, um der Stimmung zu entgehen, zu der uns die Stimmung fehlte, erkannte ich, wie merkwürdig sich das Bild der Welt gestaltet hat, seitdem ihr jene vorgeschrieben ist. Drei Handlungsreisende, die in der dritten Wagenklasse nicht mehr Platz gefunden hatten, drangen in unser Coupé ein und begannen sofort von Geschäften zu sprechen. Sie sprachen aber in einem Ton, der etwa den Ernst jenes Lebens offenbarte, aus dem die Jargonschauspieler ihren Humor schöpfen. Wir andern räumten das Feld, und nachdem wir eine Weile von außen einem Kartenspiel hatten zusehen müssen, bekamen wir Plätze in der ersten Klasse zugewiesen. Dort sann ich über die tiefere Bedeutung dieses Abenteuers in dieser Nacht: Wer als Atheist den Zug bestiegen hat, wird ihn als guter Christ verlassen. Ihm, nur ihm wurden solch heilige drei Könige gesendet... So hätten auch wir unsere Weihnacht erlebt, wenn nicht die

Stimmung, der wir uns also ergeben mußten, durch eben jene wieder gestört worden wäre. Denn sie drangen nun auch in die erste Klasse und verlangten Genugtuung, weil sie vermuten zu können glaubten, daß wir uns über ihr morgenländisches Betragen beim Kondukteur beschwert hätten. Sie sagten stolz, sie seien Kaufleute. Wir aber beugten uns jetzt vor der Übermacht der Religion, für die sie reisten ... Wer vermöchte sich ihr zu entziehen? Sie drang aus der dritten empor in die zweite Klasse und sie übt Vergeltung bis in die erste Klasse. Im Diesseits und im Jenseits gewinnt sie um geringern Lohn den bessern Platz. Sie läßt das Leben nicht zur Ruhe kommen und in der Kunst erreicht sie es mühelos, daß man ihr die bequeme Geltung einräumt. Sie ist da, und man flüchtet auf den Korridor. Zieht man sich dann aber in die Unsterblichkeit zurück, so verschafft sie sich auch dort Einlaß. Sie ist da und dort. Vor der Allgewalt des Geschäftsreisenden gibt es in der Welt des heiligen Geistes kein Entrinnen.

Karl Kraus.

Glossen.

In einem Sexualprozeß hat das Wiener Landesgericht (Vorsitzender Herr Engelbrecht) wichtige Aufklärungen empfangen. Ein Gerichtspsychiater trat vor und sagte, daß »im menschlichen Leben zwei Triebe eine hervorragende Rolle spielen: der Erhaltungs- und der Geschlechtstrieb. Letzterer, dessen Grenze sehr schwer zu bestimmen ist, kann eine solche Stärke erreichen, daß das Individuum ihm gegenüber nicht Widerstand zu leisten vermag, mit Ausnahme weniger Menschen von besonders hervorragender Willensstärke ...« Der Senat, der aus eben diesen paar

Menschen bestand, zog sich unter dem Eindrucke des Gutachtens zur Beratung zurück, und wiewohl er Grund hatte, sich geschmeichelt zu fühlen, konnte er doch nicht umhin, den homosexuellen Angeklagten dafür verantwortlich zu machen, daß es im Leben so häßlich eingerichtet ist. Die Sexualität dieses Angeklagten war an den Tag gekommen, als er dem Gerichte den Dienst erwies, ihm einen Menschen, der ihn hatte ermorden wollen, auszuliefern. Die Gerichtspsychiater hatten, belehrt von den politischen Ereignissen der letzten Zeit, ausdrücklich die Meinung bekundet, daß selbst die Strafdrohung nicht imstande sei, so veranlagte Menschen in eine andere Geschlechtsrichtung zu führen, und es kam zur Sprache, daß nicht einmal die Untersuchungshaft den Angeklagten auf andere Gedanken gebracht habe. Zum ersten Mal hatten Gerichtspsychiater die Unwiderstehlichkeit des sexuellen Zwanges behauptet. Nützte nichts. Es gibt bloß einen unwiderstehlichen Zwang: dem Gesetze zu gehorchen, und die Natur wird mit ihren Ansprüchen auf den Zivilrechtsweg verwiesen. Als strafmildernd komme wohl die Veranlagung des Angeklagten in Betracht, dagegen wieder als straferschwerend die Wiederholung der Tat. Er konnte nichts dafür, daß er es einmal tat, aber da er es öfter tat, hat er das Delikt der Willensschwäche begangen. Immerhin haben auch die ältesten Richter des Wiener Landesgerichtes bei dieser Gelegenheit erfahren, daß im menschlichen Leben zwei Triebe eine hervorragende Rolle spielen, der Erhaltungstrieb und der Geschlechtstrieb . . . Der erste war ihnen bereits bekannt.

* * *

Wien:

»Am 8. d. M. gegen 7 Uhr abends fand in der Kärntnerstraße eine sittenpolizeiliche Streifung statt, bei der acht junge Mädchen als »verdächtig« arretiert wurden. Unter den beanstandeten Mädchen befand sich die 19jährige Viktoria Aloisia D., die gestern dem Bezirksgerichte Josefstadt (Bezirksrichter Dr. Kesseldorfer) vorgeführt wurde, um sich wegen unbefugter Ausübung der Prostitution zu verantworten. Als die Angeklagte, ein sehr hübsches Mädchen, auf dem Wege in den Verhandlungssaal ihren als Zeugen erschienenen Vater sah, rief sie ihm lachend zu: Guten Morgen, Vater! Den Gruß erwiderte der Vater mit den Worten: Verflucht seist du dein ganzes Leben, elender Hund! Auf den Vorhalt der Anklage erklärte die Beschuldigte, daß sie derzeit einen soliden Lebenswandel führe und ihren Lebensunterhalt auf

ehrliche Weise bestreite. — Richter: Wovon leben Sie? — Angekl.: Ich arbeite für ein Stickereigeschäft etwas und dann habe ich einen Freund, einen fünfzigjährigen Bahnbeamten, der mir alles gibt, was ich brauche. Der Polizeiagent hat mich in der Kärntnerstraße nur arretiert, weil ich, wie er sagte, auffallend gekleidet sei. — Der Vater der Beschuldigten erklärte, daß seine Tochter vor drei Jahren aus dem Elternhause entwichen sei. — Angekl.: Ich bin vor zwei Jahren vom Hause weggegangen, weil mein Vater zum zweitenmal heiratete, jetzt brauche ich niemanden mehr, da ich einen Freund habe. — Richter: Was für ein Lebenswandel ist dies? Als neunzehnjähriges Mädchen sollten Sie so viel Ehrgefühl noch haben, daß Sie sich nicht einfach aushalten lassen. Angekl.: Warum soll ich einen Freund, der von mir nichts verlangt, zurückstoßen? Ich finde dabei nichts Unanständiges. — Richter: Und ich erlaube es mir Ihnen öffentlich zu sagen, daß dies unanständig ist. — Der Polizeiagent Powolny erklärte als Zeuge, daß er die Angeklagte, die polizeilich wegen liederlichen Lebenswandels vorbestraft ist, nur arretierte, weil sie durch ihre auffallende Kleidung (karrierte Schoß und schwarze Samtjacke mit weißem Pelzkragen) verdächtig erschien. — Richter (zur Angeklagten): Gehen Sie halt nicht in so auffallender Kleidung in der Kärntnerstraße spazieren! Sie sehen, wohin das führt! — Der Richter sprach schließlich die Angeklagte mangels eines strafbaren Tatbestandes frei. Der Vater redete nun der Tochter zu, einer ordentlichen Arbeit nachzugehen, worauf letztere erwiderte: Was will man denn von mir; ich arbeite ja und dann habe ich einen anständigen Freund. — Richter: Bei einer solchen Moral ist wohl jede Mühe verloren!«

Messina!

* * *

Ein erschütternder Herzensschrei dringt aus der Redaktion der ‚Arbeiter-Zeitung'. Er war als Neujahrsgruß an den Leser gedacht und verdient als ein ehrliches Bekenntnis der journalistischen Unehrlichkeit gehört zu werden:

Du! Das ganze Jahr denken wir an dich, in jeder Nacht ist von dir die Rede! Wenn wir im besten Zuge sind und die Dinge denken und schreiben, die uns am Herzen liegen, fährt gewiß irgend ein grausamer Kollege in unsere besten Gedanken und brummt: »Ja, das interessiert Sie, aber nicht ihn!« Dieser andere, das bist du, der sogenannte liebe Leser. Du schwebst unsichtbar und doch absolut beherrschend in allen Redaktionszimmern; deinetwegen strengen wir uns ununterbrochen an, verständlich und allwissend und unterhaltend zu sein. Will einer von uns einmal ein Problem vom Grund aus lösen, sei es die Frage der Geschäftsordnungsreform oder die Ermordung des Malers Steinheil oder die Überschätzung Friedrich Hebbels oder die Revolution in Venezuela, sofort tönt ihm aus irgend einem autoritativen Munde die gebieterische Mahnung entgegen: »Sie glauben wohl, die Zeitung ist nur für Sie da und nicht für die Leser.« Tag und Nacht beherrschst du

uns, du verbindest uns das Maul mitten im besten Dreschen, du zwingst uns zu schreiben und zu reden, wenn wir uns am liebsten still aus deinem Dienst schleichen wollen! Fortwährend sind wir besorgt, daß du uns, um Gottes willen, nicht mißverstehst. Wie oft möchten wir in unseren Aufsätzen (vergleichsweise) wütend auf den Tisch hauen, aber das würde zur Verwilderung deiner Sitten beitragen! Zuweilen wollen wir auch einen Feind, den ausnahmsweise eine bessere Regung überkam (vergleichsweise), freundlich anlächeln, aber du könntest das mißverstehen, es könnte deinem Charakter schaden. Immer und ewig denken wir an dich, nehmen Rücksicht auf dich, wählen die Worte für dich, plagen uns, um dir ein Lächeln oder einen ernsten Gedanken abzuringen. Selbstverständlich denken wir auch heute an dich, den Leser, selbstverständlich sind wir auch heute die ersten, die dir ein Prosit Neujahr! zurufen. Und nun, raff' dich auf, Leser, und — denk' einmal an uns! Vielleicht bist du nur ein Leser und kein Abonnent, vielleicht hast du einen Vetter, der nur ein Leser und kein Abonnent ist!! Jetzt rühr' du dich, einmal im Jahr, und denk' an deine Zeitung. Wir werben das ganze Jahr um dich. Jetzt wirb du einmal für uns! . . .

Nun weiß der Leser für das ganze Jahr, was er von der Selbständigkeit der Meinung und von der Unentwegtheit der Überzeugung, die man ihm servieren wird, zu halten habe. »Fortwährend sind wir besorgt, daß du uns, um Gottes willen, nicht mißverstehst.« Von nun an ist jede Besorgnis überflüssig. Wenn die ‚Arbeiter-Zeitung' einen politischen Gegner beschimpfen wird, so weiß der Leser, daß sie es wider besseres Wissen und wider besseren Willen tut, daß sie ihn ursprünglich anlächeln wollte, aber aus Furcht, Abonnenten zu verlieren, das Gegenteil tun muß. Ein erschütternder Herzensschrei hat uns das verraten. Die korrupten Redakteure der bürgerlichen Meinung bewahrt größere Klugheit davor, ihre Prostitution so öffentlich zu beklagen. Sie markieren ein Freudenleben, während die ‚Arbeiter-Zeitung' das Tagebuch einer Verlorenen schreibt. Wenn sie aber im Jahre 1909 die Frechheit haben sollte, den anderen ihre Lebensführung vorzuwerfen, dann wird man sie rücksichtslos aus dem Bordell hinausjagen müssen, dem sie nicht nur durch ihre Sentimentalität, sondern auch durch ihre Heuchelei zur Schande gereicht.

Als ein drolliges Pendant zu dem Bekenntnis der ‚Arbeiter-Zeitung' mag hier die Stelle wirken, die ich in meinem Artikel »Bekenntnisse« (Oktober 1905) gefunden habe:

». . . Aber habe ich denn nicht oft genug bewiesen, daß mir der Wunsch des Lesers lieber Verbot als Befehl ist? Nicht offen bekannt, daß ich die Abhängigkeit vom Publikum als die schlimmste aller publizistischen Unfreiheiten empfinde, schlimmer als jene, zu der die Gunst

zahlender Finanzinstitute verpflichtet? Ein anderes Recht, als eine Zeitschrift, die ihm mißfällt, nicht zu lesen, kann ich dem Leser nicht einräumen, und die Reklamationen, die er erheben kann, haben der Expedition, nicht der Redaktion zu gelten. Wenn etwa ein Heft, das den Beitrag einer literarischen Persönlichkeit, auf deren Hilfe ich stolz bin, bietet, von fünfhundert Lesern ignoriert wird, so sehe ich darin bloß eine abfällige Selbstkritik, und die schlimmste Erfahrung könnte mich dann nur zu dem Entschlusse bringen, lieber auf die Leser, als auf den Mitarbeiter zu verzichten. Ein allzuschlauer Geschäftsmann bin ich also nicht. Nur ein planvoller Verschwender. Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anfänger nicht durch einen Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung des Lesers darf nicht die Überraschung des Autors sein. Kann er sie seiner Lebensansicht nicht gewinnen, dann mag er lieber materiell an ihrer Empörung als geistig an seiner Ergebung zugrunde gehen. Solche Gemeinschaft mit dem bauchrutschenden Gesinde, das täglich zweimal den Wünschen abonnierender Familienväter pariert, würde ihn tiefer erniedrigen, als der förmliche Eintritt in die Sklavenlegion.«

* * *

Unter dem Titel »Beglückwünschung des Korrespondenten der ‚Neuen Freien Presse' durch Abgeordnete im türkischen Parlament« läßt sie sich aus Konstantinopel depeschieren:

»Halb 4 Uhr. Ein englischer Diplomat brachte in die Couloirs des Parlaments die Nachricht, der Ministerrat habe soeben den Vorschlag Österreich-Ungarns unverändert angenommen . . . . Arabische und albanesische Abgeordnete, welche die festesten Stützen des Kabinetts sind, beglückwünschten Ihren Korrespondenten in herzlichsten Worten zur Lösung . . .«

Das gehört sich auch. Und da die ‚Neue Freie Presse' vielleicht zu bescheiden ist, um es selbst mitzuteilen, so sei verraten, daß auch der österreichisch-ungarische Botschafter in die Angelegenheit verwickelt ist. Er hat nämlich offenbar während der Beglückwünschung des Korrespondenten die Depesche an die ‚Neue Freie Presse' abgeschickt.

K. K.

* * *

Der Fall des Max E.

Um Schuld oder Unschuld eines Knaben handelt es sich. Er hatte jenen vierzehnten Geburtstag erst um wenige Monate überschritten, an dem sich ein Wunder ohne gleichen im Gehirn des Menschen vollzieht: plötzlich, innerhalb von vierundzwanzig

Stunden, erwacht hierzulande das Verständnis für Recht und Unrecht, entwickeln sich sämtliche Voraussetzungen der Verantwortlichkeit einer Person, und es erblüht mit einer Schnelligkeit, die jedes tropische Wachstum weit hinter sich läßt, aus dem Kinde eine ethisch reife Persönlichkeit. Damit ist endlich jene kostbare Reife erreicht, die den jungen Menschen in den Stand setzt, von nun an durch einen Fehltritt seine bürgerliche Existenz vernichten zu können.

Ein Gerichtshof hat über den vierzehnjährigen Max Ehrmann sein Schuldig ausgesprochen. Der Vater und der Verteidiger des Verurteilten halten an der Überzeugung von seiner Unschuld fest. Neue Umstände und Details werden durch ihre Bemühungen zutage gefördert. Das Ansuchen um Wiederaufnahme des Strafverfahrens wird trotzdem zurückgewiesen. Beschwerden und ein zweites Gesuch um Wiederaufnahme bleiben erfolglos, obwohl ernstliche Zweifel an der Schuld des Verurteilten unabweisbar sind. Die Energie von entlastenden Tatsachen, die zweifellos genügt hätte, einer im Gange befindlichen Untersuchung eine durchaus andere Richtung zu geben und sie vermutlich zu einem andern Urteil zu führen, diese Energie reicht nicht aus, die ruhende Sache, die chose jugée, in Bewegung zu setzen. In der Judikatur kommt das Gesetz der Trägheit zur Geltung, und wir sehen mit Schrecken, daß auch hier zugeführte Kräfte scheinbar spurlos verschwinden, weil sie bei der Überwindung der inneren Widerstände des Apparates aufgebraucht werden. Der Verteidiger des Max, Doktor Markus Ettinger, führt einen schwierigen Kampf in Eingaben und Broschüren mit rücksichtsloser Schärfe. Anschuldigungen gegen einzelne Zeugen und Funktionäre werden erhoben. In Ehrenbeleidigungsprozessen setzt sich der Straffall fort. Eine gewaltige Menge von Haß ist auf beiden Seiten aufgespeichert, so daß es dem Beurteiler oft scheinen könnte, vom Rechtsstreite sei nur der Streit geblieben und es handle sich nicht so sehr um Schuld oder Unschuld als um Sieg oder Niederlage.

Der Verteidiger wird heute vielfach als Rechtsfanatiker angesehen und als solcher gelobt oder angegriffen. Wie sehr aber wird seine Bemühung um das Recht von den Leistungen der Gegenseite, z. B. der Frau Frieda A., in den Schatten gestellt! Er will jemandem Hilfe bringen, die Führung von Rechtssachen ist sein Beruf, er hat auch einen Eid abgelegt, seine Pflicht zu tun. Diese

Dame aber leitet offenbar kein anderes Motiv als die reine Liebe zum Recht. Sie kämpft für die Schuld des Knaben; sie hat ihr mitleidiges Gemüt, ihre weibliche Liebenswürdigkeit aufopferungsvoll überwunden. Sie wendet unsägliche Mühe auf, daß der Schuldspruch zu Recht bestehe, sie dient niemandem als der großen, starren Idee des Rechtes. Immer neue Zeugen bringt sie für die Schuld des Knaben, immer neue Erinnerungen erweckt sie in ihnen. Sie hat eine Lebensaufgabe. »Sie müssen etwas wissen, es wird Ihr Schade nicht sein«, mit dieser Formel wirbt sie die Gerechten für die Wahrheit. Nach einer Darstellung im Verhörsprotokoll. Ein einziges Mal weicht sie von dem erhabenen Gedanken der Sühne ab, der ihr Leben beherrscht. Da konnte es geschehen, daß ihr Anwalt in ihrem Namen das Versprechen gibt, ein Begnadigungsgesuch für den verurteilten Knaben zu befürworten. Aber schon zwei Tage später findet sie sich wieder, und derselbe Anwalt schreibt an den Vater des Verurteilten: »Gelegentlich der heute erfolgten Abrechnung mit meinen Klienten haben dieselben erklärt, daß sie ihre Zustimmung zur Befürwortung des Begnadigungsgesuches davon abhängig machen, daß ihnen diese K 82 von Ihnen rückvergütet werden. Andernfalls wären sie genötigt beim Strafgerichte die von mir abgegebene Befürwortungserklärung zurückzunehmen«. 82 Kronen! So geringfügig ist oft der Anlaß, der einen für eine große Sache wiedergewinnen kann!

Es ist hier unmöglich, den verschlungenen Wegen des Beweisverfahrens zu folgen. Aber es genügt ein kurzer Abriß der Vorgänge, die zur Verurteilung führten, um einen Schluß auf Schuld oder Unschuld zuzulassen. Die Dinge waren einmal so ganz einfach und unwichtig, ehe sie anfingen kompliziert, bedeutungsvoll, also juridisch zu werden.

Man war in einer Privatrealschule. Man ist ein junger Herr von elf Jahren, heißt Egon und ist der Sohn der früher erwähnten tatkräftigen Zeugin. Nun besuchte man die erste Klasse und hatte ungeheuren Respekt vor einigen Persönlichkeiten, Persönlichkeiten voll Männlichkeit und Kühnheit, die in der dritten oder gar vierten Klasse der Anstalt waren. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und der Wille des kleinen Egon, mit diesen imponierenden Wesen in Verkehr zu treten, war stark. In seinem Interesse dominiert zweifellos Rudolf S., Schüler der vierten Klasse. Ein schnei-

diger Kavalier! Er hat eine führende Rolle in der Anstalt, ist Weltmann und ein sehr freier Geist. Ferner mußte auch Max Ehrmanns Bekanntschaft ein heißersehntes Ziel für Egon sein. Max und Rudolf haben in seinen Augen das eine gemein, daß ihr Geist auf höhere Interessen gerichtet ist, die das Schulleben nicht befriedigen kann; sie führen, jeder in seiner Art, neben diesem Schulleben ein zweites, ein höheres Dasein. Und der kleine Egon möchte so gerne an diesem teilnehmen dürfen. Ist man doch augenblicklich zu einer höchst trübseligen Lebensführung verurteilt! Man sitzt den ganzen Tag auf Schulbänken, soll Französisch lernen und kann es nicht, wird von Tadelbriefen und ähnlichen Gemeinheiten des Schicksals bedroht. Das höhere Interesse Rudolfs ist auf die »Hermania« gerichtet. Das ist ein Verein, dem er angehört, der sich aus Schülern der vierten Klasse rekrutiert, Bänder und Kappen trägt, Kneipen abhält und Fecht- und Ehrenangelegenheiten auf seinem Programm hat. Dort gibt es Freiheit, Säbel, Stierköpfe und gar kein Französisch. Es ist offenbar, daß dieser Verein viel Ähnlichkeit mit dem Paradiese hat. Und auch Max Ehrmann hat hochfliegende Gedanken und ein berückendes Ziel: reiten! Seine ehrgeizigen Pläne befassen sich mit Sporen und Gamaschen, das Hippodrom im Prater übt eine unheimliche Anziehungskraft auf ihn aus. Der Vater hat nicht das richtige Verständnis für die Sache. Er läßt den Max, der einigemal unmotiviert von der Schule fortgeblieben war, fortan zum Unterricht und zurück begleiten.

In diesem Milieu spielt sich das Verbrechen ab, für das das Landesgericht eine Kerkerstrafe über Max verhängt hat. Zur Begnadigung wurde der Vierzehnjährige nicht empfohlen, weil er angeblich systematisch zum Diebstahl verleitet und verstockt geleugnet hatte.

Der kleine Egon A. wollte nämlich gerne für voll angesehen werden; wollte auch etwas abkriegen von der Atmosphäre der »Hermania« und jener des Hippodroms. Er nahm Portepees aus dem Geschäfte der Eltern und später auch Geld aus dem Wäschekasten der Mutter. Erstens, weil das eine Tat war und man durch Taten zum Manne wird, dann wohl auch, weil Geld und Geldeswert dem Besitzer Ansehen geben; und um dieses war es ihm zu tun. Herr Dr. Ettinger betont dieses Verbrechen und nennt den vollen Namen des Verbrechers. So rühmenswert die Konsequenz und

Entschlossenheit ist, mit der er für seine Überzeugung eintritt, so tut er hier ein wenig zuviel. Wenn der kleine Egon in einigen Jahren ein Mann geworden ist, möge man sich nicht mehr daran erinnern, daß er, als Elfjähriger, zwischen der Heiligkeit der »Hermania«, des Hippodroms und des mütterlichen Wäschekastens die richtige Wahl nicht zu treffen wußte.

Abgesehen von den Details, von dem starken Tatsachenmaterial, das Dr. Ettinger zur Führung des Unschuldsbeweises zustande brachte — ist es psychologisch möglich, daß in diesem Falle eine Verleitung zum Diebstahl durch Max Ehrmann stattgefunden hat? Neben Max verkehrte auch der ältere Rudolf S. mit Egon. Er mußte den weitaus stärkeren Eindruck auf den Elfjährigen machen. Er, der Führer in der »Hermania«, der fünfzehnjährige Student mit Kappe und Band, ist eine jener Personen, in deren Kreis nicht viel Raum für fremde Taten ist. Geschweige denn für eine Großtat, als welche er und Egon den Diebstahl auffaßten!

Für Egon war ferner der Verkehr mit den älteren Knaben höchst wertvoll, und er mußte bestrebt sein, für die eigene Jugend (das ist in diesem Falle: Minderwertigkeit) notwendig ein Äquivalent zu bieten. Das ist so selbstverständlich, daß die Annahme, es sei von ihm aus dunkeln, verbrecherischen Instinkten, aufs Geratewohl hin zuerst Geld gefordert worden, daneben völlig absurd erscheint. Die richterliche Psychologie sagt: Der ältere Knabe verkehrt mit dem jüngeren, weil er Geld haben will. Aber dieser Schluß ist aus einer Erfahrung an erwachsenen Verbrechern gezogen. Hier muß es heißen: Der Jüngere will dem Älteren Geld geben, um mit ihm verkehren zu dürfen.

Und endlich geht geradezu die Unmöglichkeit einer Verleitung aus den Charaktereigentümlichkeiten Egons hervor. Nicht weil er ihr zuviel Widerstand entgegensetzte, sondern weil selbst das Minimum von Widerstand, das sie erfordert, bei ihm nicht vorhanden war. Aus jeder seiner Aussagen geht die ungewöhnliche, vielleicht krankhafte Suggestibilität des Knaben hervor. Sein Anlehnungsbedürfnis, seine psychische Widerstandslosigkeit sind offenbar. Dieses Kind ist so wenig verleitbar, als Wasser schneidbar oder spaltbar ist. Wenn er als Zeuge beschuldigt, heißt es einfach: er hat mir gesagt, ich soll ihm Geld bringen, am nächsten Tag hab ich ihm das Geld gebracht.... Ohne Motivierung, ganz selbstverständlich, eins folgt für ihn mit Notwendigkeit aus dem andern: man hat

mir gesagt — ich habe gebracht. Und das nennt man Beeinflussung? Hier wurde übersehen, daß es für einen älteren Knaben, der mit Egon sprach, einfach unmöglich war, Egon nicht zu beeinflussen. Bloß weil er älter war, weil er in der »Hermania« war oder weil er reiten konnte.

Nur für die gekränkte Mutter ist es selbstverständlich, daß sie nach Verleitern fragt, daß sie nicht glauben kann, ihr Kind hätte das aus Eigenem getan. Ungeheuerlich aber ist es, daß ihre Ansicht und die unsichere Antwort des geängstigten Knaben sich weitere Geltung verschaffen, von Advokaten und Richter übernommen und festgehalten werden und schließlich als zureichende Zeugenaussagen zu einer Verurteilung führen.

Aus der einfachen Übersicht des Falles und ebenso aus dem eingehenden Studium der von Doktor Ettinger veröffentlichten Akten ergeben sich zwei unabweisbare Folgerungen: erstens, daß das Unterlassen der Empfehlung zur Begnadigung auf eine offenkundig irrtümliche Annahme des Gerichtes zurückzuführen ist und zweitens, daß schwerwiegende Gründe gegen die Richtigkeit das Urteils sprechen. Und mit diesem Resultate hat der Anwalt teilweise den Zweck, den er anstrebt, die Rehabilitierung des Knaben, erreicht. Nicht bei der großen Menge und nicht vor dem Gesetze; aber bei jedem, der sich ohne Voreingenommenheit mit dem Fall beschäftigt hat. Otto Soyka.

* * *

Erdbeben.

In einem sehr berechtigten Protest gegen die neueste Art von Parvenütum, die sich in der Satire auf die Komtessen befriedigt, zitiert ein Kritiker die Worte Montaignes:

... Warum schätzen wir einen Menschen nicht nach dem ab, was ihm selber zu eigen ist? Er hat ein großes Gefolge, einen schönen Palast, so viel Kredit, so viel Einkommen: alles das ist nur um ihn herum, nicht in ihm ... Wenn ihr nun einen Menschen abschätzet, weshalb schätzet ihr ihn dann ganz eingehüllt und eingepackt ab? ... Er lege seine Reichtümer und Würden beiseite; er erscheine im Hemde ... Auf die wahren Abstände zwischen den Menschen achten wir nicht, während wir hingegen, wenn wir einen Bauer und einen König, einen Leibeigenen und einen Edelmann, einen Privatmann und einen Beamten betrachten, die sich sozusagen nur durch die Beinkleider von einander unterscheiden, plötzlich den Eindruck einer außerordentlichen Verschiedenheit erhalten ...

Aber ein Erdbeben ist ein demokratischer Faktor. In derselben Zeitung, in der das Zitat steht, war der Brief einer Prinzessin an einen Grafen veröffentlicht:

» . . . Die Schiffe kommen an, die Bahnzüge folgen einander und unaufhörlich und führen uns tausende und abertausende Verwundete zu, halbnackt, zitternd vor Schreck, vor Hunger, vor Elend. Die vereinten Bemühungen aller Gesellschaftsklassen vermögen nicht, diesen gebrochenen, ruinierten, hoffnungslosen Leuten, die die teuersten Familienmitglieder verloren haben, zu helfen, und sie befinden sich durchwegs in einem Zustande, der nicht einmal den Schluß gestattet, welcher Gesellschaftssphäre sie angehören. Sie wurden von der entsetzlichen Katastrophe im Schlafe überrascht und sind geflohen in einem Hemde . . ' Ich gehöre einem Damenkomitee an, das den Verwundeten hilft, Nahrung für alle die Halbverhungerten beschafft und sucht, ihre Blößen zu decken . . .«

*

Der Liberalismus spricht:

»In Palermo ziehen jetzt die Menschenmassen, Heiligenbilder tragend, durch die Straßen, und in Catania wurde die silberne Büste der heiligen Agathe aus dem Silberschrein geholt . . . . Die frommen Sizilianer rufen jetzt den Himmel an, er möge ihnen helfen und sie vor weiterem Unheil bewahren . . .«

Wir flüchten zur Wissenschaft. Wenn wir nämlich nicht gerade das Pech haben, in Sizilien eine liberale Zeitung herauszugeben.

»Schon haben die Männer der Wissenschaft Apparate gebaut, die selbst in einer Entfernung von vielen tausend Meilen die Erdbewegungen verzeichnen . . ,«

Je größer die Entfernung, desto sicherer funktionieren die Apparate. Nur wenn sie sich am Orte des Erdbebens befinden, ist Gefahr vorhanden, daß sie kaput gehen.

»Das, was Eduard Sueß so geistvoll den Pulsschlag des Erdballs genannt hat, wird mit wissenschaftlicher Genauigkeit bekannt sein . . .«

Das wird aber den Pulsschlag der Erde nicht weiter genieren. Und ihre Bonmots sind überraschender.

*

Die Sizilianer werden sich doch einmal darüber aufklären lassen, daß die Priester sie vor Erdbeben nicht bewahren können. Die frommen Redakteure der ‚Neuen Freien Presse' werden dem Glauben, daß die Geologen es imstande seien, nie abschwören.

*

Goethe habe geschrieben:

. . . In Messina waren alle Gebäude vom Erdboden zusammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloster der Jesuiten standen ungerührt,

als wären sie gestern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderschütterung den geringsten Effekt auf sie gehabt.

»Mit diesen Worten«, beeilt sich die ‚Neue Freie Presse' hinzuzufügen, »wollte Goethe auf die vorzügliche Bauart der Kirche und des Klosters hinweisen«. Beileibe nicht auf eine übernatürliche Protektion. Goethe war ja aufgeklärt.

*

Apropos — was sagt denn der »Zivilingenieur Berdach«?

*

Eine tröstliche Nachricht aus Sizilien hat man dem Spezialkorrespondenten der ‚Neuen Freien Presse' zu verdanken. Er malt doch wenigstens nicht durchaus grau in grau:

»Palmi ist zerstört. Im Schutt seiner Häuser fanden 6000 Menschen ihren wer weiß wie schmerzhaften Tod. Bagnara ist ein Massengrab. Scilla und Cannitelli sind dem Boden gleichgemacht. . . . Südwestwärts von Bagnara ist das Geleise verschüttet, der Tunnel zwischen San Giovanni und Reggio zerstört . . . . Die dem Erdbeben nachfolgende Sturmflut hat das Ufergelände, auf welchem die Bahn gebaut ist, zerissen, zerklüftet und verwüstet. Drei Wegstunden von Reggio liegen seit Tagen dreißig Lastwagen mit Lebensmitteln und können nicht durch. Angesichts dieser Umstände ist es ein Glück, daß der Abgeordnete De Nava sich unser annimmt. Wir fahren mit ihm nach Neapel zurück. . .«

*

Generalleutnant Mazza zum Spezialkorrespondenten: »Fragen Sie nicht zu viel, wir werden tun, was Vernunft und Herz uns eingeben«.

*

Aus allen Berichten, so sehr sie auch sonst divergieren, scheint mit Sicherheit hervorzugehen, daß sich die Handlungsreisenden gerettet haben.

*

»Austria non se muove«, hatte ein italienisches Lügenblatt behauptet. Aber es wird nicht nur Geld gesammelt, sondern der Gastwirt vom Semmering hat auch dem Minister Tittoni seine Teilnahme ausgedrückt. Eppur si muove!

*

Die Erde will nicht mehr. Es war bloß ein nervöses Zucken, — und der Jammer ist unendlich. Wenn ihr aber wirklich einmal die Geduld reißt?

*

Die Erde macht mobil, seitdem die Menschen die »Eroberung der Luft« versuchen.

*

Es gewährt einige Beruhigung, dies Wüten der Natur gegen die Zivilisation als einen zahmen Protest gegen die Verheerungen aufzufassen, die diese in der Natur angerichtet hat. Was hat sie aus den Weibern gemacht! Durch eine grandiose Huldigung ließe sich die Natur versöhnen, durch ein Opferfest des Wohltuns zum wohltätigen Zweck. Christliche Liebe vergesse, christlich zu sein! Heran die Samariterinnen! Heran die Samariter! Alle, die heute bloß mit Unlust spenden, heran! Man kann an einem Tage Völker ersetzen. Man kann an einem Tage Reichtümer sammeln und Städte auferbauen. Ein Tag zur Feier des Lebens in der ganzen Welt, die eine Totenklage erfüllt!

Karl Kraus.

* *
*

Vita nuova.

Von **Oskar Wilde.**

Das Meer war stürmisch, wo ich schweigend stand,
bis mir der Schaum um Haar und Wangen hing.
So traurig pfiff der Wind — zu Ende ging
des Abends Atem mit purpurnem Brand.

Der laute Schrei der Möwen brach ins Land —
und dann mein Ruf: »Wie schal ist dieses Ding,
das ‚Leben' heißt — in diesem engen Ring
voll Qual und Arbeit erntet keine Hand.« —

Noch einmal warfen meine müden Hände
zerrissne Netze aus von alten Küsten —
zum letzten Mal (war dies denn nicht ein Ende?)
trug meine tote Seele Hoffnungsschauer.
Als ach! aus dumpfem Traum und dunkler Trauer
aufstieg ein Glanz von siegreich weißen Brüsten.

Übersetzt von Felix Grafe.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

DIE FACKEL

Herausgeber:

KARL KRAUS

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . . . . K 9.—
„ „ „ 18 „ „ . . . . . „ 4.50
„ die Länder d. Weltpostv., 36 Nummern, portofrei . . . . „ 12.—
„ „ „ „ 18 „ „ . . . . „ 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Verlag für Deutschland:

Verlagsgesellschaft München
G m b H
MÜNCHEN, Franz Josefstraße 9.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

oeben erschien: **Otto Stoessl**

SONJAS LETZTER NAME

Eine Scheinengeschichte.

München und Leipzig bei GEORG MÜLLER.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Inhalt der vorigen Nummer 269, 31. Dezember: Mehr Läuse! Von Karl Kraus. — Jubel und Jammer. Von Karl Kraus. — Missa Solemnis Tragica. Von Karl Borromäus Heinrich. — Der Sexualkorrespondent. Von Karl Kraus. — Glossen (Weihnachtsfragen. — Der thaufrische Hofrat. — Der Fall Kuranda-Pergelt. — Mord, Operette, Nachtleben und Polizei. — Eine Entdeckung.) Von Karl Kraus.

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**
CARL GÖLSDORF
Karlsbad, Budapest V. Wien IX.
k.u.k. Hoflieferant
Krondorf. Berlin.

Die Deutsche Briefgesellschaft vermittelt in Deutschland, in den Kolonien und im Ausland **Verbindungen zu jedem erdenklichen Zweck** (internationaler Verkehr, Briefwechsel, Anschluß auf Reisen, Geschäftsinteressen, Studienmaterial, Sammlerverkehr, Auskünfte und Gefälligkeiten, aktuelle Zeitungsberichterstattung, Zusammenschluß zu Reformbewegungen etc.) Mitglieder in allen fünf Erdteilen. **Eigene, fast ausschließlich von Mitgliedern geschriebene Monatsschrift**, deren Beiträge **honoriert** werden. Halbjährl. Steuer M. 2.—. Prosp. durch **Rösch & Co., Naunhof bei Leipzig.**

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Karl Borromäus Heinrich:
KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend.
Zu beziehen durch den Verlag **Albert Langen,** München und durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:
KARL KRAUS:
Maximilian Harden
Eine Erledigung Preis 60 h = 50 Pf.
Ein Nachruf Preis 60 h = 50 Pf.
Hardens Antwort Preis 60 h = 50 Pf.
PROZESS VEITH
Preis 40 h = 30 Pf.
Verlagsexpedition der Fackel Karl Kraus.

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)
Nr. 272—273. 15. Februar 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Messina. Von Karl Kraus. — **Das Ehrenkreuz.** Von Karl Kraus. — **Kunst und Moral.** Briefe Von Oskar Wilde. — **Glossen.** Von Karl Kraus. — **Abend.** Von Otto Stoessl. — Eine Zuschrift. Von Elisabeth Förster-Nietzsche. — **Sprüche und Widersprüche.** Von Karl Kraus.

Erscheint in zwangloser Folge.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

DEMNÄCHST

GELANGT ZUR AUSGABE:

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BESTELLEN.

BROSCHIERT M. 2.50, IN LEINEN GEB. M. 4.50, IN HALBPERGAMENT GEB. M. 7.–

Die Fackel

Nr. 272—73 15. FEBRUAR 1909 X. JAHR

Messina.

Als Stiefmutter Erde ihren Kindern dort unten übel mitspielte, staunte man über nichts mehr als darüber, daß die Natur mit den Verbrechern gemeinsame Sache gegen die Gesellschaft machte. Die Nachricht, daß die Verbrecher aus den Gefängnissen ausgebrochen seien, schien unter jenen, die die Haare der Menschheit sträuben machten, die stärkste. Daß die Gelder der Wohltätigkeit gestohlen, daß bis dahin unbescholtene Gauner verlockt wurden, aus sich selbst auszubrechen, wirkte bei weitem nicht so beunruhigend wie die Tatsache, daß Verbrecher, die man schon so lange hatte, aus denGefängnissen entkommen waren. Die Sträflinge von Messina waren die einzigen Menschen, von denen man verlangen konnte, daß sie genügend Besinnung und genügend Respekt vor der staatlichen Autorität haben, um die destruktiven Tendenzen der Natur nicht zu unterstützen. Die Enttäuschung, die sie den europäischen Zeitungslesern bereitet haben, mag tief sitzen. In allen Kulturzentren regt sich die Besorgnis, daß man im Falle eines Erdbebens gegen Eigentumsdelikte nicht geschützt sei. Daraus spricht jener Heroismus, der bei der Wahl zwischen Leben und Börse sich zum Verzicht auf das Leben entschließt. Die Gesellschaft denkt das »fiat justitia, pereat mundus« mit äußerster Konsequenz zu Ende und bis zu dem Wunsche, daß die letzten Häuser, jene, die einem Erdbeben getrotzt haben, die Gefängnisse sein mögen. Und wenn dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen sollte, dann ist's eine schmackhafte Vorstellung, daß

die Leichname der Verbrecher Ketten tragen . . . So rührt ein Erdbeben die Gedankenwelt der Erwachsenen auf. Sie denken an die Verbrecher. Kinder denken an den Teufel und fürchten ihn nicht mehr. Die Größe des Unglücks befreit sie von der Angst, daß darüber hinaus noch etwas geschehen könnte. Die Erwachsenen halten sich die Taschen zu. Ein Kind findet vor der Größe der Vision Worte, wie sie ein Dichter spricht. »Der Teufel«, sagt es, »hat ein Erdbeben angerichtet, das war so groß, daß der Teufel selbst dabei zugrundegegangen ist!«

Karl Kraus.

* * *

Das Ehrenkreuz.

In Österreich gibt es für junge Mädchen, die sich dem Laster in die Arme werfen, eine Klimax der Strafbarkeit. Man unterscheidet Mädchen, die sich der unbefugten Ausübung der Prostitution schuldig machen, Mädchen, die fälschlich angeben, daß sie unter sittenpolizeilicher Kontrolle stehen, und schließlich Mädchen, die zwar zur Ausübung der Prostitution, aber nicht zur Tragung eines Ehrenkreuzes befugt sind. Diese Einteilung wirkt auf den ersten Blick verwirrend, aber sie entspricht durchaus den tatsächlichen Verhältnissen. Ein Mädchen, das einem Detektiv bedenklich schien — nichts scheint in Wien einem Detektiv bedenklicher als ein Mädchen —, gab an, sie stehe unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Sie hatte sich einen Scherz erlaubt, aber man ging der Sache nach. Da sich ihre Angabe als unrichtig herausstellte, wurde sie wegen unbefugter Ausübung der Prostitution in polizeiliche Untersuchung gezogen. Da sich aber dieser Verdacht als ungerechtfertigt erwies und sich also herausstellte, daß das Mädchen überhaupt nicht Prostitution treibe, so erhob die Staatsanwaltschaft die Anklage wegen Falschmeldung. Das Mädchen hatte sich, wie es in

der Anklage hieß, »gegenüber dem Detektiv eine soziale Stellung angemaßt, die ihr nicht zukam«. Sie trieb weder erlaubte noch unerlaubte Prostitution, sie war also eine Schwindlerin, und nur weil sie bei der Verhandlung auf die Frage des Richters, was sie sich dabei gedacht habe, die Antwort gab: »Nichts«, entging sie der Verurteilung.. Um also zu rekapitulieren: Sie hatte behauptet, sie stehe unter sittenpolizeilicher Kontrolle. Da das eine Unwahrheit war, wurde sie unter dem Verdachte des unsittlichen Lebenswandels in Untersuchung gezogen. Sie konnte nun zwar beweisen, daß sie nicht unsittlich genug sei, um einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, aber sie konnte doch wieder nicht beweisen, daß sie sittlich genug sei, um unter sittenpolizeilicher Kontrolle zu stehen. So blieb nichts übrig, als sie wegen Falschmeldung anzuklagen, wegen deren ja schließlich auch die Mörder in Österreich verurteilt werden, wenn man ihnen den Mord nicht nachweisen kann. Jetzt gehen wir einen Schritt weiter. Wenn ein Mädchen zur Ausübung der Prostitution befugt ist, so könnte es vorkommen, daß sie es verschweigt und schwindelhafter Weise vorgibt, sie sei zur Ausübung der Prostitution nicht befugt. Sie würde sich also einen unsittlichen Lebenswandel anmaßen, den sie nicht deshalb führt, weil sie dazu berechtigt ist, sondern den sie führt, wiewohl sie dazu nicht berechtigt ist, während sie in Wahrheit bloß berechtigt ist, einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, den zu führen sie berechtigt ist. Solche Fälle kommen in der Praxis selten vor, und die Judikatur des Obersten Gerichtshofes ist schwankend. Am schwierigsten ist aber der Fall, der sich kürzlich in Wiener-Neustadt zugetragen hat. In einem dortigen Freudenhause lebt ein Mädchen, das zur Ausübung der Prostitution befugt ist und bisher noch keinen Anstand gehabt hat. Sie hat sich nie einen unsittlichen Lebenswandel angemaßt, den sie nicht führt, und es ist ihr noch nicht einmal nachgewiesen worden, daß sie fälschlich angegeben hat, eine Pro-

stitution nicht zu treiben, zu der sie befugt ist. Aber der Teufel reitet das bisher unbescholtene Mädchen, und sie geht eines Abends im Salon mit einem Militärjubiläumsehrenkreuz an der Brust herum. »Dadurch erregte sie bei den Gästen — —«, ja was glaubt man, hat sie dadurch bei den Gästen erregt? Nicht das, was man glaubt, sondern im Gegenteil: Ärgernis. Und wenn ein Freudenmädchen bei den Gästen eines Bordells Ärgernis erregt, dann ist es wirklich höchste Zeit, daß die Staatsanwaltschaft einschreitet. Tatsächlich wurde das Mädchen wegen einer Erregung, zu der sie nicht befugt war, angeklagt. Der erste Richter sprach sie frei. Er sagte, das Militärjubiläumsehrenkreuz sei kein Orden und das Ärgernis sei bloß ein solches Ärgernis, das von der Polizei zu ahnden sei. Damit gab er freilich zu, daß das Mädchen schuldig gewesen wäre, wenn sie etwa den Takowa-Orden getragen hätte. Es liegt zwar auf der Hand, daß das unbefugte Tragen eines Ordens immer nur einen Journalisten und kein Freudenmädchen strafbar machen kann, aber in Wiener-Neustadt scheint die Frauenbewegung bereits derartige Fortschritte gemacht zu haben, daß man dort beide Geschlechter in gleichem Maße der Ordensstreberei für fähig hält. Immerhin sagte der erste Richter, ein Jubiläumskreuz sei kein Orden. Aber der Staatsanwalt war anderer Ansicht, er berief und das Landesgericht verurteilte die Angeklagte zu zwanzig Kronen Geldstrafe. Ein Jubiläumskreuz, sagte das Landesgericht, sei als Ehrenzeichen jedem Orden gleichzustellen. Als besonders erschwerend nahm der Gerichtshof »das Tragen des Kreuzes im Freudenhause« an. Als die Angeklagte gefragt wurde, was sie sich dabei gedacht habe, gab sie zur Antwort: »Nichts«. Aber diesmal nützte die Antwort nichts. Denn eher noch dürfte sich ein anständiges Mädchen die Prostitution anmaßen als eine Prostituierte das Ehrenkreuz. Welche Entschuldigung hatte sie? Ein Zivilist, sagte sie, habe es ihr geschenkt. Er war nobel und gab

ihr das Ehrenzeichen als Schandlohn. Aber dann hätte sie es eben in den Strumpf stecken sollen. Das Tragen eines Ehrenzeichens im Freudenhause steht nur dessen Gästen zu, und wenn sie dadurch das Ärgernis der Mädchen erregen sollten, so würden sich die Mädchen einer strafbaren Handlung schuldig machen. Gibt aber ein Gast einem Mädchen statt zwanzig Kronen ein Ehrenkreuz, so darf sie das Ehrenkreuz nicht tragen und muß die zwanzig Kronen dem Gericht bezahlen. Denn die Justiz ist eine Hure, die sich nicht blitzen läßt und selbst von der Armut den Schandlohn einhebt.

Karl Kraus.

Kunst und Moral.

Briefe von Oskar Wilde.

Vorbemerkung des Übersetzers: Im letzten Drittel des Juni 1890 erschien Wildes »Dorian Gray« in ‚Lippincott's Magazine'; noch in demselben Monat brachten zahlreiche angesehene Tagesblätter und Zeitschriften Besprechungen des Werkes, und in seinem Briefe vom 13. August spricht Wilde bereits von zweihundertsechzehn Kritiken, die von seinem Schreibtisch in den Papierkorb gewandert seien. Nur wenige dieser Beurteiler wagten das Werk ohne starke Einschränkungen zu loben. Die übergroße Mehrzahl der Kritiker erhoben ihre Stimmen gegen den Autor in allen Tonstärken von würdevoller Mißbilligung bis zum wütenden Geschrei. Seine künstlerische Erwiderung auf diese Kritiken mag man in dem Vorwort zu der etwa ein Jahr später erschienenen Buchausgabe finden. Damals jedoch holte sich Wilde zwei der ärgsten Schreier, den der ‚St. James's Gazette' und den des ‚Daily Chronicle', heraus und erwies ihnen die Ehre, sie zu widerlegen.

»Ihr Kritiker«, schreibt er der ‚St. James's Gazette' *), »beginnt

*) Die Briefe an diese sind bereits in einer deutschen Zeitschrift erschienen. Alle anderen erscheinen hier zum erstenmale in deutscher Sprache.

damit, mich mit lächerlicher Heftigkeit anzugreifen, weil die Hauptpersonen meiner Geschichte Gecken seien. Jawohl, sie sind Gecken. Glaubt er, daß die Literatur auf den Hund gekommen ist*), als Thackeray über das Geckentum schrieb? Ich halte dafür, daß Gecken vom künstlerischen ebenso wie vom psychologischen Standpunkt höchst interessant sind. Sie scheinen mir für alle Fälle weit interessanter als Pedanten, und ich bin der Ansicht, daß Lord Henry Wotton ein vortreffliches Korrektiv für das hohle Ideal bildet, das in den halbtheologischen Romanen unserer Zeit dargestellt wird. — Ihr Kritiker macht ferner unbestimmte und drohende Anspielungen auf meine Grammatik und meine Gelehrsamkeit. Was die Grammatik betrifft, so bin ich der Meinung, daß, zum mindesten in der Prosa, die Korrektheit stets der künstlerischen Wirkung und der musikalischen Kadenz untergeordnet werden muß. Absonderlichkeiten des Syntax, die im ‚Dorian Gray' etwa vorkommen mögen, sind daher wohl beabsichtigt und dienen nur zur Betätigung dieser künstlerischen Theorie.« Weiterhin: »Ihr' Kritiker, wenn ich ihm diesen ehrenvollen Titel zuerkennen darf behauptet, daß die Menschen meiner Erzählung kein Vorbild im Leben haben, daß sie, um mich seiner starken, wenn auch ziemlich plumpen Ausdrucksweise zu bedienen, ‚Schundliteratur und Darstellungen des Nichtexistierenden' sind. Ganz richtig. Wenn sie existierten, so wäre es nicht der Mühe wert, über sie zu schreiben. Die Aufgabe des Künstlers ist es, zu erfinden, und nicht, zu registrieren. Es gibt keine solche Menschen. Wenn es deren gäbe, würde ich nicht über sie schreiben. Das Leben verdirbt durch seinen Realismus stets der Kunst ihren Gegenstand. ‚Der höchste Genuß des Dichters ist es, das Nichtexistierende zu gestalten«. Und ferner: »Es ist wohlgetan, der Tat Schranken zu setzen. Es ist nicht wohlgetan, der Kunst Schranken zu setzen. Der Kunst gehören alle Dinge, die sind, und alle Dinge, die nicht sind, und selbst der Herausgeber einer Londoner Tageszeitung hat nicht das Recht, die Freiheit der Kunst in der Wahl ihres Gegenstandes zu beschränken«.

Noch einem dritten Blatte erwiderte Wilde: dem ‚Scots Observer'. Dessen Kritik war allerdings, verglichen mit den andern, ziemlich maßvoll und durch Komplimente für den Autor gemildert;

*) Anspielung auf den Doppelsinn des hier für »Geck« gebrauchten Wortes »puppy«, das auch »junger Hund« bedeutet.

aber sie scheint Wilde besonders nahe gegangen zu sein, wohl deshalb, weil der Herausgeber der von ihm sehr geschätzte Dichter W. E. Henley war. In diesem Blatte setzt sich Wilde auch mit einigen jener Zuschriften aus dem Leserkreise auseinander, die die englischen Blätter — eine gute und nachahmenswerte Sitte — immer dann empfangen und abdrucken, wenn irgend eine Sache die öffentliche Meinung stärker erregt. Ich führe neben den Zunftkritiken auch diese Laienurteile hier an, zum besseren Verständnis der Erwiderungen Wildes, und weil ich glaube, daß sie einen interessanten Beitrag bilden zur Charakteristik des Engländers der Intelligenzklassen, seiner gesunden Lebensanschauung, seines prächtigen Humors und seiner Beschränktheit in gewisser Richtung.

Eines darf billigerweise nicht unbetont bleiben: Wenn wir Wildes Erwiderungen kennen, so danken wir dies der Ehrlichkeit eben der Zeitungen, gegen die sie sich wendeten, und die sie unverkürzt abdruckten. Die 'St. James's Gazette' hat zum Beispiel selbst eine Stelle wie diese: »Zu sagen, daß ein Buch wie das meinige ‚ins Feuer geworfen werden sollte', ist einfältig. Das tut man mit Zeitungen«, nicht unterdrückt. Es gibt Länder, wo das anders gewesen wäre. — Und derselbe ‚Daily Chronicle', der ‚den »Dorian Gray« am brutalsten angriff, war später das einzige Blatt, das dem aus dem Gefängnis entlassenen, geächteten Dichter Raum gab für jene Briefe über den »Fall Martin« und über die Gefängnisreform, die neben »De Profundis« als ein Denkmal des Menschen Wilde vor uns stehen.

Leo Ronig.

Kritik des ‚Daily Chronicle' vom 30. Juni 1890.

Langeweile und Schmutz sind die Hauptzüge der letzten Nummer von ‚Lippincott's Magazine'. Das unsaubere, allerdings unleugbar auch amüsante Element wird durch Oskar Wildes Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray« beigesteuert. Es ist ein Werk, bei dem die Aussatzliteratur der französischen Décadence Pate gestanden hat, ein giftiges Buch, dessen Atmosphäre verpestet ist von den mephitischen Dünsten seelischer und moralischer Fäulnis, eine mit perversem Behagen ausgeführte Darstellung des körperlichen und geistigen Verfalles eines jungen, schönen und vornehmen Mannes — ein Buch, das furchtbar und faszinierend sein könnte, wären nicht seine weibische Frivolität, seine gesuchte Unaufrichtigkeit, sein theatralischer Zynismus, seine seichtgeschwätzige Philosophie, sein angeschminkter Mystizismus und jene klebrige Sauce preziös tuender Vulgarität, die über den ganzen ausgeklügelten Ästhetizismus des Herrn Wilde und über seine aufdringliche, billige Wissenschaftlichkeit gegossen ist. Herr Wilde sagt, sein Buch habe »eine Moral«. Soweit wir diese Moral heraus-

finden können, ist es die, daß es der vornehmste Daseinszweck des Menschen ist, seine Natur dadurch zur Vollendung zu entwickeln, daß er »stets nach neuen Sensationen sucht«, daß, wenn die Seele erkrankt, das Mittel zu ihrer Heilung darin besteht, »den Sinnen nichts zu verweigern« — denn nichts, sagt eine von Wildes Gestalten, Lord Henry Wotton, »nichts kann die Seele heilen, als die Sinne, ebenso wie nichts die Sinne heilen kann, als die Seele«. Der Mensch ist halb Engel, halb Affe, und Wildes Buch ist nutzlos, wenn es nicht dazu dient, die »Moral« einzuprägen, daß man, wenn man sich zu engelhaft fühlt, nichts besseres tun kann, als eiligst ein Tier aus sich zu machen. Es gibt nicht eine gute und reine Regung der menschlichen Natur, fast keine Veredelung des Gemütes oder des Instinktes, die im Laufe der Jahrhunderte durch Zivilisation, Kunst und Religion als Teil der Scheidewand zwischen Mensch und Tier in uns entwickelt worden, die nicht im »Dorian Gray« der Lächerlichkeit und der Verachtung preisgegeben würde — wenn anders solche starke Wirkungen der windigen Leichtfertigkeit und wortgewandten Anmaßung des Herrn Wilde überhaupt zugeschrieben werden können. Sein gewaltsamer Versuch, am Ende des Buches eine »Moral« zusammenzustoppeln, ist vom künstlerischen Standpunkt plump und roh, denn der Tod des Dorian Gray fällt aus dem Rahmen der ganzen Geschichte heraus. Dorians einziges Bedauern ist, daß zügelloses Schwelgen in jeder Art geheimen und unnennbaren Lasters, in allen Genüssen des Luxus und der Kunst und — was die entnervten Modejünglinge, deren Leben der »Dorian Gray« zu beschreiben vorgibt, noch mehr reizt — in ekelhaftestem Schmutz und Unrat — sein Bedauern ist also, was? Daß alles dies Linien vorzeitigen Alters und abstoßender Verlebtheit in sein hübsches Gesicht zeichnen könnte, in das Gesicht, dessen rosige Schönheit von der Art ist, die Jünglinge seiner widerwärtigen Gattung den paralytischen Patriziern des byzantinischen Kaiserreiches teuer machte. Dorian Gray betet also, daß sein Porträt, gemalt von einem Künstler, der von ihm schwärmt, wie Männer von Mädchen schwärmen, die ihre Geliebten sind, daß dieses Porträt an Stelle des Originals alt werden möge. Dies geschieht denn auch durch die Einwirkung einer übernatürlichen Macht, deren Auftreten durchaus possenhaft ist; Dorian erfreut sich Jahr um Jahr unverwelklicher Jugend und könnte bis in die Ewigkeit fortfahren, straflos seine Sinne dazu zu gebrauchen, »seine Seele zu heilen« und die englische Gesellschaft mit der moralischen Verpestung zu besudeln, von der er durchdrungen ist, wenn nicht etwas dazwischen käme. Das ist sein plötzlicher Impuls, nicht nur den Maler zu ermorden — was künstlerisch damit verteidigt werden könnte, daß es nur eine Weiterentwicklung seines Lebensprinzipes ist, jede Art von Erlebnis auszukosten — sondern auch das Bild wütend mit dem Dolch zu durchbohren, weil es, obgleich er sich dazu herbeigelassen hatte eine gute Tat zu tun, von seiner Abscheulichkeit nichts verloren hatte. Dies ist aber ganz unvereinbar mit dem kalten, berechnenden, gewissenlosen Charakter des Dorian Gray, den Wilde ziemlich logisch in seinem »neuen Hedonismus« entwickelt hat. Der Autor beendigt dann seine Geschichte damit, daß er uns erzählt: »Die Dienerschaft eilte herbei, als sie einen schweren Fall

hörte, und fand das Bild an der Wand in voller Jugendlichkeit strahlend, während seine greisenhafte Häßlichkeit auf den Elenden übergegangen war, der mit durchbohrtem Herzen auf dem Fußboden lag». — Das ist eine Talmi-Moral, wie denn alles in dem Buche Talmi ist, bis auf das eine Element, daß jedes junge Gemüt, das mit ihm in Berührung kommt, unheilvoll beeinflussen muß. Dieses Element ist die mit einschmeichelnder Logik verfochtene Berechtigung des Appells an die Sinne, »die Seele zu heilen«, wenn diese Seele unter zu großer Reinheit und Selbstverleugnung leidet.

Wildes Erwiderung.

An den Herausgeber des ‚Daily Chronicle'.

Geehrter Herr!

Gestatten Sie mir einige Irrtümer zu korrigieren, die Ihrem Kritiker in seiner Besprechung meiner Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray« unterlaufen sind.

Ihr Kritiker behauptet vorerst, daß ich einen gewaltsamen Versuch mache, am Schluß meiner Erzählung eine Moral »zusammenzustoppeln«. Ich muß gestehen, daß ich nicht ganz genau weiß, was unter »zusammenstoppeln« zu verstehen ist. Es ist jedoch nicht meine Absicht, hier in eine Untersuchung einzelner Ausdrücke des modernen Journalistenjargons einzugehen. Ich will lediglich folgendes sagen: Weit entfernt, irgend eine Moral in meiner Erzählung hervorheben zu wollen, war meine einzige Sorge bei ihrer Verfassung vielmehr nur, die sich von selbst aufdrängende Moral gegen die künstlerische und dramatische Wirkung zurückstehen zu lassen.

Als die Idee der Darstellung eines jungen Mannes, der seine Seele gegen ewige Jugend verkauft — eine Idee, die alt ist in der Literatur, der ich aber eine neue Form gegeben habe — in mir auftauchte, fühlte ich sofort, daß es schwer sein würde, die Moral so im Hintergrunde zu halten wie es vom ästhetischen Standpunkt aus nötig ist; und ich bin noch immer nicht gewiß, ob mir das auch zufriedenstellend gelungen ist. Ich halte die Moral für zu offenkundig. Wenn die Erzählung in Buchform erscheint, hoffe ich diesen Mangel beseitigen zu können.

Was nun die Frage betrifft, worin die Moral besteht, so behauptet Ihr Kritiker, sie bestehe darin, daß, wenn ein Mensch fühle, daß er zu engelhaft werde, er »eiligst ein Tier aus sich machen« solle. Ich kann nicht sagen, daß mir dies eine Moral zu sein scheint. Die Moral der Erzählung ist in Wahrheit die, daß jede Ausschreitung ebenso wie jede Selbstverleugnung ihre Strafe nach sich zieht. Diese Moral ist mit künstlerischer Absicht so verborgen, daß sie nirgends als Gesetz ausgesprochen erscheint, sondern sich nur in den Schicksalen der handelnden Personen ausdrückt und derart lediglich ein dramatisches Element in einem Kunstwerk darstellt, und nicht den Zweck dieses Kunstwerkes selbst.

Ihr Kritiker begeht ferner einen Irrtum, wenn er sagt, daß es »unvereinbar mit dem kalten, beberechnenden, gewissenlosen Charakter des Dorian Gray« sei, das Bild seiner Seele zu zerstören, bloß weil es nichts an seiner Häßlichkeit verlor, als er in seiner Eitelkeit sich schmeichelte, seine erste gute Tat getan zu haben. Dorian Gray ist keineswegs ein kalter, berechnender, gewissenloser Charakter. Er ist im Gegenteil ungemein impulsiv, töricht romantisch und wird sein ganzes Leben hindurch von einem überempfindlichen Gewissen gequält, das ihm seine Vergnügungen vergällt und ihn ermahnt, daß Jugend und Genuß nicht alles in der Welt sind. Und gerade um dieses Gewissen los zu werden, das ihm unablässig auf Schritt und Tritt nachgeht, zerstört er das Bild. Indem er also versucht, das Gewissen zu töten, tötet Dorian Gray sich selbst.

Ihr Kritiker spricht sodann von »aufdringlich billiger Wissenschaftlichkeit«. Nun, was immer ein wissenschaftlich gebildeter Mann schreiben möge, so wird er Wissenschaftlichkeit erkennen lassen in der Vornehmheit seines Stils und in der sorgfältigen Wahl seiner Worte. Aber meine Erzählung enthält keine gelehrten oder pseudo-gelehrten Gespräche, und die Bücher, deren darin Erwähnung geschieht, sind

nur solche, von denen vorausgesetzt werden kann, daß ein Mann von Bildung sie kennt, wie zum Beispiel das »Satiricon« des Petronius Arbiter oder Gautiers »Emaux et Camées«. Bücher wie Le Consos »Clericalis Disciplina« sind nicht Gegenstand der Wissenschaft, sondern der Liebhaberei. Es kann niemandem ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er sie nicht kennt.

Zum Schlusse nur noch dies: Die ästhetische Bewegung hat gewisse eigenartige, zartduftige, durch ihren beinahe mystischen Ton faszinierende Farbenmischungen hervorgebracht. Sie waren und sind unsere Reaktion gegen die rohen Primärfarben einer zweifellos ehrbareren, aber sicherlich minder kultivierten Zeit. Meine Erzählung ist eine Studie dekorativer Kunst. Sie reagiert gegen die rohe Brutalität des deutlichen Realismus. Sie ist giftig, wenn Sie wollen, aber Sie können nicht leugnen, daß sie auch vollkommen ist, und Vollkommenheit ist es, was der Künstler anstrebt.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr hochachtungsvoll ergebener O. W.

16, Tite Street, 30. Juni 1890.

*

In seiner Nummer vom 5. Juli 1890 schreibt der »Scots Observer«:

Warum in Düngerhaufen wühlen? Die Welt ist schön, und die Majorität gesund gearteter Männer und ehrenhafter Frauen über die Angefaulten, Unnatürlichen und Gefallenen ist groß. Oskar Wilde hat wieder einmal ein Ding geschrieben, das besser ungeschrieben geblieben wäre. Wohl ist seine Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray« originell, interessant, voll Geist und zweifellos das Werk eines begabten Schriftstellers; aber sie ist ein Werk falscher Kunst, denn ihr Held ist ein Teufel; und sie ist ein Werk falscher Moral, denn es geht nicht genügend klar daraus hervor, ob der Autor nicht ein Leben widernatürlichen Lasters einem Leben der Gesundheit, Reinheit und Kraft vorzieht. Die Erzählung — die Gegenstände behandelt, welche nur für die Kriminalgerichtsbarkeit oder für die Besprechung in camera geeignet sind — macht dem Autor eben so wenig Ehre wie dem Verleger. Herr Wilde hat Geist, Talent und Stil; aber wenn er nur für deklassierte Lebemänner und perverse Kellnerjungen schreiben kann, so wäre es, je eher er sich der

Schneiderei*) (oder einem anderen ehrenhaften Berufe) zuwendet, desto besser für seinen Ruf und für die allgemeine Sittlichkeit.

Wildes Erwiderung.

An den Herausgeber des ‚Scots Observer'.

Geehrter Herr!

In Ihrem Blatte erschien dieser Tage eine Kritik meiner Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray«. Da diese Kritik mich als Künstler mit grober Ungerechtigkeit behandelt, bitte ich Sie, mir für mein Recht auf Erwiderung in Ihren Spalten freundlichst Raum zu geben.

Obgleich Ihr Kritiker zugesteht, daß die fragliche Erzählung »zweifellos das Werk eines begabten Schriftstellers« ist, »eines Mannes, der Geist, Talent und Stil besitzt«, so nimmt er doch an, und das offenbar in allem Ernste, daß ich es nur im Hinblick auf verbrecherische und ganz ungebildete Leser geschrieben habe. Nun glaube ich aber, daß Verbrecher und ungebildete Menschen überhaupt nichts anderes lesen als Zeitungen. Sicherlich kann von ihnen nicht vorausgesetzt werden, daß sie ein Buch wie das meinige verstehen. Lassen wir sie also beiseite, und gestatten Sie mir nur über die große Frage, warum ein Dichter überhaupt schreibt, einige wenige Worte zu sagen.

Das Vergnügen, das es gewährt, ein Kunstwerk zu schaffen, ist ein rein persönliches, und nur um dieses Vergnügens willen schafft der Künstler. Er arbeitet, alle seine geistigen Kräfte auf den Gegenstand konzentriert. Nichts anderes interessiert ihn. Was die Leute sagen werden, daran denkt er nicht einmal. Er ist fasziniert durch das Gebilde unter seinen Händen. Alles andere besteht für ihn nicht. Ich schreibe, weil es mir den denkbar größten künstlerischen Genuß gewährt, zu schreiben. Wenn mein Werk den Wenigen gefällt, bin ich erfreut. Wenn es ihnen nicht gefällt, bin ich nicht betrübt. Und was die

*) Anspielung auf Wildes Propaganda für eine Reform der Kleidung. Anm. d. Übers.

Menge betrifft, so habe ich kein Verlangen, ein populärer Schriftsteller zu werden. Es ist viel zu leicht.

Ihr Kritiker begeht den ganz unverzeihlichen Fehler, den Künstler mit seinem Gegenstande zu vermengen. Für diesen Fehler gibt es überhaupt keine Entschuldigung. Von dem Manne, der die größte Erscheinung der Weltliteratur seit den Tagen der alten Griechen darstellt, sagt Keats, daß es ihm ebensoviel Freude machte, das Böse dichterisch zu gestalten, wie das Gute. Empfehlen Sie Ihrem Kritiker, Herr Redakteur, diesen schönen Satz Keats' recht wohl zu beherzigen. Denn dasselbe gilt von jedem Künstler. Dieser steht entfernt von seinem Gegenstande. Er schafft ihn und betrachtet ihn. Je weiter entfernt sein Subjekt von dem Objekt ist, desto freier schafft er. Ihr Kritiker meint, daß ich es dem Leser meines Buches nicht klar genug mache, ob ich die Tugend dem Laster oder das Laster der Tugend vorziehe. Er möge sich gesagt sein lassen, daß ein Künstler überhaupt keine ethischen Sympathien oder Antipathien hat. Laster und Tugenden sind ihm einfach das, was dem Maler die Farben auf seiner Palette sind. Nicht mehr und auch nicht weniger. Er findet, daß durch ihre Anwendung eine gewisse künstlerische Wirkung hervorgebracht werden kann, und er bringt sie hervor. Jago mag vom moralischen Standpunkt scheußlich sein, und Imogen fleckenlos rein. Shakespeare hatte, wie Keats sagt, ebensoviel Freude an der Schaffung des einen wie der andern.

Um der dramatischen Entwicklung meiner Geschichte willen war es nötig, Dorian Gray mit einer Atmosphäre sittlicher Fäulnis zu umgeben. Andernfalls hätte die Erzählung keinen Sinn und die Handlung keinen Ausgang gehabt. Diese Atmosphäre vag und unbestimmt und geheimnisvoll zu halten, war die künstlerische Absicht dessen, der die Geschichte schrieb. Ich nehme für ihn in Anspruch, daß ihm diese Absicht gelang. Jeder Mensch sieht seine eigenen Sünden in Dorian Gray. Welches die

Sünden Dorian Grays sind, weiß niemand. Der, der sie findet, hat sie mitgebracht.

Zum Schlusse lassen Sie mich Ihnen sagen, Herr Redakteur, wie tief ich es bedauere, daß Sie einer solchen Besprechung, wie die, zu deren Zurückweisung ich mich gedrängt fühle, Aufnahme in Ihr Blatt gewährt haben. Daß der Herausgeber der ‚St. James's Gazette' Caliban zum Kunstkritiker macht, ist vielleicht natürlich. Der Herausgeber des ‚Scots Observer' sollte nicht zugeben, daß Thersites in seinem Blatte Grimassen schneidet. Es ist eines so hervorragenden Schriftstellers unwürdig.

Empfangen Sie u. s. w. O. W.

London, 16, Tite Street, 9. Juli 1890.

*

Hiezu bemerkt das Blatt:

Es war nicht zu erwarten, daß Herr Wilde mit seinem Kritiker über den künstlerischen Wert seines Werkes derselben Meinung sein werde. Es sei ihm zugestanden, daß es ihm gelungen ist, seinen Helden mit jener Atmosphäre zu umgeben, die er beschreibt. Das ist sein Lohn. Der Kritiker ist nichtsdestoweniger berechtigt, der Ansicht zu sein und sie auszudrücken, daß keine noch so geschickte Behandlung diese Atmosphäre für den Leser erträglich machen kann. Das ist seine Strafe. Zweifellos ist es das Vorrecht des Künstlers, abscheulich zu sein; aber er muß dieses Vorrecht auf seine Gefahr ausüben.

*

Ein Herr Charles Whibley schreibt einige Tage darauf:

Der alte Streit, hier Objekt, hier Gestaltung, dürfte fortdauern, solange Künstler und Kritiker denselben Planeten bewohnen. Und da eine endgiltige Entscheidung dieser Frage die lebhafteste und interessanteste aller Diskussionen vorzeitig abschließen würde, so wollen wir hoffen, daß eine solche Entscheidung niemals eintreten wird.

(Es folgt eine längere theoretische Erörterung, in deren Verlauf der Schreiber Maupassants »Bel Ami« und Daudets »Sapho« scharf tadelt und ihnen Dostojewskis »Verbrechen und Sühne« und Flauberts »Madame Bovary« als Beispiele künstlerischer Behandlung eines abstoßenden Stoffes entgegenhält.)

. . Die Kunst ist also unmoralisch. Wenn diese Theorie irgendwie feststeht, so scheint mir Ihre Kritik des »Dorian Gray» zu wohlwollend in ihrem Lobe und zu ungerecht in ihrer Verurteilung zu sein. Sie finden in der Erzählung Kunst und keine Moral; ich finde darin Massen von Moral und keine Kunst. Vom Anfang bis zum Ende überließ Wilde seiner Liebe zu Paradoxen die Herrschaft über seinen Sinn für Proportion. Wenn ich den Gesprächston des Lords Wotton —

sicherlich eines der ermüdendsten Menschen der Literatur — parodieren darf: Es gibt nichts so Langweiliges wie ein Epigramm. Und ein Roman, der aus nichts anderem besteht als aus umgestülpten Gemeinplätzen und παρά προσδοκίαν gewendeten leeren Phrasen, hat nicht mehr Recht, künstlerisch genannt zu werden, als ein Gemälde, das nur aus farbigen Punkten bestünde.*) Unterbricht ein Künstler den Gang seiner Erzählung mit ermüdenden Abhandlungen über Juwelen und mit öden Möbelkatalogen? Und vermeidet er nicht, wenn er einen zugestandenermaßen delikaten Gegenstand behandelt, überflüssiges Detail und exotische Sentimentalität? Wilde hat bewiesen, daß ihm der Takt und die Selbstzucht fehlen, einen Helden künstlerisch zu gestalten, der halb Jack der Aufschlitzer, halb Gaveston**) ist. Die Aufnahme, die sein Buch gefunden hat, muß ihm übrigens besonders schmerzlich gewesen sein. Er erhebt Anspruch auf einen künstlerischen Triumph, und er wurde zum mindesten von einer religiösen Zeitschrift als Sittenreformator begrüßt. Hat es je eine unerwünschtere Apotheose gegeben?

*

Wildes zweite Erwiderung.

Geehrter Herr!

In einer Zuschrift, die vor einigen Tagen in Ihrem Blatte erschien und die das Verhältnis der Kunst zur Moral behandelt – eine Zuschrift, die mir in vieler Hinsicht vortrefflich zu sein scheint, insbesondere in ihrer Betonung der Freiheit des Künstlers, seinen Stoff nach Gefallen zu wählen —, sagt der Unterzeichner, Herr Charles Whibley, es müsse besonders schmerzlich für mich sein, zu sehen, daß die ethische Bedeutung des Dorian Gray von den hervorragendsten christlichen Blättern Englands und Amerikas so stark betont wird, und daß ich sogar von mehr als einem von ihnen als Sittenreformator begrüßt werde.

Gestatten Sie mir, nicht nur Herrn Charles Whibley selbst, sondern auch Ihre zweifellos besorgten Leser in dieser Hinsicht zu beruhigen. Ich zögere nicht im Geringsten zu erklären, daß ich eine solche Kritik als eine sehr willkommene Huldigung für mein Werk betrachte. Denn wenn ein Kunstwerk reich-

*) Herr Whibley wußte wohl noch nichts vom Pointillismus, der damals wohl schon erfunden, aber noch nicht Kunstmode geworden war. Anm. d. Übers.

**) Begabter und übermütiger Günstling Eduards II., der ihm in blinder Liebe zugetan war. Anm. d. Übers.

haltig, lebensvoll und vollendet ist, so werden die, die künstlerischen Sinn haben, seine Schönheit fühlen, während die, auf die das Ethische mehr wirkt als das Ästhetische, seine sittliche Lehre herausfinden werden. Es wird den Feigen mit Schrecken erfüllen, und der Unreine wird seine Schande darin sehen. Es wird jedem das sein, was er selber ist. In Wahrheit ist es der Beschauer und nicht das Leben, was sich in der Kunst spiegelt.

Und so hat denn auch im Falle des Dorian Gray der rein literarische Kritiker, wie zum Beispiel der des ‚Speaker', darin ein »ernstes und reizvolles Kunstwerk« gesehen; der Kritiker, der es in seiner Beziehung zur Moral betrachtet, wie zum Beispiel der des ‚Christlichen Führers' oder der der ‚Christlichen Welt', eine ethische Parabel; das ‚Licht', welches, wie man mir sagt, das Organ der englischen Mystiker ist, betrachtet es als »ein Werk von hoher spiritualistischer Bedeutung«; die ‚St. James's Gazette', die offenbar das Organ der Lüstlinge zu sein bestrebt ist, sieht darin alle möglichen schrecklichen Dinge und empfiehlt es der Aufmerksamkeit des Staatsanwaltes; und Ihr Herr Charles Whibley sagt launig, daß er darin »Massen von Moral« finde. Es ist freilich wahr, daß er hinzufügt, er könne keine Kunst darin entdecken; aber man kann billigerweise nicht von einem Kritiker verlangen, daß er ein Kunstwerk von allen Seiten sehe. Auch Gautier hatte seine Beschränkung, ebenso wie Diderot, und in dem heutigen England sind die Goethes selten. Ich kann Herrn Charles Whibley nur die Versicherung geben, daß keine Moral-Apotheose, — der er einen höchst bescheidenen Beitrag hinzufügt — eine Ursache des Harmes für einen Künstler sein kann.

Ich bin, geehrter Herr Redakteur, Ihr sehr ergebener O. W.

16, Tite Street, Chelsea, 30. Juli 1890.

*

Unterm 9. August 1890 erschien folgender Brief des Herrn Whibley:

Vor nicht viel länger als einem Monat tat Herr Oskar Wilde den Lesern des ‚St. James's Gazette' kund, daß er infolge seines Temperaments oder seines Geschmackes oder beider durchaus nicht zu begreifen vermöge, wie man ein Kunstwerk vom moralischen Gesichtspunkte aus beurteilen könne. »Das Gebiet der Kunst und das Gebiet der Ethik«, schrieb er, »sind vollkommen getrennt und verschieden«. Nun hat aber seine Erzählung den Beifall einiger berufsmäßig frommer Blätter gefunden, und er akzeptiert die Kritik seiner neuen Verbündeten als eine »sehr willkommene Huldigung« für sein Werk. Wenn seine Erklärung in der ‚St. James's Gazette, aufrichtig war, dann müßte er das Urteil eines Kritikers »der die Kunst in ihrem Verhältnis zur Tugend betrachtet« als eine sinnlose Anmaßung zurückweisen. Hat er nicht erklärt, daß »kein Kunstwerk vom moralischen Standpunkt aus kritisiert werden darf«? »Geschmack und Temperament« des »Künstlers« sind ja notorisch schwankend und unberechenbar, aber man sollte doch meinen, daß sie ein paar Wochen ohne Wechsel überdauern könnten. Aber die ‚Christliche Welt' läßt ihr salbungsvolles Lob auf Herrn Wilde herabträufeln, und stracks verleugnet er seine teuren Prinzipien und vermengt Ethik und Ästhetik mit einer Unbekümmertheit, die der Mrs. Grundy*) selber würdig wäre. Wenn es der höchste Ehrgeiz jedes Künstlers ist, Seite an Seite mit dem talentierten Autor von »Wir zwei« zur Bewunderung aller derer, die sittenverbessernde Literatur lieben, auf ein Piedestal gestellt zu werden, dann hat Herr Wilde sicherlich einen großen Triumph errungen. Aber sein Erfolg mag billigerweise von jenen angezweifelt werden, die nicht der Ansicht sind, daß aufdringliche Moral die unentbehrliche Eigenschaft jedes Kunstwerkes sei.

Es scheint, daß, um die Vorzüge des »Dorian Gray« vollkommen würdigen zu können, der »rein literarische Kritiker« mit dem verschmelzen muß, der »die Kunst in ihrem Verhältnis zur Tugend betrachtet«. Weder Gautier noch Diderot wären also im Stande, dieser Aufgabe zu genügen, ohne die Mithilfe des ‚Licht' und der ‚Christlichen Welt'. Und Goethe ist tot und hat den Dorian Gray nicht gekannt! Ich weiß nicht, wer mehr zu bedauern ist, der deutsche Kritiker oder der englische Moralist. Aber Herr Wilde hat den bedauernswerten Umstand in bestmöglicher Weise korrigiert: da kein Goethe da ist, um ihm Beifall zu spenden, ist er unermüdlich in der öffentlichen Belobung seines eigenen Werkes.

*

Ein Herr J. E. Brown untersucht, ob Wilde im »Dorian Gray« mit Rabelais oder mit Swift zu vergleichen sei, und verneint beides. Er findet ihn näher zu Zola in Bezug auf die Wahl eines abstoßenden Stoffes und in Bezug auf seine moralisierende Absicht, stellt aber Zola viel höher und führt insbesondere »La Terre« als Beispiel der kraftvollen Behandlung eines häßlichen Gegenstandes an. Er fährt dann fort:

..... Ich bin überzeugt, er meint es gut. Er ist ebenso

*) Etwa: Frau Klatschbase, Sinnbild der urteilslosen Menge. Anm. d. Übers.

moralisch wie Zola; einer ihrer Korrespondenten hat ja, glaube ich, bereits hervorgehoben, daß die Moral die starke Seite Wildes ist, und ich stimme diesem Urteil vollkommen zu. Die Moral ist in der Tat seine starke Seite, aber ich glaube nicht, daß die Kunst es ist. Darin ragt Zola weit über ihn hinaus. Zola ist eine starke Natur, Wilde nicht. Zola meistert seinen Stoff — kann man das auch von Wilde sagen? Schriftsteller sollten sich in folgender Weise befragen oder sich befragen lassen: Bist du Rabelaisisch? Dann lache sein lautes, derbes Lachen über alles dies, und Gott befohlen! Bist du Swiftisch? Kannst du auf diesem furchtbar gefährlichen Seil tanzen, ohne zu stürzen? Bist du realistisch, Zolaisch? Ein Mann von dem Bau Zolas kann sich mit seinen Bauern in den Morast priapischer Scheußlichkeit legen und sich als ein Riese wieder daraus erheben. Nichts davon ist in ihn eingedrungen. Aber schwächere Menschen, welkere Menschen, weichere, durchlässigere Menschen — ist es geraten für sie, dasselbe zu wagen? Künstler müssen auf sich Acht haben: der Künstler hat ein moralisches Gefühl, und er muß es behüten, je ängstlicher, desto besser, wenn er nicht zu den wenigen Allergrößten zählt.

*

Ein mit »H.« unterschriebener Brief polemisiert gegen die von Charles Whibley in seiner Zuschrift aufgestellte Forderung, der Kritiker solle nur die künstlerische Gestaltung des Gegenstandes beurteilen und den Gegenstand selbst außer Acht lassen. «H.» erklärt dies für unmöglich, da der Gegenstand sich dem Kritiker ebenso aufdränge wie seine Behandlung. Dann kommt folgende Stelle:

Nehmen wir an, ein außerordentlich begabter Sänger trüge bei einem Konzert »God save Ireland« ungemein schön vor. Nach Herrn Whibley müßte die Kritik lauten: »Herr Jones sang eine Ballade, die seine herrliche Stimme und seinen wunderbaren Vortrag in schönstem Lichte zeigte. Sein hohes *f* ist von außerordentlicher Reinheit, und seine tiefen Töne klangen unendlich weich und sonor«.*) — Nach meiner Ansicht müßte ein richtiger Kritiker sagen: »Dann begann Herr Jones uns einige miserable Verse über drei feige Mörder vorzusingen. Jeder anständige Mensch im Publikum verließ sofort den Saal. Die Konzertleitung verdient schärfsten Tadel, daß sie zugab, daß das Auditorium durch diesen schändlichen und verräterischen Vortrag beleidigt werde.«

Zum Schlusse faßt »H.« seine Ansicht dahin zusammen, der Kritiker habe selbstverständlich zuvörderst die Aufgabe, auf Kunstfehler tadelnd hinzuweisen, aber das enthebe ihn nicht der Pflicht, »Verbrechen, Roheit, Radikalismus (sic!) und Obszönität« zu verdammen, wo er sie finde.

Ein Herr J. Mac Laren Cobban schreibt:

---

*) »God save Ireland« ist ein irisches Kampflied, das drei politische Mörder glorifiziert, und es ist auf den Durchschnittsengländer berechnete grimmigste Ironie von Seite »H.s«, eine solche Kritik für möglich zu halten. Zu erinnern ist auch, daß Wilde Irländer war.
Anm. d. Übers.

In der Kontroverse, die sich in den Spalten Ihres Blattes entwickelt hat, hat nur einer der Beteiligten den Versuch gemacht, schöpferisch zu sein. Dieser eine ist Herr Oskar Wilde, und sein Beitrag zu der Diskussion besteht nur aus einem unverschämten Paradoxon. Die verschiedenen Kritiker haben einander mit der Ochsenblase lustig und unermüdlich über den Kopf gehauen, daß es nur so knallte. Wozu der Lärm? muß man fragen. Denn es will mir scheinen, daß sie alle in ihrer Weise recht haben; der Unterschied zwischen ihnen beruht lediglich auf dem Unterschied der Gesichtspunkte, und der Streit wurzelt nur darin, daß jeder von ihnen darauf besteht, nur einen Gesichtspunkt gelten zu lassen. Das ist aber weder weise noch förderlich. Es gibt, hat immer gegeben und wird zweifellos immer geben, drei Gesichtspunkte, von denen aus ein Kunstwerk beurteilt wird: 1. Der des Künstlers. 2. Der des Kritikers. 3. Der des Publikums. Der Standpunkt des Künstlers und der des Publikums waren immer ziemlich stabil; der des Kritikers schwankt zwischen beiden und nähert sich zuweilen bis auf eine kaum merkbare Entfernung dem einen oder dem andern. Der Künstler hat stets das Recht gefordert, seinen Gegenstand zu nehmen, wo er ihn fand. Das ist sehr berechtigt von seinem Standpunkte aus, und je mehr er Künstler ist, desto mehr findet er, daß das Wichtigste in seiner Kunst und in der Kunst anderer nicht der Stoff sondern seine Gestaltung ist: diese ist es, die seine ganze Aufmerksamkeit und seine ganze Kraft in Anspruch nimmt. Das Publikum seinerseits beurteilt ein Kunstwerk vollkommen natürlicherweise nach dem einzigen Werte, den es schätzen kann, nämlich nach der Wirkung auf sich selbst. Wenn das Publikum von einem Buch, einem Stück, einem Bild getroffen, gepackt wird, wenn es zum Lachen oder Weinen, zum Mitleid oder zum Moralisieren gebracht, wenn es unterhalten oder erregt wird, dann nennt es das Buch, das Stück oder das Bild »gut«. Wie das Buch, das Stück, das Bild es angestellt haben, diese Wirkung hervorzubringen, das weiß es nicht, und danach fragt es nicht. »Stoff« und »Gestaltung«, alle die theoretischen Streitfragen der Kunst, sind ihm ebenso gleichgiltig, und mit vollem Recht; denn Kaufen und Verkaufen, Erfolg und Mißerfolg, Liebe und Heirat, das sind die Dinge, die es vor allem beschäftigen, und nicht die Kunst. Zwischen den beiden Extremen, Künstler und Publikum, bewegt sich dann der Berufskritiker und einige wenige Menschen aus dem Publikum, die ich Amateure nennen will. Diese, Kritiker und Amateure, haben nicht die intime oder esoterische Sachkenntnis des Künstlers, aber sie interessieren sich für die Kunst, und sie haben einen gewissen Geschmack und ein gewisses Urteil, mit deren Hilfe sie als Interpreten zwischen Künstler und Publikum auftreten. Aber es ist natürlich und unvermeidlich, daß auch sie ihre eigene Meinung haben. Auch sie haben noch andere Interessen im Leben als die Kunst, und ihnen wird nicht wie dem Künstler das Gefühl der überragenden Wichtigkeit der Gestaltung durch den täglichen Kampf mit ihren Schwierigkeiten aufgezwungen. Wenn ihnen also ein Kunstwerk gefällt oder mißfällt, so legen sie die Ursachen davon in einer Weise dar, wie es der Künstler nicht tun würde, und nähern sich dabei bald mehr dem Standpunkt des Künstlers, bald dem des Publikums, je nach ihrem

Temperament, Geschmack und Verständnis. Sie bringen Erwägungen vor, die, wir dürfen nicht sagen, der Kunst, aber der Anschauung des Künstlers von der Kunst fremd sind; sie erheben Anklagen wegen Unmoralität, und der Künstler ist erstaunt, wenn nicht erzürnt. Denn für den Künstler als Künstler gibt es nur eine Art der Unmoralität: schlechte Kunst, das heißt, schlechte Gestaltung des Stoffes.

. . . . . Ich will jedoch nicht mit dem Kritiker rechten, obgleich er, wie mir scheinen will, mit seinen Erörterungen über die Kunst einen großen Teil der Aufmerksamkeit absorbiert, die besser der Kunst selbst zugewendet werden sollte. Denn die Kunst ist lang, aber die Kritik ist länger.

Wildes dritte Erwiderung.

Geehrter Herr!

Ich bin zu meinem Bedauern nicht in der Lage, mich mit Herrn Whibley in eine Zeitungskontroverse über die Kunst einzulassen; schon deshalb nicht, weil ich nicht die Möglichkeit habe zu beurteilen, inwieweit Herr Whibley die Befähigung zur Diskussion eines so wichtigen Gegenstandes besitzt. Ich habe von seiner Zuschrift nur Notiz genommen, weil er — wie ich überzeugt bin, ohne jede Absicht — eine Vermutung über meine persönlichen Gefühle aussprach, die ganz unzutreffend war. Er sagte, es müsse peinlich für mich sein, zu sehen, daß ein gewisser Teil der Öffentlichkeit, bestehend aus ihm selbst und den Kritiken einiger religiöser Zeitschriften, durchaus das, was er »Massen von Moral« nennt, in meiner Erzählung »Das Bildnis des Dorian Gray« finden wollte.

Da mir natürlicherweise daran liegen mußte, Ihre Leser in einer für den Literarhistoriker so wichtigen Sache von der Wahrheit zu unterrichten, legte ich in Ihren Spalten dar, daß ich jede solche Kritik als eine sehr erfreuliche Anerkennung der ethischen Schönheit des Buches betrachtete; und ich fügte hinzu, ich sei vollkommen bereit zuzugeben, daß es unbillig wäre, von jedem gewöhnlichen Kritiker zu verlangen, daß er ein Kunstwerk von jedem Gesichtspunkte aus zu würdigen wisse. Ich bin nach wie vor dieser Ansicht. Wenn jemand die künstlerische Schönheit einer Sache sieht, wird er sich vermutlich wenig um ihre moralische Bedeutung kümmern; ist

aber seine Natur empfänglicher für die ethischen als für die ästhetischen Wirkungen, so wird er kein Interesse für Stil, Behandlung des Gegenstandes und dergleichen haben. Es bedarf eines Goethe, um ein Kunstwerk ganz, vollkommen und allseitig zu betrachten, und ich stimme Herrn Whibley durchaus zu, wenn er sagt, es sei schade, daß Goethe den Dorian Gray nicht gelesen hat. Ich bin ganz überzeugt, daß er davon entzückt gewesen wäre, und ich kann nur hoffen, daß ein schattenhafter Verleger eben jetzt eine Geisterausgabe davon in den Elysäischen Gefilden verteilt, und daß der Einband des Exemplares, das Gautier in die Hand bekommt, mit vergoldeten Affodilen überstreut ist.

Sie könnten die Frage stellen, warum mir daran liegen sollte, daß die ethische Schönheit meiner Erzählung anerkannt werde. Darauf erwidere ich: einfach deshalb, weil sie existiert, weil sie darin ist. Die hervorragendste Eigenschaft von »Madame Bovary« ist nicht die Morallehre, die darin zu finden ist, ebenso wenig wie die hervorragendste Eigenschaft des »Salammbo« die Altertumskunde ist, die es enthält. Aber Flaubert war vollkommen im Rechte, wenn er die Unwissenheit derjenigen bewies, die das eine Werk als unmoralisch, das andere als unrichtig bezeichneten. Und nicht nur war er im Rechte im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern er war künstlerisch im Rechte, was das Entscheidende ist. Der Kritiker hat das Publikum zu belehren; der Künstler hat den Kritiker zu belehren.

Gestatten Sie mir noch eine kleine Richtigstellung, und dann nehme ich Abschied von Herrn Whibley. Er schließt seine Zuschrift mit der Bemerkung, ich sei unermüdlich in der öffentlichen Belobung meines Werkes. Ich zweifle nicht, daß er mir damit eine Schmeichelei sagen wollte, aber er überschätzt wirklich meine Fähigkeit ebenso wie meine Lust zur Arbeit. Ich muß offen gestehen, daß ich durch Anlage ebensosehr wie durch Wahl außer-

ordentlich träge bin. Kultivierter Müßigang scheint mir die angemessenste Beschäftigung des Menschen. Zeitungskontroversen jeder Art sind mir zuwider, und unter den zweihundertundsechzehn Kritiken des »Dorian Gray«, die von meinem Schreibtisch in den Papierkorb gewandert sind, habe ich nur von dreien öffentlich Notiz genommen. Eine davon war die im ‚Scots Observer' erschienene. Ich reagierte darauf, weil sie dem Autor eine Absicht bei Verfassung des Buches unterschob, die berichtigt werden mußte. Die zweite war ein Artikel in der ‚St. James's Gazette'. Er war beleidigend und ungeschlacht und schien mir eine sofortige Zurechtweisung zu erheischen. Der Ton des Artikels war eine Unverschämtheit gegen jeden Schriftsteller. Die dritte war ein schwächlicher Angriff in einem Blatte, das ‚The Daily Chronicle' heißt. Ich glaube, daß ich an den ‚Daily Chronicle' schrieb, war eine Handlung puren Übermuts. Ja, ganz sicher war es das. Ich weiß absolut nicht mehr, was in der Kritik stand. Wenn ich nicht irre, hieß es dort, der Dorian Gray sei giftig, und ich glaube, ich hielt es für höflich, aus Gründen der Alliteration darauf hinzuweisen, daß er auf alle Fälle auch genial sei. Das war alles. Die übrigen zweihundertdreizehn Kritiken habe ich nicht beachtet. Ja, ich habe kaum die Hälfte davon gelesen. Es ist sehr betrüblich, aber man wird selbst des Lobes überdrüssig.

Was nun die Zuschrift des Herrn Brown betrifft, so ist sie nur insoferne interessant, als sie einen Beweis für die Wahrheit dessen bietet, was ich oben über die Stellung der beiden Hauptarten der Kritik zueinander gesagt habe. Herr Brown sagt offen, daß er die Moral die »starke Seite« meiner Erzählung finde. Herr Brown meint es gut und hat eine halbe Wahrheit gefunden, wenn er es aber dann unternimmt, das Buch vom künstlerischen Standpunkt zu behandeln, geht er natürlich weit in die Irre. Den »Dorian Gray« auf eine Linie mit Zolas »La Terre« zu stellen ist ebenso töricht, als ob man Mussets

»Fortunio« auf eine Linie mit den Melodramen des Adelphitheaters stellen wollte. Herr Brown sollte es bei der sittlichen Beurteilung bewenden lassen; da ist er unbesieglich.

Herr Cobban beginnt unglücklich, indem er meinen Brief, worin ich Herrn Whibley in Bezug auf eine Tatsache berichtigte, ein »unverschämtes Paradoxon« nennt. Der Ausdruck »unverschämt« ist nicht verständlich, und der Ausdruck »Paradoxon« ist unangebracht. Es will mir leider scheinen, als ob das Schreiben an Zeitungen einen zerstörenden Einfluß auf den Stil hätte. Die Leute werden heftig, geraten ins Schimpfen und verlieren alles Gefühl für Proportion, wenn sie die seltsame journalistische Arena betreten, in welcher stets der Lärmendste das Rennen gewinnt. »Unverschämtes Paradoxon« ist nun allerdings weder heftig, noch beschimpfend, aber es ist ein Ausdruck, der für meinen Brief nicht hätte gebraucht werden sollen. Herr Cobban tut jedoch alsbald Buße für das, was offenbar nur ein Mißgriff der Manieren war, indem er das unverschämte Paradoxon als sein eigen adoptiert und auseinandersetzt, daß, wie ich vorher gesagt hätte, der Künstler ein Werk stets nur vom Standpunkt der Schönheit und der Behandlung der Form betrachte, und daß die, die keinen Schönheitssinn hätten, oder deren Schönheitssinn durch ethische Anforderungen in den Hintergrund gedrängt werde, ihre Aufmerksamkeit vor allem dem Stoffe zuwendeten und die moralische Wirkung als den Prüfstein für den Wert des Gedichtes oder des Romanes oder des Bildes ansähen, das sie zu beurteilen hätten, während der Zeitungskritiker bald den einen und bald den andern Standpunkt einnehme, je nachdem er kultiviert oder unkultiviert sei. Kurz, Herr Cobban münzt mein unverschämtes Paradoxon in eine platte Wahrheit um, und ich glaube, er tut damit ein nützliches Werk. Das englische Publikum liebt die Plattheit und sieht es gern, wenn man ihm die Dinge in platter Weise erklärt. Herr Cobban be-

dauert, wie ich überzeugt bin, bereits den mißlungenen Ausdruck, mit dem er debutierte, ich will also nichts mehr darüber sagen. Soweit ich in Betracht komme, ist ihm vollkommen vergeben.

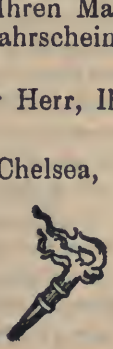
Und indem ich nun von dem ‚Scots Observer' Abschied nehme, fühle ich mich gedrängt Ihnen, Herr Redakteur, ein offenes Geständnis abzulegen. Ein guter Freund von mir, ein geistvoller und hervorragender Schriftsteller, der auch Ihnen persönlich nicht unbekannt ist, sprach die Vermutung aus, daß in dieser furchtbaren Polemik in Wirklichkeit nur zwei Personen einander gegenüber gestanden hätten, und daß diese zwei Personen der Herausgeber des ‚Scots Observer' und der Verfasser des »Dorian Gray« seien. Noch heute Abend beim Diner, während wir bei einer Flasche vortrefflichen Chiantis saßen, behauptete mein Freund ganz zuversichtlich, daß Sie unter angenommenen und geheimnisvollen Namen einfach nur den Ansichten der halbgebildeten Klassen unserer Stadt dramatischen Ausdruck gegeben hätten, und daß die mit »H« gezeichneten Briefe nur Ihre witzige, wenn auch etwas bittere Karikatur des Philisters darstellten, so, als ob er sie selbst gezeichnet hätte. Ich muß gestehen, daß ich selbst etwas Ähnliches gedacht habe, als ich »H«s ersten Brief las, — den, worin er dafür eintritt, daß der Maßstab für die Kunst durch die politische Überzeugung des Künstlers gegeben werden sollte, und daß, wenn man mit dem Künstler über die beste Art Irland schlecht zu regieren verschiedener Meinung sei, man verpflichtet sein solle, sein Werk schlecht zu finden. Es gibt jedoch so unzählig viele Abarten des Philisters, und Nordengland hat einen solchen festbegründeten Ruf der Ernsthaftigkeit, daß ich den Gedanken als einen des Herausgebers eines schottischen Blattes unwürdigen wieder verwarf. Ich fürchte aber nun fast, daß ich darin unrichtig urteilte, und daß Sie sich die ganze Zeit her damit unterhalten haben, kleine Puppen zu erfinden und sie zu lehren,

große Worte zu gebrauchen. Nun, geehrter Herr, wenn es so ist, — und mein Freund behauptet es steif und fest — so gestatten Sie mir, Sie zu der Geschicklichkeit zu beglückwünschen, mit der Sie sich jenen Mangel an künstlerischem Stil angeeignet haben, der, wie man mir sagt, unerläßlich ist für jede dramatische und lebenswahre Charakterisierung. Ich gestehe, daß ich vollständig getäuscht wurde; aber ich trage Ihnen nichts nach, und da Sie sich zweifellos weidlich ins Fäustchen gelacht haben, so gestatten Sie mir, nun laut in das Lachen mit einzustimmen, wenn es auch ein wenig auf meine Kosten geschieht. Eine Komödie ist zu Ende, wenn das Geheimnis verraten ist. Lassen Sie den Vorhang fallen und legen Sie Ihre Puppen zu Bett. Ich liebe den Don Quixote, aber ich habe kein Verlangen länger mit Marionetten zu kämpfen, wie geschickt auch die Meisterhand sei, die die Drähte regiert. Lassen Sie sie in die Schublade zurückkehren, wohin sie gehören. Zu einer künftigen Gelegenheit mögen Sie ihnen neue Etiketten aufkleben und sie zu unserer Unterhaltung wieder auftreten lassen. Sie bilden eine treffliche Truppe und machen ihre Kunststückchen vorzüglich, und wenn sie ein wenig unwirklich sind, so bin ich nicht derjenige, der gegen Unwirklichkeit in der Kunst etwas einzuwenden hat. Der Spaß war wirklich gut. Das einzige, was ich nicht verstehe, ist, warum Sie Ihren Marionetten solche außergewöhnliche und unwahrscheinliche Namen gegeben haben.

Ich bin, geehrter Herr, Ihr sehr ergebener

O. W.

16, Tite Street, Chelsea, 13. August 1890.



Glossen.

Dreiviertel Stunden lang sah ich einen Mann auf der Straße in epileptischen Krämpfen sich winden, ehe der Wagen der telephonisch berufenen Freiwilligen Rettungsgesellschaft kam. Da die Humanität zu jeder Minute des Tages und der Nacht funktioniert, so ist es wahrscheinlich, daß sie damals mehrfach vergeben war. Wahrscheinlich ist aber auch, daß die Aussicht auf den Segen der Presse und des Papstes Samariterwerke zu beschleunigen vermag. Denn bis Catania ist immerhin weiter als bis zum Schwarzenbergplatz, und wiewohl der Transport auf den italienischen Bahnen gestört war, kam die Barmherzigkeit ans Ziel und wiewohl der telegraphische Verkehr erschwert war, haben wir überreichliche Kenntnis von den Wundern jener ausgekochten Nächstenliebe erhalten, die Herr Dr. Charas auf den Trümmern der sizilischen Städte verrichtet hat. Gewiß wäre diese Rettungsaktion auch unternommen worden, wenn ihre Veranstalter, vor allem jener Herr, von dem sich das Wort Charitas direkt herzuleiten scheint, rechtzeitig erfahren hätten, daß die telegraphische Verbindung zwischen Catania und Wien für alle Zeiten abgebrochen sei. Die Selbstlosigkeit hätte sich auch betätigt, wenn sie erst nach Wochen Gelegenheit gehabt hätte, in einem Vortragsabend von sich zu sprechen. Immerhin hätte uns ihr ausdrücklicher Verzicht auf den Segen des Papstes und auf jede Möglichkeit, auch nur in absehbarer Zeit mit einem Orden belohnt zu werden, noch mehr imponiert als ihr Werk. Die Freiwillige Rettungsgesellschaft ist eine Unternehmen, gegen das selbst vom Standpunkt der Inhumanität nicht das geringste einzuwenden ist. Nur beachte man den Unterschied zwischen ihr und einer Freiwilligen Feuerwehr. Der Rettungsgesellschaft gegenüber hat man sich so sehr ein- für allemal auf die Vorstellung des Samaritertums festgelegt, daß man das unaufhörliche und plötzliche Erscheinen ihres Chefarztes in der Lokalrubrik der Zeitungen für die Vorzüge ihres Betriebs hält. Der Rettungsbetrieb würde zwar in jedem Fall die öffentliche Anerkennung verdienen, aber er müßte mit dem Betrieb der Popularität annähernd gleichen Schritt halten, um sein Verdienst nicht zu kompromittieren. Allerhand Hochachtung vor den Samaritern, aber wenn ihre Eile den Eindruck macht, daß nicht sie dem Unglück, sondern das Unglück ihnen wie gerufen kommt, dann laufen sie Gefahr, daß man sie für Ästheten hält. Und die Peinlichkeit dieses Eindrucks wird vermehrt, wenn die Ansichten der Verunglückten

über den Wert der Hilfeleistung geteilt sind. Aus den divergierenden Darstellungen der italienischen Presse geht nicht ganz klar hervor, ob der politische Haß oder bloß die Abneigung gegen die Wiener Mehlspeisen die Begeisterung der Italiener für die Wohltat der Feldküchen gedämpft hat. Ich stelle es mir ja besonders gräulich vor, wenn ein Catanier Maccaroni verlangt — was er übrigens auch in erdbebenlosen Zeiten zu jeder Stunde des Tages und gegenüber jedermann tut —, und Herr Charas antwortet: Bedaure, kann nicht mehr dienen; oder wenn ein Catanier Wiener Maccaroni verschmäht und Herr Charas ihn trotzdem fragt: Schon bestellt, bitte? Immerhin, der Chefarzt der Rettungsgesellschaft mag recht haben, wenn er die Angriffe der italienischen Blätter als lügenhaft bezeichnet und den Interviewern versichert, die Leute hätten die Erzeugnisse der Feldküchen »geradezu verschlungen«. Aber die Ärzte, deren Kollege der Mann ist, sagen, der Erfolg, daß den Cataniern die Wiener Maccaroni nicht in der Kehle stecken geblieben sind, sei der Ruhm eines Kochs, vielleicht der eines Kellners, aber gewiß nicht der eines Arztes. Und sie nehmen es übel, daß in Sizilien die Wiener Speisesitten selbst bis zu jenem Punkt konsequent befolgt wurden, wo das unvermeidliche Trinkgeld die Mühe der Servierung lohnt.

* * *

Herrn Dr. Charas gehts gut; aber schon seit mindestens zwei Wochen war in der Presse nicht von Herrn Professor Noorden die Rede. Darum sei wenigstens hier seines Werkes »Die Zuckerkrankheit und ihre Behandlung« (Berlin, 1907) gedacht, und auf die Seiten 206 und 207 verwiesen, wo »allgemeine prognostische Anhaltspunkte« verzeichnet werden. Da es sich um ein wissenschaftliches Werk handelt, so hat der Verfasser recht getan, unter den »günstigen« Anhaltspunkten als 11.: »gute äußere Lebensverhältnisse« anzuführen, während er ausdrücklich unter den ungünstigen Anhaltspunkten als 6.: »ungünstige äußere Lebensverhältnisse« bezeichnet. Leider hat Herr Noorden es verabsäumt, die besonderen Wirkungen eines schlechten Ultimo auf die Zuckerkrankheit anzuführen und die günstigen Folgen eines Konkurses. Es versteht sich von selbst, daß die Klienten des Herrn Noorden sich ausschließlich aus jenen Kreisen rekrutieren, in denen von ungünstigen prognostischen Anhaltspunkten nicht die Rede sein kann. Selbstredend! Das

Geschäft floriert an allen Enden, seitdem es sich mit der Wissenschaft assoziiert hat. Ein hoher Perzentsatz bei Zuckerkrankheit führt zu Stoffwechselprolongierungen, und wenns gut geht, zu jenen Finanzoperationen, die in den Sanatorien ausgeführt werden.

* * *

Ernst von Wildenbruch ist tot, und war gewiß ein ehrenwerter Mann. Aber aus einer Danksagung seiner Gattin ersehe ich, daß ihn »das deutsche Volk in Weimar neben unseren Dichterfürsten bestattet« hat. Die Rücksicht gegenüber Toten ist eine Forderung, die man schließlich auch den früher Verstorbenen gegenüber erfüllen soll. Herr von Wildenbruch hat die »Rabensteinerin« geschrieben. Das läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Aber seine Angehörigen sollten öffentlich Verwahrung dagegen einlegen, daß die ‚Phonographische Zeitschrift' (Berlin) behauptet, Herr v. Wildenbruch habe einmal »in einer besonderen Dichtung« eine Walze besprochen, und daß sie deren Vervielfältigung anregt. Die Dichtung, die ihm unterschoben wird, endet nämlich mit den Versen:

Darum erscheint mir der Phonograph
Als der Seele wahrhafter Photograph,

Der das Verborg'ne zutage bringt
Und das Vergang'ne zu reden zwingt.
Vernehmt denn aus dem Klang von diesem Spruch
Die Seele von Ernst von Wildenbruch.

* * *

Im Blätterwald so für mich hinzugehen und nichts als Stilblüten zu suchen, ist längst nicht mein Pläsier. Ich möchte sagen, es ist eine Aufgabe, wie wenn man Wasser in ein — nun, wie sagte die ‚Neue Freie Presse' kürzlich? »Wie wenn man Wasser in ein hohles Faß schöpfen wollte«.

* * *

Dagegen mag es noch hin und wieder interessant sein, die Unabhängigkeit der kritischen Meinung zu bewundern. Ein Varietédirektor beklagte sich beim Administrator des Blattes über die ungünstigen Referate. Die Antwort war: »Wozu laden Sie überhaupt den Burschen ein, der bei uns das Ressort hat? An mich wenden Sie sich das nächste Mal!« Jetzt hat der Direktor Ruhe, schreibt sein Referat und zahlt gern ein paar Gulden für die Erfahrung, wie sehr noch immer das Lob der ‚Neuen Freien Presse' dem Publikum

imponiert. Die Redaktion würde ihren Kritikern gewiß keine Meinung vorschreiben. Sie bewahren ihre Unabhängigkeit, nur dürfen sie sie nicht betätigen. Sonst passiert zwischen Morgen- und Abendblatt, was kürzlich, am 20. Jänner, passiert ist. Es hatte eine Matinee für die Erdbebenopfer von Messina gegeben. Aber ein Unglück kommt selten allein. Der Musikkritiker schrieb das Urteil nieder, ein Pianist habe »auf einem von der Bühne herab schlecht klingenden Klavier mtt feurigem Schwung zwei Stücke von Chopin und Liszt gespielt«. Das war im Morgenblatt. Wer beschreibt seine Überraschung, als er schon im Abendblatt die folgende Notiz las: »Bei dem gestern im Theater an der Wien veranstalteten Konzert des Wiener Tonkünstlerorchesters erregte der Ton des herrlichen Steinwayflügels, welcher von der Firma .... in uneigennützigster Weise kostenlos beigestellt wurde, allseitige Bewunderung«. Nicht alles wird freilich kostenlos beigestellt. Aber den Musikkritiker freute seine ganze schöne Unabhängigkeit nicht mehr. In ein paar Minuten war sie zerstört wie die Stadt, zu deren Gunsten er das Klavier getadelt hatte. Was ist der Mensch! Ich habe das tiefste Mitgefühl für diese armen Teufel von Kunstbürgern, die auf schwankem Grunde ihre Hütten bauen. Immer wieder nehmen sie den Kampf mit den Elementen auf, aber ein administrativer Ruck, und der feuerspeiende Benedikt macht allem organischen Leben ein Ende. Es gibt nämlich Erdbebeninteressenten.

* * *

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein. Eine Katastrophe kann auch wieder allen Beteiligten Gewinn bringen. Wohltätig ist des Feuers Macht, wenn der Brand eines Teppichhauses diesem zum Ruhme und den Zeitungen zu Aufträgen verhilft. Brennts bei Schein, so ist der Schein des Brandes wochenlang sichtbar, die Presse ist die freie Tochter der Natur, wehe, wenn sie losgelassen, flackernd steigt die Feuerkolumne und im Textteil werden die schönsten Brandberichte veröffentlicht. Tief erschüttert las man und las, bis man allmählich merkte, daß das Feuer von den Inseratenagenten gelegt und von den Reportern gelöscht worden war. Man wunderte sich nun nicht mehr, daß es gelungen war, eine Ausbreitung des Brandes auf die benachbarten Geschäftshäuser zu verhüten: sie hatten nicht inseriert. Überraschend war immerhin eines. Daß durch ein Brandunglück reichlich hereingebracht werden kann, was durch

ein Brandunglück verloren wurde, verstand man. Daß aber nicht nur die Presse, sondern auch die Feuerwehr zur Löschung des Reklamedurstes herangezogen wird, ist verblüffend. »Die Wiener Feuerwehr besitzt von dem Teppichhaus S. Schein genaue Pläne, und die Funktionäre und Kommandanten der Wiener Feuerwehr, sämtliche langjährige Kunden dieser Firma, kennen sowohl durch ihre Amtstätigkeit als auch durch ihre häufigen Besuche als Kunden alle Räume des Teppich- und Möbelhauses in- und auswendig, Kenntnisse, die ihnen natürlich in diesem Falle sehr zu statten kamen.« Daran erkennt man die Vorteile eines Einkaufes bei Schein. Wenn man zufällig Feuerwehrmann ist und wenns einmal brennt, so hat man es nicht zu bereuen, daß man dort eingekauft hat. Die Leistungsfähigkeit der Feuerwehr läßt sich an der Menge der geretteten Waren messen. Was aber bedeutet sie gegenüber der Leistungsfähigkeit der Firma? Für diese sprechen »die großen vernichteten Rohmaterialmengen«. Nicht jede Firma kann von sich sagen, daß »6 Ballen Wolle für Steppdecken, billiger Qualität, enorme Quantitäten der feinsten Daunen für Plumeaux und Pölster, 16 Ballen Roßhaar für Matratzen und Polstermöbel, sehr große Quantitäten verkupferter bester Tapeziererstahlfedern für Polstermöbel und zahllose Sorten von Schleißfedern für billigere Bettwaren ein Raub der Flammen wurden«. War man nicht versichert? Und wie! »Der gerettete Teil wurde von der Feuerwehr auf die Straße geworfen und von den Versicherungsgesellschaften, die einer Firma von dem Renommee des Teppich- und Möbelhauses S. Schein die Verarbeitung selbst auch nur teilweise naß gewordener oder angerauchter Materialien gar nicht zumuten, in vielen Wagenladungen von der Straße weg in die Lagermagazine geführt, wo diese Materialien an Händler abgegeben wurden«. Nun handelt es sich nur noch um solche Waren, »die, ohne beschädigt zu sein, einen Geruch erhielten, der sich jedoch bereits nahezu verloren hat«. Da aber eine Firma von dem Renommee dieser Firma solche Waren regulär nicht verkauft, so bietet sich — nun, was bietet sich, wenn eine Stätte leergebrannt ist und wenn der Mensch fröhlich dann zur Annonzentabelle greift? Ein Anblick? Nein, etwas ganz anderes. Was Feuers Wut ihm auch geraubt, ein süßer Trost ist ihm geblieben: Es bietet sich eine nicht wiederkehrende Gelegenheit zum Einkauf.

* * *

Die Diskretion der bürgerlichen Presse berichtet über einen Skandal, den sie sich nicht entgehen lassen kann, etwa so: »Der Großindustrielle hatte eine verheiratete Frau kennen gelernt ... Der Großindustrielle veranlaßte sie, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen ... Sie tat es ... Inzwischen war aber in dem Großindustriellen eine merkwürdige Wandlung vor sich gegangen ... Der Großindustrielle ließ die Dame sitzen ... Der Großindustrielle antwortete ausweichend ... Die Dame war lediglich das Opfer einer flüchtigen Laune des Großindustriellen geworden ... Da ging der Bruder der Dame, der Chemiker ist, hin und ohrfeigte den Großindustriellen ... Der Chemiker entschuldigte sich beim Kaffeesieder wegen des Vorfalls.« So typisch gefaßt, darf der Fall zum Nachdenken über das Seelenleben eines Großindustriellen, das einen sonst nichts angeht, wohl anregen. Die gute Gesellschaft erhofft inzwischen von einem Duell die Reparatur der Ehre des Großindustriellen. Das Duell findet statt. Der Großindustrielle erfreut sich wieder allgemeiner Hochachtung. Niemand kann dem Großindustriellen die Ohrfeige nachsagen. Und die Dame? Ach was, nach Jahren wird's schon einmal heißen, daß der Großindustrielle sich für die geschlagen hat

* * *

In einer durchaus würdigen Besprechung von Thomas »Moral« hatte der Kritiker des ‚Neuen Wiener Tagblatts' die Sätze:

... Das unterscheidet ihn von unsern Parvenüs der Satire, die plötzlich in ihrem öden Hirn den Hang zur Weltverbesserung entdeckt haben. Es gibt keine Torheit, keine Verkehrtheit, keine Lächerlichkeit, keine Mode, in die sie selbst nicht eingeschlichen sind, keine närrische Clique, der sie sich nicht angebiedert haben — mit einemmal aber ein Ruck, und sie fühlen sich für gesellschaftliche Satire berufen. Ihre Schriften starren von Eitelkeit, und sie verhöhnen die kleinen Eitelkeiten andrer Menschen. Doch man fühlt, wie fremd ihnen diese Wege sind; man fühlt es an ihrer eigenen Überraschung, an der unnatürlichen Wucht, mit der sie auftreten, um die innere Unsicherheit zu verbergen; man merkt es an ihrem verdickten Humor, an der erzwungenen Lustigkeit, an den Schweißtropfen, die von ihren Witzen fallen ...

Hätte es der Kritiker deutlich gemacht, daß er mich mit dieser Meinung treffen wolle, so stünde meine bessere Meinung gegen seine, ich würde nur die Kritik der Eitelkeit unterschreiben und hätte im Übrigen nichts gegen eine ungerechte Absicht, wenn sie nur Absicht wäre. Was mich trifft, ist die fehlende Absicht. Der Kritiker hat die dramatischen Dilettanten gemeint, die uns

neuestens mit dem Nachweis belästigen, daß auch in gräflichen Familien nicht alles so ist, wie es in den Familien des Schottenrings sein sollte. Er hat allerdings den Fehler begangen, die Vorstellung, die heute ein Angriff auf einen nichtgenannten Wiener Satiriker in bösartigen Dummköpfen erzeugt, nicht rechtzeitig zu unterbinden, und so kam es, daß mir die Stelle vielfach ins Haus geschickt wurde. Daß ich keinen Humor habe, solche Versicherung entschädigt viele dafür, daß der Vorwurf der Cliquenanbiederung selbst sie von meiner Spur ablenkt. Aber schließlich muß man ihnen den guten Glauben zubilligen. Sie konnten es für die Art halten, einen Schriftsteller anzugreifen, der eben in der Wiener Presse nicht deutlicher bezeichnet werden darf. Nun ist nichts peinlicher als ein Angriff, der einem nicht gilt. Man fühlt natürlich nicht, daß man getroffen ist. Aber man fühlt immerhin, daß man nicht getroffen ist.

* * *

Über die Wiederaufführung von »Fatinitza« schreibt ein Theaterkritiker:

. . . Also eine veritable Suppée-Renaissance, die aus der Not der modernen Operette eine Tugend macht. Die unlogische Operette gewinnt in der Zeit der Versuche, das Genre zu »vertiefen«, und man stürzt sich in den Unsinn, den eine natürlich quellende Musik vergessen läßt, statt sich einem Sinn zu bequemen, dem wohl der größeren psychologischen Wahrhaftigkeit zuliebe alle Melodie abhanden gekommen ist. Die romantischen Unwahrscheinlichkeiten der »Fatinitza«, sie spielt im Krimkrieg, also gewiß ein illustrativ ergiebiges Milieu, stellen sozusagen die Reinkultur des Operettenunsinns dar. Unmotiviertes ereignet sich, man singt, ohne vorher zu sagen warum man singt, und es bleibt lediglich dem Temperament, dem Spielelan der Darsteller überlassen, den Umschwung aller Gefühle zu motivieren, die Folge gesprochener und gesungener Worte zu einer logischen zu machen. Keine Operettenpsychologie kann es deuten, warum jemand, der mit einer Dame soeben sehr angelegentlich über Privataffären gesprochen hat, ihr dieselben Angelegenheiten noch einmal in Gesangsform auseinandersetzt, keine Psychologie wird den Operettengeneral zu einer menschlichen Figur gestalten können, weil, wie der Mann nur zu singen anfängt, alle Wahrhaftigkeitsillusion verfliegt. In »Fatinitza« ist eine ganze Armee unwirklicher Soldaten bemüht, keine logischen Einwände aufkommen zu lassen. Und von einer heiteren, graziösen, originellen Musik bestrahlt, siegt der Unsinn mühelos . . .«

Das ist seit zehn Jahren ein eigenartiges Schauspiel, wie sich die Wiener Publizistik zu mir stellt. Der Heroismus, mit dem sie meinen Namen ablehnt, hat etwas Ergreifendes. Es wäre ja

gar keine Kunst, mich zu nennen. Und wie oft bietet sich nicht ein Anlaß! Jedes Heft der ‚Fackel' bringt neue Ideen, die sich für das Feuilleton, für Glossen und Notizen, für die Kritik von Kunst und Gesellschaft famos abplatten lassen. Es ist oft sehr schwer, meinen Namen nicht zu nennen, aber die Wiener Presse weiß sich zu beherrschen, und das macht ihre Größe aus. Da habe ich neulich etwas zur Ästhetik der Operette geschrieben — hastdunichtgeseh'n, steht es in einer Theaternotiz. Morgen vielleicht in einem Essay. Erscheint dieser dann in einem Buch, so wird die Originalität solcher Ideen gelobt werden, und von meinem eigenen Buch erfahren ja die Leser nichts. Die Presse ist in der Tat oft schon nahe daran, meinen Namen zu nennen, immer glaubt der Leser, jetzt, in der nächsten Zeile müsse er kommen. Aber eine eiserne Willenskraft bewahrt die spröde Schöne vor dem Äußersten, und sie knöpft mir bloß das Geld ab. Es ist, als ob ihr Nachdruck nur ohne Quellenangabe gestattet wäre. Ein Blatt aber, in dem meine moralsatirische Betrachtung tagtäglich den Glossenschreibern hilft, tut noch ein übriges. Es streicht sogar meinen Namen aus dem Inhalt einer deutschen Zeitschrift, den es abdruckt. Eigentlich behagt mir dieser Zustand. Es wäre ja scheußlich, wenn man mich wie alle anderen zeitgenössischen Schriftsteller mit Reklame dafür entschädigen müßte, daß man keine Gedanken von mir nehmen kann.

* * *

Wir glauben noch immer, das Unmögliche sei nicht möglich. Aber neulich lasen wir in einem Blatte, das allerdings erst erscheint, wenns schon finster wird, ein Referat über einen Vortrag, das die folgende Stelle enthielt:

»... Und nun entwickelte der Vortragende eine Historie des Tanzes; man vernahm erstaunt, daß diese fröhliche graziöse Kunst ebenso eine Geschichte habe, wie eine andere Kunst und daß sie ebenfalls Gegenstand ernsten Studiums sein könne. Der erste Tanz, der sogenannte Promenadentanz, entstand zu Florenz im 15. Jahrhundert; es tanzte ein Paar durch den Saal, während die übrige Gesellschaft bewundernd zusah.«

Und wann wurde das Schreiben erfunden? Man wird erstaunt vernehmen, daß auch diese fröhliche graziöse Kunst ihre Geschichte habe, aber bedauern, daß sie nicht ebenfalls Gegenstand ernsten Studiums sei. Denn der erste Artikel, das sogenannte Feuilleton, entstand zu Wien im 19. Jahrhundert; ein Schmock schrieb, während das Publikum bewundernd zusah.

* * *

Der folgende »Offene Brief an Herrn Ludwig Karpath«, der von der gesamten Wiener Presse unterdrückt worden ist, wird mir vom Verfasser zugesendet. Er ist an einen Wiener Musikreporter gerichtet, der kürzlich in einem Konzert demonstriert und bald darauf in einem Feuilleton Wildes »Salome« ohne die Musik des Herrn Richard Strauß »abstoßend« gefunden hat:

Sie schreiben in den ‚Signalen' vom 6. Jänner 1909:

»Noch wäre die Aufführung eines neuen Streichquartetts von Arnold Schönberg zu erwähnen. Ich beschränke mich auf die Konstatierung, daß es zu einem heillosen Skandale kam, wie ein solcher in einem Wiener Konzertsaale bisher noch nicht erlebt worden war. Mitten drin in den einzelnen Sätzen wurde anhaltend und stürmisch gelacht und mitten drin im letzten Satze schrie man aus Leibeskräften ‚Aufhören! Schluß! Wir lassen uns nicht narren!' Ich muß zu meinem Leidwesen konstatieren, daß ich mich zu ähnlichen Rufen hinreißen ließ. Zum ersten Male in meiner zwanzigjährigen Praxis. Gewiß, ein Kritiker hat im Konzertsaale kein Mißfallen zu äußern. Wenn ich aus meiner gewohnten Reserve trotzdem heraustrat, so will ich damit nur den Beweis liefern, daß ich physische Schmerzen ausstand, und wie ein arg Gepeinigter, trotz aller guten Absicht selbst das Schlimmste zu überwinden, nun doch aufschreien mußte. Indem ich hier öffentlich mich selber tadle, habe ich auch das Recht gewonnen, über meine Angreifer zu lächeln. Diese, ungefähr ein Dutzend an der Zahl, behaupten, daß das Quartett Schönbergs ein Kunstwerk sei, daß wir anderen es nicht verstehen, ja daß wir nicht einmal die Beschaffenheit der Sonatenform kennen. Nun, ich für mein Teil bin gern bereit, vor jedem Areopag die Prüfung aus der Harmonielehre, Formenlehre und allen anderen musikalischen Disziplinen abzulegen. Ich habe freilich noch nach dem Muster der ‚Alten' studiert und könnte mithin meine Prüfung nur bei den Befolgern des ‚alten Systems' bestehen. ‚Das gilt nicht!' — sagt das Dutzend. Auch gut.«

Ich gehöre nicht zu dem Dutzend, welches sagt: »Das gilt nicht« und will Ihnen das beweisen, indem ich jeden »Areopag« annehme, er möge nach dem »neuen« oder nach dem »alten System« zusammengesetzt sein. Im Gegenteil, ich schlage Ihnen für einen derartigen »Areopag« die folgenden Herren vor, die hoffentlich bereit sein werden, dieses Amt zu übernehmen: Herrn Professor Robert Fuchs, Herrn Prof. Dr. Eusebius Mandyczewsky, Herrn Professor Richard Heuberger, Herrn Professor Hermann Grädener, Herrn Professor Josef Labor. Ich fordere Sie nun auf Grund Ihrer Erklärung heraus, diese Prüfung »aus der Harmonielehre, Formenlehre und allen anderen musikalischen Disziplinen«, zu der Sie sich doch wohl unter der Voraussetzung bereit erklärt haben, daß man sie von Ihnen verlangen kann, vor diesem »Areopag« abzulegen. Wie Sie es wünschen — ich

überlasse Ihnen, wie Sie sehen werden, auch die Wahl der Waffen —, wird die Prüfung nur nach dem »alten System« geschehen, nach dem Sie ja studiert haben, und ich überlasse es Ihnen, die Theoretiker, die der Fragestellung zugrunde liegen sollen, selbst zu nennen. Ich stelle nur die folgenden Bedingungen: Die Prüfung findet öffentlich statt und die Fragen werde ich selbst an Sie richten. Ob Sie entsprochen haben, mögen die Herren vom »Areopag« beurteilen. Sie haben nun Gelegenheit, zu erweisen, was Sie behaupten. Entziehen Sie sich dieser Prüfung aus was immer für einem Grund, so bekräftigen Sie dadurch zur Evidenz, daß Sie sie zu scheuen haben.

Arnold Schönberg.

Dieser Offene Brief wurde von der Presse, an die er geschickt wurde, einstimmig verschwiegen. Aber der Kandidat hat die Prüfungsfrist noch nicht versäumt. Er sollte sich doch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, das alte Mißtrauen zu zerstören und durch einen Durchfall endlich den Befähigungsnachweis für sein musikkritisches Amt zu erbringen.

* * *

Einige Kabaret-Pensionisten haben in Graz gastiert. Sie nennen sich »Elf Scharfrichter«. Und da begab es sich:

». . . Das Galeriepublikum scheint den Charakter dieser Künstlervereinigungen mißverstanden zu haben und erwartete insbesondere das Erscheinen wirklicher Scharfrichter auf der Bühne. Da es sich enttäuscht sah, begann es seinem Unwillen Ausdruck zu geben, zunächst durch Murren. Als aber Hugo Wolf-Lieder vorgetragen wurden, begann die Galerie laut ‚Pfui!' zu rufen. . . .«

Nun möchte ich ja gerne der Auffassung beipflichten, daß das Publikum empört war, weil Hugo Wolf-Lieder von Kabaretiers gesungen wurden, anstatt von Sängern. Aber sympathischer ist mir doch die andere Auffassung, daß nämlich das Publikum empört war, weil die Kabaretiers Hugo Wolf-Lieder sangen, anstatt eine Hinrichtung vorzunehmen. Man kann nicht genug Züge aus dem Leben des Publikums zusammentragen. Einst prügelte es den Schauspieler, der den Franz Moor spielte, jetzt prügelt es ihn, wenn er unter diesem Pseudonym Lieder singt. Als ich einmal mit meiner kleinen Nichte einer Vorstellung des Lustspiels »Goldfische« beiwohnte, hörte sie drei Akte lang mit gespannter Aufmerksamkeit zu, bis ihr endlich die Geduld riß und sie aus voller Kehle rief: »Wo sind die Goldfische?« Auf diesem Standpunkt steht heute das erwachsene Theaterpublikum. Seine Äußerungen gehören in die

Rubrik »Aus Kindermund«. Immer ist es in teilnahmsvoller Spannung, und es verträgt nur nicht, daß man ihm Rätsel zu lösen gibt. Wenn ein Dramatiker zum Beispiel im ersten Akt 100.000 Gulden verschenken läßt und den ganzen Abend hindurch von dieser großmütigen Handlung nicht mehr die Rede ist, so wird man im verzweifelten Ringen um die Garderobe die bange Frage hören: »Ich möcht' nur wissen, was mit den 100.000 Gulden geschehen ist!« Wie kann die Theaterästhetik so herzlos sein, von den Direktoren immer wieder zu verlangen, daß sie Ibsen spielen! »Tus nicht!« rief ein braver Mann von der Gallerie dem Tell zu, als er eben auf das Haupt des leiblichen Kindes anlegt. Als aber einmal auf der Bühne des Burgtheaters eine Person in einem französischen Sittenstück den Satz aussprach: »Es ist eine schöne Pflicht der großen Banken, notleidenden Kaufleuten beizustehen!«, rief eine Damenstimme aus einer Loge ein langgedehntes, inhaltsschweres »Bravo!«. Einen Kritiker, der gern in Bildern spricht, traf dieses Familienschicksal, das wie ein Opernglucker ins Parkett fiel, direkt auf den Kopf.

* * *

Da in früheren Jahren der mir feindselige Kretinismus zu dem Argumente gegriffen hat, daß es meine Beschäftigung sei, die Druckfehler der Tagespresse zu korrigieren, so will ich diese Meinung einmal ins Recht setzen und mitteilen, daß ich bei der Lektüre eines Aufsatzes über Edgar Poe im ‚Fremdenblatt' den folgenden Satz gefunden habe: »Poe, der Instinktmensch, Poe, der ehrliche Phantast im ehrlichen Trance Kleipert, sein berühmtestes Gedicht mit handwerksmäßig kühler Berechnung«. Nach der Lektüre dieses Satzes hatte ich sofort eine grauenhafte Poe'sche Vision. Ich stellte mir den Bildungszuwachs vor, der beim Normalleser in solchem Falle eintritt. Dieser Kleipert beginnt ihn zu interessieren. Wer ist Kleipert? Ein Instinktmensch, ein ehrlicher Phantast im Stile Poes? Nein, sagt ein anderer, der Satz ist zwar unklar, aber darüber kann kein Zweifel sein, daß Kleipert kein Autor ist, sondern bloß der Titel eben jenes Poe'schen Gedichtes. Aber er sucht, und findet es in den Werken Poes nicht. So muß es doch wohl der Name eines ollen ehrlichen Phantasten sein, den das Konversationslexikon aus irgend einem Grunde nicht nennt? Wer ist Kleipert? Man weiß es nicht; aber die Frage wird so oft gestellt werden, daß der Name bleibt. Europa wird sich an den Namen gewöhnen und gerade weil niemand weiß, wen er vor-

stellt, werden sich viele dadurch hervortun, daß sie es zu wissen behaupten. Und wenn man das Problem dieses neuen Ruhmes behorcht, so muß man sich fragen, wie viele Meinungen in der Welt durch Druckfehler entstanden sein mögen, und ob nicht die Druckfehler überhaupt der verläßlichere Teil dessen sind, was die Tagespresse bietet. Man sagt viel zu wenig, wenn man einen Autor, der sich der Druckpresse anvertraut, mit dem Troste beruhigt, das Publikum merke Druckfehler nicht. Das Publikum beachtet gerade sie und zieht aus ihnen den besten Gewinn an Bildung. Ich erinnere mich an meine erste kritische Arbeit. Sie erschien und enthielt den Satz: »Die Inhaltsangabe des ersten Aktes sollte etwas weniger dürftig sein«. Es war eine schlichte Bemerkung, die der Redakteur zu dem Zwecke ins Manuskript geschrieben hatte, um mir eine Ergänzung zu empfehlen. Das Manuskript wurde aber vorschnell gedruckt, und ich glaube, daß die Leser einen starken Eindruck von dieser kritischen Bemerkung empfangen haben. In derselben Zeitschrift, die sich damals infolge ihrer originellen Druckfehler ein Publikum erobert hatte, erschien einmal die Kritik einer Burgtheateraufführung, in der die Schauspielerin Stella Hohenfels nicht mit jener Anerkennung bedacht wurde, die sie verdiente. Das scheint auch der Redakteur empfunden zu haben. Denn an die Reihe kritischer Bemerkungen des Autors schloß sich der Satz: »Wäre mir unangenehm wegen meiner Verbindung mit Berger«. Ich bin davon überzeugt, daß gerade dieser Satz seine Wirkung auf die Leser nicht verfehlt hat. Die Druckfehler sind die Opposition des Setzers gegen Lüge und Unverstand, und der Setzer ist der erste Leser. Schon deshalb ist es töricht, sie zu korrigieren. Sie sind das, was von einem Artikel bleibt. Ich warf einem Moralisten einen »Salto morale« vor. Das gibts nicht, sagte der Setzer, der den Standpunkt der Intelligenz vertrat, und wollte einen Salto mortale daraus machen. Ich telegraphierte an die Druckerei, es solle nicht Salto mortale, sondern Salto morale heißen. Der Telegraphenbeamte, der der zweite intelligente Leser war, fragte mich, ob ich das nicht umgekehrt habe sagen wollen, und als ich dabei blieb, ergab er sich mit einem Kopfschütteln in seinen schweren Dienst. Der Leser hat immer recht, also auch der Setzer. Als ich einmal aus der Sprache des Herrn Harden die Wendung übersetzen wollte: »Innerer Hader, der sich an die Stelle des Festens drängt«, sagte der Setzer nein und behauptete, es

müsse heißen: Immer der Harden, der sich an die Stelle des Fechters drängt. Hat er nicht recht gehabt? Und als einer sich vermaß, zu sagen, daß Poe, der ehrliche Phantast, sein berühmtestes Gedicht mit Berechnung klempnert, half sich der Setzer und sagte: Kleipert. Denn es ist besser, daß sich bei den Lesern des ‚Fremdenblatts' der Glaube an diesen als ein Mißtrauen gegen Poe festsetzt.

* * *

In Charles Baudelaires »Tagebüchern« findet sich die folgende Stelle:

Jede Zeitung, von der ersten bis zur letzten Zeile, ist nichts als ein Gewebe von Schrecken. Kriege, Verbrechen, Diebstähle, Schamlosigkeiten, Martern, Verbrechen der Fürsten, Verbrechen der Nationen, Verbrechen der Einzelnen: ein Rausch von allgemeiner Scheußlichkeit. Ich begreife nicht, wie eine reine Hand das anrühren kann, ohne vor Ekel zu zucken!

»Es bedarf keines Hinweises«, bemerkt ein deutsches Blatt zu diesem Zitat, »daß sich Baudelaire auch hier in einer splendid isolation sondergleichen befindet«. Aber ich nicht!

* * *

Ultimatum: Wenn ich noch einmal in einem Blatte in der Besprechung eines Geschwornenurteils den Satz finde, es sei »das schöne Vorrecht der Richter aus dem Volke, auch dort noch Recht und Billigkeit zu üben, wo der starre Buchstabe des Gesetzes...«, haue ich die Zeitungslektüre definitiv hin. Seit Jahren nehme ich ängstlich ein Abendblatt zur Hand, in welchem unter der Spitzmarke »Ein Freispruch« immer dieselbe Betrachtung steht. Eine Abwechslung wird nur darin geboten, daß die Richter aus dem Volke für die Anwendung des schönen Vorrechts entweder gelobt oder daß sie ermahnt werden, sich darin zu mäßigen. Aber immer ist es der gewisse Buchstabe des Gesetzes, der mich anstarrt, so oft ich das Blatt aufschlage. Es ist eine fixe Idee des Liberalismus, der starrer ist als alles Gesetz. Das Leben selbst ist zum Buchstaben erstarrt, und was bedeutet neben solchem Zustand die Leichenstarre der Gesetzlichkeit! Karl Kraus.

Abend.

»Nieder tauchte die Sonn' und schattiger wurden die Pfade«,
Dies las ich heut, am Abend eines Sommertags
Und ließ das alte Buch Homer auf meine Kniee
Hinsinken, also sinnend: Allen Erdenkindern
Mißt diese heitre Sonn' ihr holdes Maß von Licht,
Ein Schicksal reifend nach verschwiegenem Gesetze
Vom Aufgang bis zum Schatten eines Menschenpfads.
Ich wuchs in Zeiten, trüber als die Nacht,
Ein Jüngling, feind mir selbst und im Gemüt bedrängt,
Nun endlich ruft auch mir die liebe Sonne:
Gibst du, erhellt, dein eignes Licht dem Lichte wieder? —
Doch hinter jedem Strauch im Garten wachsen Schatten,
Was war mein Maß an Tag gering! Ihr Götter wägts
Den Menschen, wollt mir diesen späten Strahl nicht neiden,
Laßt mir den Abend, dem der Morgen war geweigert,
Gönnt mir den Blick der herbstlich tiefen, klaren Stunden,
Den letzten Glanz, den ich mit fleh'nden Augen halte,
Laßt mir den Abend, seht, die Pfade dunkeln schon.

Otto Stoessl.

* * *

Zuschrift:

Weimar d. 21. Jan. 1909. Sehr geehrter Herr! Verbindlichen Dank für die liebenswürdige Erwähnung jenes Zitats. Ich möchte hinzufügen, daß in diesen Worten in der Tat meine bescheidene Stellung, die ich stets zu den Lehren meines Bruders eingenommen habe, ausgedrückt ist. Die Gegner haben hier, wie in hundert andern Fällen, diese einfache Wahrheit auf den Kopf gestellt. Ich habe mich immer alles Urteils über meinen Bruder enthalten. Mit vorzüglicher Hochachtung Ihre

Elisabeth Förster-Nietzsche.

* * *

Sprüche und Widersprüche.*)

Ein Weib, dessen Sinnlichkeit nie aussetzt, und ein Mann, dem ununterbrochen Gedanken kommen: zwei Ideale der Menschlichkeit, die der Menschheit krankhaft erscheinen.

*

Die Begierde des Mannes ist nichts, was der Betrachtung lohnt. Wenn sie aber ohne Richtung läuft und das Ziel erst sucht, so ist sie wahrlich ein Greuel vor der Natur.

*

Den Vorzug der Frau, immer erhören zu können, hat ihr die Natur durch den Nachteil des Mannes verrammelt.

*

Für den Nachteil des Mannes, nicht immer erhören zu können, wurde er mit der Feinfühligkeit entschädigt, die Unvollkommenheit der Natur in jedem Falle als eine persönliche Schuld zu empfinden.

*

Als die Zugänglichkeit des Weibes noch eine Tugend war, wuchs dem männlichen Geiste die Kraft. Heute verzehrt er sich vor der Scheidemauer einer verbotenen Welt. Geist und Lust paaren sich wie ehedem. Aber das Weib hat den Geist an sich genommen, um dem Draufgänger Lust zu machen.

*

Wie schnell kam der Mann an sein Tagewerk, als er noch den bis auf Widerruf eröffneten Durchgang benützen durfte. Der neue Hausherr der Menschheit duldets nicht.

*

Griechische Denker nahmen mit Huren vor-

---

*) Unter diesem Titel wird demnächst mein Aphorismenbuch im Verlag Albert Langen, München erscheinen. Es hat neun Abteilungen: I. Weib, Phantasie. II. Moral, Christentum. III. Mensch und Nebenmensch. IV. Dummheit, Demokratie, Intellektualismus. V. Der Künstler. VI. Über Schreiben und Lesen. VII. Länder und Leute. VIII. Stimmungen, Worte. IX. Sprüche und Widersprüche.

lieb. Germanische Kommis können ohne Damen nicht leben.

*

Das vom Mann verstoßene Weibchen rächt sich. Es ist eine Dame geworden und hat ein Männchen im Haus.

*

Der christliche Tierpark: Eine gezähmte Löwin sitzt im Käfig. Viele Löwen stehen draußen und blicken mit Interesse hinein. Ihre Neugierde wächst an dem Widerstand der Gitterstäbe. Schließlich zerbrechen sie sie. Händeringend flüchten die Wärter.

*

Wenn der Geist der Weiber in Betracht kommen soll, dann werden wir anfangen, uns für die Sinnlichkeit der Männer zu interessieren. Welch eine Aussicht!

*

Die Frauenemanzipation macht rapide Fortschritte. Nur die Lustmörder gehen nicht mit der Entwicklung. Es gibt noch keinen Kopfaufschlitzer.

*

Eine, die mit viel Vitriol umgeht, wäre auch imstande zur Tinte zu greifen.

*

Es geht nichts über die Treue einer Frau, die in allen Lagen an der Überzeugung festhält, daß sie ihren Mann nicht betrüge.

*

Daß eine einen Buckel hat, dessen muß sie sich nicht bewußt sein. Aber daß sie einen Zwicker hat, sollte sie doch nicht leugnen.

*

Der Philister verachtet die Frau, die sich von ihm hat lieben lassen. Wie gerne möchte man ihm recht geben, wenn man der Frau Schuld geben könnte!

*

Die Unsittlichkeit der Maitresse besteht in der Treue gegen den Besitzer.

*

Keine Grenze verlockt mehr zum Schmuggeln als die Altersgrenze.

*

Die Moralheuchler sind nicht darum hassenswert, weil sie anders tun, als sie bekennen, sondern weil sie anders bekennen als sie tun. Wer die Moralheuchelei verdammt, muß peinlich darauf bedacht sein, daß man ihn nicht für einen Freund der Moral halte, die jene doch wenigstens insgeheim verraten. Nicht der Verrat an der Moral ist sträflich, sondern die Moral. Sie ist Heuchelei an und für sich. Nicht daß jene Wein trinken, sollte enthüllt werden, sondern daß sie Wasser predigen. Widersprüche zwischen Theorie und Praxis nachzuweisen ist immer mißlich. Was bedeutet die Tat aller gegen den Gedanken eines einzigen? Der Moralist könnte es ernst meinen mit dem Kampf gegen eine Unmoral, der er selbst zum Opfer gefallen ist. Und wenn einer Wein predigt, mag man ihm sogar verzeihen, daß er Wasser trinkt. Er ist mit sich im Widerspruch, aber er macht, daß mehr Wein getrunken wird in der Welt.

*

In Deutschland bilden zwei einen Verein. Stirbt der eine, so erhebt sich der andere noch zum Zeichen der Trauer von seinem Platze.

*

Die »Männer der Wissenschaft«! Man sagt ihr viele nach, aber die meisten mit Unrecht.

*

Die Religion wird die »gebundene Weltanschauung« genannt. Aber sie ist im Weltenraum gebunden, und der Liberalismus ist frei im Bezirk.

*

Die Vorsehung einer gottlosen Zeit ist die Presse, und sie hat sogar den Glauben an eine Allwissenheit und Allgegenwart zur Überzeugung erhoben.

*

Das größte Lokalereignis, das in allen Städten gleichzeitig und unaufhörlich sich begibt, wird am

wenigsten beachtet: Der Einbruch des Kommis in das Geistesleben.

*

Die Mission der Presse ist, Geist zu verbreiten und zugleich die Aufnahmsfähigkeit zu zerstören.

*

Die Medizin: Geld her und Leben!

*

Ein Agitator ergreift das Wort. Der Künstler wird vom Wort ergriffen.

*

Das individuelle Leben der Instrumente ist von übel. Ich kann mir denken, daß sie eine politische Überzeugung haben, aber daß sie atmen stört mich.

*

Das Publikum läßt sich nicht alles gefallen. Es weist eine unmoralische Schrift mit Empörung zurück, wenn es ihre kulturelle Absicht merkt.

*

Ein Hausknecht bei Nestroy wird mit der Last des Lebens fertig und wirft die Langeweile zur Tür hinaus. Er ist handfester als ein Professor der Philosophie.

*

Stimmung der Wiener: das ewige Stimmen eines Orchesters.

*

Wenn man nicht weiß, wovon einer lebt, so ist das noch der günstigere Fall. Auch die Volkswirtschaft hat ein wenig Phantasie notwendig.

*

Ein Blitzableiter auf einem Kirchturm ist das denkbar stärkste Mißtrauensvotum gegen den lieben Gott.

*

Nie ist größere Ruhe, als wenn ein schlechter Zeichner Bewegung darstellt. Ein guter kann einen Läufer ohne Beine zeichnen.

*

Ein armseliger Hohn, der sich in Interpunktionen austobt und Rufzeichen, Fragezeichen und Gedankenstriche als Peitschen, Schlingen und Spieße verwendet!

*

Nicht immer darf ein Name genannt werden. Nicht, daß einer es getan hat, sondern daß es möglich war, soll gesagt sein.

*

Der Politiker steckt im Leben, unbekannt wo. Der Ästhet flieht aus dem Leben, unbekannt wohin.

*

Im Theater muß man so sitzen, daß man das Publikum als eine schwarze Masse sieht. Dann kann es einem so wenig anhaben wie dem Schauspieler. Nichts ist störender als die Individualitäten der Menge unterscheiden zu können.

*

Die einzige Kunst, über die das Publikum ein Urteil hat, ist die Theaterkunst. Der einzelne Zuschauer, also vor allem der Kritiker, spricht Unsinn, alle zusammen behalten sie recht. Vor der Literatur ist es umgekehrt.

*

Die wahren Schauspieler lassen sich vom Autor bloß das Stichwort bringen, nicht die Rede. Ihnen ist das Theaterstück keine Dichtung, sondern ein Spielraum.

*

Die Hausherrlichkeit des Schauspielers im Theater erweist sich darin, daß die Veränderungen, die er mit der dichterischen Gestalt vornimmt, dem Erfolg zum Vorteil gereichen. Die Tantiemen gebühren dem Schauspieler.

*

Wenn ein Väterspieler als Heinrich IV. in dem Satz: »Dein Wunsch war des Gedankens Vater, Heinrich« den Vater betont, kann er das Publikum zu Tränen rühren. Der andere, der sinngemäß den »Wunsch« betont, wird vom Publikum bloß nicht

verstanden. Dieses Beispiel zeigt, wie aussichtslos das Dichterische auf dem Theater gegen das Schauspielerische kämpft, um schließlich von dessen Siegen zu leben. Das Drama behauptet seine Bühnenhaftigkeit immer nur trotz oder entgegen dem Gedanken. Auch am Witz schmeckt ein Theaterpublikum bloß den stofflichen Reiz. Je mehr Körperlichkeit der Witz hat, je mehr er dem Publikum etwas zum Anhalten bietet, um so leichter hat er es. Deshalb ist Nestroys gedanklicher Humor weniger wirksam als etwa die gleichgültige Situation, die ihm ein französisches Muster liefert. Das Wort, daß »in einem Luftschloß selbst die Hausmeisterwohnung eine paradiesische Aussicht hat«, versinkt. Wenn ihm nicht die vertraute Vorstellung des Hausmeisters zu einiger Heiterkeit verhilft.

*

Ich traue der Druckmaschine nicht, wenn ich ihr mein geschriebenes Wort überliefere. Wie kann ein Dramatiker sich auf den Mund eines Schauspielers verlassen!

*

Die Entfernung der schauspielerischen Persönlichkeit von der dichterischen zeigt sich am auffälligsten, wenn die Figur selbst ein Dichter ist. Man glaubt ihn dem Schauspieler nicht. Ihm gelingen Helden oder Bürger.

*

Ein Schauspieler, der sich für Literatur interessiert? Ein Literat gehört nicht einmal ins Parkett.

*

Die modernen Regisseure wissen nicht, daß man auf der Bühne die Finsternis sehen muß.

*

Der Naturalismus der Szene läßt wirkliche Uhren schlagen. Darum vergeht einem die Zeit so langsam.

*

Der Schauspieler hat Talent zur Maske. Die

Veränderlichkeit eines weiblichen Antlitzes ist das Talent. Schauspielerinnen, die Masken machen, sind keine Weiber, sondern Schauspieler.

*

Man gibt zu, die Kunst der Schauspielerin sei sublimierte Geschlechtlichkeit. Aber außerhalb der Bühne muß das Feuer den Dampf wieder in Körper verwandeln können.

*

Nur eine Frau, die sich im Leben ganz ausgibt, behält genug für die Bühne. Komödiantinnen des Lebens sind schlechte Schauspielerinnen.

*

Man kann eine Schauspielerin entdecken, wenn man sie die natürlichste Situation, in die ein Weib geraten kann, darstellen läßt.

*

Das Buch eines Weibes kann gut sein. Aber ist dann auch das Weib zu loben?

*

Es kommt gewiß nicht bloß auf das Äußere einer Frau an. Auch die Dessous sind wichtig.

*

Das eben ist der Unterschied der Geschlechter: die Männer fallen nicht immer auf einen kleinen Mund herein, aber die Weiber immer noch auf eine große Nase.

*

Ein Weib, das zur Liebe taugt, wird im Alter die Ehren einer Kupplerin genießen. Eine frigide Natur wird bloß Zimmer vermieten.

*

Hundert Männer werden ihrer Armut inne vor einem Weib, das reich wird durch Verschwendung.

*

Eine neue Erkenntnis muß so gesagt sein, daß man glaubt, die Spatzen auf dem Dach hätten nur durch einen Zufall versäumt, sie zu pfeifen.

*

Eine Antithese sieht bloß wie eine mechanische Umdrehung aus. Aber welch ein Inhalt von Erleben, Erleiden, Erkennen muß erworben sein, bis man ein Wort umdrehen darf!

*

Der Liberalismus kredenzt ein Abspülwasser als Lebenstrank.

*

Das ist kein rechtes Lumen, das dem Verstande nicht zum Irrlicht wird.

*

Der gesunde Menschenverstand sagt, daß er mit einem Künstler bis zu einem bestimmten Punkt »noch mitgeht«. Der Künstler sollte auch bis dorthin die Begleitung ablehnen.

*

An einem Dichter kann man Symptome beobachten, die einen Kommerzienrat für die Internierung reif machen würden.

*

Der Philister möchte immer, daß ihm die Zeit vergeht. Dem Künstler besteht sie.

*

Witzblätter sind ein Beweis, daß der Philister humorlos ist. Sie gehören zum Ernst des Lebens, wie der Trank zur Speise. »Geben Sie mir sämtliche Witzblätter!« befiehlt ein sorgenschwerer Dummkopf dem Kellner, und plagt sich, daß ein Lächeln auf seinem Antlitz erscheine. Aus allen Winkeln des täglichen Lebens muß ihm der Humor zuströmen, den er nicht hat, und er würde selbst die Zündholzschachtel verschmähen, die nicht einen Witz auf ihrem Deckblatt führte. Ich las auf einem solchen: »Handwerksbursche (der sich eine zufällig in ein Gedicht eingewickelte Wurst gekauft hat): ‚Sehr gut! Nun ess' ich erst die Wurst für die körperliche und dann les' ich das Gedicht für die geistige Nahrung!'« Dergleichen freut den Philister, und er empfindet die Methode des Handwerksburschen nicht einmal als eine Anspielung.

*

Warum mutet man einem Musiker nicht zu, daß er gegen einen Übelstand eine Symphonie verfasse? Ich mache schon längst keine Programmmusik mehr.

*

Gegen den Fluch des Gestaltenmüssens ist kein Kraut gewachsen.

*

Mein Geist regt sich an den Sinnen, meine Sinne regen sich an dem Geist der Frau. Ihr Körper gilt nicht.

*

Sinnlichkeit des Weibes lebt so wenig vom Stoff wie männliche Künstlerschaft. Je lumpiger der Anlaß, desto größer die Entfaltung. Der Geist ist an kein Standesvorurteil gebunden und die Wollust hat Perspektive.

*

Ich beherrsche die Sprache nicht; aber die Sprache beherrscht mich vollkommen. Sie ist mir nicht die Dienerin meiner Gedanken. Ich lebe in einer Verbindung mit ihr, aus der ich Gedanken empfange, und sie kann mit mir machen, was sie will. Ich pariere ihr aufs Wort. Denn aus dem Wort springt mir der junge Gedanke entgegen und formt rückwirkend die Sprache, die ihn schuf. Solche Gnade der Gedankenträchtigkeit zwingt auf die Knie und macht allen Aufwand zitternder Sorgfalt zur Pflicht. Die Sprache ist eine Herrin der Gedanken, und wer das Verhältnis umzukehren vermag, dem macht sie sich im Hause nützlich, aber sie sperrt ihm den Schoß.

*

O markverzehrende Wonne der Spracherlebnisse! Die Gefahr des Wortes ist die Lust des Gedankens. Was bog dort um die Ecke? Noch nicht ersehen und schon geliebt! Ich stürze mich in dieses Abenteuer.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Mitteilung der ‚Fackel'.

In der Nr. 239—40 (31. Dezember 1907) war der Aufsatz: »Eine Musik- ıd Theaterausstellung« enthalten. Darin war als der Leiter der Ausstellung ı Herr Korbuly, Herausgeber der »Matador«-Zeitung und Erfinder des Bau- stens »Matador« genannt. Tatsächlich hat aber ein anderer Herr dieses Namens e Ausstellung geleitet. Nicht dieser nun, den die Kritik betraf, sondern der mit m verwechselte Herr klagte den Herausgeber der ‚Fackel' wegen Ehrenbe- digung. Mit einer Berichtigung des Irrtums wollte sich der Kläger nicht zu- eden geben. In der Schwurgerichtsverhandlung, die am 19. Jänner 1909 — ch einem Jahr — stattgefunden hat, wurde der Herausgeber der ‚Fackel' frei- sprochen. Da die Presse über den Prozeß wegen des günstigen Ausgangs cht berichtet hat, so ist der Kläger um sein Recht einer Richtigstellung des chverhalts gekommen. Deshalb wird sie hier aus freien Stücken vorgenommen.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . . . . K 9.—
„ „ „ 18 „ „ . . . . . „ 4.50
„ die Länder d. Weltpostv., 36 Nummern, portofrei . . . . „ 12.—
„ „ „ „ „ 18 „ „ . . . . „ 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Verlag für Deutschland:

VERLAGSGESELLSCHAFT MÜNCHEN G. m. b. H.
München, Franz Josefstraße 9.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

eben erschien: **Otto Stoessl**

onjas letzter Name

Eine Scheinmengeschichte.

München und Leipzig bei GEORG MÜLLER.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Inhalt der vorigen Doppel-Nummer 270—271, 19. Jänner: Grimassen über Kultur und Bühne. Von Karl Kraus. — Schlafwandler. Von August Strindberg. — Tagebuch. — Weihnacht. — Glossen. Von Karl Kraus. — Der Fall des Max E. Von Otto Soyka. — Erdbeben. Von Karl Kraus. — Vita Nuova. Von Oskar Wilde.

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**
CARL GÖLSDORF *Karlsbad, Budapest V. Wien IX.* k.u.k. Hoflieferant *Krondorf. Berlin.*

Die Deutsche Briefgesellschaft vermittelt in Deutschland, in den Kolonien und im Ausland **Verbindungen zu jedem erdenklichen Zweck** (internationaler Verkehr, Briefwechsel, Anschluß auf Reisen. Geschäftsinteressen, Studienmaterial, Sammlerverkehr, Auskünfte und Gefälligkeiten, aktuelle Zeitungsberichterstattung, Zusammenschluß zu Reformbewegungen etc.) Mitglieder in allen fünf Erdteilen. **Eigene, fast ausschließlich von Mitgliedern geschriebene Monatsschrift**, deren Beiträge **honoriert** werden. Halbjährl. Steuer M. 2.—. Prosp. durch **Rösch & Co., Naunhof bei Leipzig.**

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801) versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Karl Borromäus Heinrich:

KARL ASENKOFER

Geschichte einer Jugend.

Zu beziehen durch den Verlag **Albert Langen,** München und durch alle Buchhandlungen.

Demnächst erscheint im unterzeichneten Verlag:

Die weltlichen Gesänge des Pfanzelter Gidi von Polykarpszell

-:- Herausgegeben von -:-

GEORG QUERI.

Mit Umschlagszeichnung von **Karl Arnold** (München).

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung.

Preis **Mk. 1.50**
elegant kartoniert

Verlagsgesellschaft München
G. m. b. H.
München, Franz Josefstraße Nr. 9/0

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.

. 274. 27. Februar 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Peter Altenberg. Von Karl Kraus. — **Eine Zuschrift** von Detlev von Liliencron. — **Leben.** Von Otto Stoessl. — **Spiel.** Von Otto Soyka. — **Glossen, Notizen, Aphorismen.** Von Karl Kraus.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 30 h.

achdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL“ III. Hintere Zollamtsstraße 3.

(Freiwillige Anzeige)

Werke von Peter Altenberg

Wie ich es sehe

Vierte vermehrte Auflage. Mit dem Bild des Dichters in Lichtdruck.
Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Was der Tag mir zuträgt

Studien. Dritte vermehrte Auflage. Mit dem Bild des Dichters in Heliogravüre.
Geh. 5 Mark, geb. 6 Mark.

Prodromos

Zweite Auflage. Geh. 3 Mark 50 Pf., geb. 4 Mark 50 Pf.,
Ganzpergament 6 Mark.

Märchen des Lebens

Zweite Auflage. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark,
Ganzpergament 6 Mark 50 Pf.

Die Auswahl aus meinen Büchern

Zweite Auflage. Mit dem Bild des Dichters in Photogravüre.
Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark, in Leder 5 Mark.

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

Die Fackel

Nr. 274 27. FEBRUAR 1909 X. JAHR

Peter Altenberg.

Zum 9. März.

Er feiert nun wirklich diesen oft versprochenen, oft verschobenen fünfzigsten Geburtstag. Aber mag das Datum schwankend sein wie das Urteil über den Mann, ja schwankend selbst wie das Urteil des Mannes, die Gelegenheit, ihn respektvoll zu grüßen, möchte sich einer nicht versagen, der dabei war, als jener seine Haare ließ, um einen Kopf zu bekommen. Und nichts steht heute fester in unserm Geistesleben als dies Schwanken, nichts ist klarer umrissen als diese knitterige Physiognomie, nichts bietet besseren Halt als diese Unverläßlichkeit. Unter den vielen, die hier etwas vorstellen, ist einer, der bedeutet, unter den manchen, die etwas können, ist einer, der ist. Unter den zahllosen, die ihre Stoffe aus der Literatur geholt haben und Migräne bekamen, als es an die Prüfung durchs Leben ging, ist einer, der im schmutzigsten Winkel des Lebens Literatur geschaffen hat, gleich unbekümmert um die Regeln der Literatur und des Lebens. Weiß der liebe Herrgott, wie die anderen ihren Tag führen, ehe sie zu ihren Büchern gelangen, die Nächte dieses einen waren allzeit der öffentlichen Besichtigung preisgegeben, und manch ein champagnertrinkender Pferdejude dürfte um die Zeugung dessen Bescheid wissen, was für alle Zeiten den Werten einer lyrischen Prosa zugerechnet bleibt. Dieses Künstlerleben hatte einen Zug, den in seiner Welt die Weiber verloren haben: Treue im Unbestand, rücksichtslose Selbstbewahrung im Wegwurf, Unverkäuflichkeit in der Prostitution.

Seitdem und so oft er vom Leben zum Schreiben kam, stand das Problem dieser elementaren Absichtslosigkeit, die heute leichtmütig eine Perle und morgen feierlich eine Schale bietet, in der Rätselecke des lesenden Philisters. Die bequemste Lösung war die Annahme, einer sei ein Poseur, der zeitlebens nichts anderes getan hat als die Konvention der Verstellung zu durchbrechen. Oder es sei ein echter Narr. Denn das Staunen des gesunden Verstandes, dessen niederträchtige Erhabenheit sich hier voll entfaltet, sieht bloß die gelockerte Schraube und fühlt die bewegende Kraft nicht, die den Schaden schuf, um an ihm zu wachsen. Aber wenn die Dichter heute zu nichts anderm taugen, als daß die Advokaten an ihnen ihrer Vollsinnigkeit inne werden, so haben sie ihren Zweck erfüllt, und die Advokaten sollten darauf verzichten, in das Verständnis der Dichter weiter eindringen zu wollen, als zum Beweise ihrer eigenen Daseinsberechtigung notwendig ist. Mag sein, daß der Altenbergsche Ernst diese Art mechanischer Betrachtung auf Kosten der lebendigen Persönlichkeit verschuldet hat. Im Altenbergschen Ernst kreischt die Schraube, und verlockt die Neugierde einer wertlosen Intelligenz, die man besser ihren Weg ziehen ließe. Es ist dieser künstlerischen Natur zu eigen, das Unscheinbare aus der Höhe anzurufen, und solche Aufmerksamkeit wird ihr unversehens zur Kunst, wenn die Kontraste sich im Humor verständigen. Er ist Lyriker, wenn er sich zur unmittelbaren Anschauung seiner kleinen Welt begibt, und er ist Humorist, wenn er sich über sie erhebt, um sie zu besprechen. Er ist persönlich und reizvoll in und über den Dingen, und wir haben ihm hier und dort Kunstwerke zu danken, die ihm keiner nachmachen kann, weil er selbst ohne Vorbild ist. Aus einer Grundstimmung zwischen Überlegenheit und lyrischem Befassen, aus einer umkippenden Weisheit, die vor einem Kanarienvogel ernster bleibt

als vor sich selbst, aus einer Bescheidenheit, die sich nur vorschiebt, um die Welt in einer Narrenglatze sich spiegeln zu lassen, könnte er uns eine »Empfindsame Reise« beschreiben, die er aus Ersparnisrücksichten im Kinematographentheater erlebt. Ich gebe für die paar Zeilen seiner »Maus« oder seines »Lift«, seines »Spazierstock« oder seines »Gesprächs mit dem Gutsherrn« sämtliche Romane einer Leihbibliothek her. Dazu aber auch jenen P. A., der die Distanz zu seiner Welt durch Lärm ausgleichen möchte. Ich kann es verstehen, daß einem Künstler die Geduld reißt und daß er eines Nachts dazu gelangt, das Leben im Vokativ anzusprechen. Er scheint mir in solchen Augenblicken ehrwürdig, aber nicht eben schöpferisch zu sein. Ich sehe ihn hoch, aber der Abstand, der Humor verlangt, schafft sich ihn von selbst, wenn der Betrachter pathetisch wird. In dieses Kapitel scheint mir die Altenbergsche Gastrologie zu gehören mit jenem Materialismus der Frauenseelen und jenem Spiritualismus der Materialwaren, mit der Unerbittlichkeit jenes »erstklassigen« akrobatischen Evolutionsgedankens, daß der Affe vom Menschen abstammt. P. A., der vor einer Almwiese zum Dichter wird, wird vor einer Preisjodlerin zum Propheten. Er ist ein Seher, wenn er sieht, aber er ist ein Rufer, wenn er ein Seher ist. Seine Schrullen sind schöpferische Hilfen, wenn sie sich selbst entlarven; sie sind Hindernisse, wenn sie auf sich bestehen. Die zarteste Künstlerhand beschwichtigt sie, und zu einer widrigen Unsprache lassen sie sich alarmieren. Und das ist der Humor davon. An ihn hält sich der Philistersinn, wenn diese Fülle sich selbst zu einer Sonderbarkeit verkleinert, die mit visionärer Verzückung Küchenrezepte verfertigt, tant de bruit pour une omelette macht und die Anweisung von sich gibt: O nähme man doch endlich drei Eier!!? Gewiß bildet diese ausfahrende Sucht, die eine alltägliche Sache bloß ver-

stärkt, ein Teil von jener Kraft, die eine alltägliche Sache zu erhöhen vermag, und ich möchte den Mißton in der Zigeunermusik dieses Geistes nicht entbehren. In der restlosen Ehrlichkeit, die das Unsagbare sagt, ist er wohl liebenswerter als ein Preziösentum, das vom Sagbaren nur die Form enthüllt, und beschleunigte Herztätigkeit ist es, was den Menschenwert des Predigers über die Zweifel der Lehre erhebt. Aber ihr Lärm scheint mir von der Schwerhörigkeit des Philisters gefördert und er bedeutet jenen Trotz, welcher die Konzession des Künstlers ist, der keine Konzessionen macht. Und wie sollte die stärkste Stimme nicht heiser werden in einem Vaterlande, in dem der Prophet der Niemand ist, aber der Poet ein Journalist? Peter Altenbergs Ruhm ist aus dem sicheren Auslande noch nicht nach Wien gedrungen und das intellektuelle Gesindel dieser Stadt hat noch nicht geruht, ihn so ernst zu nehmen wie ihre Jourdichter und Journalisten. Dennoch sollte man diesen Reichtum der Mittel sich nicht auf Kosten des Inhalts entfalten lassen. Man müßte eine Zeitung, die diesem Temperament die Interpunktionen ihrer Druckerei zu schrankenloser Verfügung überläßt, boykottieren, man müßte vor Preisrichtern der Literatur, die eine Persönlichkeit von solchem Wuchs in der Varieté-Kritik exzedieren lassen und jahraus jahrein harmonische Plattköpfe dekorieren, auf der Straße ausspucken. Kurzum, man müßte alles das tun, wodurch man den Zorn P. A.'s auf sich laden könnte, den einzigen stadtbekannten Zorn, der um seiner selbst willen wertvoll ist und auch dort noch berechtigt, wo der Eigentümer fälschlich annimmt, man habe es auf seine Freiheit abgesehen. Denn man hat es in Wahrheit darauf abgesehen, ihn auf einen Stand zu bringen, auf dem er die wohlverdiente literarische Anerkennung endlich für die Ehre eintauscht, die Zielscheibe der Betrunkenheit zu sein. Oder gar das Merkziel jener vollsinnigen Betrachtung, welche die Kunst des

Mannes als eine Privatangelegenheit belächelt, aber vor seinem Nachtleben wie vor einer Praterbude steht, und die überglücklich ist, wenn sie eine Probe Altenbergscher Urteilswütigkeit kolportieren kann. Daß hier ein ewig junges Temperament bei der Sache ist, ob es nun für oder gegen die Sache ist oder beides zugleich, schätzt keiner. Aber auch die Ansichten der Natur sind geteilt, auf Schön folgt Regen und es ist derselbe Ackerboden, der den Vorteil von solchem Widerspruch hat. Dieser Dichter hatte Anhänger, die ihm abtrünnig wurden, weil sie den Zufällen seiner klimatischen Verhältnisse nicht gewachsen waren. Nun, wen es trifft, zwischen dem Einerseits einer höchsten Begeisterung und dem Anderseits einer tiefsten Verachtung zu leben, der bleibe zuhause, aber er preise die Allmacht des Schöpfers und rümpfe nicht die Nase über die Natur. Denn die Natur ist weise, sie nimmt ihre Donner nicht ernst und ihre Sonne lacht über die eigene Inkonsequenz. Ach, wir haben genug Dichter, die mit fünfzig Jahren dasselbe sichere Urteil bewähren werden wie mit zwanzig. Gott erhalte sie als ganze. Von Peter Altenberg genügen uns ein paar Zeilen.

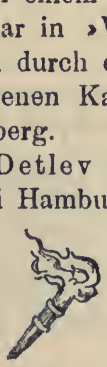
Karl Kraus.

* * *

Einmal las ich in einem Buch von Peter Altenberg, ich glaube es war in »Wie ich es sehe«, eine Stelle, wo ein Nachen durch einen engen, mit Rosen und Ranken überhangenen Kanal fährt — seitdem liebe ich Peter Altenberg.

Detlev Baron Liliencron.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 19. 2. 9.



Leben.

Zwischen zwei Nächten ein Traum.
Im Dunkel ruht und wächst ans Licht
Ein Baum.
Hat ein wunderbar Gesicht
Von Sonne in Säften und Ästen,
Von Himmelsbläue und Wolkenwandern
Über dem Haupt
Und glaubt
Und lauscht den Vogelgästen,
Die von Herrlichkeiten sagen.
Alle seine Arme tragen
Von Wunsch und Weh die grüne Last
Und können den Schatz nicht wahren,
Ein Sturmwind kommt gefahren,
Da zuckt und stöhnt ein Baum,
Ein Halm am Saum
Der Unendlichkeiten.
Und in das Wehren und Spreiten
Fährt ein Blitz und loht,
Bleibt und starrt der Tod,
Bläst ein Ding fort wie einer Feder Flaum.
Ein wunderbar Gesicht:
Es löscht ein Licht
Zwischen zwei Nächten im Traum.

Otto Stoessl.

* * *

Spiel.

Von allem Satanswerk auf Erden hatte das Spiel das ärgste Schicksal, denn es wurde als Zerstreuung und Erholungsbeschäftigung in die bürgerliche Lebensordnung eingefügt. Auch die andern Sünden kamen um Purpurmantel und Höllenglanz, sie fristen ein armseliges Dasein als simple Gesetzesverletzung oder

als pathologische Erscheinung. In dieser Stellung aber haben sie Frieden und müssen nicht, wie das Spiel, dazu herhalten, den Feierabend eines bis sechs Uhr tätigen Lebens zu verschönen. Es ist ein klägliches Ding das erlaubte, das Kombinationsspiel. Man hat den Zufall in einer Schlinge gefangen, ihm die Krallen beschnitten und ihn in einen Käfig von Regeln gesetzt. Da macht er seine jämmerlichen Bewegungsversuche, seine Parodien auf Gunstbezeugungen, und ehrsame Leute erfreuen sich daran. Das reine Glücksspiel aber ist selbstverständlich untersagt. Hier entzieht sich der Erfolg jeder Berechnung, hier schaltet ein Unbekanntes mit menschlichen Wünschen und das darf nicht geduldet werden. Gibt es denn sonst unbefugte Einmengungen des Schicksals in das menschliche Leben? Gibt es sonst in der Welt Ereignisse, die sich der Kontrolle und der sozialen Ordnung entziehen? Erdbeben etwa, Feuersbrünste oder gar Todesfälle? Ein grobes Versehen, wenn es dergleichen gibt! Man hätte es natürlich längst verbieten sollen. Oder sind diese Unberechenbarkeiten vielleicht gar nicht so arg, als jene des Glücksspieles? Mag der Zufall über Tod und Leben entscheiden, sein keckes Hineinspielen in Geldverhältnisse wird man ihm untersagen müssen. Den Menschen selbst kann er nach Gutdünken vernichten, aber in seine Taschen hat er nicht zu greifen, denn hier empört sich die gesunde Vernunft gegen sein unsinniges Walten und gebietet ihm Halt. Und es ist merkwürdig anzusehen, wie man eifrig bestrebt ist, die kleinen und kleinsten Zufälligkeiten des Lebens in Mausefallen einzufangen, während die große Bestie Zufall die schlauen Fallensteller in ihrem Rachen trägt. Ein würdeloses Schauspiel ist diese hilflose Furcht vor dem Unbekannten, dieses Zappeln in der Gewalt des Stärkeren; das Unberechenbare beherrscht das Leben, es ist hoffnungslos, ihm Dämme zu bauen, die Flut ist stärker. Und Spielen — das

heißt, sich dieser Flut anvertrauen. Gewiß stellt das Hazardspiel eine der wirklich vornehmen Handlungen dar, zu welchen sich die Menschen aufzuschwingen vermochten; eine vollständige Hingabe an den Zufall, ein ehrliches Waffenstrecken vor dem Schicksal. Die Karte nimmt, die Karte schenkt. Geräuschlos, ohne das Gerassel des kommerziellen Apparates vollzieht sich der Wechsel. Hier ist das Walten des Schicksals mit den allereinfachsten Mitteln, es ist die Reduktion des Lebenskampfes auf die allereinfachste Form, Gewinnen oder Verlieren, der Rest von Mühsal und Arbeit, von Zuwarten und langwierigem Sorgen ist Beiwerk, und verschwindet. Das Glücksspiel ist ein Tête-à-Tête mit dem Schicksal, es ist der außergewöhnliche und direkte Verkehr mit einer hohen, dem Leben vorgesetzten Instanz. Das Zeitalter der Bureaukratie wehrt sich dagegen, es liebt die Menschen, die ihr Dasein führen wollen, und der Spieler ist ein Mensch, der sich von seinem Dasein führen läßt.

Man erhebt Vorwürfe gegen das Spiel. Es sei eine nichtige Beschäftigung, ohne wertvolles Resultat. Die Nichtigkeit dürfte das Spiel mit manchen anderen Dingen gemein haben, aber eine Tätigkeit, die den andern nicht nachsteht, ist es unbedingt. Repräsentiert es doch den einzigen bedeutenden Nervensport, den wir kennen. Die Übung von Arm- und Beinmuskulatur hat soviel begeisterte Aufmerksamkeit gefunden, da ist es nur Mangel an Konsequenz, den Sportwert des Spieles nicht anzuerkennen. Es ist eine Art seelischer Freiübungen im Ertragen der Wechselfälle, das Training der Nerven vor dem Zufall.

Ferner wird behauptet, daß im Spiel nicht die Würdigkeit über das Erlangen des Gewinnes entscheidet. Wenn dem so ist, so kann man es nur bedauern. Die Krönung des Verdienstes ist sehr wünschenswert. Aber solange die soziale Ordnung selber diesen Wunsch nicht berücksichtigt, solange die wohlerwogenen Vorschriften der Vernunft nicht

zu diesem Resultate führen, ist es unbillig, vom Zufall mehr zu verlangen. Eine blinde Absichtlichkeit darf keinen sehenden Zufall fordern. Es ist durchaus ungerecht, der Karte jenen Zahlungsauftrag für menschliche Werte zuzuweisen, den man selbst nicht honorierte.

Das Spiel sei ein gar zu müheloser, ein allzuleichter Erwerb. Dafür ist es auch der reinlichste von allen. Keine Art des Geschäftes gibt es unter Menschen, keinen Handel, wo Vorteil und Nachteil so streng abgewogen, so peinlich genau ins Gleichgewicht gebracht sind, wie beim Spiel. Hier das Risiko, dort die Chance. Nichts Unbekanntes, keine Möglichkeit der Täuschung gibt es. Kein Vorwurf kann entstehen, kein Gefühl des Übervorteiltseins sich regen. Der Mechanismus des Erwerbens funktioniert hüllenlos, freigelegt vor aller Augen. Die bunte Verkleidung des Handels mit Waren, des Tausches von Werten ist abgestreift, und in ihr allein kann sich ein ungerechtfertigtes Zuviel für einen der Teile verbergen.

Weiterhin hätte das Spiel Existenzen untergraben, Menschen zu Grunde gerichtet. Das hat seine Richtigkeit. Aber in dieser seiner Wirkung leistet das Spiel verhältnismäßig so Geringes, hat es so viele überlegene Konkurrenten, daß es füglich außer Betracht bleiben darf. Es sei daran erinnert, wie das Leben selbst mit seinen Menschen verfährt, wie viel Verluste ihnen zuzufügen, sein Ernst sich vorbehält. Ein Unterschied ist, daß es beim Spiele bis zur letzten Minute Erfolge gibt, das Leben aber noch niemand mit Gewinn verlassen hat.

Unsere Zeit sieht mit erklärter Feindschaft auf das Spiel. Sie hat so vieles vergeblich ausgerechnet, sie fährt noch unaufhörlich fort zu rechnen und wittert in allem Unberechenbaren eine feindliche Verhöhnung ihres Tuns. Sie möchte gerne das Spiel assimilieren, seinen Geist in Rechnungen er-

sticken. Mit seinem eigenen Sinn und Wesen weiß sie nichts anzufangen und hat es in ihrer Weise interpretiert. Sie faßt es als Geschäft auf, und gegen Geschäfte mit gleicher Chance hat sie ein tiefgehendes Mißtrauen. Daher die Verachtung. Sie weist dem Spiel als bloße Zerstreuung eine dienende Rolle unter den Beschäftigungen an, sie wacht strenge darüber, daß Maß gehalten wird in diesem Genusse. Eine schöne sittliche Entrüstung hat sie für die Spielhölle übrig, der gegenüber sie in den Fabriksräumen, die sie baute, ihren Arbeitshimmel geschaffen hat. Sie verweigert dem Rechte des Spielers ihren Schutz, sie erkennt die Spielschuld vor dem Gesetz nicht an. Sie begünstigt offen den unzweideutigen Betrug, der damit gegeben ist, daß jemand, der daran denkt, als Verlierer nicht zu zahlen, von der Möglichkeit zu gewinnen Nutzen zieht. Sie hat damit alles getan, um das Spiel auf ein tiefes Niveau zu drücken, sie hat für jede Art von Gesindel eine Lockung in dasselbe gelegt. Und es ist ein starkes Zeugnis für den inneren Gehalt des Spieles, wenn es trotz solcher Maßregeln immer wieder über die Zeit triumphiert und das bleibt, was sie niemals war: vornehm. Zur Arbeit konnte man Tiere erziehen, ja selbst Menschen dressieren. Niemals zum Spiel; das konnte nur frei gewählt werden. Mühsam mußte man und lange für jene Wahrheit Anerkennung erkämpfen, daß die Arbeit nicht schändet, vergeblich aber will man stets versuchen, die andere Wahrheit zu unterdrücken, daß das Spiel adelt.

Otto Soyka.

Glossen, Notizen, Aphorismen.

Der Liberalismus hatte gesprochen:

»Schon haben die Männer der Wissenschaft Apparate gebaut, die selbst in einer Entfernung von vielen tausend Meilen die Erdbewegungen verzeichnen . . .«

Darauf habe ich geantwortet:

»Je größer die Entfernung, desto sicherer funktionieren die Apparate. Nur wenn sie sich am Orte des Erdbebens befinden, ist Gefahr vorhanden, daß sie kaput gehen.«

Das Erdbeben hat das Wort:

»In Reggio und Messina haben gestern und vorgestern neue heftige Erschütterungen stattgefunden, welche zwar keinen Schaden verursachten, aber furchtbaren Schrecken erregten. Zwei Seismologen, welche in Reggio Beobachtungen anstellten, wurden von den Erschütterungen zu Boden geschleudert, ihre Instrumente zerbrachen. Die Gelehrten sind der Ansicht . . .«

Die Ansichten sind bis heute unbeschädigt.

*

Als ich letzthin der wohltätigen Bemühungen des Herrn Dr. Charas gedachte, der in Catania die Hungernden gespeist, sich dann in Rom aufgehalten und in Wien die Blinden sehend gemacht hat, ließ ich die Möglichkeit offen, daß die Angriffe der italienischen Presse auf chauvinistische und nicht auf kulinarische Vorurteile zurückzuführen seien. Ich dachte nämlich, daß die Leistung der Wiener Rettungsgesellschaft auf sizilischem Boden in der Verteilung von Makkaroni bestanden hätte. Nun werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß ich das Maß jener Wohltätigkeit unterschätzt und somit auch den Tadel der italienischen Presse mißverstanden habe. Gegen die Einfuhr von Makkaroni, die ja als Nudeln durchaus in das Ressort des goldenen Wiener Herzens fallen, hat man in Sizilien füglich nichts einzuwenden gehabt. Aber der Unmut der Bevölkerung, von dem die italienische Presse erzählt und von dem Herr Dr. Charas nichts wissen will, soll sich eben nicht gegen die Makkaroni, die in der Tat »geradezu verschlungen« wurden, sondern gegen ein wahrhaft fürchterliches Ansinnen gekehrt haben: gegen die Wiener Bohnen. Da mag man den Unwillen einer durch das Schicksal genug gereizten Bevölkerung begreifen, und es müßte einen nicht

wundern, wenn die Italiener in solcher Zumutung einen feindlichen Anschlag Österreichs gewittert hätten. Denn es gehört schon eine tüchtige Portion Größenwahn aus der Wiener Küche dazu, einem fremdländischen Magen jenen Mehlpapp, der hier Gemüse genannt wird, anzubieten. In der Stadt der Echtheit wird natürlich streng darauf gesehen, daß das Gemüse nur mit echtem Mehl zubereitet wird, und die Fremden, die etwa hieher kommen, fragen in unseren Restaurants vergebens nach jenem Grünzeug, das in der ganzen Welt als Surrogat für unser Mehl auf den Tisch kommt. Die ganze Welt versteht eben nichts von der Küche, und Wien ist in Wahrheit der Einbrennpunkt der kulinarischen Kultur. Wer hierzulande dennoch den Mut hat, den ihm vorgesetzten Kleister zurückzuweisen, und seine Ansprüche schließlich auf »kleine Gurken« reduziert, mag sich besorgt erkundigen, ob nicht auch die in der Geschwindigkeit »a wengerl eing'stäubt« werden. Ich kann die Wut der Catanier begreifen. Zuerst das Erdbeben, und dann die Hilfe! Wenn ich unter Trümmern läge und Herr Charas brächte mir eingebrannte Fisolen, ich schickte ihn damit unverzüglich in die Feldküche zurück. Manna in der Wüste, als »Einbrenn« zubereitet, ist eine Provokation. Die Antwort könnte dann hundertmal lauten: »Aber es wird allgemein gelobt«, ich bliebe unerbittlich, und wenn der Papst mit den Köchen selbst die Mahlzeit gesegnet hätte, ich würde ostentativ verhungern.

*

Der Leser erliegt dem Zauber des gedruckten Wortes, aber er wird dieser Wirkung nicht inne. Sonst wäre es unerklärlich, daß er noch nicht auf die Idee verfallen ist, ein Blatt zu gründen. Der verbrecherischen Suggestion, die von der Privatmeinung eines beliebigen Dummkopfes ausgeht, sobald sie in Druck gelegt ist, ließe sich nur dadurch ein Ende machen, daß alle Leser sich in Redakteure verwandeln. Dann würden sie sich das Staunen abgewöhnen. Für ein paar Gulden kann jeder Kommis von jedem Drucker in jene höchste Macht eingesetzt werden, welche die Gesellschaft heute zu vergeben hat. Die Banken lassen es sich nicht nehmen, Inserate zu spenden, Theater und Bahnen gewähren Freikarten, Verleger schicken Rezensionsexemplare. Da in einer Großstadt jährlich nur fünfzig Sudler auf die gute Idee kommen, den

Kredit einer Buchdruckerei und den Glauben des Publikums in Anspruch zu nehmen, so floriert das Geschäft. Erstünden fünfhundert, so würden die Gebrandschatzten bald merken, daß der täuschende Schein ein Verdienst des Setzers ist. Vor allem merkwürdig ist, daß so wenige Druckereien selbst die Gelegenheit wahrnehmen, Zeitschriften herauszugeben. Die Lettern, auf die es ausschließlich ankommt, sind da, und der Vorwand, Freikarten und Annoncen zu bekommen, wäre in einer Stunde hergestellt. Geradezu grotesk ist es, daß ein Buchdrucker, der seine Familie ins Theater oder auf das Land schicken will, in jedem einzelnen Falle erst einen befreundeten Redakteur in Anspruch nehmen soll, da er doch viel rascher ein Blatt drucken und sich ein für allemal das Recht auf Benefizien sichern könnte. Mir ist weit und breit nur eine einzige Zeitschrift bekannt, die solcherart dem Haushalt eines Druckers dient. Früher hatte er sich auch einen Redakteur gehalten, der so lange im Wege stand, bis er zum Kaiserjubiläum ausgezeichnet wurde. Aber um Waschzettel und Vordrucke zu übernehmen, dazu braucht wahrlich keine Druckerei einen kaiserlichen Rat. Und jetzt erst wird der Leser sehen, was eine Zeitschrift zu leisten imstande ist. Wie ein Alpdruck lastete die Individualität jenes Mannes auf ihr. Das wird in einem Aufruf an das Volk durch die Versicherung angedeutet, das Blatt werde mit diesem Jahre ein »frischeres Aussehen« bekommen. Und dann heißt es wörtlich:

Wir haben vor, die von uns zur Schlichtung des österreichischen Völkerstreites stets verfochtene Idee der Autonomie auch in den redaktionellen Betrieb einziehen zu lassen. An Stelle einer »Zentralleitung« haben wir einigen unserer bewährten Mitarbeiter die selbständige Leitung der Ressorts: Politik, Volkswirtschaft, Schule, Naturwissenschaft und Philosophie, Literatur, Kunst und Musik übertragen und hoffen, durch ein wenn auch nur im kleinen gelungenes Beispiel die Richtigkeit unser politischen Ideen beweisen zu können. Wir stehen vor großen politischen Ereignissen und Kämpfen, die entscheidend auf die Gestaltung unseres Vaterlandes sein werden. Wir werden in diesen Kämpfen immer offen und entschieden . . .

Merks, Österreich, und kassiere dir deine Steuern autonomisch ein! Die Hauptsache ist, daß gedruckt wird. Auf die Zentralleitung wird gepfiffen.

*

›... Eine Zeitschrift aber verdient es, einmal an den Pranger gestellt zu werden, da sie aus dem verhältnismäßig anständigen Rahmen unserer literarischen periodischen Veröffentlichungen ganz herausfällt, und das ist Maximilian Hardens ‚Zukunft'. Nehmen Sie doch einmal ein Heft dieser Wochenschrift in die Hand. Es ist so ungefähr das Schlechteste, was Sie überhaupt finden können; an Minderwertigkeit nicht einmal übertroffen von den Indianer-Schmökern und Hintertreppen-Romanen.

Diese Kritik betrifft nicht etwa den Inhalt der ‚Zukunft', sondern bloß ihre Ausstattung. Sie steht im ‚Graphischen Centralblatt'.

Das Papier holzig, die Typen abgenutzt, der Druck so liederlich, daß eine Seite lichtgrau und die andere wieder so rußig schwarz erscheint, daß, wenn man mit dem Finger darüber hinstreicht, die Druckerschwärze in Kometenform über die Seite fliegt. Dann die unsagbar rohe Weise, das Heft zu beschneiden, so daß auf einer Seite der Text in einem Abstand von 2 *cm* vom oberen Rande einsetzt und auf der Gegenseite eventuell nur in einem solchen von 2 *mm*. Ja, beim Inseratenteil kann man es sogar häufig genug erleben, daß gleich eine halbe Zeile mit weggeschnitten ist!

Und nun meine Herren, lassen Sie uns doch einmal ein kleines Rechenexempel bezüglich der ‚Zukunft' anstellen: Diese Zeitschrift wird in einer durchschnittlichen Auflage von ungefähr 35.000 Exemplaren gedruckt. Das Heft kostet 50 Pfg. Wir nehmen an, daß es die Abonnenten billiger haben und rechnen deshalb nur einen Durchschnittspreis von 40 Pfg. pro Heft. Das würde einen Umsatz von mehr als 15.000 Mk. ergeben. Von diesem Betrage rechnen wir ab 5000 Mk. für den Buchhändlerverkehr: bleiben 10.000 Mk. Davon ziehen wir weiter ab 3000 Mk. für die Herstellung des Heftes. Rest: 7000 Mk. Von diesen wären dann weiterhin noch in Abzug zu bringen die Honorare. Sie wissen, Harden schreibt seine ‚Zukunft' zur Hälfte selbst; es ist also hoch genug gegriffen, wenn wir für jedes Heft 1000 Mk. ansetzen. Bleiben 6000 Mk. Hiervon rechnen wir dann noch einmal 1500 Mk. herunter für unverkaufte Exemplare; doch haben wir diese auf der anderen Seite wieder voll und ganz hinzuzuzählen für Inserate und Extrabeilagen. Es bleiben also in jedem Falle mindestens 6000 Mk. blanker Reingewinn für ein Heft; das heißt also jährlich 312.000 Mk.! Meine Herren! Für 312.000 Mk. jährlichen Reingewinn kann man, wenn man ein Kulturförderer sein will, etwas mehr für die Buchdruckerkunst tun; für die Kunst, der es Harden doch in erster Linie verdankt, daß er weit gekannt, weit gerühmt und weit gefürchtet ist. So, nun hat Herr Harden das Wort. Wie sagt er doch? ‚Ich hab's gewagt, bin unverzagt und will des Ends erwarten.'‹

Daß jetzt auch schon der Guttenberg an der Ehrlichkeit des Hutten zu zweifeln beginnt, das könnte einem alle Freude an der historischen Bildung verderben. Wenn jener aber glaubt, es sei eine Lust zu leben, wenn man bloß 312.000 Mark jährlich

verdient, so irrt er. Die Geister werden erst wieder wach, wenn man für das Vaterland eine Konzerttournee unternimmt und für jeden Vortrag 3000 Mark bekommt. Dabei hat sich Herr Harden ursprünglich die Entbehrung auferlegt, bloß 1500 Mark zu verlangen, über die der Münchner Impresario bei den schlechten Zeiten nicht hinausgehen konnte. Erst als ein anderer Münchner Impresario von dem Plan erfuhr und beherzt depeschierte: ich biete 3000, war er bereit, sich an das teurere Vaterland anzuschließen und das deutsche Volk zu erhöhten Preisen vor dem Kaiser zu warnen. Aber auch das deutsche Volk kommt dabei nicht zu kurz. In Magdeburg zum Beispiel hat der reisende Patriot die vernünftige Einrichtung getroffen, daß vor dem Vortrag »ergebenste Einladungen« verschickt und jene Einwohner, die eine solche an der Abendkassa vorweisen, eines Rabatts von 25 Prozent teilhaftig werden. Eine Herrn Harden feindliche Zeitung meint, er habe sich vom ‚Simplicissimus' inspirieren lassen, den er zwar nicht mehr ganz so gern sieht wie früher, dessen Bild »Komm mit, Kleener — ick jebe Rabattmarken!« er aber unbedingt gesehen haben müsse. Mit Unrecht erinnert das Blatt an die Belagerung Magdeburgs durch Tilly; wir halten bei Hutten. In einem Punkte aber hat jenes andere Blatt, welches wieder die Erfindung der Buchdruckerkunst auf Kosten der Kultur überschätzt, deren entschiedenstem Bahnbrecher Unrecht getan. Es wäre ein lächerliches Mißverhältnis, wenn Schäbigkeit der Ausstattung mit einer Noblesse gepaart wäre, die 1000 Mark für jedes Heft der ‚Zukunft' an die Mitarbeiter zahlt. In welcher Welt lebt denn das ‚Graphische Centralblatt', und mit welchen Augen sieht es, daß es nur das holzige Papier wahrnimmt und nicht, womit es bedruckt ist? Wenn die kostenlosen Vordrucke aus soeben erscheinenden Werken und die Selbstanzeigen der Autoren noch Raum für einen Originalbeitrag lassen, so gehört die ganze Fachverlorenheit eines graphischen Blattes dazu, zu glauben, daß für ein Heft der ‚Zukunft' mehr als hundert Mark in Honoraren aufgehen. Es gibt kein zweites Beispiel in der Publizistik, das eine so praktikable Verbindung wirtschaftlicher Zurückhaltung und literarischen Entgegenkommens vorstellte. Und daß sich mit der Einrichtung der Selbstanzeigen auch noch andere Effekte herausschlagen lassen, hat Herr Harden kürzlich bewiesen, als er die Notiz eines

Mitarbeiters der ‚Fackel' brachte, der sie ihm lange vor den Sexual-Triumphen geschickt hatte. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß der Herausgeber der ‚Zukunft' heute für gute Namen selbst Honorar auszuwerfen bereit wäre. Die Auflage — mag auch die Schätzung jenes Fachblattes übertrieben sein — hat sich gewiß nicht verringert. Aber ein Erlebnis, das eine heroische Natur umwarf, ist die Erfahrung, daß Enthüllungen aus dem Leben hochgestellter Päderasten bloß dem Geschäft nützen, aber nicht zugleich auch der Ehre.

*

Daß die Seele der Schauspielerin ein Defekt ihrer Schönheit sei, diese Erkenntnis, die hier oft geformt wurde, fliegt jetzt der deutschen Theaterkritik aus dem Auslande zu. Der ‚Frankfurter Zeitung' wird aus Italien geschrieben:

»Frau Duse gehört der Vergangenheit an. Wenigstens in Italien, wo man wohl ihr ungewöhnliches Talent zu schätzen wußte, aber sich doch stets einen zu starken Sinn für die Form, die schöne Form bewahrt hat, um in dem Charakteristischen à tout prix je die Kunst zu erblicken. Die Vorzüge, die man hier von jeher am höchsten einschätzte und, wenn nicht alles täuscht in nicht allzu langer Zeit auch in Deutschland wieder zu sehen lernen wird, liegen in einer anderen Richtung, als die ist, welche Eleonora Duses unerhörte Kunst notgedrungen einschlagen mußte. Eine sehr ernste Bühnenzeitschrift, die Maschera, hat vor kurzem eine Rundfrage erlassen, deren Resultat jetzt vorliegt. Eine Rundfrage ist nun nicht gerade eine einwandfreie Sache; aber die Antworten sind doch für den Kenner interessant genug. Die Leser hatten darüber abzustimmen, welche Schauspielerin Italiens ihrer Meinung nach die talentvoliste, welche die schönste und welche die eleganteste sei. Schon die Fragestellung ist delikat genug. Das Resultat aber beweist eine überraschende Höhe des Geschmacks. Die talentvollste ist danach Teresa Mariani, die große Tragödin, die in gewisser Weise mit der Duse verwandt, weniger intensiv als diese, aber um vieles anmutiger und frauenhafter, nie vergißt, daß die Kunst, daß jede Kunst symbolischen Charakters ist. Den Preis der Schönheit trug Tina di Lorenzo davon, die auch in Deutschland Bewunderer besitzt. Die eleganteste ist nach dem Urteil der Leser der Maschera Lida Borelli.«

Das ist natürlich Unsinn, denn die talentvollste ist immer auch die schönste und eleganteste und umgekehrt. Und so richtig es ist, daß die Kunst der Duse eine notgedrungene Kunst ist, so unmöglich ist es, daß unerhörte Kunst je notgedrungen sein kann und umgekehrt. Immerhin, es mehren sich die Zeichen, daß mit

der Seele aufgeräumt wird. Man ist irgendwie unbefriedigt. Aber man wird es bleiben. Denn wenn das heutige Leben den Frauen bloß eine Seele gestattet, wie sollte das heutige Theater ein Höheres bieten?

*

Die empfängliche Tageskritik, die einen geistigen Dukaten sofort in kleine Münze umwechselt und mit frischen Kreuzern so splendid herumwirft, daß man rein glaubt, es seien Dukaten, geht jetzt ernstlich daran, vom Theater eine andere Meinung zu bekommen. Daß eine Schauspielerin, die den Sinnen nichts gibt, von der Seele beweint wird, daß der Unsinn der Operette romantischer Abkunft sei und dem Gefühl zuspreche, wenn er dem Verstand widerstrebt, es räuspert sich und spuckt allerorten nach solcher Erkenntnis. Die Forderung aber, daß der Schauspieler wieder vom Theater Besitz ergreife und daß man ihn mit allen literarischen Weisungen ungeschoren lasse, finde ich in einem deutschen Tagesblatt wie folgt vertreten:

Kann Schauspielkunst sich dämonischer manifestieren, als wenn sie durch schlechte, unlebendige Stücke wie ein Strom braust, der von den Quellen des Lebens kommt, und totes Gestein mit Blüten segnet? Und können wir die Sehnsucht, die uns ins Theater treibt, in ihrer Wesenheit deutlicher erfüllen, als wenn uns eine schöpferische Kraft aus den engen Buchstabenzäunen und dumpfen Wortgebüschen mittelmäßiger Autoren plötzlich hinaushebt in reinere, sonnenhelle Lande? Dann wissen wir: daß wir dieses eine nur wünschen im letzten, für dies eine uns an den Kassen balgen, in unbequemen Stühlen klemmen, und unzählbare Abendstunden unseres Lebens hingeben, um dieses einzige Erlebnis zu erhaschen, dieses Hinausgehobenwerden . . . Und darum ist es gleichgiltig, wie die Stücke heißen, in denen sie auftritt, ob sie dumm sind oder erhaben, oder beides zusammen. Und wie wir dem amusischen Schauspieler den Vorwurf als größten entgegen werfen, daß er immer derselbe ist in allen Rollen, so haben wir einer Persönlichkeit wie der .... gegenüber den Wunsch, sie möge uns immer als die gleiche, frische, urtümliche Natur erscheinen, deren prachtvolle Selbstherrlichkeit wir nicht eingeengt sehen wollen.

Das unterschreibe ich ja alles, oder vielmehr, das alles unterschreibt mich, aber welchem weiblichen Girardi gilt die gute Anwendung?

Diese Frau revolutioniert für ihre Person gewissermaßen die Schulgesetze der Schauspielkunst als der proteischen, und schmeißt das dramaturgische Lehrgebäude pedantischer Perücken mit einem Anhauch ihres elementaren Lachens über den Haufen.

Welche künstlerische Macht ist es, die so alles Urteil über den Haufen wirft, daß von einem aufnahmsfähigen Kritiker nichts übrig bleibt als ein Schmock?

... Kann sein, dies war eine von den Halluzinationen, wie sie die Götter denen zuweilen senden, die ihre mechanistische Weltanschauung draußen in der Garderobe zu lassen pflegen und gläubigen Herzens im Parkett sitzen wie im Vorhof eines Mysteriums. Das aber will ich gegen zwanzig Professoren der Philosophie verteidigen, daß ich nachher gesehen habe, wie gegen das Finale des Stückes aus der Mitte des beglückten Saales etwas wie ein Gehäuse nach der Bühne sich hinbewegte und, einem gläsernen Sturz nicht unähnlich, sich um die lächelnde Frau schloß. Und sie saß darin und sang wie der Vogel im Märchen, der erlöst wurde aus quälenden Träumen . . .

Die Dame heißt Pepi Glöckner. Ich ziehe alles zurück.

*

In den Zeiten der lustigen Witwenpest war auch die Kindersterblichkeit groß. Einige Wiener Lehrer haben eine Statistik des Theaterbesuchs der Schuljugend ausgearbeitet. Die »Lustige Witwe« wurde zwar nicht so oft besucht, wie man vermuten sollte, aber auch ohne unmittelbare Berührung ist die ansteckende Wirkung nachweisbar. In der Statistik werden nämlich einige Titelverstümmelungen vermerkt, die sich die Schüler geleistet haben. Die traurigste, deren Ursprung die unkundigen Lehrer nicht ahnen, ist das Bekenntnis, die »Vilja Hospitalis« besucht zu haben. So peinlich nun die Tatsache berühren mag, daß ein junges Gemüt so verleitet wurde, noch gräßlicher ist die Vorstellung, daß ein junges Gehirn eine beliebige Filia in jene berüchtigte Vilja verwandelt, die als Waldmägdelein des Okkupationsgebietes uns Erwachsenen fünf Jahre lang den Aufenthalt in jedem Nachtcafé verleidet hat.

*

Es kann eine Bosheit sein, wenn ein Blatt dem Lokalredakteur eines andern, der nebenbei auch Vorträge über »Tausend und Eine Nacht« hält, das Lob nachsagt, er sei »ein Pfadfinder im Labyrinthe orientalischer Märchendichtung«.

*

Wenn es in einem Dampfbad hocharistokratisch zugeht, wendet die Presse eine eigene Terminologie an. Im Münchner Hofbade haben sich ein paar Herren auf ihre Weise vergnügt,

und ein Wiener Blatt sagt, daß ihnen »der Boden unter den Füßen zu heiß wurde« und daß sie es deshalb vorgezogen haben, »den Staub Münchens von ihren Schuhen zu schütteln«. Dampfbad, heißer Boden trotz Schuhen, Staub trotz Dampfbad . . . man sieht, wie toll es in der Heißluftkammer der journalistischen Gehirne zugeht. Aber auch besseren Schriftstellern kann Hitze zu Kopf steigen. Einer schreibt etwa gegen die »Nacktkultur«: »Eine merkwürdige Zeit, die unsrige. Sie schwitzt Kultur aus allen Poren, aber das erste dürftige Kleidungsstück, das der Wilde anzulegen pflegt, wenn er zum Bewußtsein seiner Nacktheit kommt, möchte sie abschaffen.« Ja, wie denn auch nicht? Wenn die Zeit schwitzt, ist es doch natürlich, daß sie die Kleidung ablegt.

* * *

Aus Milwaukee (Wiskonsin, U. S. A.) wird mir eine Zeitschrift ‚Der Einsame' geschickt, die unter allen in zehn Jahren entstandenen und vergangenen Nachahmungen der ‚Fackel' die weitaus sympathischeste vorstellt. Daß sie ganz so unpraktisch ist, wie das Original, beweist sie dadurch, daß sie selbst die zwanglose Folge und das Erscheinen in Doppelnummern nachahmt. Aber der Spiegel ihres Inhalts läßt mich nicht vor meinem Gesicht erschrecken, das mir durch die antikorruptionistische Fratze meines Wirkens hierzulande verleidet wurde. Es ist offenbar, daß das Vorbild keinen anderen Anteil an dem Werke hat, als daß es dem Bedürfnis, sich selbst zu regen, einen Stützpunkt gab, und es scheint, daß das deutsche Geistesleben Nordamerikas für solches Bedürfnis Platz hat. Zwischen mancherlei Beweisen eines angestrengten Wollens bricht Unmittelbarkeit, Frische und polemische Jugendlust durch. Über ein Interview einer Dame mit Häckel (welch eine Welt, in der dergleichen möglich ist!) wird ganz Zutreffendes gesagt. Mir ist diese Flachsinnsorgie entgangen und darum zitiere ich gern – mit kleinen Abschleifungen –, was die deutsch-amerikanische Zeitschrift darüber sagt. Einen Satz, der im Eingang steht, lasse ich stehen, wiewohl ich ihn selbst in diesem Heft geschrieben habe. Ich habe ihn natürlich früher geschrieben als gelesen, und vielleicht hatte ich ihn schon vor Jahren geschrieben.

Aber gerade dieser Satz und dieses Zusammentreffen sind für die Stilwirkung der ‚Fackel' bezeichnend:

In der Rätselecke des ‚Berliner Tageblattes' wurden am 12. Dezember des Vorjahres die letzten Probleme gelöst. »Im Häckel'schen Hause in Jena, Gespräche mit dem Meister«, nennt sich das Zwiegespräch, das eine geschäftige Dame, Fräulein Else Roth von Otto, mit dem Aufdecker der »Sieben Welträtsel« gepflogen hat und dessen triple extrait sie in fast vier Spalten verspritzt. Sie begnügt sich nicht mit der bescheidenen Wallfahrt zu Häckels Hause in der Bergstraße, nein Exzellenz muß erscheinen und über die letzten Dinge befriedigenden Aufschluß geben. Zwar konstatiert Frl. von Otto in selbstentsagendem Tone, daß sie sonst stillschweigend neben Häckel einhergeht und nur die Saale murmelt; aber heute sind die Rollen vertauscht: Elsa — ach, nie sollst du mich befragen! — murmelt geheimnisvoll, Häckel antwortet und nur die Saale schweigt, hurtig die Wogen wegwälzend . . . die freundlich-geschäftige Fragerin aber nennt das grausame Spiel »den Kultus des Wahren, Guten und Schönen«. Nachdem der Gelehrte höflich konstatiert hat, daß es zwar kein Paradies im Jenseits, aber ein solches in Jena gibt, geht sie sofort scharf ins Zeug und fragt ihn die Gewissensfrage, wie er es mit der Religion halte, indem sie ihn um einen kurzen Leitfaden über den Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft bittet. Häckel — der, nebenbei gesagt, nie den Mut des konsequenten Atheismus gehabt hat und stets bemüht war, neuen Sprudel in alte Schläuche zu gießen — antwortet, daß »bei folgerichtiger Auffassung des Monismus tatsächlich die beiden Begriffe von Religion und Wissenschaft zu einem verschmelzen. Schon Spinoza und Goethe haben dieser klugen Weltanschauung Ausdruck gegeben . . . Schließlich wird sich niemand dem mehr verschließen können.« Aber Elsa Roth von Otto posiert den advocatus diaboli: »Sind Exzellenz davon wirklich so fest überzeugt? Meiner Ansicht nach gehen wohl die meisten Menschen deshalb in die Kirche, weil sie es von altersher so gewohnt sind, der Bureaukrat aber glaubt an den Kirchenregeln festhalten zu müssen, weil seine soziale Stellung es verlangt.« Mit elastischer Nachgiebigkeit vollzieht der Gelehrte den Sprung von den letzten Fragen der Philosophie zur ersten Gesellschaft Berlins, gibt mit hoher Befriedigung die tiefe Erkenntnis kund, daß die Dummen in der Mehrzahl sind und die Gescheidten in der Minderzahl, spricht aber doch schließlich seine Hochachtung aus für die heutige Menschheit, die sich durch eine einheitliche Weltanschauung auf eine höhere Stufe — der Erkenntnis, des Wissens? — nein, der Vollendung erheben wird. Hier kann Frl. von Otto es sich nicht verbeißen, einzuschalten, daß der eigentliche Reiz, den Häckel auf seine Umgebung ausübt, darin besteht, die verschiedensten Fragen geistreich zu behandeln, ohne langweilig zu werden. Aber eine Dame fragt mehr, als hundert Geistreiche beantworten können. »Glauben Sie nicht auch, Exzellenz, daß jedes einzelne Individuum mit seinem Gemütsleben der Religion anders gegenübersteht?« »Gewiß«, sagt Häckel ernst; und er setzt ihr auseinander, daß die verschiedenen

Religionen »den Menschen in die Poesie einer höheren idealen Welt versetzen sollen.« (In unserer Philisterwelt ist bekanntlich alles zu einem bestimmten Sollen da.) »Aber der wirklich moderne Mensch findet nur in der freien Natur das wirklich Gute, Wahre und Schöne.« Frl. von Otto nennt dies einen »bedeutenden geistigen Standpunkt« und konstatiert bedauernd, daß nicht alle Menschen auf demselben stehen. »Viele bedürfen der Kirche, sie ist das Rückgrat, das ihnen einen Halt gibt.« Darauf Häckel: »Das verstehe ich nicht!« (Das bezieht sich natürlich auf die Sache und nicht auf die kristallklaren, fein zugespitzten Aperçus der scharfen Dialektikerin.) Und er stellt fest, daß die Wahrheit nur von der Wissenschaft gelehrt wird, »Und wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat damit auch einen Ersatz für den streng orthodoxen Kirchenglauben gefunden.« — Was ist Wahrheit! sagt Pilatus, aber Frl. von Otto klappt behende das Hörrohr zu und das Sprachrohr auf; mit echt weiblicher Verdrehung des Streitgegenstandes sagt sie: »Aber die Kirche will doch keinerlei wissenschaftliche Aufklärung anerkennen«. Dies gibt Häckel zu und mit vereinigten Kräften wird in wenigen Zeilen der Widerspruch zwischen Kants reiner und praktischer Vernunft aufgedeckt und nochmals vernichtet, sozusagen mit zwei Tritten ins Leere; denn Häckel konstatiert selbst, »daß der offenkundige Gegensatz der beiden Vernünfte schon im Anfange des 19. Jahrhunderts erkannt und widerlegt wurde.« Jetzt aber wird es fürchterlich, denn Frl. von Otto ist nicht mehr zu halten. Sie erzählt, daß der Deutsche Monistenbund eifrig bemüht ist, der neuen monistischen Ethik die größte Verbreitung zu sichern; fragt, ob man die christlichen und israelitischen Sagen nicht als Dichtungen lehren könnte; konstatiert, daß dies auch für die Kinder vorteilhaft wäre und das Substanzproblem noch nicht gelöst ist — was Häckel »lachend« zugibt — und fragt »gespannt«, wie eigentlich die Aktien des Vereines zur Zertrümmerung der alten Weltanschauung stehen .... Wer für Häckels Wirken jenen Respekt hat, den das Schaffen dieses auf naturwissenschaftlichem Gebiete Großen hervorrufen muß, der hat es wohl schon schmerzlich empfunden, daß er in pseudophilosophischen Werken am Schleier der Maja herumzupft, ohne ihn auch nur um Millimeterbreite zu lüften. Aber wer es lesen muß, wie dieser Gelehrte in Interviews mit geschäftigen Damen à la Suttner mit billigen Redensarten herumwirft, kaum gut genug, um in populären Vorträgen vorgebracht zu werden; und wer diese Brocken, halbverdaut, wiederfindet in deutschen Blättern, die vom intelligenteren Teil der Bevölkerung gelesen werden, der wird solchem billigen Zeugs gegenüber — und wäre er überzeugter Atheist — kaum die Meinung unterdrücken können: Wenn Gott nicht existierte, man müßte ihn erfinden!

*

In dem entzückenden Buche »Lichtenbergs Mädchen« (Verlag der ‚Süddeutschen Monatshefte'), das die Korrespondenz mit Hofrat Meister (herausgegeben von Erich Ebstein) und das

Faksimile eines Gedichtes bringt und das gewiß weniger Deutsche gelesen haben als den Briefwechsel von Moritz und Rina, finde ich einen Brief, dessen satirische Meinung von stärkstem Interesse für das heutige Wien sein müßte. Sie trifft die schnöden Umbaumeister unserer Stadt und befaßt sich mit jener Architektonik des Überflüssigen ganz und gar in dem Sinne, in welchem heute Adolf Loos dem herrschenden Geschmack die Indianerfreude an dem Ornament nachweist. Lichtenbergs Vorliebe für den englischen Stil des Lebens verleugnet sich hier nicht:

»Ew. Wohlgeb. sende ich hierbey die vorgestreckten Bücher mit gehorsamsten Dank wieder zurück. HE. Prof. Feder, der ein sehr vertrauter Freund des Ob(er) Commiss(är) Maynberg ist, soll gelegentlich einmal meine Meinung über die Schönheit eines Stadtthors vernehmen, und ob ich gleich mehrere schöne Thore gesehen, auch selbst dem Bau zweyer beygewohnt habe, die ebenfalls mehr gegen die Feinde der Licent-Casse als des Vaterlands angelegt worden sind, so wolte ich doch gern meine dunckeln, oder höchstens klaren Ideen ein bisgen aus Büchern deutlich machen, und diesen Zweck habe ich durch Ihre Gütigkeit, so viel als nöthig erreicht. Nur Schade, ich hatte mich auf eine Rede geschickt, die ich, wies zum Knoten kam, nicht halten konnte. Nemlich die Göttingischen Thore, (auf diese nemlich war es angesehen), sollen keine Bogen und kein anderes Gewölbe haben, als den blauen Himmel. Bey solchen Vorschlägen weint freylich die architectonische Muse und überträgt die Sache dem Mauermeister. Alles, was ich bey der Sache gethan habe, war zu verhindern, daß keine Würfel auf die Spitze gestellt wurden, daß keine Ananas auf den Thorpfosten einer Stadt blühen mögten, wo die Cartoffeln kaum in der Erde gerathen. Auch den Artischocken habe ich mich widersezt und eben so den Urnen und Blumentöpfen, wo dagegen gerathen, daß man ja Blumentöpfe da haben wolte, man lieber gelben Lack und die Viola matronalis in Natura hinstellen mögte, als die Bildung derselben unsern Künstlern überlassen, die ihren Stil an den Fußbänken verdorben und sich daher selten über 6 Zolle über die Gosse erhöben. Es werden also wohl der Stadt Leu und der Lüneburgische Hengst und zwar von HE. Nahl in Cassel gearb(eitet) sich einander Wappen weisen und Gesichter schneiden, und jeder

Pfosten soll aus gekuppelten Dorischen Pfeilern bestehen, just stark genug, um den blauen Himmel zu tragen. Ich hatte einen Plan im Kopf, der würklich, recht wenig zu sagen, von der Art war, von denen man zu sagen pflegt, daß sie sich gewaschen hätten. Das Thor sollte einen Fronton erhalten, auf dessen scharfer Kante ich einen Globum coelestem und eine Punsch Bowle nach Art der Würfel balancieren wolte, um sie sollte ein Krantz aus Coquarden, Zwieback und Rosen nebst Citronen Schaale Bändern geschlungen seyn mit der Ueberschrift Omnibus idem. Zwischen die Triglyphen hatte ich in die Quadrate Mettwürste, ebenfalls Zwiebäcke in Pythagorischen Triangeln nebst Pottkuchen gestellt. In den Fronton nach dem Felde solte Kulenkamps Silhouette mit dem Matrikulwerk aufgeschlagen und der deutlichen Zahl 999 und der Unterschrift kommt her zu mir zu stehen kommen; nach der Stadt zu solten Stocks und Maynbergs Silhouette gestellt werden mit der Unterschrift Stocklo et Maynbergio in Philistaea Leinana conss. Im Schlußstein nach dem Feld hätte ich eine Fuchsfalle abgebildet, auf dem andern aber gegen die Stadt einen Fuchs im Taubenhaus, oder auch den Storch, wo er den Fuchs auf eine Flasche Milch invitiert, in die er mit seinem dicken Maul nicht hineinkann, oder so etwas. Sagen Sie selbst, liebster HE. Professor, ob es nicht schändlich ist, in diesen Tagen des dringenden Genies solche Sachen zu unterdrücken, ja ich habe sogar gedacht, ob man nicht selbst dem Gründer und Weender Thor Flügeln das Ansehen von einer Fuchsfalle hätte geben sollen, um einen zudringlichen Postwagen nicht sowohl auszuschließen, als vielmehr zu fernerer Behandlung einzuklemmen. Allein nun Schertz bey Seite, und (den Dank zu Anfang allein ausgenommen) zur eigentlichen Absicht meines Briefs ....«

*

Da in den nächsten Tagen mein Aphorismenbuch erscheinen wird, dessen Durcharbeitung und Komposition jene Plage war, deren Wohltat das Erscheinen leider ein Ende setzt, so fühle ich mich gedrängt, den Freunden zu danken, die mir als erste, wertvollste Leser und Hörer durch Urteil, Rat und vielfache

Unterstützung in den Korrekturen beigestanden sind: den — in alphabetischer Folge genannten — Herren Karl Hauer in München, Ludwig R. v. Janikowski und Otto Stoessl in Wien. Das Buch »Sprüche und Widersprüche« erscheint zunächst außerhalb der Reihe meiner Ausgewählten Schriften, in die ich es gemäß einer Vereinbarung mit dem Verleger erst nach fünf Jahren aufnehmen kann. Die Arbeit an dem Bande »Kultur und Presse« (I. Teil), die ich lange aussetzen mußte, wird hoffentlich in diesem Frühjahr beendet sein.

* * *

Das älteste Wort sei fremd in der Nähe, neugeboren und mache Zweifel, ob es lebe. Dann lebt es. Man hört das Herz der Sprache klopfen.

*

Ein Paradoxon entsteht, wenn eine frühreife Erkenntnis mit dem Blödsinn ihrer Zeit zusammenprallt.

*

Ei sieh, der Verwaltungsrat der Kretinose-Aktiengesellschaft und der Direktor der vereinigten Banalitätswerke!

*

Er starb, von der Äskulapschlange gebissen.

*

Bevor man das Leben über sich ergehen läßt, sollte man sich narkotisieren lassen.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

IN DEN NÄCHSTEN TAGEN
GELANGT ZUR AUSGABE:

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BESTELLEN

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad. Budapest V. Wien IX. Krondorf. Berlin.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)

versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS.**

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . . . . K 9.50
„ „ „ 18 „ „ . . . . . „ 4.—
„ die Länder d. Weltpostv., 36 Nummern, portofrei . . . . „ 12.—
„ „ „ „ „ 18 „ „ . . . . „ 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Verlag für Deutschland:

VERLAGSGESELLSCHAFT MÜNCHEN G. m. b. H.
München, Franz Josefstraße 9.

Inhalt der vorigen Doppel-Nummer 272—273, 15. Februar: Messina. Von Karl Kraus. — Das Ehrenkreuz. Von Karl Kraus. — Kunst und Moral. Briefe von Oskar Wilde. — Glossen. Von Karl Kraus. — Abend. Von Otto Stoessl. — Eine Zuschrift. Von Elisabeth Förster-Nietzsche. — Sprüche und Widersprüche. Von Karl Kraus.

SUBSKRIPTIONS-EINLADUNG.

Ab Ende März erscheint bei der unterzeichneten Verlagsgesellschaft ein aus zwölf Kunstblättern erotischen Charakters bestehendes Mappenwerk „DER PHÖNIX". Die zwölf Einzelkunstblätter stammen von den folgenden Künstlern:

Th. Th. Heine (München)
Konstantin Somoff (St. Petersburg)
Yasuda Minori (Tokio)
Karl Arnold (München)
Heinrich Kley (Karlsruhe)
Otto Kopp (München)
Pascin (Paris)
Albert Weisgerber (München)
Willi Geiger (München)
G. Jagerspacher (München)
Luis Vesco (Salzburg)
Hubert Wilm (München)

Das Werk erscheint in **6 Lieferungen**, die einander in monatlichen Abständen folgen. Alles Nähere über **Bezugsbedingungen** etc. enthält ein ausführlicher **Prospekt**, der auf Verlangen umsonst u. portofrei zugesandt wird.

München, Franz Josefstraße 9/0.

Verlagsgesellschaft München G. m. b. H.

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)
Nr. 275—276. 22. März 1909 X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Die Hundsgrotte. Von Karl Kraus. — **Mittelschule.** Von Otto Soyka. — **Literatur.** Von Karl Kraus. — **Erotische Krisen.** Von Paul Barchan. — **Glossen.** — **Sprüche und Widersprüche.** Von Karl Kraus. — **Pascin.** Von Karl Borromaeus Heinrich. — **Der Fortschritt.** Von Karl Kraus.

Erscheint in zwangloser Folge.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

SOEBEN ERSCHIENEN:

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN.

DIE FACKEL

NR. 275—76 22. MÄRZ 1909 X. JAHR

Die Hundsgrotte.

»Ein Ort verborgen unter faulem Nebel,
Von Sümpfen, die herquellen vom Cocytus,
Aushaucht er lauter heiße gift'ge Dämpfe.
Es kann Autumnus keine goldnen Früchte
Hintragen, und der Frühling keine Blumen
Und keine blühnden Zweige voll von Sängern
Der süßen Liebe, keine Nachtigallen.
Hier wohnt das alte Chaos . . .«

Petronius.

Es ist unmöglich, der Justiz Unrecht zu tun. Aus dem flüchtigsten und entstelltesten Gerichtssaalbericht gewinnt man das richtige Bild einer Verhandlung. Es mag der Fall sein, daß kein Wort so gesprochen wurde, wie es der Bericht wiedergibt: die Justiz würde den schärfsten Haß schon darum verdienen, weil sie selbst die Wahrheit hinter die Reklame stellt und ihr der Respekt vor der Tagespresse den Willen lähmt, falsche Tatsachen durch eine Berichtigung aus der Welt zu schaffen. Die polemische Betrachtung aber, die sich mit den Verbrechen der Justiz befaßt, stützt sich mit Recht auf das Material der Reportage, nicht nur weil die Unwidersprochenheit für die Wahrheit zeugt, sondern weil sie auch für eine Gesinnung zeugt, der noch schlimmere Wahrheit zuzutrauen wäre. Mein anklägerisches Gewissen bliebe ruhig, wenn sich herausstellte, daß das wahre Bild der Sexualjustiz sich nicht völlig mit jenem deckt, das ich mir aus den unwiderlegten Schändlichkeiten des Tages komponiert habe. Ich wüßte, daß es noch häßlicher ist. Bei diesem täglichen Konflikt zwischen dem Leben und der Borniertheit ist die Unfähigkeit der Berichterstattung eher ein versöhnendes Element. Ob sie will oder nicht, ob sie kann oder versagt, eine Hand-

voll Unmenschlichkeit holt sie aus diesem Inferno doch hervor. Wer nur mit halbem Ohr hinhört, hört genug, und wer mit einem Stockschnupfen in ein Gerichtszimmer tritt, kriegt dennoch eine Nase voll jener Gerüche, die ein lebensfeindlicher Geist an einen Ort gebannt hat, damit in dieser pflichtenvollen Welt wenigstens die Pflicht zu stinken erfüllt werde.

In der Nähe von Bajä ist eine Grotte, in der giftige Gase aufsteigen. Zur Ergötzung der Reisenden wurde dort gezeigt, wie weit ein Hund hineingeführt werden könne, bis er ohnmächtig wird; denn die deutschen Reisenden sind widerstandsfähig und opfern dem Genuß einer Sehenswürdigkeit gern die Gesundheit eines Hundes. Die grausame italienische Regierung aber entzog der heimischen Bevölkerung eine Einnahmsquelle und verbot das Tierexperiment. Die Einrichtungen der Staaten nun sind wie Sehenswürdigkeiten, die der Neugierde höherer Wesen dienen, und diesen überweltlichen Reisenden ist das Vergnügen bis heute nicht geschmälert worden, zu sehen, wie weit Menschen in die Hundsgrotte der Justiz geführt werden müssen, um nicht mehr atmen zu können.

Sagt mir nun einer, so und so hätte sich der Vorgang nicht abgespielt, so antworte ich, daß die Nachricht von einem Sterbefall noch so übertrieben sein könne, sie sei noch immer nicht übertrieben genug, solange sie vom Tod bestätigt wird. Die Lobredner unserer Justiz haben eine fatale Ähnlichkeit mit jenem Tröster, der auf die Klage einer Witwe, ihr Seliger habe an einer schweren Lungenentzündung gelitten, die beruhigenden Worte findet, es werde hoffentlich nicht so schlimm gewesen sein. Was die Gerichtssaalberichte melden, hat sich möglicherweise nicht immer so schlimm zugetragen, aber anders und schlimmer. Die Verkürzung, in der der Bericht ein Bild der Verhandlung gibt, ist sein Fehler und Vorzug. Sein Fehler, weil die Kürze von hundert Angriffen gegen Menschengefühl und Takt kaum fünf

berücksichtigt und an diesen möglicherweise durch Unterstreichung einbringt, was sie an der Fülle versäumt hat; weil sie den perspektivenlosen Leser nicht allein in den Glauben versetzt, dieser Text sei der Wortlaut, sondern er sei der Inhalt einer fünfstündigen Verhandlung. Die Verkürzung ist aber wieder ein Vorzug, indem die Unperspektive der Darstellung der passende Ausdruck der Unperspektive ist, in der die Justiz das verhandelte Stück Leben sieht. Für den Schall der Lebensfremdheit hat gerade die Dummheit das beste Ohr, und so unwahr sie sein mögen, so wahrscheinlich klingen diese lächerlichen Bemerkungen, die tagtäglich den überlegenen Verhandlungsleitern, den neugierigen Votanten und den achselzuckenden Anklägern in den Mund gelegt werden. Ich habe um zweifacher Kontrolle willen vielen Verhandlungen beigewohnt; und ich muß bekennen, daß mein allzuscharfes Gehör mir eine Fülle von Eindrücken gab, aber kein Bild sich entwickeln ließ, und daß ich dieses erst in den ungenauen Berichten fand, die ich am andern Tage zu Gesicht bekam. Kein besserer Abdruck einer geistlosen Willkür wäre herstellbar, und er reicht fast an die Wahrheit jenes Berichtes heran, den ich im Voraus über jede Verhandlung vor einem Sexualsenat verfassen könnte. Denn er gibt nicht bloß eine Vorstellung von der Gemütsbeschaffenheit der Menschen, die über Menschen richten, von einem Zustand, der Zweifel macht, ob diese Praxis schlechter sei oder diese Gesetzlichkeit. Er stellt auch wieder das Gleichgewicht her zwischen einem gegenwärtigen Jammer und der Aussichtslosigkeit aller Reformen. Denn er vermag in zehn abgerissenen Sätzen eines Zeugenverhörs das Bild einer menschlichen Gesellschaft zu zeichnen, zu deren Lumpenhülle eine geflickte Justiz ganz so gehört, wie zu dieser eine schleißige Presse. Wenn in einem Bericht von zehn Zeilen die gegenseitige Zufriedenheit, die diese Institutionen am Leben erhält, und weiter nichts

zum Ausdruck kommt, dann sagt er die Wahrheit. Der Bericht über die Verhandlung gegen die »Hochstaplerin Berta Hannemann« soll nicht zeigen, daß die Merkmale des Betruges auf die Tat der Angeklagten passen, sondern er soll zeigen, daß die Merkmale des Betruges auf eine Weltordnung passen, die ein schönes Weib unter der falschen Vorspiegelung des Paradieses durch die Syphilis in den Kerker lockt.

Daß sie sich in der Notwehr so weit vergißt, von der deutschen Botschaft 23 Kronen und von einem Oberleutnant 30 Kronen als Vorschuß für eine Reise zu verlangen, die sie nicht antritt, das bedeutet gegen den Schwindel, den ihr die Welt vorgemacht hat, nichts, weniger als nichts, aber immerhin sechs Monate Kerker. Sie war einst ein vielumgeiltes Theaterweib und zwischen Petersburg und Buenos-Ayres warteten viele Botschafter, Oberleutnants und Staatsanwälte auf den Schluß der Vorstellung. Will es der Zufall und ein Bankier steckt sie an. Sie verliert ihre Stimme, sie verliert ihr Engagement, und die Vertreter der sittlichen Ordnung warten jetzt nur mehr auf das Ende ihrer Schönheit. Sie können es gar nicht erwarten, und bald werden dieser aufgeregten Spannung die Gerichtssaalreporter gerecht. »Ihr feingeschnittenes Profil, die funkelnden schwarzen Augen«, meint der eine, »lassen trotz der Zerstörung, die Ausschweifung und Trunksucht in ihren Zügen angerichtet, die Spuren einstiger Schönheit erkennen«. Oh, frohlockt ein anderer, »in einem verwaschenen alten Kattunkleid, das Gesicht verblüht und gelb« steht sie heute vor dem Erkenntnisgericht. Spuren einstiger Schönheit?, beruhigt der Vertreter eines gewissen Lippowitz jenen Bankier, der den Grund zu ihrer zweiten Karriere gelegt und ihr eine Sinekure für ein solideres Leben verschafft hat: »die Angeklagte ist heute eine trotz ihrer fünfunddreißig Jahre schon sehr ältlich aussehende Frau«. »Jugend und Schönheit, mit denen sie bestach, sind dahin«, triumphiert der Vertreter

eines antikorruptionistischen Blattes, »und es ist nicht mehr die sieghafte Verve, mit der sie spielend leicht ihre Opfer fand«. Er würde sich am Ende getrauen, ähnliches auch jenem Bankier nachzusagen, wenn er wüßte, wo er wohnt. Immerhin ist es tröstlich, aus einem unabhängigen Blatte zu erfahren, daß »eine schwere, jahrealte Erkrankung des Blutes die Elastizität der Angeklagten vernichtet hat«. Da man aber noch immer nicht ganz sicher ist und auch Männer zu Falle kommen könnten, die den Spuren einstiger Schönheit errötend folgen, so erklärt der Staatsanwalt Budinsky, man müsse eine so gefährliche Person unschädlich machen, und beantragt die Abgabe an eine Zwangsarbeitsanstalt. Der Gerichtshof schließt sich der Ansicht der Reporter an, beruhigt sich dabei, daß sie ohnedies schon verwese, und läßt es beim Rade bewenden . . .

Nichts vermöchte das Verhältnis der Justiz zum Leben besser auszudrücken, als die Erstarrung des journalistischen Wortes zum Klischee. Paragraphe und Phrasen werden mit einer Materie fertig, an der Kunst und Psychologie stümpern. Das Handwerk schöpft einen Ozean aus, und es bleibt der »Sumpf der Großstadt«. Irgendwo haben Freude und Jammer zu laute Zwiesprache geführt: »Wieder eine Lasterhöhle ausgehoben.« Zwischen Strafregister und Spitzmarke fristen die Triebe ihr Dasein. »Dann begann sie ihre Laufbahn als Kurtisane und Betrügerin.« Als Vorsatz glaubt man es nicht einmal der Justiz oder der Presse, aber von einer Frau muß es unbedingt gelten. Denn sie rühmte sich hoher Bekanntschaften und »will sogar vorübergehend die Geliebte des serbischen Kronprinzen gewesen sein«. Man denke! Und selbst dem sozialdemokratischen Berichterstatter kommt die Sache nicht geheuer vor, da jener Kronprinz »jetzt mit anderen Dingen beschäftigt« sei. Man spürt deutlich, daß an dieser Stelle des Berichtes nur durch einen Zufall die Paranthese »Bewegung« ausgelassen wurde. Denn nichts

setzt die Kostgänger der Strafjustiz mehr in Erstaunen, als daß die geschlechtlichen Beziehungen weiblicher Angeklagten in Sphären reichen sollen, die ihrer Kontrolle entrückt sind. Daß die Delinquentin »den im hiesigen Landesgericht in Untersuchungshaft befindlichen Pfandscheinschwindler B. zur Heirat zu bewegen suchte«, scheint allen plausibel, aber ein außerehelicher Verkehr mit dem serbischen Kronprinzen — darüber kommt kein Votant hinweg. Man kann es als ein wahres Glück bezeichnen, daß nicht alle Frauenzimmer, die von den Obrenovitsch und Karageorgevitsch um den Schandlohn geprellt wurden, gezwungen waren, die deutsche Botschaft zu betrügen, es wäre sonst des Staunens in den Wiener Gerichtssälen kein Ende. Solch eine Abenteurerin richtet genug Schaden an, wenn sie in die bürgerliche Gesellschaft einbricht und für die Erregung eines flüchtigen Sinnenkitzels eine Vermögensleistung begehrt. Noch schlimmeren Schaden, wenn sie nicht einmal bietet, wofür sie im Voraus Geld empfangen hat. Ein Opfer meldet sich nach dem andern, sie alle haben annonciert, daß sie eine Maitresse brauchen, die Angeklagte hat Reisevorschuß bekommen und sich damit begnügt, aufregende Briefe zu schreiben. Die Angeklagte sagt zu ihrer Verantwortung, sie habe tatsächlich die Absicht gehabt, die Prostitutionsverträge zu erfüllen. Das Gericht aber weist ihr nach, daß sie auch dann sich eines Betruges schuldig gemacht hätte. Denn sie »gab an, sie besitze eine tadellose Vergangenheit, ein sehr gutes Herz, offenen und ehrlichen Charakter«. Ist das wahr, Berta Hannemann? In einem zweiten Brief schrieb sie wieder, »sie besitze nichts als ihre Jugend und Schönheit«. Herzeigen! Aber selbst wenn es wahr ist, über den Widerspruch der beiden Behauptungen kommt kein Votant hinweg. Es kamen auch Briefe aus der Liebeskorrespondenz der Angeklagten zur Verlesung, in denen sie angab, »daß sie noch kein Mann berührt habe«. Nun, der Gerichtshof nimmt die Un-

wahrheit dieser Behauptung als notorisch an. Man kennt diese Sorte von Schwindlerinnen; es ist die weitaus gefährlichste. Und es ist jener Betrug, den die Männer am schwersten verzeihen, und wenn der Staatsanwalt ihn auch nicht anklagen kann, als Illustrationsfaktum tut er seine Schuldigkeit. Der Gesetzgeber hat dieses Schulsbeispiel einer listigen Vorstellung, durch welche eine Person in Irrtum geführt und dadurch in ihren Rechten geschädigt wird, nicht berücksichtigt, und der Gerichtshof ist leider nicht einmal in der Lage, den Privatbeteiligten auf den Zivilrechtsweg zu verweisen. Aber die Unglücklichen, die das Opfer des Betruges geworden sind, spüren es, daß hier die Idealkonkurrenz zweier Tatbestände vorliegt: daß eine keine Jungfrau mehr ist (lucrum cessans) und daß sie behauptet hat, es zu sein, und sich das Gegenteil herausstellt (damnum emergens).

Eine Angeklagte, die mit solchen Mitteln gearbeitet hat, die sich durch Trotz dem körperlichen Verfall und durch List der sozialen Verachtung zu widersetzen versuchte, muß sich der Hoffnung begeben, daß ihr die irdische Justiz, die in jeder Lage die Wahrheit und nichts als die Wahrheit fordert, auch nur mildernde Umstände zubillige. Von welcher Verworfenheit zeugt es, einen annoncierenden reichsunmittelbaren Fürsten, schöne Männergestalt, der zehn Millionen Mark zu besitzen vorgibt und die Bekanntschaft einer Dame mit ebensolchem Vermögen sucht, derart hineinzulegen! Die Bertha Hannemann besaß keinen Knopf und da der Fürst Bortia ebensoviel besaß, mußte er die Täuschung doppelt schmerzlich empfinden. Als sie erfuhr, daß er mittellos sei, war sie herzlos genug, die Korrespondenz abzubrechen. Aber der Fürst war noch nicht enttäuscht, schrieb glühende Liebesbriefe »in Verzweiflung, daß ich mit Ihnen die Verbindung verliere«, und bat, ihm wenigstens noch einmal zu schreiben, »wenn Sie mir nicht mehr wünschen«. Was tat sie? Sie nützte diese

Korrespondenz aus, um von der deutschen Botschaft zuerst 23 Kronen und als ihr diese verweigert wurden, 3 Kronen zu erbetteln. Man erkundigte sich beim reichsunmittelbaren Fürsten. Dieser, von Bertha Hannemann zum Glauben verführt, er besitze zehn Millionen Mark, brachte eben noch so viel Geld auf, um zu depeschieren, er sei einer Schwindlerin zum Opfer gefallen. »Mir ist wirklich leid, daß die Geschichte so endet«, hatte er ihr kurz vorher geschrieben, »wir hätten sehr glücklich sein können«. Aber weil sie die zehn Millionen nicht hatte, die ihm gerade fehlten, erstattete er die Anzeige bei der Polizei. Der Oberleutnant hätte dies wegen der 30 Kronen allein noch nicht getan. Aber als ihm »die wirkliche Photographie der Angeklagten gezeigt wurde, war er so empört, daß er sich dem Strafverfahren anschloß«. Der Vorsitzende verliest diese und ähnliche Feststellungen etwa mit jener Zufriedenheit über eine harmonische Weltordnung, die einst das Schöpfungsprotokoll mit dem Eindruck besiegelte: Und er sahe, daß es gut war. Durch das Weib kam das Übel in die Welt. Aber die Männer sind ganz so, wie sie sein sollen. Solange der Mann noch nicht völlig vom Weibe enttäuscht ist, schreibt er einen Brief, der die Sätze enthält: »Liebe Freundin! ... Sie wechseln zu oft Ihre Pläne, und kurz vor Ihrer Abreise bekommen Sie ein prächtiges Bukett vom ‚Fürsten', sind gerührt, bleiben in Wien und ich blamiere mich und fahre umsonst nach Fiume! Ne! Scherz bei Seite, das ist nicht nach meinem Geschmack! Warum haben Sie sich denn die Haare schwarz gefärbt? Die waren doch ‚goldblond'. Nicht? Schade! Viele Männer haben ein Faible für blondes Haar, so auch ich. Eigentlich eine blöde Einbildung, was? Im allgemeinen sind aber die blonden Damen doch viel sanfter und etwas weniger launenhaft wie die schwarzen, nicht? In Ihrem vorigen Briefe sagten Sie, der ‚Fürst' möchte Sie gern nackt sehen. Schau, schau! Gar kein übler Geschmack, doch den Anblick gönnen Sie lieber einem Ihrer Freunde, nicht? . . .

Ich habe nämlich in Wien einige Feindinnen, wissen Sie; da dachte ich mir vielleicht, Sie haben irgend einen ‚Tratsch' gehört, nicht? Eine nannte mich ‚Tiger', ein hübsches Prädikat, was? Wahrscheinlich war ich ihr zu grausam!... Vielleicht fahren Sie zuerst nach Budapest, nicht? Eine hübsche Stadt, manche Teile sogar schöner als Wien! Und ein lustiges Nachtleben; so eine fesche Zigeunerkapelle, die lasse ich mir gefallen!... Viel Glück. Herzliche Grüsse und einen Abschiedskuß von Ihrem unglücklichen Jules.« Ein prächtiger Brief, was? Ein interessanter Mensch, nicht? Aber bald soll es anders kommen, und der Tiger erwacht. »Madame!« (Bei dieser Anrede kann sich der Vorsitzende, der ein Weltmann ist, einer Kritik nicht enthalten. »Wenn man ‚Madame' schreibt«, meint er, »ist es immer aus!« Heiterkeit. Die hoffentlich auch nicht ausblieb, als der Vorsitzende das reumütige Geständnis der Angeklagten, sie habe nicht mehr singen können, durch die Feststellung ergänzte: »Ihre Stimme war schon früher durch eine Krankheit beeinträchtigt.«) »Madame! Soeben erhalte ich Ihre flüchtigen Zeilen. Sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, mir einen ordentlichen Brief zu schreiben. Da bin ich ganz anders gewöhnt, ich könnte Ihnen 16 Seiten lange Briefe von sehr feinen Damen zeigen, welche sich um meine Gunst bemühten! Sie glauben mit einem Ihrer schweifwedelnden Freunde aus Wien zu tun zu haben. Bin kein Gigerl, das den Weibern nachlauft, wissen Sie; ich behandle diese Rasse im Gegenteil mit solenner Verachtung, wie sie es verdient. Ich brauche bei meiner Lebensweise überhaupt keine ‚Liebe', und wenn ich gerade einmal eine ‚Liebe' wollte, so habe ich hier genug Frauenzimmer, die sich ein Vergnügen draus machen, wenn ich sie überhaupt ansehe! Sie haben keine Nachricht! Ha! Ha! Sie hätten damals kommen sollen, als ich Sie haben wollte; jetzt kann ich Sie nicht mehr brauchen und will überhaupt nichts mehr von Ihnen wissen! Ich hab'

mich genug mit Ihnen früher geärgert und pfeif' auf so ein herz- und gefühlloses Geschöpf! Lesen Sie die Zeitung, dort steht, daß vor ein paar Tagen ein Offizier, den ich zufällig kenne, das Opfer einer Damenbekanntschaft wurde, indem eine ‚Freundin' 8000 K aus seiner Wohnung geraubt hat. So ein Gewürm sollte man zertreten, durch welches ein Ehrenmann durchs ganze Leben ruiniert wurde. Ich rate Ihnen, sich ehrliche Arbeit zu suchen und mich nicht mehr zu belästigen, sonst zeige ich Sie noch der Polizei an. Sie sind eine Komödiantin, nichts weiter! Hüten Sie sich, sonst könnte es Ihnen noch schlecht gehen. Sie Schwindlerin! Mit verachtungsvollem Gruß Jules.« Das ist der Tiger; aber er hat sie doch erst angezeigt, als er ihre Photographie sah. Denn sie war nicht mehr schön genug, um hinausgeworfene 30 Kronen verschmerzen zu lassen.

Ein Reigen beschädigter Männlichkeit zieht an uns vorüber, der sich trotz Spesenverlust und betrogener Erwartung noch sehen lassen kann. Solche Prozesse gegen Weiber, die sich die Haare färben, den Namen wechseln und das Alter nicht wahrheitsgetreu angeben, sind nützlich, weil im Zuge der Enthüllungen der wahre Stand der männlichen Ethik bekannt wird. Es ist ein untrügliches Zeichen einer Zeit, wie sie die Agenden zwischen den Geschlechtern verteilt hat: ob sich mehr Weiber dem Strafverfahren gegen einen Mann oder mehr Männer dem Strafverfahren gegen ein Weib anschließen. Unsere bietet das Schauspiel, wie ein Dutzend Inhaber eines sittlichen Bewußtseins, ein Dutzend Träger geistiger Verantwortung und ein Staatsanwalt hinter einem Geschöpf her sind, dessen ganze Wehrkraft gegenüber dem Leben in der Fähigkeit besteht, sich zur rechten Zeit die Röcke aufzuheben. Das Weib verletzt durch Gewährung die Ansprüche der Moral und durch Versagung die Ansprüche der Unmoral. Aber die Moral läßt mit sich reden, sie konzessioniert Freudenhäuser, sie erteilt »Erlaubnisscheine«. Die Unmoral ist

unerbittlich, ihre Forderungen sind vollstreckbar und aus jedem Gerichtszimmer geht sie mit erhobener Stirne. Was hätte unsere Angeklagte den Wartenden bieten können? Vielleicht hielt sie eine sittliche Überlegung davon zurück, jenes gefährliche Geheimnis an die Männer weiterzugeben, das ihr ein Mann bedenkenlos anvertraut hatte. Sie wollte sich ihre paar Gulden auch ohne diese Leistung verdienen, und konnte glauben, daß damit die Illusion, die zu geben sie sich begnügte, nicht überzahlt sei. Schließlich möchte man, solange die Männer ungestraft die Frauen anstecken dürfen, wenigstens für ein Gesetz stimmen, das es den Frauen erlaubt, einen Tribut von den Männern einzuheben, die durch sie vor Ansteckung bewahrt bleiben. Solche Entschädigung sollte rühmlich sein, und weitab von der Möglichkeit, unter die Strafsanktion des Betruges zu fallen, sollte jene Vorspiegelung liegen, die den Himmel auf Erden bloß verspricht, anstatt die Hölle zu gewähren. Es ist eine erbarmungslose Zeit, in der der Verfall des Frauenkörpers ein Ziel sozialer Wünsche bildet, und kein Reporter vermöchte an ihr Spuren einstiger Schönheit zu entdecken. Aber die namenlose Gemeinheit, die Wonne und Weh des Geschlechts zu einem Prozeßthema macht, sollte uns erspart bleiben. Die Humanität möge endlich zu den Menschenopfern sehen, die der Gerechtigkeit gebracht werden. Das Experiment der Hundsgrotte werde in allen Staaten verboten!

Karl Kraus.

Mittelschule.

Sehr viel liebevolles Interesse bringt die Gegenwart der geistigen Minderwertigkeit entgegen. Das öffentliche Mitleid ist bei der Not der Dummen angelangt, die moderne Hilfsbereitschaft

hat die Grenzen des Verstandes überschritten; jene Achtung vor dem Schwachen, die sich in der Ära der Humanität Ansehen verschaffte, macht längst vor den Geistesschwachen nicht mehr halt. Und als man zur Ansicht kam, daß Geistesarmut nicht schändet, hörte sie auch auf, verschämt zu sein. Sie fordert heute bereits laut und herrisch Unterstützung. Die Reform der Schule macht sie zu ihrer Sache und ruft nach der Erleichterung im Studium, die ihr naturgemäß das Erstrebenswerteste ist. Und gegenwärtig ist der Geist der Zeit gerne bereit, sich nach den Wünschen der Geistlosigkeit der Zeit zu richten.

Der Schule und ihrem Leben gegenüber ist ein klagender Ton, voll Wehleidigkeit und Sentimentalität in Mode gekommen. Das Wort Schüler scheint förmlich nach der Zusammensetzung mit Selbstmord zu verlangen und die Kandidatur für diesen Selbstmord mit jener andern für die Matura aufs Innigste verknüpft zu sein. Der zartfühlende, liebenswürdige und ungemein sympatische Schwachkopf ist zum Repräsentanten unseres Schülertums ausersehen worden. Seine geduldige, erfolglose Arbeit wird uns immer wieder zur Würdigung entgegengehalten, auf Schritt und Tritt begegnen wir in der Literatur seinem blassen, übernächtigen Antlitz mit dem stets leidenden und anklagenden Zug. Wird es nicht endlich gelingen, eine Mittelschultype zu finden, die seine Gefühle nicht verletzt? Die Zahl der Noten mußte um seinetwillen verringert werden; ein Teil jener Leistungsunterschiede, die stets zu seinen Ungunsten bestanden, wird in Hinkunft nicht mehr zum Ausdruck kommen. Wird man ihm zuliebe nicht bald ganz auf die Kritik »Klassifikation« verzichten? Solange sie besteht, sind »Elternliebe und Kunstinteresse« bei ihm vor Störungen nicht sicher, denn hier ist stets die Quelle der viel unzarteren Empfindungen des Ärgers und des Neides für ihn. Die Abstufung der Noten ist ein Behelf für den Lehrer und als solcher vielleicht entbehrlich, was bedeutet sie aber nicht alles für den Schüler! An diesen unbedeutenden Verschiedenheiten fand der Ehrgeiz seinen Halt, hier war Gelegenheit zum Wetteifer, es durften Siege und Niederlagen gefeiert werden. Was fand nicht alles Raum zwischen diesen wenigen Ziffern! Wieviel vom ernsten Glück und Schmerz des Lebens umspannten sie! Hier barg sich etwas von jenem schweren Ernst des Daseins, der ein heißes Glück empfindet, wenn er ein Knopfloch mit einem roten Bändchen schmücken darf, von dem

Schicksalsernst des Beamtenlebens, in welchem das Avancement über Existenzen entscheidet. Darf und kann die Schule auf diese Macht verzichten? Kann sie sich den Ehrgeiz weiterhin dienstbar machen, wenn sie ihm seine Ziele, sein rotes Bändchen entzieht? Das Opfer, es wird den Unfähigen gebracht und auf Kosten des Eifers des Fähigen. Vollständig hat man vergessen, daß die Hauptsorge der Schule die Ausbildung eben jenes Schülers zu sein hat, der ihr keine Sorgen macht. Ein Treibhaus für kümmerliche Geistespflänzchen, eine Wohltätigkeitsanstalt für die Bedürftigen an Verstand darf sie nicht werden. Es gibt nämlich auch Schüler, die das Lehrziel mühelos erreichen.

Mancherlei an der Schule bedarf der Änderung. Es ist gewiß nicht vorteilhaft, daß das Recht zu strafen neben der Pflicht zu unterrichten in der Hand des Lehrers liegt. Schon deshalb nicht, weil die Fähigkeiten der einzelnen Lehrer in der Ausübung dieses Rechtes allzu verschieden sind. Der eine stolpert unaufhörlich über seine Versuche, Disziplin zu halten, der andere ist ein Virtuose, ein Zauberkünstler des Strafwesens. Die Möglichkeiten von Klassenbuch, Karzer, Strafarbeit, er läßt sie nur so durcheinanderwirbeln, vereinigt sie zu den schönsten und seltensten Effekten, gewinnt ihnen nie geahnte Reize ab und wird dadurch in seiner Art, Schule zu halten, einseitig, wie jeder Künstler. Wenn das Disziplinarwesen an jeder Schule einem dazu eigens bestellten Pädagogen unterstünde, der es allein oder im Verein mit dem Direktor zu überwachen hätte, wäre vieles besser. Es würde vermieden, daß der Lehrer langwierige Strafuntersuchungen zu führen hat, und daß er in eigener Sache Richter ist; dem Unterricht wäre viel Zeit gewonnen und seine Würde besser gewahrt als jetzt.

Eine höchst überflüssige Sache ist die Sittennote. Ist sie ungünstig, so bedeutet das eine Unannehmlichkeit, wie jede deutliche Mißbilligung, die man erfährt, ist sie hingegen gut, so ist das geradezu beschämend. Ein taktvoller Lehrer wird es gewiß gerne vermeiden, einen begabten Schüler mit der besten Sittennote bloßzustellen. Der einzige Wert dieser Kritik des sittlichen Betragens liegt darin, daß ein Ventil für etwa vorhandene Gehässigkeiten des Lehrers geschaffen wird, die sich hier weit harmloser manifestieren, als wenn sie bei der Note im Gegenstand mitsprächen. Bloß der Name der Rubrik führt irre; die Schule maßt sich auch nur scheinbar eine Klassifikation über

einen Gegenstand an, den einer Prüfung auszusetzen, ihr nicht gestattet ist.

Gerade der Punkt aber, in welchem nichts erlassen werden kann, das ist die Arbeit des Schülers, sind die Ansprüche an seine Leistung. Hier stellt die Zeit ihre Forderungen, und sie treibt sie auch später im praktischen Leben ein, ohne nach der Zahl der Unterrichtsstunden von einst zu fragen. Das ist ein gehirnloses Mitleid, das gegen die Beschwerden der Vorübung eifert, die Aufgabe selbst aber nicht erleichtern kann. Es ist unnötig, die Schar der Geistesproletarier von heute noch um solche zu vermehren, die im Reich des Geistes den Rang von Proletariern haben. An welchem Lehrfach die Arbeitsfähigkeit des Schülers entwickelt wird, ob an alten oder neuen Sprachen, das ist von geringer Wichtigkeit; notwendig ist nur, daß sie geübt wird, und heute: daß sie mehr geübt wird, als je. Die Entwicklung will aber vor allem eine ernstere Lehrzeit, eine an Gefahren und Erlebnissen reichere. Diese wird deshalb weit eher auch eine angenehme sein. Die Forderungen, die für das tränenfeuchte Schülerideal der Gegenwart erhoben werden, widersprechen dieser Notwendigkeit. Der Lehrer kann nicht »der Freund des Schülers« sein; schon deshalb nicht, weil der begabtere Schüler sich eine Freundschaft nicht aufzwingen läßt. Der Lehrer kann nicht Individualitäten berücksichtigen; denn dem erwähnten Schüler gegenüber geht das möglicherweise über seine Kräfte, und man könnte es diesem auch nicht verdenken, wenn er sich energisch dagegen wehren sollte, zum Überfluß seine Individualität von ungeschickten Händen betasten zu lassen. Der Lehrer möge der Vertreter der Arbeit sein und das allein. Sein Gebiet bleibe Wissen und Verstand. Man braucht sich nicht darum zu sorgen, daß bei größerem Ernst und strengerer Sachlichkeit die Poesie der Jugend zu kurz komme. Die läßt sich künstlich nicht erzeugen, aber auch nicht verbannen. Die wohnt zwischen den Ereignissen und nur die Langeweile tötet sie. Man verschone den guten Schüler mit der Langeweile der Erleichterungen.

Daß man von den Reformen, deren Notwendigkeit fühlbar wird, gerade die Entbürdung zur Verwirklichung ausersehen hat, mutet seltsam an. Die anderen Erfordernisse, die Separierung des Disziplinarwesens, das Aufgeben der Sittenkontrolle, die größere Sachlichkeit, das sind Rechte, die die Zeit geltend macht; und an

ihrer Stelle wird nun ein Geschenk gegeben. Fast erscheint es wie eine Bestechung. Als hätte man für den kleinen Mann des Geistes, den stets Bedürftigen, etwas getan und sich dafür die Anhängerschaft und das Zuwarten seiner Freunde erkauft.

Otto Soyka.

* * *

Literatur.

In einer Zeitungsspalte fällt mein Blick auf die typische Bemerkung, daß die »zwei ersten« Akte gefallen haben, so daß ich glauben muß, der Rezensent sei gleichzeitig in zwei Theatern gewesen und er stelle nun fest, daß hier und dort der erste Akt gefallen hat. Das ist journalistischer Sprachgebrauch, aber da eine Zeitung auch das Richtige treffen kann, so fand ich schon in der benachbarten Spalte eine Nachricht über die »nächsten zwei« Veranstaltungen eines Vereines. Und hier eben zeigt sich, wie nichtig alle Form ist, wenn der Inhalt von übel. Denn mein splitterrichterisches Wohlgefallen wurde sogleich erledigt durch die Enthüllung, daß die erste der nächsten zwei Veranstaltungen ein »Servaes-Abend« sei. Um Himmelswillen, was ist das? fragte ich. Was haben die Leute mit uns vor? Servaes-Abend — es kann nicht sein! Gibts denn so etwas? Kann es so etwas geben?

Aber es stand schwarz auf weiß, ein Verein, der den guten Geschmack hat, sich einen Verein für Kultur zu nennen, versprach uns einen Servaes-Abend. Wenn man mir die Frage vorlegte, was denn überhaupt ein Verein sei, so würde ich antworten, ein Verein sei ein Verein gegen die Kultur. Dieser hier aber möchte mich durch die Angabe irreführen, er sei ein Verein für die Kultur. Das gelingt ihm nicht, denn die Rechnung geht schließlich doch glatt auf, indem ein Verein gegen die Kultur für die Kultur sich folgerichtig als ein Verein herausstellt. Da ich nun dem Vereinsleben durchaus fern stehe, da die bloße Vorstellung, daß es einen Männergesangverein gibt, mir den Schlaf raubt und noch kein Turnverein zur Erhöhung meines Lebensmutes beigetragen hat, so kann ich darüber nicht urteilen, ob der Verein, um den es sich hier handelt, seinen statutenmäßigen Verpflichtungen betreffs der Kultur gerecht wird. Aber ein boshaftes Luder, wie ich bin, habe ich natürlich keine Anerkennung dafür, daß sich in dieser Wüste allgemeiner Kulturlosigkeit eine Oase des Snobtums gebildet hat, daß sich endlich wenigstens ein

paar opfermutige Männer zusammenfinden, um die Kultur für eröffnet zu erklären, – vielmehr nähre ich meine teuflische Lust an dem Gedanken, daß alles verruinieret sein müsse. Es ist in der Tat schon nicht mehr mit mir auszuhalten. Jetzt hasse ich die Oasen in der Wüste, weil sie mir meine fata morgana zerstören. Publikum in jeder Form macht mir Verdruß, ich meide die Konzertsäle, und wenn sich in einem solchen wirklich einmal Leute drängen, denen man an der schwergebeugten Nase ansieht, daß sie den Hingang der Kultur betrauern, Männer, deren Bart noch die Linse von vorgestern trägt, deren Gilet aber aus Sammet und Sehnsuchten komponiert ist, Weiber, denen man das Haupt des Jochanaan unter der Bedingung geben möchte, daß sie nicht tanzen, — dann bin ichs auch nicht zufrieden! Ja, ich hasse die Häßlichkeit einer genießenden Menge, die nach dem Sonnenbrand des Arbeitstages die verschossenen Jalousien des Gemütes öffnet, um Kunstluft hereinzulassen. Aber der ästhetische Mißwachs, der sich an den Pforten der Kultur drängt, treibt mich in die Flucht. Wird mir schon totenübel, wenn ich um elf Uhr abends durch die Augustinerstraße gehe und die Nachklänge einer Wagneroper aus dem Wigelaweia des Ganges und der Hände einer zum Fraß strömenden Begeisterung heraushöre, was steht mir erst bevor, wenn dereinst Herr Richard Strauß seine Versteher findet? Man glaubt gar nicht, wie viel Häßlichkeit die angestrengte Beschäftigung mit der Schönheit erzeugt! Und ihre Art ist in allen Städten dieselbe. Überall, wo nur ein findiger Impresario einen Tempel der Schönheit errichtet, tauchen jetzt diese undefinierbaren Gestalten auf, die man in früheren Zeiten dann und wann im Fieber sah, aber nunmehr im Gehege des Herrn Reinhardt, in irgendeinem Café des Westens, in den Münchener Künstlerkneipen und in Wiener Kabarets rudelweise antreffen kann. Plötzlich steht ein Kerl neben dir, dem Kravatte und Barttracht zu einem seltsamen Ornament verwoben sind, das Motive aus Altwien und Ninive vereinigt. Er sieht Klänge, weil er sie nicht hören kann, er hört Farben, weil er sie nicht sehen kann, er spricht durch die Nase und riecht aus dem Mund, seine Seele ist ein Kammerspiel und man hat nur den Wunsch, daß ihn so bald als möglich ein Bierbrauer totschlage. Denn vor diesem kann sich die Kunst retten, vor jenem nicht! Das Aufgebot verquollener Scheußlichkeit, das seit Jahren hinter den programmatischen Mißverständnissen her ist, macht

ein Entrinnen unmöglich. Was sich da im Berliner Westen unter allen möglichen Marken als neue Gemeinschaft von Assyriern, Griechen, Europäern, Kulturmenschen oder Schmarotzern schlechtweg zusammengetan hat, dieses Gewimmel von einsamen Gemeinsamen, die nur Theaterreporter von Beruf und Baalspriester aus Neigung sind, bildet ein so unflätiges Hindernis im Kampf gegen den Philister, daß man das Ende aller Kunst und ein Verbot aller Freiheit ersehnt, um ein reines Terrain zu schaffen. Lieber allgemeine Blindheit als die Herrschaft eines Gesindels, das mit den Ohren blinzeln kann! Ein Wiener Greisler für zehn Berliner Satanisten! Das Udelquartett gegen einen Verein für Kultur! Selbst wenn er uns einen Servaes-Abend bringt.

Denn wir wissen ja nicht einmal, was das für ein Abend ist. Wir in Wien schätzen die Institution der Hopfnertage und der Riedlnächte, aber wir glauben nicht, daß sich die Servaes-Abende einbürgern werden. Was bedeutet das ungebräuchliche Wort Servaes? Ich erinnere mich dunkel, daß es einst ein Merkwort war, wenn man an ein drolliges Quiproquo eines Kunstkritikers der ‚Neuen Freien Presse' erinnern wollte. Da hatte einer in der Beschreibung des Guttenberg-Denkmals eine Buchdruckerpresse mit einem Fauteuil verwechselt oder umgekehrt, — das weiß ich nicht genau, da ich das Denkmal aus Antipathie gegen den dargestellten Mann und weil es eine Prostitutiertengasse verschandelt, nie angesehen habe. Aber ich weiß genau, daß der Kunstkritiker, der zu aufmerksamer Betrachtung verpflichtet war, irgend etwas verwechselt hat. Ein anderesmal hat er in der Beschreibung eines ausgestellten Bildes Wüstensand mit Schnee verwechselt, was doch so bald keinem Kamel passieren dürfte. Infolgedessen wurde der Mann nur mehr dazu verwendet, Berichte über Wohnungseinrichtungen zu stilisieren, die die Firmen der Administration bezahlten und in denen die Fauteuils genau bezeichnet waren. Da aber, wie erzählt wird, eine Verwechslung zwischen den Herren Portois und Fix vorkam, so sei nichts übrig geblieben, als dem Mann die Literaturkritik zu überantworten.

Hier kann einer machen, was er will, niemand wird daran Anstoß nehmen. In der Literatur ist jede Verwechslung von Wüstensand und Schnee, von Fauteuil und Presse, von Portois und Fix erlaubt. Hier kann ein Mensch, der keine blasse Ahnung von Stil hat, über Werke der Sprache in einem

impertinenten Ton aburteilen, für den man ihm in jeder besseren Gesellschaft auf den Mund schlüge. Hier dünkt sich ein Reporter, dem man keinen Gerichtssaalbericht anvertraute, einen Gott. Es soll vorkommen, daß solche Leute an auswärtige Revuen Beiträge schicken und wenn sie ihnen abgelehnt werden, mit den Waffen ihrer kritischen Hausmacht zu spielen beginnen. Daß sie dann in ihrem eigenen Gehege sich für alle Zurücksetzungen, die ihrer Talentlosigkeit widerfahren, für alle Enttäuschungen ihres Ehrgeizes, für alle Verbitterung schadlos halten, ist nur zu begreiflich. »Servaes«, das ist die Chiffre, die man überall dort findet, wo sich Mangel an Temperament austoben und Ledernheit sprudeln möchte. Da erscheint zum Beispiel ein Roman, zu dessen Empfehlung ich nicht mehr sagen kann, als daß ich ihn ausgelesen habe: »Sonjas letzter Name«, eine Schelmengeschichte von Otto Stoessl. Aber die besten kritischen Köpfe Deutschlands (S. Lublinski, Paul Ernst und andere) haben ihn nicht nur gelesen, sondern auch erhoben. Stünde ich der epischen Kunstform nicht wie einem mir Unfaßbaren gegenüber, ich fühlte mich wohl versucht, über die vielerlei seltenen Schönheiten in Sprache und Gestaltung, die ich mir dort angemerkt habe, zu sprechen; über einen ideenvollen Humor, der sich meinem Gefühl nur in den reflektierenden Pausen entrückt, in denen er sich nach sich selbst umsieht; und über jene herzhafte Entdeckung romantischer Gegenden in einer konventionellen Welt, von der dem kritischen Flegel das Problem der »Unwahrscheinlichkeit« in Händen bleibt. Darüber würde ich etwas sagen und nicht verschweigen, daß es ein Mitarbeiter der ‚Fackel' ist, dem ich solche Freude verdanke. So aber obliegt mir bloß die traurige Pflicht, zu sagen, daß die Mitarbeit an der ‚Fackel' einem Künstler bei der Beschränktheit geschadet hat. Es wäre ein beruhigender Gedanke, daß kritischer Unverstand keine Ranküne braucht, um sich lästig zu machen. Einem Autor, der heute in Deutschland geachtet wird, kann es ohnedies leicht zustoßen, daß ihm in Wien ein Ziegelstein auf den Kopf fällt; denn in Wien ärgern sich die Ziegelsteine darüber, daß die Passanten ihren Weg gehen. Ich bin der einzige, dem es nicht geschehen kann, weil bekanntlich der Dachdecker den Auftrag gegeben hat, mich mit stiller Verachtung zu strafen. Aber es könnte immerhin möglich sein, daß es die Dummheit auf jene abgesehen hat, die mit mir gehen. Damit nun wenigstens der nächste nicht stolpert,

muß man solch einen Ziegelstein mit einem Fußtritt aus dem Wege räumen.

Und wieder habe ich an ihm das Zeichen »Servaes« gefunden. Was soll das bedeuten? Ich komme schließlich dahinter, daß es die Signatur einer Geistlosigkeit ist, die stets verneint. Dafür kann sie im allgemeinen nichts. Daß sie aber im besondern Falle die Schöpfung eines Autors als »Anregung« für die Sudler feilbietet, daß sie einem Schriftsteller, der jenseits der feuilletonistischen Gangbarkeit produziert, seine Werte entwinden möchte und die »leichte Hand« der Literaturdiebe herbeiwinkt, auf daß eine vorrätige Idee nach dem Geschmack des Gesindels zubereitet werde, ist beinahe dolos. Als ob man heutzutage die Diebe rufen müßte! Freilich, um diesem Verleiter zu folgen, dazu werden sie sich zu vornehm dünken. Kein Nachahmer hat es nötig, sich von solchem Geist beraten zu lassen, und ich wette hundert Schelmenromane gegen einen, daß zum Beispiel Rudolf Lothar es verschmähen wird, eine Quelle zu benützen, die ihm im Voraus nachgewiesen wurde. Immerhin ist diese Art öffentlicher Hehlerei ein Novum in der Literaturkritik, diese Manier, am lichten Sonntag, wo sich die jungen Literaten auf dem Marktplatz drängen, den Ruf auszustoßen: Haltet den Bestohlenen! Solche Gesinnung ist schlimmer als Unverstand, der nur die äußere Stofflichkeit benagt. Diesem kann man das Recht, lästig zu sein, so wenig absprechen wie jedem andern Zufall. Mein Gott, es gibt eben Literaturkritiker, die den Wert eines Kunstwerkes deshalb mit Vorliebe vom stofflichen Gesichtspunkt beurteilen, weil sie nach den harten Zeiten der Tapezierer-Reklame endlich freie Hand haben, die Echtheit von Stoffen anzuzweifeln. Ihre kunstkritische Herkunft verleugnen sie auch in der Literaturkritik nicht: sie prüfen die Leinwand, wenn sie über ein Gemälde urteilen sollen. Aber sie sind nicht einmal in diesem Punkte sachverständig.

Glaubt man nach all dem, daß unsere Kritik im Argen liegt? Dafür gedeiht unsere Produktion. Denn unter dem Namen Servaes wird nicht nur gerichtet, sondern auch bewiesen, daß man es selber besser machen könne. Nur so ist die Gründung von Vereinen für Kultur und die Institution der Servaes-Abende zu erklären, an denen ja nicht Inserate, sondern Dichtungen vorgelesen werden sollen. Wir haben einen Peter Altenberg, der

fünfzig Jahre alt wird, die deutsche Literaturkritik leistet allerorten den Salut, und unser Intelligenzblatt bringt Feuilletons und Romane eines schlechtgefärbten Blaustrumpfs und unser Kulturverein veranstaltet einen Servaes-Abend. Nein, es will mir nicht stimmen, daß dieses wundervolle Wort »Abend«, das Zeitenende und Sonnenuntergang, Feste und Weihen einläutet und in dem ein Hauch aller deutschen Dichtung atmet, jene sonderbare Verbindung eingehen konnte. Ein schlechtes Beispiel mag einmal die guten Sitten des Wortes verdorben haben. Nun ja —

Eines Abends noch sehr spöte
Gingen Wassermaus und Kröte
Einen steilen Berg hinan.

Karl Kraus.

* * *

Erotische Krisen.

Es handelt sich um »Ssanin«. Und ich sehe nicht ein, warum ich es nicht sagen soll: es ist ein schlechtes Buch, einfach ein schlechtes Buch.

Freilich, es wurde konfisziert, hüben und drüben. Nun, auf die Gefahr hin, daß ich in den Verdacht komme, den Staatsanwälten gefallen zu wollen: ich lese prinzipiell keine konfiszierten Bücher. Es ist stets eine Enttäuschung. Die guten Bücher bleiben im großen Ganzen unkonfisziert. Diese billigste und wirksamste Reklame, die dennoch nicht die geringsten Garantien bietet, wird hoffentlich die Bedeutung jenes Buches nicht noch mehr aufbauschen, als es schon durch die unzähligen Kritiken geschehen ist.

Die moderne russische Literatur macht so gute Anläufe, und da kommt solch ein ordinäres Buch und diskreditiert jene, die eben daran sind, uns vor Europa ein bißchen zu rehabilitieren und etwas von unserem Sündenregister streichen zu helfen. Es ist ein ärgerlicher Zwischenfall.

Von bleibendem Kulturwert soll dieses Buch sein; alle Kritiker in Deutschland sind sich darüber einig. Tatsächlich stand es im Prospekt, und die Einleitung, die dieselben Qualitäten besitzt wie der Prospekt, bestätigt dieses Urteil. Aber ein schlechtes Buch kann kein Dokument einer schlechten Zeit sein; ein verfehltes Kunstwerk nicht ein Denkmal einer fehlerhaften Kulturepoche; ein im ethischen Sinne (nicht im »moralischen«) stumpf-

sinniges Literaturprodukt – kein Zeugnis ablegen. Zur Not könnte dies noch beim Mangel an literarischen Qualitäten der Fall sein, wäre das Buch naiv – oder überlegen.

Die Kritik hat ferner einen noch größeren Unsinn festgestellt, der freilich auch im Prospekt stand: jener so versöhnend und doch so sinnlos proklamierte erotische Hexensabbath, den die russische kampfesüberdrüssige, ideenenttäuschte Jugend auf dem frischen Grabe der unter Bombengeknatter und »Hände hoch!«-Rufen eingescharrten Revolution aufführte, jener erotische Hexensabbath sei durch Artzybaschews »Ssanin« hervorgerufen. Und das wird ganz ernsthaft wiederholt. Genau mit demselben Rechte könnte ich fragen: Welches literarische Werk hat es bewirkt, daß beispielsweise die Berliner Schuljugend, die Knaben mit den sporttendenziösen Gesichtern und die Mädels mit den unschuldig-kurzen Röckchen und den reifen Waden hinter das große Geheimnis gekommen sind? Als »Ssanin« erschien, war schon das Fest der russischen Jugend im vollen Gange, man war mitten drin, und man empfing jenen als willkommenen Gast. Sorgte er doch für die geistige Unterhaltung und machte er doch als überlegener Erwachsener verstohlen gern mit, was höchst spaßhaft und pikant war. Seine Gedanken und seine Sprache waren grob genug, um bei dem lärmenden Durcheinander der erotischen tabula rasa für wahr und originell zu gelten. Als man aber am folgenden Tage mit einem schwachen, doch freudigen Katzenjammer und mit dem Vorgefühl vom Ernst der nun bevorstehenden Arbeit und der Zukunft des Vaterlandes erwachte, da sagte man sich — nicht einmal ärgerlich, soweit war man schon wieder weg —: der Ssanin von gestern, das war doch ein ekelhafter Kerl; ein Protz, ein Parvenu. Eigentlich ein Spießer und dann: Leute, die bei solchen Gelegenheiten sich hervortun und sich Gehör verschaffen, denen soll man aus dem Wege gehen. Und wenn man ihm dann nun begegnete, tat man kühl und wollte sich kaum erinnern.

Dies der wahre Sachverhalt.

Es ist klar, daß der Held Ssanin nicht als russischer Typus gelten darf, weil er absolut unrussisch ist. Dieser im bösesten Sinne romanhafte Held, der immer obenauf ist, stets überlegen, stets recht behält, keine Zweifelsqualen, keine Sehnsuchtslähmung kennt, mag vielleicht anderswo als Repräsentant starker Männ-

lichkeit Geltung haben; als Ausdruck russischer Seele und russischen Geistes (auch zu Zeiten politisch-sozialer und erotischer Revolutionen) darf er nie und nimmer sich einschleichen. Die russischen »Helden«, die sind nicht fertige Männer, die propagandieren; sie ringen, geben sich Blößen, machen sich lächerlich und ringen. Sie haben einen Knacks; nicht den Individualitätsknacks Ibsenscher Menschen, sondern den allgemein-russischen Knacks derer von Dostojewski bis auf Tschechow.

So kommt es auch, daß Ssanin gerade das repräsentiert, was den russischen Hamletnaturen fernliegt: Protzentum und Spießbürgertum. Merkmal des Geldes- oder des Geistesparvenu ist ewige Furcht: vielleicht werden die andern an seinen Reichtum nicht glauben – wie er selber im Grunde seines Herzens noch nicht recht daran glauben will —; und er reibt es einem immer unter die Nase. Also Ssanin mit seinen erotisch-anarchistischen Überzeugungen und freiheitlichen Forderungen.

Merkmal des Spießers: die Feigheit, das zu tun, was ihm im Innern imponiert, verlockend erscheint; seine Gespenster: der Ruf, die Verantwortung, die Folgen. Ssanin hat eine Schwester. Im Umkreise ist sie die Schönste, die Klügste, die Stolzeste – die Begehrenswerteste. Und das ist sie auch dem »freien« Bruder. Er zerrt an den als unantastbar geltenden erotischen Fäden, die sich so wundersam zwischen Bruder und Schwester spinnen und sich zu einem verhängnisvollen Strick verweben, schon wenn sie bloßgelegt werden und man ihrer gewahr wird . . . Die Voraussetzung des inneren Blutzusammenhanges und die unheimliche Heimlichkeit der sündhaften Liebe verleihen dem erotischen Verhältnis zwischen Bruder und Schwester jene Stärke und Tragik, denen alle die verfallen, welche diesem Problem in der Kunst oder im Leben nähergetreten sind. Ssanin hat nun die – ich glaube, wohltuende Idee, all diese fatalen »Irrungen« der Instinkte als etwas einfaches, natürliches hinzustellen und alle fatalen Bedenken beiseite zu schieben. Ähnlich wie Fjodor Sollogub in einer kleinen mißglückten Komödie einen lebenslustigen, kraftbewußten Vater seine Tochter verführen läßt, nachdem er den Bräutigam schwankartig an die Luft gesetzt hat; da ist die Charakteristik, der Aufbau, die Intrige auf das Primitivste reduziert. Das Problem: »Ach was, es ist ja nichts dabei.« So denkt auch Ssanin und hat doch nicht die Courage, die Konsequenzen zu ziehen. Voller Neugierde

und Geilheit umschleicht er seine Schwester, er geht um sie herum wie die Katze um den Brei. In einer Sommernacht belauscht er sie, während sie sich bei offenem Fenster entkleidet (er ist überhaupt für das Lauschen mit den Augen und den Ohren). Und als sie im Hemde dasteht und er das Schauspiel beendet sieht, ruft er sie an und tritt ans Fenster; sie beugt sich zu ihm hinüber und er wird berauscht beim Anblick ihrer Reize, und stottert Worte mit heiserer Stimme. Die Schwester wird durch des Bruders Brunst aufmerksam, dann fühlt sie sich abgestoßen und zuletzt wird sie nachdenklich. Sie wird zum Weibe, sobald sie sich als Weib angesehen fühlt. In einer schwachen Stunde läßt sie sich vom Bruder an sich reißen, endlos küssen, drücken bis zur Besinnungslosigkeit. Es bedurfte vielleicht nur einer Arie, wie sie dieser räsonierende Mann der Tat für alle Lebenslagen bereit hält, und die Schwester hätte sich ihm hingegeben. Aber der Maulheld, der die Liebesfreuden propagandiert, ohne die Liebe zu kennen, zieht nicht die Konsequenz aus seinen Lehren und aus seiner Begierde, sondern sorgt für eine Partie. Die Schwester heiratet, nachdem sie mit einem schneidigen Leutnant böse Erfahrungen gemacht, einen zwar ungeliebten, aber anständigen Menschen. Was ist eigentlich die Moral davon? Mich dünkt, daß dieses ganze Getändel gerade dadurch, daß sich der Bruder zu guterletzt an die Schwester nicht heranwagt, zu einer Frivolität herabsinkt. — — —

Es handelt sich natürlich nicht um Ssanin. Ein Reisender in der Ideen-Branche ist mit rechter Krämer-Intimtuerei und Ungeniertheit in unser Haus gedrungen, da die Tür gerade angelehnt war, hat seine Musterkarten gelassen und uns einige Artikel aufgeschwatzt. Da wir uns endlich gesammelt, ihn an die Luft gesetzt und die Fenster geöffnet haben, werden wir nachdenklich: Leute von diesem Schlag wissen, was sie tun; sie haben einen feinen »Riecher«. Wenn er sich hier mit solcher Ungebundenheit breit machte, so muß er herausgeschnüffelt haben, daß er hinter der angelehnten Tür ein psychologisches Interregnum vorfinden würde.

Es gibt erotische Krisen. Ein jeder hat sie zu absolvieren. Die erste Krise, wenn die erste Vorreife die Ahnungen durchbricht; die andere, wenn die Vollreife den ersten Knacks verspürt; eine fernere dann, wenn die Überreife einen verknackst hat. Eine jede Krise hat ihre Merkmale. Je stärker die Krise, je erschreckender die Merkmale, desto reicher die Mittel. Nicht jeder ist ver-

pflichtet sie durchzumachen, geschweige denn, sie bewußt durchzumachen. Aber die erotisch und, im Zusammenhange damit, sonstwie Begnadeten kennen sie.

Just solche Krisen hat auch die Menschheit, hat auch eine Rasse durchzumachen. Und Rußland macht jetzt eine solche durch. »Ssanin« und der Wohlgefallen daran tragen alle Merkmale jener der ersten Vorreife. Aber Rußland wird sich schon heraushelfen. Dieses Land, das manchmal solche beängstigende Sprünge zu machen beliebt und hie und da die besten Nationen zu überholen droht, wird vielleicht sehr bald eine weitere Krise erreichen; und man wird staunen, wie verzwickt sie sein wird. Westen, laß dich begraben, zu solchen Verzwicktheiten hast du viel zu viel Vernunft!

St. Petersburg. Paul Barchan.

* * *

Glossen.

Eine Tatsache, deren Erfindung mehr für ihre Möglichkeit beweist als ihre zufällige Wahrheit bewiese, wurde jüngst in einer Zeitung gemeldet. Es seien 48 Passagiere des am 1. März von Wien abgelassenen Luxuszuges Wien- Nizza bis zum 6. in Pontafel eingeschneit gewesen, ohne daß sie Nachricht von ihrem Verbleiben geben konnten, da auch die Telegraphenlinien nach Norden und Süden zerstört waren. »Erst Samstag kam eine militärische Skipatrouille mit Zeitungen an, in denen zur größten Verwunderung der Passagiere vom Schicksal ihres Zuges noch keine Meldung enthalten war. Auch wollte man nicht begreifen, daß die 25 Kilometer lange Strecke binnen einer Woche nicht ausgeschaufelt werden konnte.« Zu solchen Meldungen pflegen die Redaktionen, die sie übernehmen, zu bemerken: »Die Nachricht klingt ganz unglaublich. Ihre Bestätigung bleibt wohl abzuwarten«. Am nächsten Tag erfolgt das Dementi der Bahndirektion. Ob die Meldung trotzdem unwahr ist, ist gleichgültig. Das Seelenleben der Achtundvierzig ist in einem Satze so gut erfaßt, daß man unbedingt an die Beobachtung eines realen Vorfalles glauben muß. So und nicht anders würden sie sich geberden, wenn sie die Teufelei der Natur auf einem Schienenstrang aus dem Verkehrsleben ausgeschaltet hätte. Sechs Tage schon von der Welt abgeschnitten, die Vorräte des Speisewagens sind zu Ende, weit und breit keine Rettung. Da, endlich, naht eine militärische Skipatrouille. Was bringt sie? Zeitungen! Mit gierigen Händen langen die Achtund-

vierzig danach. Aber als ob die Rettungsgesellschaft den hungernden Opfern eines Erdbebens Maccaroni aus Papiermaché böte, — die Zeitungen enthalten nichts über die Katastrophe! Man sucht seinen Namen und findet ihn nicht. Und dafür liegt man sechs Tage auf der Strecke! Wozu die ganze Schneeverwehung? Wenn man schon von der Außenwelt abgeschnitten ist, so soll sie es doch wenigstens erfahren! Die Achtundvierzig werden an der journalistischen Vorsehung irre; sie sterben ohne Trost. Haben diese Helden in keinem Augenblick an ihre leibliche Rettung gedacht? Nur mit jener Wehmut, die nach tieferer Enttäuschung kaum ein Achselzucken für die Dinge des Lebens hat. Die ‚Neue Freie Presse' bringt nichts. Was kann da noch Schlimmeres kommen? Nun ja, »auch wollte man nicht begreifen«, daß die Strecke nach einer Woche noch nicht ausgeschaufelt war.

*

Ein Leser der Wiener Tagespresse wollte eine Vorstellung des »Tasso« besuchen. Um sich aber schon vorher ein Urteil zu bilden, hat er sämtliche Kritiken gelesen. Nun flüchtet er zu mir, will durchaus Antwort auf die Frage des Pilatus und unterbreitet mir die folgende Zusammenstellung:

‚Fremdenblatt'.
»Herr Gerasch ist kein Tasso für Wien«.

‚Neues Wiener Journal'.
»Uninteressant in der äußeren Erscheinung«.

‚Fremdenblatt'.
»Herr Gerasch ist nicht warm«.

‚Neues Wiener Journal'.
»Er überlud sie (die Rolle) mit allem Gepränge komödiantischer Äußerlichkeiten«.

‚Fremdenblatt'.
»Sein kaltes gellendes Organ«.

‚Extrablatt'.
»Die Steigerung im vierten Akte gelang überraschend«.

‚Neues Wiener Tagblatt'.
»Nicht so hinreißend und phosphoreszierend wie Herr Kainz«.

‚Arbeiterzeitung'.
»Die ewige Ariensucht der Hohenfels«.

‚Neues Wiener Tagblatt'.
»Herr Gerasch hat gestern sehr gefallen«.

‚Zeit'.
»Er sieht sehr gut aus«.

‚Neues Wiener Tagblatt'.
»Er gibt ihn warm im Ton«.

‚Neues Wiener Tagblatt'.
»Er gibt ihn (Tasso) mit edler Verzichtleistung auf alles schauspielerische Zuviel«.

‚Deutsches Volksblatt'.
»Sein wunderbares Organ«.

‚Österr. Volkszeitung'.
»Der vierte Akt gelingt Herrn Gerasch nicht«.

‚Deutsches Volksblatt'.
»Die Rolle, die Herr Kainz mit seinen Mätzchen und seiner Unnatur verdarb«.

‚Österr. Volkszeitung'.
»Frau Hohenfels und Herr Hartmann waren Olympier, die sich bei Sterblichen zu Gaste luden«.

Eine schöne Bescherung! Ich habe dazu nur zu bemerken, daß ich Meinungsverschiedenheit bei gleichem Mangel an Individualität in der Tat empörend finde.

K.

Sprüche und Widersprüche.*)

Der Mann hat den Wildstrom weiblicher Sinnlichkeit kanalisiert. Nun überschwemmt er nicht mehr das Land. Aber er befruchtet es auch nicht mehr.

*

Wenn die Natur vor Verfolgung sicher sein will, rettet sie sich in die Schweinerei.

*

Im Orient haben die Frauen größere Freiheit. Sie dürfen geliebt werden.

*

Es gibt einen dunklen Weltteil, der Entdecker aussendet.

*

Es ist ganz ausgeschlossen, daß, wie die Dinge heute liegen, ein wiederkehrender Goethe nicht wegen unerlaubter Reversion ausgewiesen würde.

*

Auf einem Kostümfest hofft jeder der Auffallendste zu sein; aber es fällt nur der auf, der nicht kostümiert ist. Sollte das nicht einen Vergleich geben?

*

Die Persönlichkeit hat ein Recht zu irren. Der Philister kann irrtümlich recht haben.

*

Bei gleicher Geistlosigkeit kommt es auf den Unterschied der Körperfülle an. Ein Dummkopf sollte nicht zu viel Raum einnehmen.

*

An dem deutschen Kaffee habe ich eine übertriebene Nachgiebigkeit gegenüber der Milch beob-

*) Diese Aphorismen, zuerst im ‚Simplicissimus' erschienen, sind in verschiedenen Abteilungen des Buches »Sprüche und Widersprüche« (Verlag Albert Langen, München) enthalten.

achtet. Er erbleicht, wenn sie nur in seine Nähe kommt. Das könnte auch ein Bild von der Beziehung der Geschlechter in diesem Lande sein.

*

Der Friseur erzählt Neuigkeiten, wenn er bloß frisieren soll. Der Journalist ist geistreich, wenn er bloß Neuigkeiten erzählen soll. Das sind zwei, die höher hinaus wollen.

*

Nicht auf alle Grüße muß man antworten. Vor allem nicht auf solche, die bloß eine Bitte um Gunst ausdrücken. Der Gruß an einen Kritiker ist der Gruß der Furcht, er ist nicht höher zu werten als der Fiakergruß, der ein Gruß der Hoffnung ist: die Grüßenden wünschen sich selbst einen guten Tag. Man soll die Gesinnung, die eine Freundlichkeit zu gewinnsüchtigen Zwecken mißbraucht, nicht auch noch mit einer körperlichen Unbequemlichkeit belohnen.

*

Gesellschaft: Es war alles da, was da sein muß und was sonst nicht wüßte, wozu das Dasein ist, wenn es nicht eben dazu wäre, daß man da ist.

*

Es ist ein Unglück, daß in der Welt mehr Dummheit ist, als die Schlechtigkeit braucht, und mehr Schlechtigkeit, als die Dummheit erzeugt.

*

Das ist der Triumph der Sittlichkeit: Ein Dieb, der in ein Schlafzimmer gedrungen ist, behauptet, sein Schamgefühl sei verletzt worden, und erpreßt die Unterlassung der Anzeige.

*

Jedes Gespräch über das Geschlecht ist eine geschlechtliche Handlung. Den Vater, der seinen Sohn aufklärt, dieses Ideal der Aufklärung, umgibt eine Aura von Blutschande.

*

Daß eine Kokotte nach sozialen Ehren strebt, ist eine traurige Erniedrigung; aber sie entschädigt sich wenigstens durch heimliche Freuden. Viel verwerflicher ist die Praxis jener Frauen, die durch den

Schein eines Freudenlebens über ihre heimliche Ehrbarkeit zu täuschen wissen. Sie schmarotzen an einer sozialen Verachtung, die sie sich nicht verdient haben; und das ist die schlimmste Art von Streberei.

*

Wie wenig Verlaß ist auf eine Frau, die sich auf einer Treue ertappen läßt! Sie ist heute dir, morgen einem andern treu.

*

Mancher rächt an einer Frau durch Gemeinheit, was er durch Torheit an ihr gesündigt hat.

*

Man kann eine Frau wohl in flagranti ertappen, aber sie wird noch immer Zeit genug haben, es in Abrede zu stellen.

*

Perversität ist entweder eine Schuld der Zeugung oder ein Recht der Überzeugung.

*

Wohltätige Weiber: solche, denen es nicht mehr gegeben ist, wohlzutun.

*

Man tut ein gutes Werk, wenn man dem Luxus des Nebenmenschen zu Hilfe kommt. Es ist eine üble Anwendung der Wohltätigkeit, die Bestrebungen der Pauvreté zu unterstützen.

*

Es gibt Menschen, welchen es gelingt, die Vorteile der Welt mit den Benefizien des Verfolgtseins zu vereinigen.

*

Die stärkste Kraft reicht nicht an die Energie heran, mit der manch einer seine Schwäche verteidigt.

*

Die wahre Treue gibt eher einen Freund preis als einen Feind.

*

Ich kann mich so bald nicht von dem Eindruck befreien, den ich auf eine Frau gemacht habe.

*

Das ist noch immer nicht die richtige Einsamkeit, in der man mit sich beschäftigt ist.

*

An einem Ideal sollte nichts erreichbar sein als ein Martyrium.

*

Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden.

*

Das Geheimnis des Agitators ist, sich so dumm zu machen, wie seine Zuhörer sind, damit sie glauben, sie seien so gescheit wie er.

*

Ein guter Autor wird immer fürchten, daß das Publikum am Ende merke, welche Gedanken ihm zu spät eingefallen sind. Aber das Publikum ist darin viel nachsichtiger als man glaubt, und merkt auch die Gedanken nicht, die da sind.

*

Einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es kann, ist oft schwer. Viel leichter ist es, einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es nicht kann.

*

Es gibt Schriftsteller, die schon in zwanzig Seiten ausdrücken können, wozu ich manchmal sogar zwei Zeilen brauche.

*

Man darf auf dem Theater die Natur einer Persönlichkeit nicht mit der Natürlichkeit einer Person verwechseln.

*

Nicht alles, was totgeschwiegen wird, lebt.

*

Die Kritik beweist nicht immer ihren gewohnten Scharfblick; sie ignoriert oft die wertlosesten Erscheinungen.

*

In der Literatur gibt es zwei verschiedene Ähnlichkeiten. Wenn man findet, daß ein Autor einen

andern zum Verwandten, und wenn man entdeckt, daß er ihn bloß zum Bekannten hat.

*

Ein schöpferischer Kopf sagt auch das aus eigenem, was ein anderer vor ihm gesagt hat. Dafür kann ein anderer Gedanken nachahmen, die einem schöpferischen Kopf erst später einfallen werden.

*

Eigene Gedanken müssen nicht immer neu sein. Aber wer einen neuen Gedanken hat, kann ihn leicht von einem andern haben.

*

Die Wissenschaft überbrückt nicht die Abgründe des Denkens, sie steht bloß als Warnungstafel davor. Die Dawiderhandelnden haben es sich selbst zuzuschreiben.

*

Wahnverpflichtet durchs Leben wanken — das könnte immer noch ein aufrechterer Gang sein als der eines Wissenden, der sich an den Abgründen entlang tastet.

*

Die Unsterblichkeit ist das einzige, was keinen Aufschub verträgt.

*

Hüte dich vor den Frauen! Du kannst dir eine Weltanschauung holen, die dir das Mark zerfressen wird.

*

Qual des Lebens — Lust des Denkens.

*

Wenns nur endlich finster wäre in der Natur! Dies elende Zwielicht wird uns noch allen die Augen verderben.

Karl Kraus.

* * *

Pascin.

Ich würde es dem Zeichner Pascin von Herzen gönnen, daß das, was ich hier über ihn schreibe, für nicht gar so wenig Menschen Interesse hätte. Indessen würde es mich selbst am

Geschmack des Publikums irre machen, wenn dieses für einen so erstaunlich tiefen, kühnen und durchaus singulären Künstler auch nur eine leise Sympathie bezeugte . . . In der Tat ist es recht unanständig, zu sagen, daß man in der Kunst Pascins Genuß findet; denn hier wie immer wird man unserm künstlerischen Entzücken ein stoffliches unterschieben.

Nun hat freilich bei Pascin auch das Stoffliche an und für sich schon psychologische Bedeutung; und seine Kunst wird vollkommen unzugänglich bleiben für alle, die entweder nicht reich oder nicht ehrlich genug sind, um — wenigstens in sogenannten dunklen Augenblicken — auf dem untersten Grunde ihrer Seele schlummernde Möglichkeiten des Tierischen, oder auch nur die leisen Schatten solcher Möglichkeiten herumkriechen zu sehen.

*

Ein besonderer Grund, warum es Pascin gar nicht gelingt, das sonst den erotischen Darstellungen heimlich nicht abgeneigte Publikum für sich zu entzünden, scheint mir darin zu liegen, daß ihm das keuchende Pathos im Erotischen gänzlich fremd ist. Ach, »er geht nirgends aufs Ganze«! In der Gebärde, überhaupt in der ganzen Erfindung seiner Figuren und Situationen liegt nirgends etwas Entschlossenes und Definitives — überall nur jener andeutende, letzte feine Rest psychologischer Regung; nirgends heftige Bewegung, sondern höchstens ein leiser Wille dazu.

*

Pascin ist der Darsteller psychologisch-erotischer Grenzgebiete. Von den meisten erotischen Künstlern unterscheidet er sich dadurch, daß er nie illustriert. Er ist ein viel zu guter Psychologe, um Vorgänge illustrieren zu müssen. In einer matt herabhängenden langen mageren Hand vermag er das Erschauern aller Perversitäten auf einmal auszudrücken. Er zeichnet nur irgend ein schiefgezogenes Auge, und läßt uns so schon einen tieferen Blick in Abgründe tun als ein anderer, der diese Abgründe selbst darstellt.

*

Ich protestiere daher nachdrücklich gegen eine Meinung, die, soviel ich weiß, sehr verbreitet ist — nämlich dagegen, daß Pascin einem »schauerlichen Realismus« huldige. Diese Meinung des Publikums hängt natürlich wieder mit seiner öden Verwechslung des Dargestellten und der Darstellung zusammen. Ich empfinde im Gegenteil die Kunst Pascins als durchaus mystisch.

An jeder Figur oder Situation führt Pascin nur soviel aus, als unbedingt nötig ist, die Idee der Figur oder Situation wiederzugeben. Vieles liegt bei ihm überhaupt schon auf der Grenze zwischen Mensch und reinem Symbol eines Triebes, zwischen animal und dem reinen Ausdruck, der Idee des animal. Ich erinnere mich an jenes zwischengeschlechtliche nackte Riesen-Monstrum im Kinderwagen, das nur glotzt . . . glotzt wie tausend eklige Tiere aus einem tausend Jahre lang versumpften Brunnen. Die Häßlichkeit dieses Monstrums übertrifft weitaus alle Wirklichkeit; sie ist realistisch unmöglich, auch bei den Hallstättern, und muß als das abstrahierte Symbol irgend eines grausigen Sexualtriebes aufgefaßt werden.

*

Ebenso fremd wie Pascin das stoffliche Pathos in der Erotik bleibt, ist ihm das Pathos auch in der künstlerischen Ausführung. Alles ist leicht, zart und nachlässig hingeworfen, oft nur spärlich skizziert. Pascin hat unendlich viel Sinn für Nuancen. Das bedingt an und für sich eine zarte Technik.

*

Reine Komik, befreiendes Lachen finden wir nie bei Pascin. Auch hier wehrt er sich gegen das Pathos — ich meine gegen das Pathos der Heiterkeit. Komische Linien haben bei ihm stets eine Richtung ins Grausige oder in eine degenerierte Müdigkeit. Die reine Komik würde eine derbere Technik verlangen, als er anwenden will. Wenn er eine rumänische Kupplerin zeichnet, wie sie ihrer Tochter das Haar bindet, läßt er aus dem vergrößerten Weiß ihrer Augen, aus der Spannung

ihrer knöcherigen Hand die sexuelle Wollust der Kupplerin fiebern. Seine Kunst erlaubt ihm, realistischeren Vorgängen aus dem Wege zu gehen.

*

Pascin ist Meister in der Erregung des Grauens. Mein tiefstes Grauen hat er mit einigen Zeichnungen geweckt, auf denen die dargestellten Menschen in unendlicher Müdigkeit und Apathie nur dasitzen und warten, immer nur warten ... Er hat Typen gezeichnet, die auch zum Sterben zu müd sind. Ein kleiner, knochiger, verrunzelter Hund, der auf diesen Zeichnungen nie fehlt, verstärkt noch, durch die tierische Perversität seines Blickes, den ungeheuren Eindruck vollkommenster Verlassenheit.

Auch zu solchen Darstellungen würde eine kräftige Technik nicht passen; nur die feinsten Striche und die abgetöntesten Farben vermögen die Idee zu retten.

*

Manchmal hat Pascin mitten unter viehisch wüste und verwüstete Balkanweiber irgend ein Mädchen mit ausnehmend hübschem Gesicht gezeichnet, das in naiver und unschuldiger Miene eine kindlich fromme Perversität zum Ausdruck bringt. Diese künstlerische Laune Pascins hat mir von jeher gefallen. Ich glaube nämlich, daß er sich damit über das Publikum moquierte, indem er ihm lächelnd sagte: »Seht, ich könnte sogar etwas Süßes zeichnen!«

Zur Ehre des Publikums sei festgestellt, daß es sich von diesen sporadischen Launen Pascins nicht hinreißen ließ. Diese Launen waren zu selten, als daß eine dauernde Neigung darauf hätte basieren können.

München. Karl Borromaeus Heinrich.

* * *

Der Fortschritt.*)

Ich habe mir eine Zeitungsphrase einfallen lassen, die eine lebendige Vorstellung gibt. Sie

*) Aus dem ‚Simplicissimus‘.

lautet: Wir stehen im Zeichen des Fortschritts. Jetzt erst erkenne ich den Fortschritt als das, was er ist, — als eine Wandeldekoration. Wir bleiben vorwärts und schreiten auf demselben Fleck. Der Fortschritt ist ein Standpunkt und sieht wie eine Bewegung aus. Nur manchmal krümmt sich wirklich etwas vor meinen Augen: das ist ein Drache, der einen goldenen Hort bewacht. Oder es bewegt sich nachts durch die Straßen: das ist die Kehrichtwalze, die den Staub des Tages aufwirbelt, damit er sich an anderer Stelle wieder senke. Wo immer ich ging, ich mußte ihr begegnen. Ging ich zurück, so kam sie mir von der anderen Seite entgegen, und ich erkannte, daß eine Politik gegen den Fortschritt nutzlos sei, denn er ist die unentrinnbare Entwicklung des Staubes. Das Schicksal schwebt in einer Wolke, und der Fortschritt, der dich einholt, wenn du ihm auszuweichen hoffst, kommt als Gott aus der Maschine daher. Er schleicht und erreicht den flüchtigen Fuß und nimmt dabei so viel Staub von deinem Weg, als zu seiner Verbreitung notwendig ist, auf daß alle Lungen seiner teilhaft werden, denn die Maschine dient der großen fortschrittlichen Idee der Verbreitung des Staubes. Vollends aber ging mir der Sinn des Fortschritts auf, als es regnete. Es regnete unaufhörlich und die Menschheit dürstete nach Staub. Es gab keinen und die Walze konnte ihn nicht aufwirbeln. Aber hinter ihr ging ein radikaler Spritzwagen einher, der sich durch den Regen nicht abhalten ließ, den Staub zu verhindern, der sich nicht entwickeln konnte. Das war der Fortschritt.

Wie enthüllt er sich dem Tageslicht? In welcher Gestalt zeigt er sich, wenn wir ihn uns als einen flinkeren Diener der Zeit denken? Denn wir haben uns zu solcher Vorstellung verpflichtet, wir möchten des Fortschritts inne werden, und es fehlt uns bloß die Wahrnehmung von etwas, wovon wir überzeugt sind. Wir sehen von allem, was da geht und läuft und fährt, nur Füße, Hufe, Räder. Die Spuren verwischen

sich. Hier lief ein Börsengalopin, dort jagte ein apokalyptischer Reiter. Vergebens ... Wir können von Schmockwitz nach Schweifwedel telephonisch sprechen, und wissen noch nicht, wie der Fortschritt aussieht! Wir wissen bloß, daß er auf die Qualität der Ferngespräche keinen Einfluß genommen hat, und wenn wir einmal so weit halten werden, daß man zwischen Wien und Berlin Gedanken übertragen wird, so wird es nur an den Gedanken liegen, wenn wir diese Einrichtung nicht in ihrer Vollkommenheit bewundern können. Die Menschheit wirtschaftet drauf los; sie braucht ihr geistiges Kapital für ihre Erfindungen auf und behält nichts für deren Betrieb. Der Fortschritt aber ist schon deshalb eine der sinnreichsten Erfindungen, die ihr gelungen sind, weil zu seinem Betrieb nur der Glaube notwendig ist, und so haben jene Vertreter des Fortschritts gewonnenes Spiel, die einen unbeschränkten Kredit in Anspruch nehmen.

Besehen wir das Weltbild im Spiegel der Zeitung, so erweist sich der Fortschritt als die Methode, uns auf raschestem Wege alle Rückständigkeiten erfahren zu lassen, die in der weiten Welt vor sich gehen. Was mir aber den größten Respekt abnötigt, ist die Möglichkeit, bedeutende zeitgeschichtliche Tatsachen auf photographischem Wege dem Gedächtnis jener Nachwelt zu überliefern, die am Morgen des folgenden Tages beginnt und am Abend zu Ende ist. Der Fortschritt ist ein Momentphotograph. Ohne ihn wäre jener Augenblick unwiederbringlich verloren, in dem der König von Sachsen vom Besuche einer Sodawasserfabrik sich zu seinem Wagen begab. Wie sieht das aus? fragte man sich. Wie macht er das? Wie geht der König? Er setzt einen Fuß vor den andern, und der Momentphotograph hat es festgehalten. Aber dieser vermag vom Schreiten nur einen Schritt zu erhaschen, darum wird das Gehen zum Gehversuch, und der Adjutant, der auf die Füße des Königs sieht, scheint die Schritte zu zählen, damit keiner ausgelassen wird: Eins, zwei; eins, zwei ... So weiß man immerhin, wie

die Sohle des Königs von Sachsen beschaffen ist; aber auch das mag dem deutschen Volke genügen. Mehr bietet die Momentphotographie, wenn sie sich »in den Dienst des Sports stellt«, und ohne sie wäre der Sport am Ende gar kein Vergnügen. Eine Schlittenfahrt — hei, das macht Spaß! »Prinz Eitel Friedrich bremst«. Und was tut Prinz August Wilhelm? »Prinz August Wilhelm hilft als galanter Gatte seiner Gemahlin vom Schlitten.« Ist das Bild das offizielle Dementi eines Gerüchtes, daß Prinz August Wilhelm ungalant sei und bei Schlittenfahrten seine Gemahlin allein aussteigen lasse? Hat sich solcher Argwohn im Gefühlsleben des deutschen Volkes eingenistet? Nein, das deutsche Volk liebt es zu hören, daß Prinz August Wilhelm als galanter Gatte seiner Gemahlin vom Schlitten helfe, auch wenn es nie daran gezweifelt hat und das Gegenteil nicht behauptet wurde. Wäre das Gegenteil behauptet worden, so könnte man sagen, es sei kleinlich, solche Gerüchte zu widerlegen. Das deutsche Volk glaubt sie ohnedies nicht. Es glaubt nur, was es sieht. Darum glaubt es an die Galanterie des Prinzen August Wilhelm, wenn es eine Probe zu sehen bekommt. Es will sehen, wie sich dieser Prinz benimmt, wenn er mit seiner Gemahlin aus dem Schlitten steigt. Da es nun unmöglich ist, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zur Besichtigung des Vorgangs zuzulassen und die Versicherung der Berichterstatter nicht genügt, so stellt sich die Momentphotographie in den Dienst des Sports. Quälend wäre aber auch die Ungewißheit, ob der Badische Finanzminister anders geht, wenn er das Reichsschatzamt verläßt, als der Hessische Minister der Finanzen, oder ob Taft, die Grüße der Volksmenge erwidernd, den Mund weiter öffnet, als Roosevelt in diesem Falle gewohnt war. Das eben ist der Fortschritt, daß solches Interesse heute schnellere Befriedigung findet als ehedem, ja daß sogar die schnellere Befriedigung solches Interesse heute erzeugen kann. Einst war der Geist auf Bücher

angewiesen und der Atem auf Wälder. Wo sollen wir heute in Ruhe unsere Zeitung lesen? Die Papierindustrie blüht, aber sie gibt keinen Schatten. Und die Rotationsmaschine schleicht nachts durch die Straßen, wirbelt den Staub des Tages auf und setzt ihn für den kommenden Tag wieder ab.

Als ich ein Knabe war, sah ich den Fortschritt in der Gestalt eines deutsch-fortschrittlichen Abgeordneten. Er vertrat die Freiheit, er vertrat die böhmischen Landgemeinden, er vertrat die Stiefelabsätze. Was wollte ich mehr? Ich hörte zum erstenmal, die Deutschen in Österreich seien von den Tschechen »vergewaltigt« worden. Ich verstand kein Wort davon, aber ich weinte vor Erregung. Es war eine Phrase, die mir einen Lebensinhalt offenbarte. Später, als die Vergewaltigung in eine Keilerei ausartete, sah ich selbst in dieser keine Äußerung natürlicher Kräfte, sondern die Folge einer Phrase. Da die Politik nicht mehr mein Gefühl ansprach, erkannte ich, daß sie nicht zu meinem Verstande spreche. Politik ist Teilnahme, ohne zu wissen wofür. Wenn sie aber nicht einmal mehr das ist, so kann es leicht geschehen, daß sich uns der Fortschritt als die Weltanschauung des Obmannes der freiwilligen Feuerwehr von Pardubitz enthüllt. Aus solcher Enttäuschung gewöhnte ich mich, das Prinzip der kulturellen Entwicklung nur mehr in jenen Regionen des Lebens zu suchen, die dem Sprachenstreit entrückt sind. Ich fand den Fortschritt in allen, ohne in einer einzigen seine Physiognomie zu finden. Ich glaubte, ich sei in eine Maskenleihanstalt geraten. Jetzt war er ein Ausgleicher im sozialen Bankrott, jetzt ein Schaffner an jenem Zug des Herzens, der Hoheiten talwärts führt; hier Wahlagitator, dort Kuppler; bald Nervenarzt, bald Kolporteur. Rechts von mir sagte einer, der keine gerade Nase hatte: Ich sitze mit vier Reichsrittern, drei Markgrafen, zwei Fürsten und einem Herzog im Verwaltungsrat der Konservenfabrik... Das war der Fortschritt. Links von mir sagte

eine Dame, die Boutons trug: Man kann die Neunte Symphonie am billigsten im Arbeiterkonzert hören, aber man muß sich dazu schäbig anziehen... Das war der Fortschritt.

Dann sah ich ihn als Ingenieur am Werke. Wir verdanken ihm, daß wir schnell vorwärts kommen. Aber wohin kommen wir? Ich selbst begnügte mich, es als das dringendste Bedürfnis zu empfinden, zu mir zu kommen. Darum lobte ich den Fortschritt und wollte in einer Stadt nicht fürder leben, in der mir Hindernisse und Sehenswürdigkeiten den Weg zum Innenleben verstellen. Eines Tages begann ich aber neuen Mut zu schöpfen, weil das Gerücht zu mir drang, in Wien sei eine Automobildroschke zu sehen gewesen. Die wird wohl schwer zu haben sein, dachte ich, aber wenn ich sie doch einmal erwische, so wird es ein anderes Leben werden! Im Sausewind an den Individualitäten vorbei, die mich an jeder Straßenecke belästigen, — das allein ist schon ein anregendes Erlebnis. Ich machte mich auf, den Fortschritt zu suchen, und fand ihn auf seinem Standplatz. Die Automobildroschke stand da als eine Verlockung zu einem Leben ohne Hindernisse, der jeder Wiener aus dem Wege ging. Aber wenn er geahnt hätte, daß auch sie ihm all den Reiz des Umständlichen bieten konnte, den zu entbehren ihm so schwer fällt, er hätte eine Fahrt riskiert, umso mehr als der Chauffeur durch die Frage »Fahr'n m'r Euer Gnaden« das sympathische Bestreben verriet, an die Tradition anzuknüpfen und über den Mangel an Pferden taktvoll hinwegzutäuschen. Ich, ein Freund des Fortschritts, ließ mich nicht lange bitten, und ich kann heute sagen, daß jeder Wiener es bedauern kann, meinem Beispiel nicht gefolgt zu sein. Alle Befürchtungen, es könnte am Ende glatt gehen, sind überflüssig und getrost darf man sich dem neuen Fahrzeug anvertrauen. Vor allem gab es vieles zu sehen. Denn zehn unbeschäftigte Kutscher halfen dem Chauffeur, den Wagen flott zu machen, und hier zeigte es sich, daß unser Fortschritt nicht durch

die Feindschaft des Alten gehemmt wird, sondern im Gegenteil durch dessen Unterstützung. Ein Wasserer eilt herbei, um nach dem Rechten zu sehen. Er will nach alter Gewohnheit den Wagen waschen, ehe man fährt. Aber als er dann auch den Pferden den Futtersack reichen wollte, stellte es sich heraus, daß keine da waren. Man konnte sie also nicht einmal abdecken und, schlimmer als das, man hatte nichts bei der Hand, um den Taxameter zuzudecken. Nachdem sich der Wasserer, der die Welt nicht mehr verstand, kopfschüttelnd entfernt hatte, setzte sich trotzalledem wie durch ein Wunder das Automobil in Bewegung, nicht ohne daß es mir aufgefallen wäre, wie der Chauffeur mit einem fremden Mann geheimnisvoll einige Worte wechselte. Als ich am Ziel ausstieg, sah ich denselben Mann wieder mit dem Chauffeur sprechen. Er war vorausgegangen und hatte das Automobil erwartet. Ich beruhigte mich bei dem Gedanken, daß es ein Vertreter der Firma sein könnte, die es erzeugt hatte, und fand sogar Gefallen an der Vorstellung, daß ich — als Vertreter des Fortschritts — ausersehen war, die Probefahrt zu bestehen. Den Ovationen der Menge, die sich inzwischen angesammelt hatte, entzog ich mich, indem ich zu dem benachbarten Standplatz ging, um die Rückfahrt in einem Einspänner anzutreten. Der Standplatz war aber leer, weil sämtliche Kutscher zu dem Automobil geeilt waren. Nur einer war auf seinem Bock, der aber schlief und als ihm ein Polizist, den ich schon aufgeweckt hatte, dieses Benehmen verwies, murmelte er aus dem Schlaf die Worte: »Jetzt könnts mi alle mitananda —« Er meinte hauptsächlich den Fortschritt.

Nun erst war ich begierig ihn kennen zu lernen. Ich reiste, und wirklich, ich habe ihn oft genug in jener Tätigkeit gesehen, zu der er sich hierzulande nun einmal nicht schicken wollte, als Förderer des Fremdenverkehrs. Ich kam schnell vorwärts, aber zumeist auf falschem Wege, und so wurde ich in der Vermutung bestärkt, der Fortschritt sei

ein Hotelportier. Und überall schien um seines Ehrgeizes willen jedes bessere Streben der Menschheit zu stocken. Es war, als ob nicht ein Ziel die Eile der Welt geboten, sondern die Eile das Ziel bedeutet hätte. Die Füße waren weit voran, doch der Kopf blieb zurück und das Herz ermattete. Weil aber so der Fortschritt vor sich selbst anlangte und schließlich auf Erden nicht mehr ein und aus wußte, legte er sich eine neue Dimension bei. Er begann Luftschiffe zu bauen, aber an Garantien der Festigkeit konnte er es mit jenen, die bloß Luftschlösser bauen, nicht aufnehmen. Denn diese haben die Phantasie, mit der sie selbst dann noch wirtschaften können, wenn alles schief geht. Was immer aber der Fortschritt weiter beginnen mag, ich glaube, er wird sich bei den Katastrophen des Menschengeistes nicht anstelliger zeigen, als ein Seismolog bei einem Erdbeben. Er wird uns, wie hoch er sich auch versteige, keine Himmelsleiter errichten. Wenn er jedoch als Roter Radler Briefe befördert, könnte er immerhin von den Dienstmännern als Satan verschrien werden. Auch mag er dazu helfen, daß die Eifersucht der Weltstädte wachse und sie zu Kraftleistungen sporne. Etwa so: Berlin hat heute schon fünfhundert Messerstecher, Wien ist ein Krähwinkel dagegen; wenn man dort wirklich einen einmal braucht, ist keiner da!... Schließlich überlebt sich auch diese Mode. Nur der Tod stirbt nicht aus. Denn der Fortschritt ist erfinderisch und dank ihm bedeutet das Leben nicht mehr eine Kerkerhaft, sondern Hinrichtung mit Elektrizität. Wer es nicht erst darauf ankommen lassen will, den ganzen Komfort der Neuzeit zu erproben, der hat rechtzeitig Gelegenheit, von jener primitiven Erfindung Gebrauch zu machen, die ihm die erbarmungsvolle Natur an die Hand gegeben hat: von der Schnur, mit der der Mensch auf die Welt kommt!

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad. Budapest V. Wien IX. Krondorf. Berlin.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
sendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS.**

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Osterreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . . . . K 9.50
„ „ „ 18 „ „ . . . . . „ 4.—
„ die Länder d. Weltpostv., 36 „ „ portofrei . . . . „ 12.—
„ „ „ „ „ 18 „ „ „ . . . . „ 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Verlag für Deutschland:

VERLAGSGESELLSCHAFT MÜNCHEN G. m. b. H.
München, Franz Josefstraße 9.

Inhalt der vorigen Nummer 274, 27. Februar: Peter Altenberg. Von Karl Kraus. — Eine Zuschrift von Detlev von Liliencron. — Leben. Von Otto Stoessl. — Spiel. Von Otto Soyka. — Glossen, Notizen, Aphorismen. Von Karl Kraus.

SUBSKRIPTIONS-EINLADUNG.

Ende März erscheint bei der unterzeichneten Verlagsgesellschaft ein aus lf Kunstblättern erotischen Charakters bestehendes Mappenwerk DER PHÖNIX". Die zwölf Einzelkunstblätter stammen von den folgenden Künstlern:

Th. Heine (München)
stantin Somoff (St. Petersburg)
uda Minori (Tokio)
Arnold (München)
nrich Kley (Karlsruhe)
Kopp (München)
Pascin (Paris)
Albert Weisgerber (München)
Willi Geiger (München)
G. Jagerspacher (München)
Luis Vesco (Salzburg)
Hubert Wilm (München)

Werk erscheint in 6 Lieferungen, die einander in monatlichen Abständen gen. Alles Nähere über Bezugsbedingungen etc. enthält ein aus hrlicher Prospekt, der auf Verlangen umsonst u. portofrei zugesandt wird.

München. Verlagsgesellschaft München

Mit dem nächsten Hefte – am 1. April 1909 – schließt der **10. Jahrgang** der ‚Fackel' ab. Aus diesem Anlasse gibt der Verlag **sämtliche Nummern** der

Zehn Jahre Fackel

zu einem besonders ermäßigten Preise ab, und zwar: 278 Nummern statt **66 Kronen 20 Heller**

20 Kronen portofrei.

Da von vielen Heften nur mehr eine geringe Anzahl vorhanden ist, müßten Vormerkungen ehestens erfolgen. Die vorläufig fehlenden Nummern werden nachgeliefert.

Der Verlag gibt zugleich bekannt, daß er die Nummern 2, 152 und 162 für je **1 Krone** zurückkauft und die Nummern 30, 32, 38 und 48 für je **50 Heller.**

Der **Verlag der ‚FACKEL'**
WIEN, III. Hintere Zollamtsstraße
Telephon Nr. 187.

Die Fackel

Nr. 277—78 31. März 1909 X. Jahr

KARL KRAUS.

Zum zehnten Jahrestag des Erscheinens der ‚Fackel' (1899—1909).

Von Robert Scheu.

Die Persönlichkeit eines Menschen ist ein fester Bezirk, eine eherne Schranke, über deren Peripherie kein noch so heißes Bemühen, kein Flug der Begeisterung, keine Investition von Bildung und Erfahrung hinausführt. Eine Persönlichkeit »entpuppt« sich, aber sie entsteht nicht. An dieser meiner axiomatischen Überzeugung könnte ich irre werden, wenn ich mir die Entwicklung Karl Kraus vergegenwärtige. Wer hätte damals, vor etwa fünfzehn Jahren, in dem vergnügt dreinblickenden blonden Knabenkopf diese vulkanische Persönlichkeit mit ihren Leidensmöglichkeiten, die verzehrende Flamme, den unersättlichen Vernichtungstrieb, die leidenschaftliche Geistigkeit ahnen dürfen? Ist das wirklich derselbe Mensch? Hat er schon damals gelitten, als er noch im vertrautesten Umgang mit jenen Menschen stand, welche ihn später zu solchen Visionen des Hasses inspirierten? Er schien sich zu jener Zeit recht behaglich zu fühlen, während er sich — wahrscheinlich instinktiv — an seinen künftigen Opfern nährte. Und doch hat er später Proben eines überraschenden Gedächtnisses gegeben, welche die Annahme einer naiven Hingabe an seinen damaligen Verkehr nicht gut zulassen. Hat er etwa die Musik zu dem Text erst später gemacht oder Unbewußtes nachträglich analysiert? Es gibt Naturen, welche naiv erleben und hinterher von analytischen Dramen geschüttelt

werden. Problem der »Rache«. Er schrieb schon damals witzige Wochenübersichten und Plaudereien und auffallend treffende literarische Kritiken, die ein bemerkenswertes Arsenal von Geschossen, aber keinen Hauptgedanken erraten ließen und übrigens alle Welt amüsierten. . . .

Er rüstete, das war klar, aber gegen wen? Plötzlich — die Kralle — »Demolierte Literatur«. Man sah auf. Ein Glutregen von Bosheiten und zum erstenmal — Profil. Zwar noch immer der Witz Jahresregent, aber er fängt an, etwas zu sagen. Große Spannung. Dieser Mensch wird vielleicht noch ein Schicksal . . .

Und es kam — — Eines Tages, soweit das Auge reicht, alles — rot. Einen solchen Tag hat Wien nicht wieder erlebt. War das ein Geraune, ein Geflüster, ein Hautrieseln! Auf den Straßen, auf der Tramway, im Stadtpark, alle Menschen lesend aus einem roten Heft . . . Es war narrenhaft. Das Broschürchen, ursprünglich bestimmt, in einigen hundert Exemplaren in die Provinz zu flattern, mußte in wenigen Tagen in Zehntausenden von Exemplaren nachgedruckt werden. Und dieses ganze Heft, mit Pointen so dicht besät, daß man es, wie die ‚Arbeiter-Zeitung' sagte, behutsam lesen mußte, um keine der blitzenden Perlen zu verlieren, war von einem Menschen geschrieben.

In dieser ersten Nummer war der ganze Akkord schon angeschlagen: Bekämpfung der Cliquen, der Nonvaleurs, der nahen, lebendigen Tyrannen an Stelle der so beliebten Zeitungspolemik gegen abstrakte oder wehrlose Gegner. »Greifen Sie den Ackerbauminister an!« hatte der Herausgeber der ‚Wage', seinem kriegslustigen Mitarbeiter ins Ohr geraunt. Von dem war keine Revanche zu befürchten und es machte sich doch riesig tapfer. Karl Kraus wählte sich einen gefährlicheren Gegner: die ‚Neue Freie Presse', der er mit einer beispiellosen

Vehemenz an den Leib fuhr. Es war wie im Russisch-Japanischen Krieg: schon die Kriegserklärung sprengte die großen Schlachtschiffe in die Luft.

Eine einzige Frage schwirrte damals durch Wien: wird er noch einmal in seinem Leben fünfzig Zeilen schreiben können oder wird er jetzt erschöpft zusammenbrechen? Waren es die Zinsen oder das Kapital? Es waren die Zinseszinsen. Wirklich erschien dreimal im Monat, nunmehr ein volles Jahrzehnt, das rote Ungetüm, allemal ein Gegenstand fieberhafter Neugierde. Die ‚Fackel' bestritt eine Zeitlang das ganze Geistesleben. Sie verdunkelte Theater, Politik und Literatur, sie war selbst Alles in Allem. Wen wird es morgen treffen? war die ständige Frage in der Zeit dieser gedruckten Schreckensherrschaft. Die ‚Fackel' gehörte zum Straßenbild. Drollig war es, die jeweils gewürdigten Personen auf der Tramway oder verstohlen unter einem Haustor in das Blatt vertieft zu treffen, wo sie, ziemlich »angegriffen« aussehend, sich dem ungestörten Genuß ihrer Charakterisierung hingaben. Der Hofrat, der mit der ‚Fackel' in der Tasche kokettierte, wurde eine Figur. Man grüßte damals: »wie stehen Sie mit Kraus?« Ein ziemlich wenig beachteter, ganz unbedeutender Literat vertraute mir gelegentlich an, er gewärtige Tag für Tag in der ‚Fackel' seine »Vernichtung«. Der Ärmste wußte nicht, daß er nie etwas anderes als »vernichtet« war. Aber in der Tat, es gibt eine Reihe von Leuten, welche erst durch einen Angriff in der ‚Fackel' der Öffentlichkeit bekannt und im Verhältnis zu ihrem bisherigen Schattendasein berühmt wurden. Bei vielen wurde der Schmerz, in der ‚Fackel' havariert worden zu sein, durch das Vergnügen gemildert, daß es einem guten Freund nicht besser erging. Es lohnte sich fast, einmal hingerichtet zu werden, wenn man um diesen Preis der Zuschauer vieler anderer Exekutionen wurde. Manche Existenz, manche Repu-

tation wurde durch einen einzigen Federstrich von Kraus, manchmal durch einen Relativsatz, abgesetzt. Leute, die bis dahin prinzipiell Gedrucktes nicht kauften, holten sich aus der ‚Fackel' ihre Bildung.

Andererseits wuchs eine Generation auf, eine ganz eigene Rasse, welche die ‚Fackel' statt als Medizin als Nahrung zu sich nahm. Junge Leute hatten ihre »Fackelzeit« so gut wie ihre »Burgtheaterzeit«. Sie kombinierten womöglich. Auf der Galerie des Burgtheaters sah man die lockigen Jungen, vor dem Aufgehen des Vorhangs in diese Lektüre vertieft. Im Gymnasium verschaffte es Ansehen bei den Mitschülern und Mißtrauen bei den Professoren, wenn man in diesem Verdacht stand.

Kein Zweifel, einen großen Anteil an dem wunderbaren Erfolg der ‚Fackel' hatte — außerdem, daß sie dem Leser einen Rausch der geistigen Überlegenheit verschaffte und fabelhaft lustig zu lesen war — die Befriedigung, welche sie der Grausamkeit gewährte. Kraus hatte damals noch eine fröhliche, gesunde Grausamkeit, die er später verlor, oder richtiger, gegen sich selber kehrte, vergeistigte. Seltsames Schicksal! In jener Periode, da er vorwiegend Gesellschaftskritik betrieb, war es das den Lesern bereitete formelle Vergnügen, welches von dem hohen sachlichen Wert seines Kampfes ablenkte; damals erdrückte die Form den Stoff. In seiner späteren Periode, wo er immer mehr den künstlerischen und geistigen Gehalt aus den Erscheinungen abzieht und die Form ihm wirklich heilig wird, vergißt man umgekehrt über dem Stoff den Schriftsteller. So wird er beide Male nicht so verstanden, wie er es beanspruchen darf. Für das zweite Mißverständnis ist allerdings das Publikum weniger verantwortlich, da es einmal gewohnt war, in der ‚Fackel' einen bestimmten Inhalt zu suchen.

Die Gemütsunterlage des Fackelerfolges bei ihrem Erscheinen war die aufgespeicherte Oppo-

sition gegen die ‚Neue Freie Presse', welche Kraus erst ins volle Bewußtsein rückte. Tiefe Psychologen haben gemeint, Kraus habe seine ganze Ranküne gegen dieses Blatt daraus geschöpft, daß er nicht als Redakteur engagiert worden sei. Es ist das jene Gattung Menschen, welche als Historiker den Ausbruch eines Krieges auf ein unterlassenes Trinkgeld zurückführen. Nach Ansicht dieser Köpfe kann man Todfeinde durch ein rechtzeitiges Buckerl beschwichtigen und zu lebenslänglichen Freunden umwandeln. Ziemlich allgemein glaubt man einem Menschen etwas Herabsetzendes nachzusagen, wenn man erzählt, er sei da und dort abgelehnt worden, wo er sich um Aufnahme in einen Kreis beworben hat. Als ob es nicht tausendmal lebendiger für den Charakter und die Persönlichkeit eines Menschen zeugte, wenn die Anderen ihn als nicht zugehörig erkennen, als ob das, was uns geschieht, nicht erst recht unsere tiefste Wirkung und eigentliche Tat wäre. In der Einschätzung, die wir uns selbst geben, zeigt sich bestenfalls die Perspektive, in der wir uns erscheinen; diese kann auch eine Unterschätzung enthalten. In der Stellung, welche die Andern zu uns einnehmen, liegt aber zumindest Instinkt und sie erweisen uns manchmal die Ehre, uns für ihre Gemeinschaft zu gut zu finden. Abgesehen davon hat sich die Sache gar nie zugetragen.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, Karl Kraus habe die ‚Neue Freie Presse' erst entdeckt. Lange nach Kraus haben andere, welche mit Ignorierung des Preßproblems politische, kulturelle und künstlerische Aufgaben verfolgten, erkannt, daß es ohne Preßreform überhaupt keine Reform gibt, weil die Presse immer die Macht besitzt, die Aufmerksamkeit nach Gefallen zu dirigieren, die führenden Personen kalt zu stellen, und dort, wo sie schon nicht die Kinder vertauschen kann, wenigstens falsche Er-

zeuger unterzuschieben. Der Effekt ist der nämliche: Vater und Kind sind getrennt, und erkennen sich vielleicht niemals wieder. Andererseits kann sich trotz des furchtbarsten Mißbrauchs, zu dem die Preßmacht gelegentlich verführt, doch niemand entschließen, ihre Notwendigkeit und Unersetzlichkeit schlankweg zu bestreiten. Es ist ein matter Trost in diesem Dilemma, daß die größten Persönlichkeiten den Haß der zeitgenössischen Presse ausgehalten und siegreich überstanden haben; denn er wird aufgehoben durch die Betrachtung, daß sie dieser Gegnerschaft auch immer sicher zu sein hatten und daß hier ein Reibungskoeffizient in die Welt gekommen ist, von dem gerade die höheren Menschen betroffen werden. Will man selbst resignierend zugestehen, daß die Presse, wie sie ist, nur der Exponent der bestehenden Macht- und Tatsachenverhältnisse ist, so kann man sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß deren Schwere und Druck zugenommen hat, seit sich die Gesellschaft eine eigene Funktion daraus gemacht hat, die Dinge durch die Berichterstattung zu annullieren. Ist dies das Wesen oder nur eine Entartung der Presse? Das ist die Schicksalsfrage. Vielleicht haben wir es nur mit der typischen Erscheinung zu tun, daß in dem ungeheueren Organismus des modernen sozialen Lebens die Macht der jeweils ausführenden Funktionäre weit über jenes Maß hinauswächst, welches ihnen von der Organisation selbst zugedacht ist; in Österreich zumal ist das Übel, jedes Übel verschärft durch den monopolistischen Charakter, den hierzulande alle Art Macht und Besitz gewinnt. Einen Kampf der Gesellschaft gegen ihre Organe hat es immer gegeben, aber niemals hat er eine solche schicksalsvolle Bedeutung erlangt wie in der Gegenwart, wo die Gliederung aller sozialen Funktionen den jeweils an der Klinke befindlichen Funktionär zum Herrn der Welt macht. Heute hat es ein Delcassé in der Hand, den Weltkrieg zu entflammen, morgen viel-

leicht ein zufälliger Telegraphist. An allen Gelenken und Schrauben der Maschinerie sitzen die Zufalls-Machthaber und die Maschine heißt Staat, Gesellschaft. Karl Kraus hat die zufälligen Besitzer der Druckerschwärze entdeckt und auf die kolossale Macht hingewiesen, die sie besitzen.

Es ist dies nur ein Teil jenes allgemeinen Kampfes gegen die Maschinerie, den als immanente Aktualität der modernen Welt erraten zu haben, keine schlechte Witterung verrät. »Organisiert die Welt« ist ein herrliches Wort, aber auch dieses hat seine Selbstaufhebung in sich. Indem sich die Welt organisiert, liefert sie sich aus. Die Fäden der sozialen Organisationen vierteilen — Persönlichkeiten. Karl Kraus ist gegen alle Organisation und Technik von einer ganz grandiosen Ranküne erfüllt und bekommt dadurch einen Stich ins Reaktionäre. Er nimmt das in Kauf. Die Lösung des Problems liegt gewiß nicht in der Verhöhnung der Organisationen, wie sie Karl Kraus so vorzüglich gelingt, sondern in etwas Neuem, Zukünftigem, welches eben den Inhalt künftiger Geschichte bilden wird. Bis dahin aber ist es wertvoll, wenn die Position der Persönlichkeit verteidigt wird, und ich wüßte keine klügere Taktik als die kühne Ausspielung einer starken Subjektivität. Ein gewisses Korrektiv der geschilderten Gefahr liegt darin, daß sich die Organe der Gesamtheit gegenseitig in Schach halten: dies ist auch, um wieder von der Presse zu reden, in den übrigen Kulturländern der Fall, wo sich allenthalben einige einflußreiche Blätter ungefähr das Gleichgewicht halten und eine immerhin erträgliche Oligarchie bilden; in Österreich aber ist das intellektuelle Leben, und um dieses handelt es sich, von einer Zeitung monarchisch beherrscht, welche noch dazu die Suggestion ausübt, daß sie die Intellektuellen vertritt, und das ist in seinen Konsequenzen unerträglich. Karl Kraus hatte niemals die

Absicht, die Presse zu bessern. Er stellte sichs nur zur Aufgabe, ihre Suggestion zu durchbrechen. Das ist natürlich nur eine Interimsarbeit. Die Zeit wird kommen, wo die Gesellschaft die Macht der Presse ebenso konstitutionell regulieren wird, wie die Macht des Staatsoberhauptes. Derzeit läßt sie jene à discretion schalten. Wie, wenn eines Tages die Gesellschaft auf den Gedanken verfiele, die Vertretungsbefugnis der Presse zu prüfen? Man hat noch lange nicht alle Konsequenzen aus der Konstitution gezogen! Das allgemeine Wahlrecht führt, genau besehen, zu der Forderung, daß, nachdem nun alle im Lande vertreten sind, niemand mehr das Recht hat, sich für einen befugten Vertreter einer Mehrheit auszugeben, der nicht in der Lage ist, sein Mandat nachzuweisen. Die gegenwärtige Macht der Presse beruht zum Teil auf diesem Zwitterzustand. Sie genießt alle Vorteile der Subjektivität, insbesondere die Unverantwortlichkeit, derzufolge es das Recht jedes Blattes wäre, zu verschweigen, was ihm beliebt, — gleichzeitig wird aber die Fiktion festgehalten, daß man im Namen irgend einer Gesamtheit das Wort führt. Diese aber, das »Volk«, die »Intelligenz«, oder wie das vorgeschobene Ding heißt, haben weder das Recht noch ein Mittel, dieses fingierte Mandat zu bestreiten! Wie, wenn die Gesellschaft, in deren Namen die Presse richtet, einmal darauf dränge, daß ihr Einfluß geregelt und systemisiert wird? Wenn sie, gerade in Anerkennung des hohen »Amtes«, auch einen Mißbrauch der Amtsgewalt konstituierte?

Die Gesellschaft gibt die Berichterstattung, auf welche sie gewiß ein heiliges Recht hat, derzeit noch frei, sei es, daß sie ihre Wichtigkeit nicht erkennt, sei es, daß sie zu ihr volles Vertrauen hat. Die Presse weiß es aber lange schon, daß die Berichterstattung wichtiger ist als die Ereignisse, und macht sich diese Entdeckung ohneweiters zunutze.

Die ‚Neue Freie Presse' insbesondere hat davon einen so beherzten oder richtiger so exzessiven Gebrauch gemacht, daß man von der Wiederaufrichtung der Preßzensur sprechen kann, worunter man aber nicht etwa die an der Presse geübte, sondern die heute schon unendlich gefährlichere und aktuellere: von der Presse geübte Zensur zu verstehen hat. Sie macht sich schlankweg zum Herrn der Ereignisse und hat es soweit gebracht, geradezu Verwaltungsbefugnisse zu arrogieren. Sie zensuriert längst nicht mehr bloß den Wert literarischer und künstlerischer Erscheinungen, sondern sie zensuriert die Zahl der irgendwo versammelten Personen. Sie tötet und erweckt zum Leben, sie verhängt Boykotte, die bis in den privaten Verkehr und in das intimste Geschäftsleben reichen, und bald wird es sein, wie im Jesuitenstaat, wo das Erklingen von Glocken den Ehepaaren die Stunden der erlaubten Begattung verkündigte. Die ‚Neue Freie Presse' leistet sich den Hohn, die von ihr Totgeschwiegenen wörtlich zu zitieren und andere Autoren unterzuschieben. Oder sie begrüßt es mit einem »Endlich hat sich Einer gefunden, der . . .«, wenn der Plagiator das Wort ergreift, während sie den Autor des Originals niemals kennen mochte. Die Magna Charta der ‚Neuen Freien Presse' ist der Absolutismus der Bosheit, gemildert durch einen administrativen Tarif. Ein früherer Herausgeber hat es einmal rund herausgesagt: »Hier haben Sie den Kopf des Blattes: ‚Neue Freie Presse'. Das muß stehen bleiben; alles andere ist gegen bar zu haben.« Unter dem neuen Regime wurde das Hausgesetz: »Alles, was bezahlt ist, bringen wir«, dahin verschärft, daß von nun an nur, was bezahlt ist, gebracht wird. Das ist die sogenannte »Benedikt'sche Formel«.

Das Betrübendste ist, daß selbst solche Blätter, welche ursprünglich als Opposition zu ihr gegründet wurden, mit der Zeit von ihr redigiert werden. Heute ist beispielsweise auch die ‚Arbeiter-

Zeitung', welche nach ihrem einstigen Programm die ganze Journalistik durch ihr bloßes Dasein zur Wahrheit zwingen sollte und wirklich eine Zeit hatte, wo sie machtvoll schrieb, nur mehr eine Filiale der ‚Neuen Freien Presse'. Das muß nun freilich tiefere Gründe haben, deren Erforschung Aufgabe eines österreichischen Historikers sein wird. Am Ende ist die ‚Neue Freie Presse' der wirkliche, berufene Exponent dieser Kultur? Als wir jünger waren, meinten wir in unserer Naivetät ernstlich, man müsse der ‚Neuen Freien Presse' oder etwa der ‚Arbeiter-Zeitung' nur ein ideales Programm zeigen und sie würden mit Enthusiasmus echte Werte vertreten. Heute wissen wir, daß sie es weder können noch wollen können. Karl Kraus, der niemals im Namen irgendeiner Korporation oder gar einer Majorität auftrat, leistete nun gerade als Person das, was die Gesellschaft sich später einmal als Konstitution des geistigen Lebens erringen wird müssen. Er nahm sich der unmündigen Gesellschaft an und setzte der suggestiven Macht der Presse seine Kritik und seine Suggestion entgegen. Es ging nicht anders, er mußte sie jahrelang Tag um Tag unter Kontrolle stellen, bis das Publikum einigermaßen geschult war. Dieser Kampf ist eine geschichtliche Tat, ein Kulturwerk hohen Ranges, eine, was aufgewendeten Mut und Geist betrifft, schier übermenschliche Leistung, für welche es keinen hinreichenden Dank geben kann. In diesem Kampf, der mit intimster Kenntnis des Gegners geführt wurde, mit einer Wachsamkeit und Unermüdlichkeit, die immer neue spannende Wendungen erfand, in diesem eigentlichen und wahren »Kulturkampf« erwuchs ihm ein ungeahntes Pathos, und es zeigte sich, daß Kraus nicht nur Geist, viel Geist, sondern auch ein Herz besaß.

Aber die Presse war natürlich nur eine jener Institutionen, die er kritisierte, und wenn er sie am härte-

sten anfaßte, so tat er es, weil er sie für den konzentriertesten Ausdruck der öffentlichen Zustände hielt. Er verfolgte aber daneben die kleinen Dummheiten des Tages und spendete den tiefsten Trost, den es nach Huysmans' Ausspruch gibt: den Pessimismus. Dieser Pessimismus war von der befreienden Art. Das deprimierendste Ereignis, der Druck widerwärtiger aber mächtiger Personen, die Schwächen der Bureaukratie, die Widersinnigkeit von Einrichtungen — wenn er sie darstellte, fühlte man eine künstlerisch erlösende Wirkung. Man hatte die Empfindung, er sei mächtig genug, uns von diesen Leiden zu befreien. So entstand später der lächerliche Vorwurf, er habe die Welt doch nicht gebessert, alles sei beim Alten geblieben. In der Tat, es ist wirklich unverzeihlich: Kraus war so pflichtvergessen, die Korruption weiter bestehen zu lassen.

Und doch, er tat weit mehr, als man von ihm erwartete oder verlangte. Der Witz, um dessentwillen er gesucht wurde, erhob sich immer mehr zur organischen Waffe, hinter der Kralle war eine Tatze. Er hatte ein Herz für Schönheit und Genie und für den bleichen Angeklagten vor den Schranken des Gerichts. Er brüllte wie ein Löwe, als ein Richter einen armen Burschen wegen eines gewalttätigen Diebstahls einer Börse zu lebenslänglichem Kerker verurteilte. So furchtbar, wie im Fall Kraft-Feigl hat man Kraus nie wieder gesehen. Das war Konvent! Dann wieder prägte er Worte, in welchen sich sein Witz zu lapidarer Größe steigerte: »Lynch-Justiz für die Justiz-Lyncher« — »Irrenhaus Österreich«. Was immer er vertrat, und wenn es auch unhaltbare Dinge waren, stets wußte er sich den Anschein des letzten, definitiven Standpunktes zu geben, welcher jede weitere Debatte ausschloß. Hatte er aber die Überzeugung, sich vergriffen zu haben, dann war es ihm geradezu eine Lust, sich selbst zu desavouieren. Durfte er doch, gleich seinem Geistesverwandten

Lichtenberg von sich sagen, er sei oft wegen begangener Fehler getadelt worden, die seine Tadler nicht Kraft und Witz genug hatten, zu begehen!

Nun ja, er war auch Journalist. Er war es von Geblüt wie Marat, der kochend und schäumend herumging und schreiben mußte. Die Dinge, die Ereignisse, die Menschen wirken auf ihn wie Peitschenhiebe. Er ist nicht wie Heinrich Heine, der vergnügt ausruft: Wieder ein Narr, — der muß mir viele Goldstücke von Hoffmann und Campe einbringen, er sei mir willkommen! Seine Narren machen ihm keinen vergnügten Tag, sondern er wird aschfahl über eine Zeitungsnotiz, er zittert vor Erregung und Ekel und kann über eine Menschenfratze so bestürzt sein, wie ein Patriot alten Schlags über eine Niederlage des Vaterlandes. Er schreibt aus keinem System heraus, tritt an alle Dinge rein kasuistisch heran und entdeckt sein System viel später. Als Chefredakteur nimmt er einfach Alles, was gut ist, — und es paßt, wirkt aktuell. Er erzeugt die Aktualität. Seine Mitarbeiter staunen, wie er durch das Wegstreichen eines Wortes glänzende Wirkungen erzielt. Mit welcher Gestaltungskraft er aus ganz kleinen Vorfällen des Tages, einer eingesendeten Notiz, eine Geschichte macht! Ein ganzes Dutzend von Courtelines gehen nur so mit drein. Schließlich hat das Papier der ‚Fackel' sich so mit Geist durchtränkt, daß die wörtliche Reproduktion einer Zeitungsnotiz mit gesperrten Lettern als zwerchfellerschütternde Satire wirkt, bloß weil sie die Perspektive der ‚Fackel' erhalten hat.

Dem großen Publikum hat Kraus am besten behagt, solange er mit den Waffen und dem Ressentiment einer intensiven Geistigkeit den Kampf gegen Presse, Bureaukratie, Universitätsmisère, Wucher und veraltete Gesetze führte, Schmarotzer und Nullen entlarvte und Tageslächer-

lichkeiten ziselierte. Kein Zweifel, es wäre eine Lebensaufgabe gewesen und er hätte sie ein Leben lang durchführen können, ohne das Publikum zu ermüden; kein Zweifel, wir alle haben es so erwartet und wären umso lieber darauf eingegangen, als im Rahmen der gesellschaftskritischen ‚Fackel' gelegentlich höchst bedeutungsvolle Ausführungen über Literatur, Theater und die anderen Künste Raum fanden. Wäre Kraus nicht Gesellschaftskritiker, so müßte sein tiefes Kunsturteil noch mehr auffallen. Seine Autorität ist darin — ohne daß es der Öffentlichkeit voll zum Bewußtsein kommt, gewissermaßen kryptogam — ganz außerordentlich. Ein Lob aus seiner Feder, zwei, drei Zeilen, machen literarischen Ruhm. Da hat er Witterung, die »Eingeweide riecht«. Hier zeigt es sich auch, daß er gar nicht Rationalist ist, als was er vielen wegen seiner zersetzenden Kritik gesellschaftlicher Zustände erscheinen mag. Hier ist er, was man immer von ihm verlangt, daß er sein soll: positiv. Hier ist er, was man gleichfalls von ihm verlangt: liebevoll und zärtlich. Hier ist er sogar treu. Seine Lieblinge sind in guter Hut. An ihnen wird er zum Verschwender, da ist er weich und feurig und was man will. Wie er seinen Altenberg, seinen Girardi, seinen Matkowsky, seinen Baumeister mit Blumen überschüttet, ist einfach rührend. Die großen Verachtenden sind auch die großen Verehrenden.

Aber die ‚Fackel' veränderte ihren Inhalt, ihre Gestalt. In Wien beeilt man sich, die Leute tot zu sagen. Der Tod der ‚Fackel' wurde sogar ausdrücklich plakatiert. Der Österreicher rächt sich an allem, was ihm irgend einmal imponiert hat; auch, was ihn angeregt, was ihn mitgerissen hat. Nirgends wird man so schnell für abgetan und ausgelebt erklärt. Was war in Wirklichkeit mit Kraus geschehen? Er war von der Gesellschaftskritik zur Kulturkritik weitergeschritten. Der Marsch vollzog sich sehr eigen-

artig. Er ging über die Nerven. Kraus hatte einen neuen großen Gegenstand entdeckt, der nie zuvor die Feder eines Publizisten in Bewegung gesetzt hat: Die Rechte der Nerven. Er fand, daß sie ein ebenso würdiger Gegenstand einer begeisterten Verteidigung seien wie Eigentum, Haus und Hof, Partei und Staatsgrundgesetz. Er wurde der Anwalt der Nerven und nahm den Kampf gegen die kleinen Belästiger des Alltags auf, aber der Gegenstand wuchs ihm unter den Händen, er wurde zum Problem des Privatlebens. Es zu verteidigen gegen Polizei, Presse, Moral und Begriffe, schließlich überhaupt gegen den Nebenmenschen, immer neue Feinde zu entdecken, wurde sein Beruf. Darin blieb er sich treu bis auf den heutigen Tag. Er verfocht eine neue Gruppierung der Begriffe, indem er nachwies, wie vieles unter dem irreführenden Gesichtspunkt der Moral geht, was viel ökonomischer als Individualrecht verteidigt werden kann, und leistete eine langwierige, mühsame, verwickelte Aufklärungsarbeit. So kam er in das Labyrinth der feineren geistigen Konflikte, welche man bisher nicht gewohnt war, in einer programmatischen Zeitschrift ausgeführt zu sehen. Ja, wenn es auf Grund irgend einer Partei oder eines Systems gewesen wäre! Aber es geschah nur auf Grund der Persönlichkeit. Dieselbe Eigentümlichkeit seines Geistes, sein tiefstes Wesen, welches ihn zum Journalisten machte, führte ihn schließlich davon wieder ab: es besteht darin, die Dinge unmittelbar, ohne irgendeine Zwischeninstanz auf seine Persönlichkeit wirken zu lassen. Ist der Gegenstand ein populärer, so ist man Journalist im großen Sinn. Wird der Gegenstand differenzierter, geistiger, so wird man — Aphorist. Die Konflikte, die ihn von da an reizen, liegen auf jenem großen Gebiet, wo die gesellschaftliche Ordnung sich mit dem Innenleben berührt, also einem Gebiet, welches vorwiegend der künstlerischen Bearbeitung unterliegt. Infolgedessen ist es nicht so leicht, in einer

Formel zu sagen, was Kraus eigentlich vertritt. Er selber könnte seine Weltanschauung nicht so zusammenfassen, daß sie auf einem Meldezettel Platz hätte. Für die gegenwärtige Ordnung der Dinge ist er absolut nicht eingenommen. Er ist auch nicht bloß kritisch. Utopien sind aber gleichfalls nicht seine Sache. Er entwirft keine Gesellschaftsordnung und keine Gesetze. Er ist kein Sozialdemokrat, kein Anarchist, aber am allerwenigsten Bourgeois. Und doch ist eine mächtige treibende Kraft da, hinter der unbedingt etwas Positives steht. Die Sache läßt sich vielleicht ganz einfach sagen: er ergreift die Partei der Naturmacht gegen das Getriebe des Alltags. Hat die Natur einen solchen Streiter nötig? Merkwürdigerweise: ja. Die zwei größten Naturmächte: Genie und Geschlecht müssen tatsächlich »vertreten« werden. Die Kunst tut nichts anderes. Neu ist nur, daß es ein Journalist tut. Und doch ist es logisch. Die Natur hat immer den Tag, die »Jetztzeit« zum Gegner. Sie kann daher neben Dramendichtern auch sehr gut einen solchen Streiter brauchen, der sie mit Tagesmitteln gegen den Tag bewaffnet. Die konventionelle Ordnung ist von zwei ständigen Revolutionen bedroht: vom Geschlecht und vom Genie. Will man ein einziges Wort — von der Schönheit. Die Schönheit ist die gewaltigste aller revolutionären Mächte. Die Gesellschaft kann nicht furchtbarer kritisiert werden als vom Standpunkt der Schönheit. Alle die unendlichen Verzweigungen der Korruption sind nichts anderes als Verbrechen an der Schönheit, lassen sich irgendwie darauf zurückführen. Es liegt etwas Erderschütterndes in der Schönheit und etwas rasend Aufreizendes in dem, der sich unter ihre Fittiche stellt. Hier verknotet sich Sozialpolitik und Sexualpolitik bei Kraus, von jener ausgehend landet er bei dieser. Dies das Leitmotiv, welches sich immer gebieterischer ins Bewußtsein drängt. So wuchs er seinem neuen großen Problem entgegen: Sittlichkeit und Krimi-

nalität. Die Aufsätze, seither in einem Bande gesammelt, haben uns erst die Augen geöffnet. Eine Zeitlang schien es, als habe er sich aus Liebhaberei auf ein Nebengeleise begeben. Die Übersicht belehrt uns, daß er auch hier einen Marsch vollzogen hat, dessen taktischer Sinn sich erst dem rückschauenden Blick enthüllt. An hundert kleinen Tagesbegebenheiten, zumeist Gerichtsfällen, wird ein unheilvolles Mißverständnis in der Behandlung der sexuellen Frage enthüllt. Der Gedanke, daß der Staat, die Gesetze und ihre Organe sich notwendig und regelmäßig vergreifen, wenn sie an die Naturgewalt der Sexualität herantreten, wird mit einer Vielseitigkeit der Darstellung und mit einem Reichtum der Exemplifikation belegt, der einer wissenschaftlichen Quellenarbeit Ehre machen würde. Gleichzeitig wird Kraus zum Künstler von einer unerschöpflichen Produktivität in der Darstellung der komischen Konsequenzen dieses Mißverständnisses und Mißgriffes. Die Polizei kommt dabei schlecht weg. Sie hat überhaupt in Kraus einen schrecklichen Antipoden, einen wahren Racheengel gefunden.

Im Kampf zwischen staatlicher Flickarbeit und der Naturgewalt der Sexualität erscheint ihm das Weib als Vertreter der inkommensurablen Macht, bei deren Bezähmung die Satzung teils lächerlich, teils widerwärtig, manchmal beides zugleich wird. Für das Weib hat Karl Kraus eine innige Zärtlichkeit. Es ist seine große Liebe und wenn er für bedrängte Frauen eintritt, kann sein Pathos eine prachtvolle Höhe erreichen. Darin lehnt er jede soziale Betonung grundsätzlich ab. Er tritt für das Weib ein, weil es ein Weib ist. Er hat den Gedanken, daß die Moral mit der Erotik nichts zu schaffen hat, am kühnsten, nachdrücklichsten und konsequentesten verfolgt. Er ist unermüdlich in der Darstellung des pyramidalen Nonsens, brav, anständig charaktervoll ohneweiters gleichzusetzen mit keusch

oder gar enthaltsam. Diese Gleichung hat sich in die feinsten Fugen der Sprache eingenistet und muß geradezu ausgeschwefelt werden. Nun ist gewiß die Erotik ein wesentlicher Faktor einer Persönlichkeit. Nach Nietzsche reichen Art und Charakter der Sexualität bis in die höchsten Gipfel der Persönlichkeit. Es fragt sich nur, welche Seiten der Sexualität wir zu bejahen und welche zu verneinen haben. Kraus geht in der strengen Scheidung zwischen Erotik und der übrigen Persönlichkeit bis an die äußerste Grenze des Möglichen. Wie weit er darin Recht hat, ist eine Frage für sich. Daß er aber die Verfechter der Verquickung bis aufs Blut zu verfolgen versteht, muß man ihm lassen. Es erregte Verblüffung, als Kraus mit souveräner Verachtung der öffentlichen Meinung daran ging, das Hurentum vom Schimpf zu erlösen, ja die Prostitution selbst als natürliche — nicht soziale — Kategorie proklamierte.

Er wurde dabei zum Romantiker und geriet in einen eigentümlichen Zwiespalt. Während er über die Feministen die Lauge seines Spottes ausgoß, wurde er selbst zugunsten des weiblichen Geschlechts ungerecht gegen den Mann. Das macht, er ist den Frauen gegenüber zu viel Liebhaber, es fehlt ihm zur Übersicht über das weibliche Geschlecht selbst ein Ingrediens, welches seine Weibanschauung erst rund machen würde. In ihm steckt kein Hausvater und nicht eine Faser von einem Patriarchen, darum ist ihm auch die Mutter uninteressant. Er ist immer Page. Aber die Halbwelt ist doch nur die halbe Welt. Seine Art, das Weib zu sehen, hängt vielleicht damit zusammen, daß ihm der staatenbildende Instinkt fehlt, der auf der Kontinuität der Geschlechter beruht und im Familiensinn seinen Ausdruck findet. Seine Abneigung gegen die Politik kommuniziert mit seiner Gleichgiltigkeit gegen die Mutter durch verborgene Kanäle der Persönlichkeit.

Sieht man von diesem notwendigen Einwand

ab, so muß man zugestehen, daß Kraus den Frauen reiche Entschädigung zu bieten hat. Kraus rettet die Frauen umgekehrt als es üblich ist. Nicht, indem er sie von dem Vorwurf der Sinnlichkeit reinwäscht oder auf mildernde Umstände plaidiert, sondern indem er die Sinnlichkeit selbst preist und besingt. Eine viel wirksamere und geistreichere Rettung jedenfalls, welche sich die Frauen gefallen lassen können. Er akzeptiert alle Argumente der Weiberfeinde und Weibverächter, nur sind alle diese Argumente für ihn solche der Liebe. Auch er meint, daß die Frauen unlogisch, eigensinnig, oberflächlich und ungebildet sind. Aber er findet das bezaubernd. Übrigens gelingt es ihm, von dieser Seite in die Poesie des Weibes einzudringen und wie sich allmählich seine Erotik vergeistigt und raffiniert, so landet er schließlich bei einem geistigen Frauenwesen, nur freilich ist dieser Geist von ganz anderer Quelle und Artung als etwa der des Mannes oder einer Hysterikerin oder eines Blaustrumpfs.

Daß seine Zärtlichkeit für das Weib in tiefere Schichten seiner Persönlichkeit hinabreicht, das zeigt sich an dem Haß, zu dem sie ihn gelegentlich befähigt. Die erste Abwendung von Maximilian Harden kündigt Kraus an, als Harden in diesem Punkt, im Weiberpunkt sein Mißtrauen reizt. Von da an geht es aber dann reißend weiter. So weh hat Kraus niemandem noch getan! Die Schläge, die er seinem Berliner »Rivalen« versetzte, waren so furchtbar, unwiderstehlich und rasch, daß der Angegriffene trotz seiner großen publizistischen Mittel geradezu den Eindruck der Wehrlosigkeit machte. Er verfolgte den Mann bis zu den Schatten und gab ihn auch dort nicht frei. Wo hat es je eine solche Polemik, eine ähnliche Attacke gegeben? Hier darf man selbst die größten Beispiele heranziehen, ohne daß Kraus durch den Vergleich verdunkelt wird. Die Verfolgung Platens durch Heine macht eher einen dürftigen und willkürlichen Ein-

druck, wenn sie mit dieser elementaren, furiosen, niederschmetternden Abrechnung, diesem schnaubenden »Esse delendum« parallel gestellt wird. Lassalles Julian Schmidt mag auf die Zeitgenossen entfernt so gewirkt haben. »Wien« siegte glänzend über »Berlin«. Es war grausig schön. Harden erwachte eines Morgens und war unberühmt. Wo ist er? fragte man sich, die Augen reibend. Der aber war, wie bei einem Dynamitattentat, restlos dahin. . . .

Was kann Kraus noch werden und wo ist der Königsgedanke seines Schaffens? Ich sagte es schon: die Schönheit. Man könnte aber auch sagen: sein ganzes Leben, so mannigfach verschlungen, gilt einem Ideal: der Persönlichkeit. Er betrauert sie, wenn sie geknechtet ist und richtet sie auf, wo er sie bedrängt findet.

Kein moderner Geist hat den Sturz der Persönlichkeit in der modernen Welt tiefer und brennender empfunden als Karl Kraus. Er hat diese Krise erraten und mit den allarmierendsten Worten verkündigt. Er hat dafür ein geradezu erleuchtetes Bewußtsein. Ihm sind die Möglichkeiten der Persönlichkeit bekannt und darum ihre Gefahren. Den wenigsten Zeitgenossen dürfte auch nur eine Ahnung davon dämmern, was da vorgeht. Eine entsetzliche Verarmung des Menschengeschlechts. Wir werden arm. Das ist's, wovor ihm graut. Hier rechtzeitig zu warnen, die Verarmung nachzuweisen, das ist seine Lebensaufgabe. Alles was er dazu tut, ist nur Waffe, Rüstzeug, Konsequenz. Diese grausige Furcht peitscht ihn zur vehementen Kritik der Kultur, während sich andererseits die Kultur selbst in ihm mit unheimlicher Rapidität entwickelt. Es reißt ihn vom Heute zum Morgen, läßt ihn das, was er heute noch goutiert, morgen schon verstoßen. Er konsumiert alles, was in seinen Bereich kommt, mit unheimlicher Schnelligkeit und dabei ist es seine Formel, daß er nichts übergehen kann und darf. Er

muß alles an sich nehmen, dann aber erlöst er sich davon ganz und vollkommen. Daher wunderliche Widersprüche in seiner Lebensführung, welche seinen Freunden nicht immer paßt. Was ihm bestimmt ist, zu bekämpfen, muß er vorher suchen; es ist aber umgekehrt, wie die Leute glauben. Man sagt, er verrate seine Freunde. Umgekehrt, er muß durch seine Feinde hindurchgehen. Das ist tragisch, aber es ist seine Formel. In seiner gallopierenden Konsumtion liegt aber unstreitig auch das Bedeutende, das Dämonische an ihm. Es macht ihn sensitiv gegen alles Verbrauchte und Triviale. Die Trivialität, die feste Schablone tut ihm weh wie glühendes Eisen. Wie er es versteht, auf ein Durchschnittspublikum diese seine Stimmung zu übertragen, ist ein Rätsel. Aber ihm gelingt's. Er vermag es, irgend eine Tagesmeinung mit einer solchen Gebärde der Verachtung abzutun, daß sie wie ein ausgespuckter Standpunkt erledigt ist. Es gelingt ihm, das Volkstümliche zu verhöhnen und damit populär zu werden. Er ist nämlich wirklich populär, er ist den Wienern unentbehrlich.

In dem Kampf um und für die Persönlichkeit stößt er auf die Demokratie. Von der hat er nie etwas gehalten. Er hat es unglaublich beherzt herausgesagt. In seinem Kampf gegen die gesellschaftlichen Mißstände gerät er mit ihr beinahe wider Willen in ein Freundschaftsverhältnis, aber er hat die Seelenstärke, alle Bundesgenossen zurückzustoßen. Er hätte sichs leichter machen können. Es gab eine Zeit, wo man ihm von gewisser Seite stark den Hof machte. Er winkte ab. Er will wirklich keine Bundesgenossen. Jeder, scheint es ihm, kompromittiert. Jedes »Komitee« ist ihm ein Gräuel, eine Verwässerung, eine Verkehrung ins Gegenteil. Er hat den Willen zur Einsamkeit. Es führt ihn dazu, die Politik überhaupt zu negieren. Jedes wie immer geartete Kollektiv-Wirken erscheint ihm als Degradierung. Die

Politik ist ihm absolut problematisch, geradezu unverständlich. Ich gebe ihm darin nicht recht, aber ich erinnere mich, daß Karl Kraus noch jedesmal, wenn ich glaubte, er sei um eine Strecke zurück, um eben diese Strecke voraus war. Fest steht, daß für einen Geist, der unmittelbar wirken kann, die Politik ein Umweg ist. Wenn aber Kraus in Bismarck beispielsweise einen Kopf sieht, dessen künstlerische Materie gleichsam nur zufällig die Politik war, so beweist er damit nur, daß ihm das Leben von Massen, Völkern, Organismen und deren Exponenten unendlich ferne liegt. Die Politik als gleichberechtigte Welt mit ihren wunderbaren zwingenden Gesetzen, dieses große Fatum ist für ihn nichts als ein Monstrum. Dieser Welt nahe zu treten, scheint ihm versagt zu sein. Aber liegt die Schuld an ihm? Unser Staat ist so atomisiert, daß sich tatsächlich Individuen in der Luft bilden. Schwebende Geister, kolossal anziehende Erscheinungen, wie sie vielleicht nirgends sonst auf der Welt vorkommen; hohe Kulturen ohne reale Unterlage. Aber die Frage ist, ob es das geben darf; ob es außer denjenigen, welche aus ihrer Isoliertheit ein Programm machen, irgendeine Fruchtbarkeit geben kann, losgelöst von Boden, Nation, Territorium, Staat. Hier beginnt das Problematische an Karl Kraus, freilich auch das Einzigartige einer Erscheinung, die in England, Frankreich, selbst Deutschland nicht möglich wäre. Fragt sich nur, wie es endet, ob der tragische Unterton solcher Persönlichkeiten nicht eben doch politische Ursachen hat. Daß sichs Kraus zur besonderen Ehre anrechnet, und daraus neue exotische Farben für seine Palette gewinnt, ändert nichts an der Tatsache, daß ein solches Empfinden uferlos ist.

Jedenfalls begünstigt diese Geistesstimmung seine schon berührte Eigenart: allen Dingen unmittelbar gegenübertreten zu können. Zwischen sich und den Dingen keinen wie immer gearteten Ver-

mittler zu haben, kein System, keine Partei, keine Abstraktion, keinen Standpunkt, kein Vorurteil, keine Nation, kein Vaterland, keine »Bildung«, und dabei doch eine leidenschaftlich bebende Vollblutpersönlichkeit sein — das muß eine ganz neue Musik und eine Form der höchsten Unmittelbarkeit geben. Karl Kraus hat sie in seinen Aphorismen gefunden und erobert. Es ist in diesen »Sprüchen und Widersprüchen« etwas von der Stimmung, wie sie Otto Stoessl für den Skeptiker definiert: »dessen Pathos darin liegt, nichts pathetisch zu sehen, sondern allen Dingen ihre Schwere zu nehmen, indem er ihnen seinen Geist einhaucht, dessen zartes ergreifendes Lächeln aus der groben Welt widerstrahlt, die er ansieht, der nicht gestaltet, sondern nur eben anschaut und mit leisem Liebhabergeist das bittere Leben doppelt liebt, weil er es in all seiner Fragwürdigkeit und Blöße erkennt.« Diese Aphorismen wölben sich wie ein goldig-blauer Septemberhimmel nach langen bangen Stürmen. Die Sprachkunst wird stoffrei, materienfrei, leichtbeschwingt, hellklingend. Der Stil ist konzentriert und bietet sich dem Studium in Reinkultur dar. Diesen Stil meinte manch einer aus dem Handgelenk nachmachen zu können. Da zeigte sichs ungefähr, wie schwer das ist, so eine kleine Glosse von dreißig Zeilen zu schreiben, ohne daß der Leser früher durchgeht. Die Kunst, mit der Sprache so zu fesseln, daß der Leser mit steigender Lust und Spannung ins Labyrinth läuft und alle auch schweren Anforderungen gerne auf sich nimmt — das hat ihm noch keiner abgeguckt. Das Geheimnis liegt vielleicht darin, daß Kraus selber einem Sprachlabyrinth träumerisch-trunken nachwandelt; die Sprache ist für ihn ein Garten voll unverhoffter Rosen, die aus allen Lauben hervorbrechen. Er hat Aufsätze geschrieben, Essays, gipfelnd in einem klirrenden Witz, deren Bau und Konstruktion nicht zu ergründen und doch artistisch-gedanklich voll-

endet ist. Ihn leitet, scheints, dieselbe geheimnisvolle Macht wie den Lyriker. Darum gibt es bei ihm keine toten Stellen, keine Lacunen, sondern ein unwiderstehliches Weitergleiten, wie es etwa bei der Wieland'schen Prosa zu verspüren ist, wo sich das Umblättern so ganz und gar im Husch und von selber macht. In seinen Aphorismen tritt uns diese Sprach-Produktivität ganz leibhaftig entgegen. Karl Kraus darf nun endlich erwarten, daß er seinem zuständigen Richter nicht mehr entzogen wird; er ist nunmehr in der Gesellschaft angelangt, auf die er ein Recht hat: in der Gesellschaft der Denker und großen Herren vom Geist. Er kann somit auf seinen wirklichen Geschmack ohne die Würze der Tagesaktualität genossen werden. Bei allem selbstständigen Leben der einzelnen Aphorismen liegt in der Komposition dieses merkwürdigen Buches eine Wechselwirkung und innere Verkettung der Gedanken und eine jubelnde Steigerung, welche sie wieder zu einer höheren Einheit verknüpft. Man darf neugierig sein, ob gegenüber diesem Buch, dessen geistiger Schatz sicherlich heimlich aufgegriffen werden wird, die österreichischen »Intellektuellen« die Frechheit haben werden, zu — schweigen! In den Aphorismen erkenne ich einen vollendeten Freigeist, der alle Schlacken von sich abgetan, einen unverhofften, edlen Abschluß eines stürmischen Jahrzehnts.

Kolossaler Marsch einer Persönlichkeit: beginnt damit, seine Mitbürger durch gelungene Scherze über die Tagesereignisse zu amüsieren, gibt seinen Waffen allmälig Objekt und Richtung, stellt sich in den Dienst der gesellschaftlichen Gerechtigkeit, erhebt sich zum großen hinreißenden Journalisten, wird zum Kulturkritiker und Sachwalter des Individuums, dann der Persönlichkeit und des Genies, wirft von einem bestimmten Zeitpunkt an alle Eroberungen, Freunde, errungenen Positionen wie einen Pappenstiel

von sich und zieht sich auf den Geist zurück und wird zum Künstler feinster Weltbetrachtung. Ihr begleiten auf diesem Wege Haß gegen Trivialität, gegen Schmarotzertum, Demokratie und Popularität — Liebe zum Weib, zur Persönlichkeit und Einsamkeit, während er immer mehr und mehr davon abkommt, für Menschen und Dinge einzutreten und leidenschaftlich sein Eigenstes sucht, um es endlich nach vielen Schmerzen und seltenen Triumphen zu finden und als klingendes Gedankengold herauszuzahlen, endend wie er begonnen, mit neuen Verheißungen und vielsagenden Versprechen .....

Die Memoiren der Odilon.

Anadyomene, mit einer Krücke dem Meer entstiegen — so erschien sie mir auch in gesunden Tagen. Erst ihre Krankheit, deren aphrodisischen Ursprung sie selbst bekennt, beglaubigt sie als Weib. Ihre Stimme war nicht wie Sirenensang, den zu hören man stirbt; doch es klang auch kein tragischer Orgelton darin und keine Glocke zur christlichen Nacht. Das Weib im Zustand der Zivilisation, aber ohne das Heimweh der Hysterie und ohne Widerspruch gegen die Gefängnisvorschriften. Kaum daß ein Dämmer jener Nervennot, aus der das Gefühl der heutigen Schauspielerin schöpft, die Ahnung eines elementaren Lebens weckte. Hier war nicht das, was dem Weib Persönlichkeit gibt, das tiefe Nichts, die zauberische Hülle aller Werte, die der Mann verleiht und die ihn bereichern: Hingabe, die Rückgabe ist. Diese Faszinationen haben nichts, was den

Bürger aus dem Weg der Korrektheit reißen könnte, aber einen Künstler möchten sie zerstören; diese Betrügereien vollziehen sich innerhalb der Gesellschaftsordnung, aber einen Mann von Gnaden der Natur könnten sie um den Verstand bringen. Das ist die Mission solcher Frauen, von denen man nicht wüßte, wozu sie geboren werden, wenn sie nicht zuguterletzt eine Erkenntnis stärkten: daß die Kultur das Chaos wiederhergestellt hat, aus dem die Welt erschaffen wurde . . . Die »interessante Frau« und die erotische Posse bezeichnen die geistigen Grenzen der christlichen Geschlechtsfreiheit; nichts ist uninteressanter als jene und nichts trauriger als diese. In ihnen huldigt die Übertretung dem Verbot; das Maß dessen, was gewagt wird, ist das Maß dessen, was nicht gewährt ist, und so wahr Freiheit die Feindin des Zwanges ist, so ist Frechheit die Verbündete des Respekts. Innerhalb der geistigen Ordnung aber, die die Persönlichkeiten bricht, da sie sie nicht biegen kann, hat der Gaukler Talent den weitesten Spielraum. Talent ist geschlechtslos und daher weltläufig. Es täuscht über allen Zwiespalt eines Lebens, das die Geschlechter gegeneinander stellt, es ist eine Verständigung von Mann zu Weib. Sinnengenuß und Rausch des künstlerischen Schaffens tun uns nichts mehr zu leide; es sind die Sonnwendfeuer des Talents, die den Schein eines Waldbrandes geben. Talent ist der Selbstbetrug, mit dem sich das Leben über seine Verarmung tröstet. Und durch nichts verarmt es mehr als durch die Entschädigung. Kraft ist schöpferisch, aber Routine, die Kraft ersetzt, kann nicht einmal Routine erschaffen....Sonst kann sie alles. Denn das Wesen des Talentes ist, zu können, was es nicht muß. Ein Talent der Liebe, ein Talent der Bühne, am zweifachen Spiel gehindert, wird unschwer zum Talent der Feder. Versagt die rechte Hand, so schreibt die linke. Sie schreibt Memoiren eines Talents, die ebenso jedes andere Talent schreiben könnte, ohne erlebt zu

haben, was sich schreiben läßt. Erinnerungen an die Tage, da eine Stadt vor Frau Helene Odilon auf dem Kopf stand und es ohne Rücksicht darauf tun konnte, daß ein wertvoller Inhalt in Verwirrung gerate.

Mir klafft kein Riß zwischen der peinlichen Sensation dieses Buches und dem Künstlerruhm dieses Lebens. Und schwer wird es mir, die Autorin nicht gegen die enttäuschten Verehrer der Schauspielerin in Schutz zu nehmen. Denn die Frage »Ist das wirklich notwendig gewesen?«, die sich schmerzlich bewegten Feuilletonisten entringt, darf frank bejaht werden. Man müsse nicht die Odilon gewesen sein, sagen sie, »die große Mondäne, die Verführerin einer Stadt«, um ein solches Buch zu schreiben, das nichts enthalte als Klatsch aus Garderobe und Schlafzimmer; um es in einem saloppen Komödiantenjargon zu schreiben und in einem gleichgiltigen Ton, der nichts interessant zu machen wisse. Ich sage, man muß dazu die Odilon gewesen sein! Liegt die Enttäuschung der Verehrer in der Erkenntnis, daß die Dame keine hinreichend geschickte Feuilletonistin ist? Sie scheint tiefer zu wurzeln; denn der Tadel resolviert zu der Erklärung, an dem banalen Buche sei »nichts sonderbar, als das Wesen einer Frau, die uns daraus entgegentritt: kalt, indezent, rücksichtslos und ohne Tiefe«. Dieses Buch sei danach angetan, »das Bild der einst strahlenden Odilon zu zerstören«. Man sieht, wie verzwickt der psychische Sachverhalt ist. Denn die Autorschaft der Frau Odilon zugegeben, bleibt nichts übrig als die Vermutung, daß ihre Persönlichkeit in dem Augenblick kläglich zusammengeschrumpft ist, als ihr ein Verleger den Antrag stellte, ihre Memoiren zu schreiben, — oder die Annahme, daß es einst der faule Zauber einer strahlenden Routine war, der eine kalte, indezente und seichte Natur zur Verführerin einer ganzen Stadt machte. Ich entscheide mich für die Annahme und verwerfe die Vermutung. Jene Geschicklichkeit konnte die Literaten täuschen, so-

lange sie auf der Szene zu Hause war. In die Literatur übersiedelt, erregt sie das Bedenken der Fachleute. Eine rechte Frau mag in einem ungefügen Satz eines Briefes die Gestaltungskraft von zehn Schriftstellern beschämen, aber sie wäre nie imstande, ihre Memoiren herauszugeben. Es ist ein unnatürlicher Tod der Weiblichkeit, die im Bett stirbt, wenn eine sich entschließt, zur Feder zu greifen. Dieser Selbstmord soll als Versuch der Rettung aus einem unbefriedigten Dasein nicht unterschätzt werden. Aber ein Weib schreibt immer sein Obduktionsprotokoll. Und glaubt man, daß das Leben einer Frau, die eines Tages der Literatur verfällt, je etwas anderes war, als ein Leben aus zweiter Hand? Nur die Blindheit nimmt eine Wesensänderung wahr, und nur die Taubheit hört aus den Memoiren der Frau Odilon eine andere Sprache als aus ihren Bühnengestaltungen. Wer bei dem »gefühllosen, gleichgültigen, einförmigen Ton« ihres Buches sich nicht an die Glanzzeit der Frau Odilon erinnert, um eine Konsequenz festzustellen, sondern um über die seltsame Verwandlung eines Charakters nachzudenken, der macht mit Unrecht die Autorin für seine Enttäuschung verantwortlich. Madame Sans-Gêne in Wort oder Schrift, ich höre nur eine Stimme, und sie klingt mir immer noch wie der Ton einer stattlichen Sparbüchse, einer, die klappert und schüttert, ohne sich je zu vergeuden, und die unter Kuratel zu stellen, bloß dem Scharfsinn einer österreichischen Behörde einfallen konnte. Aber es ist schließlich kein Wunder, daß in einem Staat, dessen Finanzminister frei herumlaufen und dessen Abgeordnete davon leben, daß sie mit fremdem Geld verschwenderisch umgehen, die Kapitalisten zu Märtyrern der behördlichen Aufsicht werden. Daß sich diese eine Frau als Opfer ausersehen hat, die in ihrer ganzen Lebensführung den holden Schwachsinn ihres Geschlechts verleugnet, beweist die glückliche Hand, die

dieser Staat wie in allen höheren Kulturproblemen auch bei der Kuratelsverhängung bewährt. Die Art, wie Frau Odilon noch heute mit ihren Liebhabern abzurechnen versteht, stärkt den Verdacht, daß hier ein mündiger Verstand unter der Kuratel des Blödsinns gehalten wird. Daß Frau Odilon als Schriftstellerin noch nicht die blendende Routine hat, mit der sie als Lebenskünstlerin und Star der Bühne über den Mangel an Persönlichkeit zu täuschen wußte, ist ein Vorwurf, den nur die kollegiale Unduldsamkeit erheben kann. Aber daß ein Weib den Ehrgeiz hat, mit der Feder seinen Mann zu stellen, ist keine Kritik am Buch, sondern am Weib. Das ist keine Schwachsinnige, das ist kein Weib, die solche Proben einer Erinnerungsfähigkeit ablegt.

Solange eine nicht schreibt, bewahrt sie den Schein der Geschlechtswirkung, und der Zusatz jener widerwärtigen Geistigkeit, der sie später zur Schriftstellerin befähigt, mag gar die verdächtige Mixtur herstellen, welche die Toren betört. Aber eben diese Intelligenz ist es, die im rechten Augenblick alle die schlechten Eigenschaften mobilisiert, die im Friedensstand zum Reiz des Weibes versammelt sind. Die Anmut ist eine Maske, die das Weib vor dem wahren Antlitz trägt. Fällt die Maske — nichts außer ihr vermag zu »fallen« —, so steht eine fragwürdige Menschlichkeit vor deinen Augen. Bist du nicht im Zauberbann, so kann die Erhitzung deines Nachbarn dich nicht von der Vision abbringen, daß die Luxusdame, die da oben ihr Spiel treibt, ein flotter Weinreisender im Unterrock ist oder ein Börsenagent mit Jupons. Und läßt sie selbst die Maske fallen, gibt sie den Schein schöpferischen Frauentums auf, um eine Meinung zu vertreten, um zu agitieren, zu reden, zu schreiben, so erwächst der Eindruck zu schreckerregender Vollständigkeit. Sie braucht sich dann von keinem Feuilletonisten entmutigen zu lassen, der Ehrgeiz allein beglaubigt ihre Zugehörigkeit, und das ange-

borne Talent zur Routine führt sie bald über die Schwierigkeiten des Anfangs. Und sie hat ein Recht darauf, daß man ihr die Abscheulichkeiten eines Klatschromans genau so verüble, wie jedem Reporter, der die wahre oder fingierte Kenntnis des Privatlebens stadtbekannter Personen zu einer publizistischen Sensation ausschrotet. Denn das ist der ehrliche Erfolg der Frauenemanzipation, daß man einem Weib, welches sich einem schmierigen Handwerk des Mannes gewachsen zeigt, heutzutage nicht mehr die verdiente Geringschätzung vorenthalten darf. Freilich muß hier das Recht der Frau noch immer in einem Punkte zu kurz kommen. Man darf einer, die ehrenrührige Eingriffe in ein Privatleben begeht, wohl von der Gesinnung zumessen, die man einem Redakteur in solchem Falle widerfahren läßt; aber das unsäglich ekle Erlebnis, eine Frau, die Memoiren geschrieben hat, vor den Geschwornen zu sehen, wird der erpichteste Frauenrechtler nicht herbeisehnen, und kein Feminist wird wünschen, daß man an einem Weibe jene Selbsthilfe betätige, die man gegen den Verbreiter der sexuellen Intimitäten in der richtigen Erkenntnis anwendet, daß die judizielle Genugtuung nicht zureiche. Es ist gewiß wieder ein Unrecht, daß man hier durch die Bevorzugung der männlichen Sudler begeht. Aber der äußere Schein, der dafür spricht, daß es Männer sind, während die Journalistinnen noch immer keine Hosen tragen, muß die Wahl entscheiden. Wenn auch in Wahrheit durchwegs nur die Weibernaturen in der Journalistik auf den trostlosen Gedanken verfallen, durch Preisgabe wahrer oder erdichteter Tatsachen des Privatlebens eine Rache zu üben, so ist doch die Hose für den Entschluß maßgebend, sie zu spannen. Kein Mensch, und wäre er in seinem Innersten beleidigt worden, wird einen Weiberrock aufheben, um eine unzärtliche Gesinnung zu betätigen. Diese Zurücksetzung müssen sich nun einmal die

schreibenden Weiber gegenüber den weibischen Schreibern gefallen lassen. Aber weil sie ihrer ganz und gar sicher sein können, sollte umso nachdrücklicher der Versuch unternommen werden, sie durch Worte einzuschüchtern. Denn das Handwerk der Kolportage von Bettgeheimnissen mag einen goldenen Boden haben: wenn es ein Weib betreibt, so ist es eine Beleidung des eigenen Geschlechtes, wie sie schimpflicher nicht gedacht werden kann. Für diese, nicht für die Beleidigung der Männer, deren Leben das Unglück hatte, von einer künftigen Memoirenschreiberin gekreuzt zu werden, gilt es eine Sühne zu schaffen. Es wäre lächerlich, einen Menschen wie Alexander Girardi, der mit einem Wort einen Reichtum der Liebe spendet und gewinnt, gegen die Herzensleere dieser Enthüllungen in Schutz zu nehmen, die nebst ihrer garstigen Absicht nichts enthüllen, als gerade die wertvollsten menschlichen und künstlerischen Eigenschaften des Betroffenen. Aber man würde sich versucht fühlen, sich selbst des unsympathischesten Opfers dieser Ranküne anzunehmen und einen Geldbaron gegen den Verdacht einer reinen Liebe zu schützen, aus deren »Glückstraum« Frau Odilon durch drei Tausender herausgerissen wurde, wie anderseits gegen die öffentliche Rechnungslegung, zu der sie sich gegenüber dem »Unwürdigen« schließlich doch bereit findet. Sie alle aber gegen die Zumutung zu schützen, ihre Bettgenossenschaft kulturhistorisch gewürdigt zu sehen.

Es ist ein Buch, das wirklich notwendig war, um der Öffentlichkeit und deren Wortführern über die Armut ihrer Illusionen die Augen zu öffnen, die fast so billig herzustellen sind, wie die Bühnentoiletten der Frau Odilon. Durch die rücksichtslose Preisangabe für diese und durch das Preisgeben der uninteressantesten Geheimnisse hat sich die Verfasserin in einem Teil der Presse das Lob »Rousseau'schen

Wahrheitsmutes« zugezogen. Gefährlicher ist eine Kritik, die Frau Odilon jahrelang als dämonisches Weib anerkannt hat und jetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, weil sich der Zauber als eine sublimierte Mischung aus den Interessen eines Reporters und den Berechnungen eines Theateragenten herausstellt. Daß Charlotte von Stein nach der Schätzung beeideter literarhistorischer Sachverständiger keine Wertsache war, wird an ihrem Liebhaberwert für die Subjektivität eines Goethe nichts ändern; man wird höchstens in der Überzeugung bestärkt werden, daß die Literaturforschung keine Wertsache ist. Aber die Objektivierung der Frau Odilon ist durch ihren Willensakt herbeigeführt worden, sie hat sich selbst enthüllt, sie hat geschrieben. Die schmerzliche Enttäuschung der Wiener Kulturforscher ist so töricht wie die Überlegenheit der deutschen Literaturhistoriker.

Freilich muß es ihrer Vorstellung von einem Mondänentum arg zusetzen, wenn sie Frau Odilon erzählen hören, wie sie in ihrer Jugend »ein paar Dachteln« bekommen habe, wie ihr dann »das Herz pumperte«, als sie zum erstenmal auf den Presseball ging; wenn sie hören, wie sie sich ein »armes Waserl« nennt, »gut is' gangen« ruft, ein Erlebnis »bis zum I-Tüpferl durchmacht«, »pumperlgesund« nachhausekommt, von ihrem »Hirnkastel« spricht, von einem Autor, »dem es das Beischel umdreht«, von dem »krauperten Haar« Lenbachs, von dem »Gerstl«, das ihrem Mann ausgeht, von den »Spompanadeln«, die sie, und von den »Mafökchen«, die er auf Reisen macht, von dem »Riesenschinakel«, auf dem sie nach Amerika fährt, von den »Fressalien« an Bord, einigemal vom »Speiben«, und nur zur Abwechslung davon, daß sie einmal »ganz betropetzt« war und daß ein Kollege, als er von der »Benehmität« einer Kollegin hörte, die Bemerkung machte: »Ae solchene wären Sie?« Sonst aber durchaus

eine sprachliche Melange aus Grinzing und Hoppegarten, ein Jargon, der zugleich harb und »muschlig kuschlig« ist und neben dem Ruf »Kruzifix noch einmal!« nur die Beteuerung vermissen läßt: »Ich denk, mich laust der Affe!« . . . Mir könnten solche Äußerungen das Bild einer Göttin nicht alterieren. Das Vorbild der Iphigenie bevorzugte — Dank sei einem Professor für die Enthüllung — das Wort »Dreck«, und jene andere Charlotte, die das vollendetste Nachbild der Iphigenie geschaffen hat, die große Wolter, befliß sich in Umgang und Briefen des rüdesten Jargons. Sie wären freilich nicht imstande gewesen, Bücher daraus zu machen. Die Ausdrucksweise der Salondame mag ein lesendes Parterre enttäuschen; in die Linie ihres Wesens fügt sich mir der geistige Stil. Daß ihre Erinnerung an einen berühmten Kollegen sich darauf beschränkt, daß er einmal plötzlich von der Szene verschwunden sei, und in dem Satze gipfelt: »Des Rätsels einfachste Lösung hätte die verschwiegene Toilettefrau geben können«, wäre schließlich noch ein naturalistischer Zug, der zwar dem mondänen Ruf einer Bühnenkünstlerin abträglich ist, aber sonst von einem erfreulichen Humor zeugt; — wozu schriebe man denn Memoiren, wenn sie nicht auch diese letzten Geheimnisse der Zeitgenossen ergründen dürften? Und daß sie selbst auf dem Amerikadampfer »gleich nach der Suppe unter den Klängen eines Strauß'schen Walzers aus dem Saal tänzeln mußte und unter noch ganz anderen Klängen dann in die Kabine walzte«, wäre auch noch harmlos, wenn solche Erinnerung nicht den penetranten Verdacht weckte, sie stehe in den Memoiren eines reisenden Männergesangvereins. Aber die geistigen Übelkeiten, die uns — wenigstens in der ersten Hälfte des Buches — aufgetischt werden, sind in Wahrheit das, was eine beliebte Schauspielerin zu einer der unsympathischesten Erscheinungen der deutschen Literatur gemacht hat. Die Grundgesinnung, die alle Andern mit Druckerschwärze

beschmieren möchte, weil man selbst der Schminke entsagen muß, in Ehren! Daß Frau Odilon Kolleginnen auch dort kompromittiert, wo sie nichts davon hat, daß sie Jugendfreunde verhöhnt, weil sie ihr aus Eifersucht eine ruhmlose Laufbahn prophezeiten, Schneider durch üble Nachrede schädigt, Gatten des Diebstahls verdächtigt — Verbitterung mag die Arroganz solchen Schaugerichts über eine private Welt erklären. Aber daß sie sich dazu versteigt, uns die Hämorrhoiden eines Gemahls vorzusetzen und ähnliche Miseren der Ehe, die sie schließlich der goldenen Ader eines Millionärs geneigt machten, das ist mehr, als das Mitleid selbst gestatten kann. Widerlich auch die Art, wie sich die Lebensroutine einer Liebhaberin als die Ahnungslosigkeit einer Naiv-Sentimentalen vermummt. Frau Odilon ist in ein neues Fach übergegangen. Zerknirscht nennt sie es einen »Fehltritt«, als sie einen Rennstallbesitzer mit einem Trainer betrog, und bezeichnet sich hiebei als ein Opfer des bösen »Galeotto«, der's nun einmal wahr haben wollte. Von der ersten Zusammenkunft mit dem Finanzbaron »träumt sie mit geschlossenen Augen«. Nachträglich! »Wie ich unter einem Vorwand in sein Palais gekommen war. Wie wir von gleichgiltigen Dingen gesprochen, wie aber die Augen die Herzen nicht Lügen strafen gekonnt . . . Und wie es schließlich geschah . . . Damals hätte ich es in alle Welt hinausjubeln wollen . . .« So romantisch ist das Leben, und es gehört Rousseau'scher Wahrheitsmut dazu, es auch so darzustellen. Und ein unerbittliches Ethos ist notwendig, damit eine Frau in glaubhafter Weise »Unpünktlichkeit« als jene männliche Untugend schildere, die ihr die Ehe vergällt habe, und damit eine Schauspielerin, die sich fortwährend über eine Rejane, eine Sandrock, eine Sorma zu stellen vermißt, der größten Persönlichkeit des österreichischen Theaters »Eitelkeit« vorwerfen könne. Wenn es aber die Dekorierung ihrer Erlebnisse gilt,

ist solch eine interessante Frau einer Sinnigkeit und Kitschigkeit fähig, die man ihr gar nicht zutrauen sollte. Zur Erinnerung an ihre erste Kollegenliebe zitiert sie schlicht das tiefe Wort aus dem Zigeunerbaron: »Wer uns getraut? Sag an — sag du!« Als sie einmal in Ems dem alten Kaiser Wilhelm begegnete, sprach er zu ihr: »Sie werden mich doch nicht für so unhöflich halten, daß ich einer Dame vorangehe? Also, darf ich bitten?« Sie aber ging, »gerührt von dieser auf der Welt einzig dastehenden Liebenswürdigkeit, stumm ihres Weges«. Und um nicht immer wieder die Folgen einer stürmischen Amerikafahrt beschreiben zu müssen, deutet sie einmal mit diskretem Humor an: »Er zählt die Häupter seiner Lieben — Statt hundert waren's sieben«. Interessante Frauen haben vor den Frauen voraus, daß sie denken können, was die uninteressanten Männer schon gedacht haben. Sie können also Zeitungsklischees denken. Sie freuen sich nicht etwa über die Blumen, die ihnen bei einem Wiederauftreten gereicht wurden, sondern sie konstatieren, daß ihre Garderobe »in einen Blumenhain verwandelt« war. So eine feiert nicht Weihnachten, sondern sie sagt: »Wieder steuerten wir auf das schöne Weihnachtsfest los, an dem sich Alt und Jung, Groß und Klein so recht vom Herzen freuen sollen«. Freilich rutscht ihr gleich darauf der Satz heraus: »Das dachte sicher auch der Herr v. Gomperz, als er mir seine Geschenke überbrachte«. (Gomperz ist der Name eines Lichtgottes, der Frau Odilon durch alle Fährnisse dieser Welt von Schwarzalben geleitet.) Sie geht nach Paris, also »nach diesem reizenden, schändlichen Seinebabel«. Sie geht nach Venedig, also »nach dieser allerliebsten Bijoustadt«. Aber wenn es auch viele herrliche Städte gibt, »'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!«. Da sich immerhin auch anderswo leben läßt, so bieten uns die Memoiren der Odilon eine Fülle ethnographischer Aufschlüsse. Zum Beispiel: »Geht man durch die Straßen Roms spazieren, sieht man alte Bilder, alte Gobelins, alte

Spitzen, altes Gold, altes Silber, alte Bauten. Alles ist alt, und je älter das ist, desto mehr wird dafür bezahlt. Eine einzige Ausnahme macht der Mensch — da ist es gerade umgekehrt.« Anders New-York. Frau Odilon beschloß, »das Land der Yankees« zu besuchen. »Ein Gastspiel in einem mir ganz unbekannten Weltteil!« Da ist natürlich das Lampenfieber noch viel größer. Aber es steht dafür. Die amerikanischen Eisenbahnen zum Beispiel: »Bei allem Komfort wird deshalb der Bequemlichkeit nicht vergessen«. Sehr anschaulich tritt uns das Bild der Metropole entgegen: »Was Beleuchtung anbelangt, so steht New-York einzig da und Paris und London können sich mit ihm nicht messen. Amerika ist das Land der Reklame . . . Die Beleuchtung in den Dienst der Reklame gestellt, das war's, was mir sofort in die Augen fiel. An jeder Straßenecke usw.« Die Verpflegung: »So gefressen — pardon — gegessen hatte ich noch nie zuvor«. Im Theater gibts das »Weiße Rößl« und »der Giesecke« hält eine Ansprache an Frau Odilon, die aus der Loge antwortet. New-York hat ferner die Wolkenkratzer, man besucht das größte Warenhaus zum Wannemaker, ein Kleid um 600 Dollars ist eine »Mezije«, und seit der Entdeckung Amerikas durch Conried ist kein Gast so gefeiert worden, wie Frau Odilon . . . Aber hat nicht auch Mitterwurzer in New-York gastiert? Gewiß, aber er war — unpünktlich. Er kam vor dem Termin, und die Folgen: leere Häuser und kein Erfolg. Wie sie doch die Männer kennt! Dieser Mitterwurzer war »ein Idealmensch, aber fürs Geschäft ganz und gar nicht« . . . Im New-Yorker Chinesenviertel jedoch bemerkt Frau Odilon »Damen«, die sie in Anführungszeichen setzen muß; denn es sind solche, die mit den Chinesenonkeln Champagner trinken und ihnen »noch dazu das nötige Kleingeld ablotsen«. Tout comme chez nous, ruft sie, die Chinesen sterben nicht aus!

Aber diese Mädchen leben für die Freude und wenn die Freude auch nur kurz währt, so schreiben

sie wenigstens hinterdrein keine Memoiren. Und keine würde behaglich schildern, wie sie die Psychiater herbeigewinkt hat, um Einen, der sie liebte, ins Irrenhaus zu liefern. Die Stelle des Buches »In schmerzlicher Erwartung saßen wir nun bei Svetlin, doch Stunde um Stunde verrann, ohne daß Girardi kam«, diese Stelle ist der dunkelste Fleck in einem Privatleben, bei dessen Enthüllung Frau Odilon noch schonungsloser vorging als beim Verrat fremder Geheimnisse. Sie, die kein Hehl daraus macht, daß sie selbst einmal den Schwachsinn der Irrenärzte für ihre Zwecke mißbrauchen wollte, macht es einem schwer, auf ihre Hilferufe herbeizueilen, da heute an ihrer geistigen Freiheit die psychiatrischen Fanghunde zerren. Und ich möchte es so gern! Der Glanz der Frau Odilon muß mich nicht geblendet haben, damit ich ihrem Elend beistünde, und so gern möchte ich die häßliche Hälfte des Buches vergessen, um der andern Teilnahme zu schenken. Denn diese Abrechnung mit der österreichischen Gerechtigkeit, deren erhabenes Justament auf alles menschliche Fühlen tritt, ist gut! Was die Frau hier sagt, ist gut gesagt; also muß sie mit jedem Wort recht haben. Hier ist die Reporterin erledigt, hier schreibt ein Weib, was selbst ein Weib schreiben darf. Hier wird nicht geklatscht, sondern geklagt, und auch ein Weib darf schreien, wenn ihr ein Büttel an die Gurgel fährt. Hätte sie nicht die unerträgliche Sensation ihrer Vorlebensstudie auf dem Gewissen, achtungsvollstes Erbarmen wäre diesem durch alle Instanzen des Heilbetruges und Rechtsverschubs gehetzten Jammer sicher. Aber dieses Kapitel ist für sich so stark, daß man der Armen die Hilfe gegen die Zudringlichkeit nicht versagen darf, mit der die österreichische Amtswelt ihre Fürsorge an ihr erprobt. Wenn der zehnte Teil dessen wahr ist, was Frau Odilon hier erzählt — die Wahrheit dessen, was sie aus dem Privatleben ihrer Nächsten holt, vermehrt ihre Schuld —, dann ist diese kompakte Sozietät von Amtshintern

wirklich wert, daß sie bei wiederkehrender Gelegenheit die serbischen Wanzen fressen. Eine Justiz, die den Wauwau spielt, und »Bitte sehr, bitte gleich!« sagt, wenn eine einflußreiche Person sich für das Opfer verwendet, eine Kommission von Richtern, Psychiatern und sonstigen Funktionären von malerischem Ansehen, die sich im Vorzimmer der Frau Schratt versammelt und sofort in die alte Tonart zurückfällt, wenn die Gönnerin aus irgendeinem Grund die Hand von dem Schützling zieht — wie weit halten wir? Wie weit wird sich dieses Komplott von altgedienter Roheit und unverwüstlicher Streberei noch gegen die feineren Lebensformen vorwagen? Wenn es wahr ist, daß ein Gerichtspsychiater der Frau, der er die Zärtlichkeit ihres Verlobten als eine Absicht auf ihr Geld plausibel machen wollte — denn um die Behütung des Geldes handelt es sich in dieser Staatsaktion —, daß er ihr ins Gesicht die Worte gesprochen hat: »Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie sich besinnen können, daß wir Männer einen gewissen körperlichen Widerwillen gegen Gelähmte haben!«, wenn wirklich ein Arzt das gesagt hat, so verdient er, daß ein gefühlvoller Polizeihund ihn zerbeiße. Wenn es aber wahr ist, daß man Frau Odilon die Herausgabe des Schmuckes verweigern wollte, den sie in ihrer erfolgreichsten Rolle trug und mit dem sie sich jetzt für das Foyer ihres Theaters porträtieren lassen sollte, dann staunt man wirklich, daß im mechanischen Betrieb der Borniertheit noch so viel Spielraum für eine erfinderische Tücke bleibt. Warum so viel Aktenpapier beschmiert wird, um einen Skandal zu verlängern, der ohnedies schon zum jüngsten Kuratelgericht aufstinkt, versteht kein Mensch. Wie sich diese kranke Frau durch Europa schleppt, um von den Enttäuschungen der Medizin in die Verzweiflungen einer Wunderkur zu fallen, ist gräßlich. Müssen zu der spekulativen Anwendung der Unwissenschaft und des Glaubens noch jene Segnungen der Jurisprudenz treten, die auch ein ge-

sunder Körper nicht verträgt? In der Judengasse der europäischen Zivilisation stehen, zwischen Purkersdorf und Lourdes, vor Sanatorien und Grotten, die Händler der hygienischen Hoffnung und fangen den Kunden in ihren Laden, aus dem sie ihn gelähmt entlassen. Muß dieses Straßenbild durch Richter, Kuratoren und Gutachter ergänzt werden? Ein Gerichtspsychiater fragt mehr, als hundert Weise beantworten können, und wenn eine Schwachsinnige nicht über die ungarische Ehegesetzgebung Bescheid weiß, so bleibt sie dem Kuratelverhängnis ausgeliefert. »Als Schauspielerin lebte ich mein Leben«, ruft sie, »und kümmerte mich nie um Gesetze, Beamte, Psychiater und Kuratoren. Aber auf einmal falle ich in diese Sauce. Wie ich gesund war, ließ man mich nach meiner Fasson selig werden, und jetzt, in meinen kranken Tagen, soll ich eine Gelehrte und gescheiter sein als die Richter, Advokaten und Ärzte!« Eine Frau, die das sagt, kann es schließlich noch mit einem Dutzend von dieser Sorte aufnehmen. Das Drängen, sich endlich zum Schwachsinn zu bekennen, entstammt der echt österreichischen Überzeugung, daß man sich hierzulande alles »richten« kann und daß bei einigem guten Willen eines Mündels die Gerichte vor »Scherereien« bewahrt bleiben. Wir aber wünschen den Skandal nicht mehr! Da Frau Odilon nicht will, verschone man sie. Wem sie ihr Geld schenken mag, ist schließlich ihre Sache. Wer immer es bekommt, dem hat sie's lieber gegeben als dem unbekannten Erben, dem es der österreichische Staat reserviert. Der Vorwurf der Gewinnsucht, den sie gegen ihren Kurator erhebt, mag ungerecht sein. Aber es ist mindestens Zeit, daß er abtrete, sobald ein anderer Anwalt erklärt, daß er die Sache gratis macht. Wenn ein Kurator seine Schutzbefohlene nicht wegen Ehrenbeleidigung klagen kann, so muß er abtreten, wenn sie ihn beleidigt. Er darf als Kurator das Wort nicht hinnehmen:

»Meine eigenen Möbelstücke läßt man verstauben, und außer meinem Kurator sind's nur noch die Motten und Schaben, die aus meiner Kuratel Vorteil ziehen.« Und ein Kuratelgericht hat eine Schwachsinnige laufen zu lassen, der das treffende Wort gelang: »Wenn eine Künstlerin nicht mehr spielen kann, kommt sie mir wie ein Fisch vor, der aus dem Meer in ein Lavoir Wasser geworfen wird. Mein Leben war die Bühne, und von den Brettern sagt man, daß sie die Welt bedeuten; aber schmeißen Sie einmal den Pochmann aus seinem Lavoir ins Meer, passen Sie auf, wie er ertrinkt!« Jedenfalls aus dem Lavoir mit ihm! Es ist genug! Schon spüre ich, daß sich hinter dieser zärtlichen Sorge für ein Kapital etwas von der alten Ranküne gegen eine Lebensführung verbirgt, die dieses Kapital erwerben half, und das könnte der Ranküne übel bekommen!

Nur dieses Land, das seine Skandale auch kalt genießen kann und wenn sie zur Rubrik erstarren, erträgt durch Jahre den lächerlichen Anblick, wie Diafoirus, Harpagon und Tartüffe sich zum Wohltun vereinigen. Frau Odilon empfindet es als Plage; aber sie kann auf den Schutz einer Öffentlichkeit nicht rechnen, die ihren Lieblingen kein Privatleben gönnt und sie wenigstens dauernd in der Gerichtssaalrubrik sehen will, wenn sie sie schon in der Theaterrubrik nicht mehr findet. Diese Teilnahme begleitet Frau Odilon durch die unwürdige Sensation ihrer Enthüllungen und verläßt sie in ihrem ehrlichen Kampf. Die Verfasserin der Memoiren hat nichts von der Gerechtigkeit und alles von der Heuchelei zu erwarten, und die sittliche Rolle, die sie sich gegenüber ihrer Vergangenheit zurecht legt, mag selbst ihren Wächtern wohlgefällig sein. Die Bewußtheit, die dem Leben und der Kunst dieser Frau wie ein Talisman eignet, hat sie aus der Wildnis sinnlicher Gewalten in die Region zivilisierter Lustbarkeit geleitet; aber sie bewahrt sie auch vor dem Verdacht des Schwachsinns. Möge sie sie jetzt der Pflicht

inne werden lassen, ihre geistige Freiheit ohne Haß gegen jene zu erkämpfen, die an ihrer Entmündigung unschuldig sind, und ohne eine sittliche Verteidigung ihrer Vergangenheit. Das schafft eine klare Situation, man stellt sich zwischen eine Frau und ein Dutzend Büttel, und es wäre zu schön, wenn dann von den Erlebnissen, die sie selbst verraten hat, ein einziges auch nur ein einziger ihr vorzuwerfen wagte!

Karl Kraus.

Beim Tode Matkowskys*).

Nun wird es dunkler sein.
Welch eine Flamme fiel!
— — — — — — — —
War unser Tag nur Schein?
Das Wesen war sein Spiel.

Entband sein Lächeln nicht
mit glücklicher Gebärde
verhaltnes Sonnenlicht
aus dieser harten Erde?

Entschüttelte sein Zorn
die alte Riesenglut,
die treibend unterm Korn
der Menschenäcker ruht?

Trug er in unser Spiel
nicht jede Welt hinein?
— — — — — — — —
Welch eine Flamme fiel!
Nun wird es dunkler sein.

* * *

*) Verse von Julius Bab, die in der ‚Schaubühne' stehen.

Die Verteilung der Macht.

Die Quelle aller Menschenmacht ist nicht, wie die Speichellecker der Masse behaupten, das Volk, sondern der Glaube des geistigen Menschen an sich selbst. Die sogenannte Macht der Menge ist, wenn sie nicht vom Geist gelenkt wird, lediglich eine zerstörende Elementargewalt. Sie hat immer einen gemeinen Notstand zur Voraussetzung, durch den sie erst geschaffen und in Bewegung gesetzt wird. Die Macht der Menge ist imstande, das Joch unvernünftiger Tyrannei abzuschütteln oder, von Mangel getrieben, schlecht behüteten Besitz an sich zu reißen. Sie ist immer nur Auflehnung oder Beraubung und weiß die erlangte Freiheit und den erlangten Besitz weder zu nützen noch zu halten. Die Menge kann nicht aus und für sich bestehen, sie sinkt unweigerlich stets wieder in die Knechtschaft zurück und für ihre Macht zeugen immer bloß Spuren der Verwüstung. Die materiellen Kräfte können nur unter der Führung des Geistes schöpferisch wirken, und jener Augenblick, als die Erkenntnis der Möglichkeit geistiger Macht wie ein Blitz die Seele des Menschen durchstrahlte und entzündete, war der höchstgemute und folgenreichste aller irdischen Augenblicke und die wahre Geburtsstunde der Menschheit. Der Menschheit und Gottes. Denn so leuchtend und erhaben erschien dem Menschen das Attribut geistiger Machtwirksamkeit, daß er lange nicht wagte, dies Ungeheure sich selbst beizulegen. Er stellte es außer sich, hob es in Sternenferne empor und wurde selbst ein Beispiel der Unterwerfung unter den Geist. Im Namen Gottes regierte zuerst der Geist des Menschen auf Erden.

Die ursprünglichste Form geistiger Herrschergewalt war das Priesterkönigtum. Und die Gottesidee war zugleich der feste Anker hohepriesterlicher Autorität und die befreiende Schwinge des geistigen Machtwillens. Je sicherer der Priester seines Ansehens und seiner Heiligkeit beim Volke wurde, desto

gewisser wurde er auch des eigenen Glaubens an seinen Beruf, Hirt zu sein über die Menschenherde. Dies nämlich ist der tiefste Glaube, der erst zum wahren Priester macht. Das innerste Geheimnis des Hohenpriestertums ist dies eine: daß der Glaube an Gott für den befreiten Geist nur der königliche Mantel ist, in den der Glaube an seinen Herrscherberuf sich hüllt. Der moderne demokratische Stumpfsinn freilich vermag in dieser kühnsten Konzeption geistigen Herrscherwillens, im Priester des esoterischen Wissens, nur den »betrügerischen Pfaffen« zu sehen.

Um aber solche Macht dauernd und ungeschmälert zu erhalten, ist rastlose Wachsamkeit und stete Willenserneuerung der geistigen Gewalthaber vonnöten. Jedwede Erschlaffung ihrer innern Energie bedeutet unerbittlich auch den Verfall ihrer Macht durch das Schwergewicht der dann sogleich und automatisch wirksam werdenden materiellen Kräfte. Sobald diese Kräfte nicht mehr planvoll bewegt werden, wenden sie sich planlos gegen ihre Beweger. Der geistige Herrscher wird also von seinem besonderen Selbsterhaltungstrieb auf ein hartes und asketisches Leben hingewiesen, asketisch im amoralischen, spartanischen Sinne, auf ein Leben gesunder Abhärtung, stolzer Selbstzucht und geistiger Freiheit. Niemals darf der Herrschende der Knecht von Leidenschaften und Bedürfnissen sein.

Neben dem herrschenden Priestertum entstand, als Vollstrecker seines Willens und Beschützer des Volkes vor äußeren Gefahren, eine Kaste, die durch den nahen Anblick der Macht und mehr vielleicht noch durch die impetuosen Instinkte, die ihr erblich innewohnten und durch ihren Beruf noch verschärft wurden, allmählich selbst nach der Macht lüstern wurde: die Kriegerkaste oder das kriegerische Königtum. Die Zunahme kriegerischer Unternehmungen — durch Bedrohung von außen; Auf-

lehnung im Innern, Expansionsbedürfnis, Bedürfnis nach Sklaven usw. hervorgerufen — stärkte diese sekundäre, ursprünglich nur als Exekutive gedachte Machtquelle auf Kosten der priesterlichen Macht. Und obgleich das militärische Königtum noch lange Zeit hindurch dem Hohenpriestertum untergeordnet blieb, war in kriegerischen Perioden dennoch die allmähliche Verwandlung des theokratischen Staates in einen militärisch-aristokratischen unvermeidlich. Der Kampf um die Macht zwischen Priestertum und Rittertum bildet den Hauptinhalt der sogenannten Weltgeschichte bis in die neuere Zeit. Im Mittelalter erscheinen diese beiden Machtfaktoren in zwei große, alles absorbierende Verbände zusammengefaßt: in den weltlichen Staat und in die Kirche. In Kaiser und Papst bekriegten sich der homo bellicosus und der homo contemplativus. Daß es auch kontemplative Kaiser und kriegerische Päpste gab, ändert nichts an ihrer repräsentativen Idee. Die rechte Waffe des Papstes war der Glaube an die Macht des Geistes, die rechte Waffe des Kaisers war das Schwert. Und gelegentliche Verbündungen der beiden Parteien oder einzelner ihrer Teile und gelegentliche längere Waffenstillstände beeinträchtigen kaum das grandiose Bild eines jahrhundertelangen, mit beispielloser Zähigkeit geführten Kampfes um die Weltherrschaft. Aber keiner der Gegner vermochte den anderen endgiltig niederzuringen. Der weltliche Staat konnte die wie eine fressende Flechte in ihm eingenistete Kirche nicht aus seinem Leibe reißen, und die Kirche konnte es nicht verhindern, daß weltliches Gehaben und weltliche Üppigkeit ihr Wesen verfälschten und ihr Ansehen untergruben. Und während diese beiden Gewalten sich bekämpften und schwächten, wuchs eine dritte Gewalt und wurde stark und stärker.

Das weltliche Königtum hat leibhaftere und kostspieligere Bedürfnisse als das spartanisch-asketische Priestertum. Was von Rittersart ist, liebt stän-

digen Prunk und unbedenkliche Verschwendung. Der siegreiche Krieger dürstet nach Festen, der Kampf stachelt die Lebenslust und der Krieg verschlingt Güter um Güter. Der Wert des Besitzes steigt in dem Maße, als Werte verwüstet und vergeudet werden. Und je grimmer Staat und Kirche sich befehden, desto mächtiger macht das Kapital sich geltend. Ein dritter Stand, der homo possidens, wächst heran und pocht als werteschaffendes und wertehäufendes Bürgertum auf seinen Anteil an der Macht. Die langsame, aber stetige Entwicklung der kapitalistischen Macht, der Machtzuwachs des Bürgertums auf Kosten der Aristokratie bildet die Geschichte der Neuzeit. Die Macht der Aristokratie wurde durch die Revolution gebrochen. Von ihr ab war der Militärdienst nicht mehr Beruf und Privileg des Adels, sondern allgemeine Volkspflicht. Die Macht des Priestertums wurde durch die Preisgabe der Wissenschaft gebrochen. Die Wissenschaft wurde aus einer Magd der Kirche ein Sprengstoff in den Händen Geistloser. Ein Hilfslehrer der Physik ist heute, wie Karl Kraus mit furchtbarer Ironie sagt, jedem Verkünder Gottes über. Aber Wissenschaft und Wissen sind zweierlei, und der Geist ist wahrhaftig nicht bei den Hilfslehrern der Physik. Es ist für ihn überhaupt kein Raum mehr auf Erden, und was heute Geist heißt, sind nur zerschliffene und zerriebene Reste jenes Geistes, der einmal auf Erden herrschte. Heute herrscht nicht der Geist sondern der Leib. Oder vielmehr: heute herrscht nichts und niemand, sondern alles und jedes ist beherrscht vom Verlangen nach Besitz und leiblicher Befriedigung. Der Plutokratie kann nur eine Gewalt sich entgegenstellen: die geeinte Masse. Und dieser wird es gelingen, die letzten Unterschiede von Mensch und Mensch auszuwischen und jenen Brei darzustellen, der infolge seiner Homogeneität und Dünnflüssigkeit so gleichmäßig über die ganze Erdkugel zerrinnen wird, daß ein ideales physikalisches Gleich-

gewicht jede psychische Intervention überflüssig macht . . .

Theokratie, Aristokratie, Plutokratie, Demokratie. Herrschaft des Geistes, Gewalt der Kraft, Einfluß des Besitzes, Gewicht der Masse: das ist der sogenannte Gang der Weltgeschichte oder der allmähliche Sieg der Menschenrechte oder der Fortschritt der Entwicklung. Man könnte es aber auch den allmählichen Zerfall der Geistesherrschaft oder das Ersticken des Geistes unter der Last der Pöbelgesinnung nennen.

Karl Hauer.

* * *

Österreich-Serbien.

Die ‚Vossische Zeitung' hat in ihrer Abendausgabe vom 20. März unter dem Titel »Frühere und jetzige Ansichten des Ministers Milowanowitsch« einen Artikel veröffentlicht, der in viele, deutsche und österreichische Blätter überging und auf telegraphischem Weg sogar in ein Wiener Blatt gelangte. Er lautet:

Es kommt häufig vor, daß Staatsmänner ihre Ansichten wechseln, aber es ist keine alltägliche Tatsache, daß ein aktiver Politiker nach wenigen Jahren genau das Gegenteil von dem sagt, was er früher als seine innerste Herzensmeinung zum besten gab. In dieser Lage befindet sich der gegenwärtige Minister des Äußeren Milowanowitsch. Man kennt ihn als Verfechter schneidiger, gegen Österreich-Ungarn gerichteter Noten, als Politiker, der sich in seiner Rede vom 3. Jänner 1909 auf den Ankläger der stets ländergierigen Donaumonarchie hinausspielte. Wie anders schrieb der Mann, als er noch in Opposition gegen König Milan stand, an dessen Sturz arbeitete und sich bemühte, Österreich-Ungarn von der Unterstützung des vorletzten Obrenowitsch abzubringen! Im April 1900 veröffentlichte er in der in Wien erscheinenden, von Karl Kraus geleiteten ‚Fackel' einen Artikel, in dem er sich zu der Ansicht bekannte, die erst jüngst wieder von dem ehemaligen serbischen Ministerpräsidenten Wladan Georgiewitsch ausgesprochen wurde, daß es für das serbische Volk am besten wäre, wenn es unter den Fittichen Österreich-Ungarns völlig geeinigt würde. Die Kernsätze des Aufsatzes des Herrn Dr. Milowanowitsch lauten: (Folgt das Zitat.)

Wie sich doch die Zeiten ändern! Ob Milowanowitsch sich als Minister König Peters noch daran erinnert, was ihm im Kampfe gegen Milan Obrenowitsch als Heil seines Vaterlandes vorschwebte? Dann müßte er eine ganz andere Politik befolgen als die des Kampfes gegen die österreichisch-ungarische Monarchie.

Da nun die ‚Vossische Zeitung' den Namen des Autors jenes Artikels erfahren hat, der in Nr. 38 der ‚Fackel' (Mitte April 1900) unter dem Titel »Goluchowski und Milan« veröffentlicht und damals bloß »von einem Freunde Österreichs am serbischen Hofe« gezeichnet war, so liegt kein Grund vor, hier den Namen nicht auszusprechen. Wären die Gründe für die Verschweigung nicht längst obsolet, so geschähe es auch heute nicht. Minister Milowanowitsch war damals unter den Verurteilten des Attentatsprozesses und konnte sich bei Lebzeiten eines Obrenowitsch zur Autorschaft des vortrefflichen und außerordentlich heftigen Aufsatzes nicht bekennen. Sie war aber in politischen Kreisen bekannt. Der Aufsatz sei hier bis zu der Stelle wiedergegeben, da die Charakteristik des Königs Milan beginnt. Die Ereignisse, die seit der Zitierung durch die ‚Vossische Zeitung' eingetreten sind, lassen den »Widerspruch«, den schließlich neun Jahre erklären würden, vielleicht doch nicht zu auffällig erscheinen.

Werter Herr, Ihre Sendung ist glücklich angelangt, trotz den Argusaugen unserer Zensur, und die Lektüre Ihrer schönen und mutigen Artikel über die serbischen Angelegenheiten war sowohl für mich als auch für all die Freunde, denen ich die wertvolle ‚Fackel'-Kollektion anvertrauen konnte, eine Genugtuung, ein wahrhafter Genuß. — Ich persönlich war von jeher Austrophile und einer der überzeugtesten Mitarbeiter des verstorbenen Pirotschanatz, des Gründers der serbischen Fortschrittspartei. Nach der Ernüchterung und den Enttäuschungen des Berliner Vertrages, nach der Inauguration der neuen Orientpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie, die jetzt mit offenem Visier als Rußlands Rivale in den Balkanstaaten auftrat, hatte sich jene neue politische Partei, die in ihren Reihen die besten Geister Serbiens vereinigte, entschlossen, mit allen Traditionen der Nationalpolitik zu brechen und das intime Einvernehmen, die vollkommene Solidarität der Ansichten und der Interessen Serbiens mit der Habsburger-Monarchie in ihr Programm aufzunehmen. Die Idee Pirotschanatz', für die er seine politischen Freunde zu gewinnen wußte, war, daß es nach den Bestimmungen des Berliner Vertrages, hinter denen immer das Gespenst von San Stefano auftauchte, ein Anachronismus sein würde, an eine Herstellung der nationalen Einheit gegen den Willen Österreich-Ungarns oder auch nur trotz ihm zu denken, und daß wir in Zukunft vielmehr unsere ganze Hoffnung auf die Habsburger-Monarchie setzen und begreifen müßten, daß unsere nationalen Träume in dieser oder jener Form nur unter ihrer Ägide ihre mehr oder minder vollkommene Verwirklichung finden könnten. Es dürfte Sie vielleicht überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich — trotz alldem, was sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre abgespielt hat und selbst trotz dem letzten Fehler, der, ungeheuer-

licher und unsinniger als alle anderen der österreichischen Orientpolitik, uns zu dem jüngsten Bubenstück des Königs Milan mit all seinen unseligen und verderblichen Konsequenzen verholfen hat — nicht ganz daran verzweifle, daß die Zukunft Pirotschanatz Recht geben wird. Und was diese Hoffnung in mir wieder aufleben läßt, das sind die Gerüchte, die bis ins Wartezimmer des Hofes zu Belgrad dringen: daß die Stellung des Grafen Goluchowski erschüttert sei, und daß dieser Minister, dessen Unfähigkeit, die Geschicke der Monarchie in so bewegten Zeiten zu leiten, notorisch ist, binnen kurzem von der ungeheueren Last seiner Vergehen erdrückt werden wird. Gebe es Gott, sowohl im Interesse Österreichs als zum Heile unseres unglücklichen Landes, daß diese Gerüchte sich so bald als möglich bestätigen . . .

* *
*

Der farblose Krieg.

Der Apparat des modernen Krieges ist das Werk der seltensten Vollkommenheit. Die Technik des Zerstörens ist der des Schaffens weit vorausgeeilt, die Summe von Geist und Arbeit, die in Organisation und Ausrüstung der Wehrmacht zum Ausdruck kommt, hat kaum ihresgleichen im Bereiche der Kultur. Besäße die Institution keinen praktischen Wert, als vollendetes Produkt menschlichen Verstandes allein müßte man ihr Daseinsberechtigung zusprechen. Gerade diese kunstvollste und befriedigendste Schöpfung des Geistes findet niemanden bereit, sie objektiv zu würdigen, und jedes Urteil, das laut wird, ist von irgend einem Zweckstandpunkt aus gesprochen. Nur hier, wo Furcht und Argwohn dem Geiste keine Ruhepausen gönnten und wo der Haß sein Ansporn war, konnte ein so wundervolles Kompositum von Mensch und Technik entstehen, das alle natürlichen Unzulänglichkeiten der Rasse zielbewußt zu korrigieren scheint. Die Entwicklung der Kriegstechnik gestattet unter anderem einen interessanten Schluß auf die dem Menschen eigene Fähigkeit, zu hassen. Jene Geschöpfe, die dem Haß am fernsten stehen, sind zweifellos die-

selben, bei denen sich jeder Keim von Wut und Feindschaft sofort in Klauenhiebe und Bisse umsetzen darf. Tiger und Schlangen sind gewiß die gutartigsten Wesen, deren Inneres nichts von Feindseligkeit weiß. Den Haß kennt vermutlich die Taube am besten. Kruppsche Kanonen und Stahlmantelgeschosse konnten nur von einer hochentwickelten Taubenart erfunden werden.

Bei der Verbesserung aller zum Kampfe dienenden Mittel ist heute nur eine Stelle, die der Fortschritt nicht berührte. Alles, Waffen, Kleidung, Vorschriften, es wurde geändert, ist verstandesmäßiger, zweckdienlicher geworden. Nur eines blieb. Das sind die altehrwürdigen Kriegs- und Schlachtgefühle, die seelischen Monturstücke, die nun einmal zur Ausrüstung des Mannes zu gehören scheinen. Da muß stets eine gewaltige Ration von Begeisterung vorhanden sein, eine ansehnliche Menge von rührenden Gefühlen und schönen Überzeugungen, die alle als unantastbar gelten wollen. Der moderne Krieger schleppt noch immer den Glauben im Tornister mit, für die bessere Sache zu kämpfen, Haus und Herd, Weib und Kind zu verteidigen, für Symbole aller Art zu streiten. Ja, er trägt so viele Fahnen, daß fast die Gefahr vorhanden ist, er könne das Tragen der Waffen vernachlässigen. Und allgemein herrscht der Aberglaube, daß dieser eiserne Vorrat von Gefühlen eben mitgeführt werden muß, um die Kampfestüchtigkeit zu nähren. Das ist ein Irrtum. Dringend würde sich schon heute eine zeitgemäßere, praktischere Kriegsausrüstung für die Gemüter empfehlen; die noch geltende ist für Säbel und Lanze, für Balliste und Sturmbock komponiert, sie paßt nicht mehr zum Infanteriegewehr und zur Feldkanone M. 5. Was hat die Begeisterung im modernen Kriege zu suchen? Als das Kriegführen noch im Dreinschlagen bestand, da hatte sie ihren Zweck. Begeisterte Hiebe waren stärkere Hiebe, die Begeisterung setzte sich in Arbeit

um, war nach Kilogrammetern zu messen. Sie bedeutete ein Mehr an Kraft für die Armee und zwar einer Kraft, deren Herstellung im Vergleich zu der aus Fleisch und Konserven erheblich billiger war. Aber heute? Soll der Mann mit Begeisterung zielen, mit Begeisterung den Hahn drücken, begeistert jede Deckung benützen? Das wäre durchaus verfehlt und würde die Treffresultate bedeutend vermindern. Und das eben ist die Lehre der Zeit für den bürgerlichen Beruf und für jede erfolgreiche Tätigkeit gewesen: Ruhe, Sachlichkeit, Pflichtgefühl. Kein Rausch, kein Zuviel an Wollen und Versuchen verspricht Erfolg. Die Zeiten des Affektes sind vorüber, und wo immer ernste Arbeit geleistet wird, wird sie nüchtern geleistet. Es ist ein schwerer Fehler, der Kriegsarbeit eine Ausnahmsstellung zuzuweisen, auf die Errungenschaften von Nüchternheit und Pflichtbewußtsein bei der Erziehung des Soldaten zeitweise zu verzichten und den traditionellen Rauschzustand anzustreben. Auch der Beruf des Krieges erfordert heute jenen ganzen Mann, der seine Gedanken auf ihn und nur auf ihn, nicht aber auf ideale Dinge richtet, mögen diese nun an sich vorhanden und sehr wertvoll sein oder nicht. Das bürgerliche Leben lehrt die Erfüllung von Pflichten. Die großen Leistungen unserer Zeit haben ihren Ursprung fernab von allen Symbolen und aller Begeisterung in der Pflicht. Es ist unsinnig, für den Krieg ein Gedankenreich zu schaffen, wo die Pflichten an zweiter Stelle und aller mögliche, ehrwürdige Hausrat an erster steht. In jener ist der heute lebende Mensch zuhause, hier hat er gelernt, seinen Mann zu stellen, und er wird ihn im Kriege stellen, wenn er merkt, daß er nicht plötzlich in fremden Regionen lebt, sondern es mit nichts anderem zu tun hat, als mit der alten, wohlbekannten, nüchternen Pflicht. Soll gerade die Armee für das Zuviel an Nüchternheit in allen andern Lebenskreisen schadlos halten? Überall sonst:

Zahlen, hier allein Gefühl. Mit einem Schlage steht der Mann in einer andern Zeit. Die poetische Einkleidung und der ganze Rausch, sie bergen die große Gefahr eines Mißverständnisses in sich, das folgenschwer werden kann. Sie könnten leicht zu der Annahme verleiten, es genüge, Paradegefühle mit sich zu führen, jene andere geistige Montur aber, die sonst im Lebenskampf getragen wird, eben die der Pflicht, sei nicht erforderlich für den Krieg. Nichts ist bedenklicher, als dem Soldaten die Situation als fremdartig und ungewöhnlich darzustellen, den Krieg als einen Ausnahmszustand, der neue und unerhörte Anforderungen an ihn stellt. Krieg und Frieden dürften ihm nicht als Gegensätze erscheinen, denn sie haben das Gemeinsame der Arbeit für ihn. Es ist höchst unnötig, ihn außer mit Musik auch noch mit Hochgefühl marschieren zu lassen, weit wichtiger wäre es, ihm zu Bewußtsein zu bringen, daß der Kampf und die Selbstverteidigung keine Steuer sind, die ihm eine Regierung auferlegte, daß diese Steuer von alters her auf jedem lebenden Wesen lastet und die Form, in der sie heute entrichtet werden kann (Einschränkung auf die körperlich geeigneten Personen und bei diesen auf eine bestimmte Anzahl von Jahren) bereits eine der wertvollsten Errungenschaften des Staates, eine der wichtigsten Entlastungen für seine Angehörigen bedeutet.

Man bemüht sich in der Regel einer Armee Gutes nachzusagen, indem man ihre Gefühle lobt; man vergißt dabei häufig genug ihren eigentlichen Wert: die Arbeitsleistung, die von ihr repräsentiert wird. Jahrzehntelang hat diese Organisation die Arbeitsleistung von Hunderttausenden in sich aufgenommen; und ein Teil von diesen, der an Intelligenz und Arbeitswilligkeit keiner anderen Gesellschaftsklasse nachsteht, hat die Arbeitskraft des ganzen Lebens in ihr niedergelegt. Diese ganze Summe einer ernsten Arbeit der Jahrzehnte ist in der Armee auf

gespeichert. Wie kann es dazu kommen, daß man das übersieht und plötzlich anfängt, Rauschzustände gegen einander abzuwägen und nicht Arbeitswerte? Daß man zum Beispiel die Möglichkeit erörtert, dieser stillen Arbeit könnte durch eine andere, die sich geräuschvoll und fieberhaft in wenigen Monaten vollzieht, an der eine weit geringere Zahl von Menschen beteiligt ist, auch nur annähernd die Wage gehalten werden?

Eine solche kindliche Verkennung von Arbeitswert und Arbeitskraft wird sich diese Zeit nirgends sonst zu Schulden kommen lassen, wo ihr die Arbeit in einem minder bunten Gewande entgegentritt. Denn diese Verkennung schließt ein heute beispielloses Unverständnis für Arbeit und ihren Wert in sich. Das eben ist die Folge des Fehlers, daß man den Krieg und alles mit ihm Zusammenhängende gar nicht im Lichte der Gegenwart sieht, sondern in einem mystischen Dunkel vergangener Zeit, und daß man, zögernd auch auf ihn die Lehren und das Wissen unserer Zeit zu erstrecken, mit veralteten Maßstäben an seine Beurteilung herangeht. Man mag die Vergangenheit ungern schwinden sehen, mag die bisherige Auffassung des Kriegswesens als letzten Rest schönerer Zeiten bewundern, in denen die Ereignisse mehr Glanz und Farbe hatten. Wer heut den Erfolg will, wird auch die Gesetze dieses Heute studieren müssen. Die Bilderbogen des Krieges haben sich stark verändert, seitdem in Europa die letzten Schlachten geschlagen worden sind, es wäre an der Zeit, auch an den psychologischen Bilderbogen, die noch die alte Malerei tragen, die notwendigen Korrekturen vorzunehmen.

Otto Soyka.

Anakreontisches Liedel.

Immer bleibst du, wer du bist,
Nimm das Leben, wie es ist.
Wo du Rosen siehst im Garten,
Brich sie, und laß sie nicht warten.
Und im Sommervollmondschein
Laß dein Mädchen nicht allein.
Trinke in der Freundeskette,
Trink mit ihnen um die Wette,
Trinke bis ans Morgenrot,
Trinke bis an deinen Tod.
Diese Regeln sind nicht zierlich,
Aber auch nicht unmanierlich.
Jedenfalls, und das bleibt wahr,
Wer nicht bechert, bleibt ein Narr,
Wer nicht küßt Marie, Susanne,
Heute Bertha, morgen Anne,
Wer die Rosen läßt verwehn,
Eh er ihren Duft genossen,
Mag getrost zur Hölle gehn —
Denn der Himmel bleibt verschlossen
Allen denen, die auf Erden
Unbefriedigt müssen sterben.
Immer bleibst du, wer du bist,
Nimm das Leben, wie es ist.

Detlev von Liliencron.

* * *

Jugendromane.

Daß dem Esel Disteln besser schmecken, als Himmelsschlüssel und Märzenbecher ist von seinem Standpunkt durchaus begreiflich. Und wer sich von eines Grautieres Geschmack die eigene Nahrung ordinieren läßt, . . .

Der Yah-Ruf ist eine Kritik, aber er wird immer auch zur Parole. Denn selbst die einsilbigste Dummheit muß noch nachgeahmt werden. In dem Rezensentengeschrei ist letzthin ein ernstliches Widerstreben gegen Primeln und Märzenbecher zum Ausdruck gekommen. Das graue Elend hat sich gegen die Jugend gewehrt, die Kritik hat sich gegen die Jugendromane ausgesprochen. Immer wieder müsse man — Rezensenten sind auch »man« — diese Dichter von der Jugend erzählen hören. In der ganzen Literatur halle es von Kinderstubengeschrei, Knabentorheit und Entwicklungsschmerzen und ein besonders Tiefer meinte, die Schuld daran liege wohl in der mächtigen Bewegung unserer Tage »für das Kind«. Wie viel wichtiger seien doch die Schicksale und Kämpfe des Mannes und was dergleichen Stoßseufzer nach den Disteln mehr waren.

Nichtsdestoweniger erdreistet sich die Kunst, nur die Nahrung zu nehmen, die ihr zusagt. Das ist das naive Problem des »Stoffes« in der Dichtung. Das »Was« ist eine höchst persönliche, geheimnisvolle und selbstverständliche Sache jedes Einzelnen, nur das »Wie« entscheidet über sein Recht und Unrecht. Die siegende Notwendigkeit macht die einzige Moral des künstlerischen Zwanges aus. Es gibt keinen guten oder schlechten Stoff der Poesie an sich. Und vielleicht war es die großartige Instinktgebundenheit der Kunst, die uns zur Einsicht verhalf, daß es auch keine an sich gute oder schlechte Handlung gibt,

sondern daß jede erst durch die Persönlichkeit ihr Wertzeichen erhält. Die einzige Unsittlichkeit der Kunst ist das vergebliche Wollen und erst beim fragwürdigen Werke gibt es eine gerechte Frage nach dem Stoffe.

Freilich enthält das Leben selbst, die Quelle und Nahrung und Bedingung jedes Gestaltens, gewisse sich unmittelbar bietende Motive, deren Ergiebigkeit unbedingt nach der schöpfenden Hand verlangt. Vermöge ihrer Sinnfälligkeit und Gegebenheit üben sie den stärksten Reiz, aus ihrer typischen Masse das Besondere, aus ihrer Allgemeinbedeutung das Individuelle zu lösen.

Zu diesen ökumenischen Motiven gehören vorzüglich die Probleme der Lebensalter selbst, die ganz geheimnisvoll mit der Natur der dichterischen Formen verwachsen sind. Schon in der äußerlichen Unterscheidung: Epos und Drama, erkennt man Unterschiede von Lebensstufen selbst. Der jedem Alter innewohnende Rythmus, das jeweils veränderte Maß von Instinkt und Bewußtheit bedingt diese Ausdrucksformen. Die dialektische Gegensätzlichkeit des Lebens, die dramatische Nötigung zum Austrag entspricht dem Mannesalter. Das unendlich wechselnde Vorüberziehen von Ereignissen und Figuren an den wahllos aufnehmenden, lustvoll geduldigen Sinnen ist der epischen Natur der Jugend gemäß.

Wie selbstverständlich, daß der epische Dichter vor allem die epische Zeit erfaßt. Die Erlebnisse der Jugend, das ungeheuere Anwachsen der Tag um Tag sich steigernden Erscheinungswelt, die Macht und Willkür ihrer Deutung, das Zusammendrängen einer unermeßlichen Erfahrungsreihe in einen knappsten Zeitraum, die allmähliche innere Erleuchtung und Ordnung der Bilder zu Wesenheiten, Gliederungen, Notwendigkeiten, dies alles ist eine so großartige Gegebenheit des Schicksals, daß der Dichter an der Betrachtung der Jugend des Weltgeschehens

selber und an der bewußten Nachschöpfung des Jugenderlebens des Maßes der Realitäten selbst inne wird.

Es ist der eigentliche Zauber des Epischen: Alles menschliche Treiben und Getriebenwerden, Tun und Leiden in seinem Neben- und Ineinander wird freudig umfaßt und alles Dunkle, Grauen, Tod und Chaos erscheint als lustvolle Buntheit. Die Konflikte, und führten sie bis zur Vernichtung, erneuen sich in unerschöpflicher Wiedergeburt, die Pein der Erfahrungen hat nur die freudige Folge immer wieder erweckter Anschaulichkeit. Im Epos triumphiert alle Vielstimmigkeit und Unverwüstlichkeit der Existenz. Und dies alles ist Wesen und Vorrecht der Jugend. Ihr allein ist die wunderbare Widerruflichkeit und Wandelbarkeit der Anschauung und Wertung gegönnt, nur von ihrer Schultafel wird jedes bittere Erkennen hurtig ausgelöscht, während der nächste Eindruck eine neue geduldige, reine Fläche findet, sich darauf einzuzeichnen. Das treueste Gedächtnis gehört dem flüchtigsten Gemüte an, welches aus jeder Nahrung Gewinn zieht, aus Träumen Wahrheiten, Hoffnungen aus Enttäuschungen, Erfüllung aus Verzichten, heiliges Ungenügen aus allem Erreichten schöpft. Wenn es Sache des Dichters ist, aus einer kleinen Wirklichkeit eine große, aus einem Tropfen von Erlebnis ein Weltmeer von Inhalt, aus einem gelegentlichen Eindruck eine Ewigkeit von Stimmung, aus einem vereinzelten Samenkorn von Geschehen einen Baumriesen von Schicksal erwachsen zu lassen, so gehört all diese geniale Willkür der Jugend zu, als der einzigen Epoche, wo jeder Mensch, Freiheit, Unbewachtheit und Gesundheit vorausgesetzt, sich schöpferisch, also genial bewährt. So scheint die Jugend allein und unbedingt dem Dichter inmitten der rationalen Dürre, auf die erwachende Frage nach seinem Wert und Sinn die heitere Bejahung zurückzugeben, deren er bedarf. In ihr findet er die geheimnisvolle Rechtfertigung

seiner Funktion, seine menschheitliche Billigung. Ist dieses Alter der willkürlichen und selbstherrlichen Wertungen um, so beginnt der törichteste Ernst des Lebens, der das gewaltige Spiel des Schaffens um seiner selbst willen zu nehmen unfähig, fordert statt zu empfangen und mit Nutzbarkeiten und Zwecken durch das Inkommensurable pflügt.

Kein Lebensalter hat einen so weiten Horizont wie die Jugend und keines hat wie sie die Flügel, ihn ganz zu durchmessen. Dichtung und Dichter werden in ihr eins und mit der Sehnsucht nach der Jugend strebt die Seele des Schaffenden gleichsam nach ihrem natürlichen Leibe, nach ihrer wesenhaften Erfüllung zurück.

Nun ist das mit dem Namen »Jahrhundert des Kindes« stigmatisierte Zeitalter freilich auf dem besten Wege, der Jugend ihre Seele, der Dichtung ihr Paradies zu verleiden. Das kindische Treiben der Erwachsenen droht nachgerade mit einer Sentimentalität, die Rohheit und Dummheit selbst ist, das Kindliche auszurotten, es beleuchtet elektrisch die Märchendämmerung der Kinderstube und nötigt der Phantasie innerer Gesichte seine eigenen Brillen auf, durch welche die Jugend künstlerische Bilderbücher zu würdigen bekommt. Dem geheimnisvollen Ringen der Seele mit den drohenden Gewalten der Sprache und der Wirklichkeit antwortet das idiotische Lallen und Nachäffen der herablassenden Erwachsenheit, welche den Schritt des Frühlings hygienisch gängelt und die herrlichen Schluchten des Erlebens ebnet. Human sollen die notwendigen Schrecknisse des Heranwachsens vermieden, aus dem Urwald ein ärmlicher Garten zugerodet und eine chinesische Mauer vor die Unendlichkeit der Welt gebaut werden, so daß all die wahrhaften Ungeheuer, denen das Kind allein mit dem gerechten Entsetzen der Intuition gegenübersteht, zu kümmerlichen Popanzen eindorren. Mit- und wehleidig verdirbt die reife Torheit

das erhabene Grauen des Erlebens zum Ammenmärchen und ist drauf und dran, aus der Geschichte des menschlichen Daseins den ersten und letzten Traum zu vertreiben. Die geistige Unzucht des Rationalismus demokratisiert jene letzte sagenhafte Welt der adeligen Kämpfe, Vorrechte und Freiheiten und unterwirft sie der eklen Humanitätsfolter der Bewußtheit, Zweckmäßigkeit und Spitalssterilität. Welch ein Trost, daß es noch Bazillen gibt! Die Bürgschaften der Hygiene breiten das graue Leichentuch der Sekurität über ein kindisches Jahrhundert.

Sicherlich ist es ein Zeichen dieser Zeit, daß die Jugend als epischer Urstoff noch einmal mit solcher Vielstimmigkeit von allen Seiten her aufklingt, wie ein letzter Ruf, eine Frage des Schicksals. Noch einmal wenden die Dichter ihren Blick nach dem Morgenrot. Indessen weiden die Esel im Spitalsgarten und treten die letzten Primeln und Märzenbecher als unnütze Gewächse mit Füßen.

Otto Stoessl.

* * *

Tagebuch.

Mir träumte neulich, die Völker Europas wahrten ihre heiligsten Güter gegen die schwarzgelbe Gefahr.

*

Sollte man, bangend in der Schlachtordnung des bürgerlichen Lebens, nicht die Gelegenheit ergreifen und in den Krieg desertieren?

*

Es liegt nahe, für ein Vaterland zu sterben, in welchem man nicht leben kann. Aber da würde ich als Patriot den Selbstmord einer Niederlage vorziehen.

*

Bildung ist das, was die meisten empfangen, viele weitergeben und wenige haben.

*

Es kommt nur darauf an, sich zu konzentrieren, dann findet man das Beste. Man kann aus dem Kaffeesatz weissagen, ja man kann sogar im Anblick einer Frau auf Gedanken kommen.

*

Über Zeit und Raum wird so geschrieben, als ob es Dinge wären, die im praktischen Leben noch nie eine Anwendung gefunden haben.

*

Philosophie ist oft nicht mehr als der Mut, in einen Irrgarten einzutreten. Wer aber dann auch die Eingangspforte vergißt, kann leicht in den Ruf eines selbständigen Denkers kommen.

*

Wer von Berufswegen über die Gründe des Seins nachdenkt, muß nicht einmal so viel zustandebringen, um seine Füße daran zu wärmen. Aber beim Schuhflicken ist schon manch einer den Gründen des Seins nahegekommen.

*

Moral ist die Tendenz, das Bad mit dem Kinde auszuschütten.

*

Daß Hunger und Liebe die Wirtschaft der Welt besorgen, will sie noch immer nicht rückhaltlos zugeben. Denn sie läßt wohl die Köchin das große Wort führen, aber das Freudenmädchen nimmt sie bloß als Aushilfsperson ins Haus.

*

Die Kinder würden es nicht verstehen, warum die Erwachsenen sich gegen die Lust wehren; und die Greise verstehen es wieder nicht.

*

Wenn sich die Sünde vorwagt, wird sie von der Polizei verboten. Wenn sie sich verkriecht, wird ihr ein Erlaubnisschein erteilt.

*

Ich kannte einen Don Juan der Enthaltsamkeit, dessen Leporello nicht einmal imstande war, eine Liste der unnahbaren Weiber zusammenzustellen.

*

Moderne Musik: Im weiten Reich der Melodienlosigkeit ist es schwer, als Plagiator erkannt zu werden.

*

Wenn ein Denker mit der Aufstellung eines Ideals beginnt, dann fühlt sich jeder gern getroffen. Ich habe den Untermenschen beschrieben — wer sollte da mitgehen?

*

Ein Gedankenstrich ist zumeist ein Strich durch den Gedanken.

Als ich las, wie ein Nachahmer das Original pries, war es mir, als ob eine Qualle an Land gekommen wäre, um sich über den Aufenthalt im Ozean günstig zu äußern.

*

Er hatte so eine Art, sich in den Hintergrund zu drängen, daß es allgemein Ärgernis erregte.

*

Ich stelle mir vor, daß ein unvorsichtiger Konsistorialrat bei der Liebe Pech hat und sich die Masern zuzieht.

*

Als die Wohnungsmieter erfahren hatten, daß die Hausbesitzerin eine Kupplerin sei, wollten sie alle kündigen. Sie blieben aber im Hause, als jene ihnen versicherte, daß sie ihr Geschäft verändert habe und nur mehr Wucher treibe.

*

Der Skeptizismus hat sich vom »Que sais-je?« bis zum »Weiß ich?« entwickelt.

*

Ein modernes Kind lacht den Vater aus, der ihm von Drachen erzählt. Es ist notwendig, daß das Gruseln ein obligater Gegenstand wird; sonst lernen sie es nie.

*

Mit Leuten, die das Wort »effektiv« gebrauchen, verkehre ich gründsätzlich nicht.

*

Es tut mir im Herzen weh, wenn ich sehe, daß der Nutzen des Verrats an mir geringer ist als der Schaden meiner Verbindung.

*

Wenn einer keine Jungfrau bekommen hat, ist er ein gefallener Mann, er ist fürs ganze Leben ruiniert und hat mindestens Anspruch auf Alimente.

*

Schein hat mehr Buchstaben als Sein.

*

Frage deinen Nächsten nur über Dinge, die du selbst besser weißt. Dann könnte sein Rat wertvoll sein.

*

Ein Plagiator sollte den Autor hundertmal abschreiben müssen.

*

Allerorten entflieht man dem Druck des Philisteriums. Ich kannte eine, die heimlich vom Theater durchgegangen ist, um nachhause zu kommen.

*

Die Zerstörung Sodoms war ein Exempel. Man wird durch alle Zeiten vor einem Erdbeben Sünden begehen.

*

Der Teufel ist ein Optimist, wenn er glaubt, daß er die Menschen schlechter machen kann.

*

Es muß einmal in der Welt eine unbefleckte Empfängnis der Wollust gegeben haben!

*

Wer weiß, was bei uns zuhause vorgeht, wenn niemand im Zimmer ist? Man kann freilich nicht wissen, ob es Geister gibt. Denn sie sind eben in dem Augenblick, wo das Wissen beginnt, auch schon vertrieben.

*

Die Sprache sei die Wünschelrute, die gedankliche Quellen findet.

*

Einer, der immer Aphorismen schreiben könnte und sich in Aufsätzen zersplittern muß!

*

Der Ekel findet mich unerträglich. Aber wir werden erst auseinandergehen, wenn auch ich von ihm genug bekomme.

Karl Kraus.

Offener Brief an den Herausgeber der ‚Fackel'.

Ich habe schon immer das Bedürfnis gefühlt, die tiefe Dankbarkeit, die mich gegen die ‚Fackel' beseelt, auch einmal in der Öffentlichkeit auszusprechen. Und ich hätte es schon längst getan, wenn nicht Krankheit und widrige Umstände denen zu Hilfe gekommen wären, die sich heute dazu beglückwünschen, Sie und Ihr Werk nunmehr zehn Jahre lang treu und unverbrüchlich totgeschwiegen zu haben.

Freilich mag mancher der Gratulanten seufzen: »Zehn Jahre totgeschwiegen und noch nicht tot!«...

Und es ertönt ein gellendes Schweigen an der vollbesetzten Tafel der Reporter.

Ich aber, Herr Kraus, bitte Sie um Entschuldigung, daß ich, wo jene schon zehn Jahre schweigen, heute zum erstenmal über Ihre Sache rede.

Hier in der ‚Fackel' sind wir ja gottlob unter uns. Und manchen, der im Wolfspelz hier hereinkam, haben Sie, da er sich als Schaf entpuppte, wieder hinausgetrieben. Die Luft ist also rein. Wir sind zu Hause, und ich kann meine Gefühle äußern, ohne fürchten zu müssen, daß ungebetene Gäste mich hören. Und eine Fackel erleuchtet wie immer das Transparent über unserer Türe — in deutlichen Lettern erglänzt die liebe Inschrift: Odi profanum vulgus et arceo . . .

Wie ich dieses Haus liebe! Wie von Herzen ich es liebe! Erinnern Sie sich noch, wertgeschätzter Freund, wie ich hier zum erstenmale Zuflucht fand? — Es ist eine schwere Erinnerung . . .

Damals war es, als das deutsche Volk vor Freude grunzte, weil es mit seinem Rüssel an gräflichen Ehebetten schnuppern durfte. Und diese, schon seit ihrer Gründung pensionsberechtigte Nation von Militäranwärtern, Assistenten und anderen Dienstboten erschauerte in Triumphgefühlen, als endlich ein wirklicher Fürst ins Gefängnis geschleift wurde. Wenn er auch schon halbtot war — es war ein Fürst, ein Fürst. Und der demokratische Pöbel forderte, daß das Gesetz alle gleich gemein behandle . . . Dankbar schlugen alle Herzen dem Harden entgegen.

Nie habe ich deutlicher empfunden, daß mir Gott wohl will und daß ich von ihm besonders begnadet bin. Denn gerade zu dieser Zeit, als ich aufschluchzte vor Empörung über einen solchen Anschlag gegen die Freiheit des Privatlebens und erglühte vor Scham, einer Nation anzugehören, die ihn guthieß — gerade damals fand ich die ‚Fackel'.

Das bedeutete wahrlich ein tiefes Erlebnis. Und

seitdem weiß ich Harden und dem deutschen Volk Dank für die Schande.

Denn ein ungeheurer Ekel und Zorn waren die stoffliche Vorbedingung zu einer so machtvollen Polemik wie die es ist, die Sie, Karl Kraus, gegen Harden geführt haben. In dieser Polemik wurde die Vornehmheit Ihrer Gesinnung nur von der edlen Kunst Ihrer Sprache übertroffen. In der Tat ist meine Meinung, daß die deutsche Literatur keine polemische Leistung aufzuweisen hat, die an künstlerischem Werte der Ihrigen auch nur gleichkäme. Selbst Schopenhauer hat, um von den welthistorischen Sprachkünstlern zu reden, nicht besser polemisiert. Das Entzücken, mit dem ich damals die ‚Fackel' las, war noch größer als meine Wut über die Kulturschmach der Deutschen.

Jemand, den Sie auch kennen und der Ihnen während Ihrer Harden-Polemik auf eine noble Weise Reverenz erwiesen hat, sagte mit Recht: wenn Sie dergleichen in Frankreich geschrieben hätten, wäre dieses Land der geborenen Sprachkenner in Ekstase geraten.

In dieser Polemik offenbarte sich mir auch deutlich Ihre einzigartige Stellung in der Literatur. Die Literatur hat keinen Platz für das, was für den Tag geschrieben wird. Sie haben über den Tag, gegen den Tag geschrieben, niemals für den Tag. Die Aktualität war Ihnen nie Selbstzweck; Sie haben über die Aktualität geschrieben, weil sie Ihren moralischen und künstlerischen Ewigkeitswerten auf eine Sie empörende Weise widersprach. Was man für den Tag schreibt, vergeht; auch wenn man dabei — was sehr selten ist — den Stoff in eine gute Form meistert. Was man gegen den Tag schreibt, besteht. Ihre Harden-Polemik, Ihre Schrift über den Veith-Prozeß und soviel anderes gehören zur Literatur und haben mit dem Journalismus nichts gemeinsam. Dies für alle, die Sie etwa verwechseln und Ihren Feldzug gegen den Journalismus entwerten möchten.

Und nachdem ich Ihrem Kampf für die Sexualfreiheit während der Prozesse des Harden mit so inniger Freude beigewohnt hatte, habe ich allen Ihren früheren Kämpfen nachgespürt.

Ich habe alle Jahrgänge der ‚Fackel' in einem Zuge und mit steigender Dankbarkeit durchgelesen. Man kann nicht sagen, daß mich der aktuelle Anlaß zu Ihren Polemiken dabei gefesselt hätte; denn der lag weit zurück und oft kannte ich ihn gar nicht. Aber was Sie sagten, interessierte mich; denn ich bewunderte, wie Sie es sagten.

Freilich, lieber Freund, müssen Sie mir erlauben, Ihnen nicht nur meine ästhetische Freude auszusprechen, sondern auch meine Sympathie im Sachlichen. Wenigstens in einer Beziehung müssen Sie mir dies erlauben! Ich liebe die Frauen. Und von gestern auf heut hat mir geträumt, daß mich alle die Frauen, denen während der letzten zehn Jahre die Schändlichkeit einer Sexualjustiz in Gericht und Gesellschaft die Ehre abgesprochen hat, mich bitten, Sie in ihrem Namen heute besonders herzlich zu grüßen. Denn Sie allein haben die Ehre dieser armen Opfer verteidigt. Es sind Frauen aus Gefängnissen darunter. Seien Sie, Herr Kraus, ihnen gegenüber nicht ein unerbittlicher Artist, dem die traurigen Erlebnisse dieser Frauen nur Stoff zur künstlerischen Gestaltung waren! Seien Sie menschlich und empfangen Sie ihre Grüße huldvoll! Und nehmen Sie auch meine und die Glückwünsche einer Freundin, die ihnen sagen läßt, daß Sie der ritterlichste Schriftsteller sind, den sie jemals gelesen hat.

Ihr dankbarster Leser

Karl Borromaeus Heinrich.

München, Ende März 1909.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)
Nr. 279—280. 13. Mai 1909 XI. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Tagebuch (Zehn Jahre. — Geselligkeit. — Bildung. — Stil. — Varieté. — Eitelkeit). Von Karl Kraus. — **Nachts.** Von Anton Tschechow. — **Sprüche und Widersprüche.** — **Reformen.** Von Karl Kraus. — **Glossen.** Von Karl Kraus. — **Zur Dekade der ‚Fackel'.**

Erscheint in zwangloser Folge.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.
Verlag ‚DIE FACKEL' III. Hintere Zollamtsstraße 3.

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN
BROSCHIERT M 2.50 IN LEINEN GEB. M 4.50 IN HALBERANZ GEB. M 7.50

Die Fackel

Nr. 279—80 13. Mai 1909 XI. Jahr

Tagebuch.

Von **Karl Kraus.**

Als man dieser schnarchenden Gegenwart zurief, daß einer zehn Jahre nicht geschlafen habe, legte sie sich auf's andere Ohr.

*

Ich strebe inbrünstig nach jener seelischen Kondition, in der ich, frei von aller Verantwortung, die Dummheit der Welt als Schicksal empfinden werde.

*

Ich hoffe, daß der geistige Nährstoff der Verzweiflung noch für ein elftes Jahr reicht.

*

Ich glaube nicht, daß irgendwann in der Welt eine Fülle schändlicher Taten so viel sittliche Entrüstung ausgelöst hat wie in der Stadt, in der ich lebe, die Unverkäuflichkeit meines Denkens. Ich sah, wie Menschen, denen ich nie etwas zuleide getan hatte, bei meinem Anblick zerplatzten und sich in die Atome der Weltbanalität auflösten. Das Weib eines Redakteurs bestieg auf einem Bahnhof ein Separatcoupé erster Klasse, sah mich und starb mit einem Fluch auf der Lippe. Und dies, weil ich keine Freikarten auf Bahnen nehme, was doch wahrscheinlich mein geringstes Verdienst ist. Leute, denen das Blut träger fließt, spucken aus, wenn sie meiner ansichtig werden, und gehen ihrer Wege. Sie alle sind Märtyrer; sie stehen für die allgemeine Sache, sie wissen, daß mein Angriff nicht ihrer Person gilt, sondern ihrer aller Gesamtheit. Es ist der erste Fall, daß diese lahme

Gesellschaft, die ihre Knochensplitter in der Binde trägt, sich zu einer Geste aufrafft. Seit Jahrhunderten wurde nicht gespien, wenn ein Schriftsteller vorbeiging. Die Humanität läuft in Messina zusammen, die Dummheit fühlt sich vor der ‚Fackel' solidarisch. Es gibt keine Klassengegensätze, der nationale Hader schweigt, und der Verein zur Abwehr des Antisemitismus kann beim Sprechen die Hände in den Schoß legen. Ich sitze im Wirtshaus: rechts ein Stammtisch von schlecht angezogenen Leuten, die in der Nase bohren, also offenbar deutschvolkliche Abgeordnete sind; links wilde Männer mit schwarzen Umhängebärten, die so aussehen, als ob der Glaube an den Ritualmord doch eine Spur von Berechtigung hätte, die aber bestimmt bloß Sozialpolitiker sind und nur nach Schächterart das Messer durch den Mund ziehen. Zwei Welten, zwischen denen es scheinbar keine Verständigung gibt. Wotan und Jehovah werfen einander feindliche Blicke zu, — aber die Strahlen ihres Hasses treffen sich in meiner Wenigkeit. Daß eine österreichische Regierung noch nicht auf die Idee verfallen ist, mich als ihr Programm zu reklamieren, läßt sich nur aus der prinzipiellen Ratlosigkeit der österreichischen Regierungen erklären.

*

Geselligkeit. Was mich zum Fluch der Gesellschaft macht, an deren Rain ich lebe, ist die Plötzlichkeit, mit der sich Renommeen, Charaktere, Gehirne vor mir enthüllen, ohne daß ich sie entlarven muß. Jahrelang trägt einer an seiner Bedeutung, bis ich ihn in einem unvorhergesehenen Augenblick entlaste. Ich lasse mich täuschen, solange ich will. Menschen zu »durchschauen« ist nicht meine Sache, und ich stelle mich gar nicht darauf ein. Aber eines Tages greift sich ein Schwachkopf an die Stirn, weiß, wer er ist, und haßt mich. Die Schwäche flieht vor mir und sagt, ich sei unbeständig. Ich lasse die Gemütlichkeit gewähren,

weil sie mir nicht schaden kann; einmal, wenns um ein ja oder nein geht, wird sie von selbst kaput. Ich brauche nur irgendwann Recht zu haben, etwas zu tun, was nach Charakter riecht, oder mich sonstwie verdächtig zu machen, und automatisch offenbart sich die Gesinnung. Wenn es wahr ist, daß schlechte Beispiele gute Sitten verderben, so gilt das in noch viel höherem Maße von den guten Beispielen. Jeder, der die Kraft hat, Beispiel zu sein, bringt seine Umgebung aus der Form, und die guten Sitten, die den Lebensinhalt der schlechten Gesellschaft bilden, sind immer in Gefahr, verdorben zu werden. Die Ledernheit läßt sich mein Temperament gefallen, solange es in akademischen Grenzen bleibt; bewähre ich es aber an einer Tat, so wird sie scheu und geht mir durch. Ich halte es viel länger mit der Langweile aus, als sie mit mir. Man sagt, ich sei unduldsam. Das Gegenteil ist der Fall. Ich kann mit den ödesten Leuten verkehren, ohne daß ich es spüre. Ich bin so sehr in jedem Augenblick mit mir selbst beschäftigt, daß mir kein Gespräch etwas anhaben kann. Die Geselligkeit ist für die meisten ein Vollbad, in dem sie mit dem Kopf untertauchen; mir benetzt sie kaum den Fuß. Keine Anekdote, keine Reiseerinnerung, keine Gabe aus dem Schatzkästlein des Wissens, kurz, was die Leute so als den Inbegriff der Unterhaltung verstehen, vermöchte mich in meiner inneren Tätigkeit aufzuhalten. Schöpferische Kraft hat der Impotenz noch allezeit mehr Unbehagen bereitet, als diese ihr. Daraus erklärt sich, daß meine Gesellschaft so vielen Leuten unerträglich wird, und daß sie nur aus einer übel angebrachten Höflichkeit an meiner Seite ausharren. Es wäre mir ein leichtes, solchen, die immerfort angeregt werden müssen, um sich zu unterhalten, entgegenzukommen. So ungebildet ich bin und so wahr ich von Astronomie, Kontrapunkt und Buddhismus weniger verstehe als ein neugeborenes Kind,

so wäre ich doch wohl imstande, durch geschickt eingeworfene Fragen ein Interesse zu heucheln und eine oberflächliche Kennerschaft zu bewähren, die den Polyhistor mehr freut als ein Fachwissen, das ihn beschämen könnte. Aber ich, der in seinem ganzen Leben Bedürfnissen, die er nicht als geistfördernd erkennt, noch keinen Schritt entgegengetan hat, erweise mich in solchen Situationen als vollendeten Flegel. Und nicht etwa als Flegel, der gähnt — das wäre menschlich —, nein, als Flegel, der denkt! Dabei verschmähe ich es, von meinen eigenen Gaben dem Darbenden mitzuteilen, der vor seinen Lesefrüchten Tantalusqualen leidet und in den egyptischen Kornkammern des Wissens verhungern muß. Hartherzig bis zur Versteinerung, mache ich sogar schlechtere Witze als mir einfallen, und verrate nichts von dem, was ich mir so zwischen zwei Kaffeeschlucken in mein Notizbuch schreibe. Einmal, in einem unbewachten Moment, wenn mir gerade nichts einfallen wird und Gefahr besteht, daß die Geselligkeit in mein Gehirn dringt, werde ich mich erschießen.

*

Die geistige Anregung des Kindes besorgt die Amme mit ihrem »guck, guck — da, da«. Erwachsenen zeigt man etwas aus Kunst und Wissenschaft, damit sie nicht schreien. Kinder singt man mit »Weißt du, wieviel Sterne stehen« in den Schlaf. Erwachsene beruhigen sich erst, wenn sie auch die Namen wissen und die Entfernung der Kassiopeia von der Erde, sowie daß diese nach der Gemahlin des äthiopischen Königs Kepheus und der Mutter der Andromeda benannt ist.

*

Es gehört zum guten Ton, über eine schlechte Tat nicht zu sprechen. Wenn ein Lump dir die Absicht anvertraut, deinen Freund zu verraten, so ist Diskretion Ehrensache.

Ein Zündhölzchen, das ich angezündet hatte, gab einen großen Schein. Aber dann trat ichs aus, »und wir saßen im Dunkeln«.

*

Es gibt Menschen, die es zeitlebens einem Bettler nachtragen, daß sie ihm nichts gegeben haben.

*

Man sollte die Wohltätigkeit aus Weltanschauung bekämpfen, nicht aus Geiz.

*

Die Schwäche, die den ohnmächtigen Drang zur Schlechtigkeit hat, traut mir diese ohne weiteres zu. Sie würde es nicht begreifen, wie man mit solchen Mitteln so wenig Ehrgeiz verbinden kann. Ich kannte einen betriebsamen Jungen, der durch Verrat an mir vorwärts kommen wollte. Er verriet mich aber schlecht und kompromittierte sich dabei so sehr, daß ich ihm beim besten Willen nicht mehr helfen konnte. Ich hätte ihn vielleicht in die ‚Neue Freie Presse' gebracht.

*

Von einer Fackel fällt hin und wieder etwas ab. Ein Klümpchen Pech.

*

Ich betrachte es als mein unveräußerliches Recht, das kleinste Schmutzstäubchen, das mich berührt, in die Kunstform zu fassen, die mir beliebt. Dieses Recht ist ein dürftiges Äquivalent gegenüber dem Recht des Lesers, nicht zu lesen, was ihn nicht interessiert.

*

Ich habe noch nie eine Person um ihretwillen angegriffen, selbst dann nicht, wenn sie mit Namen genannt war. Wäre ich ein Journalist, so würde ich meinen Stolz darein setzen, einen König zu tadeln. Da ich aber dem Gewimmel der Kärrner zu Leib gehe, so ist es Größenwahn, wenn sich ein Einzelner

getroffen fühlt. Nenne ich einen, so geschieht es nur, weil der Name die plastische Wirkung der Satire erhöht. Meine Opfer sollten nach zehn Jahren künstlerischer Arbeit so weit geschult sein, daß sie das einsehen und das Lamentieren endlich aufgeben.

*

Das Verlangen, daß ein Satz zweimal gelesen werde, weil erst dann Sinn und Schönheit aufgehen, gilt für anmaßend oder hirnverbrannt. So weit hat der Journalismus das Publikum gebracht. Es kann sich unter der Kunst des Wortes nichts anderes vorstellen, als die Fähigkeit, eine Meinung deutlich zu machen. Man schreibt »über« etwas. Die Anstreicher haben den Geschmack an der Malerei noch nicht so gründlich korrumpiert wie die Journalisten den Geschmack am Schrifttum. Oder der Snobismus hilft dort und bewahrt das Publikum davor, zuzugeben, daß es auch am Gemälde nur den Vorgang erfasse. Jeder Börsengalopin weiß heute, daß er anstandshalber zwei Minuten vor einem Bilde stehen bleiben muß. In Wahrheit ist er auch damit zufrieden, daß über etwas gemalt wird. Die Heuchelei, mit der die Blinden von der Farbe reden, ist schlimm. Aber schlimmer ist die Keckheit, mit der die Tauben die Sprache als Instrument des Lärms reklamieren.

*

Wie komme ich dazu, der Kollege von Leuten zu sein, die ohne inneren Beruf über Probleme des Sexuallebens schreiben? Viel lieber nenne ich den meinen Kollegen, der das schöpferische Geheimnis der Cacaofabrikation erlebt!

*

Vielwisser dürften in dem Glauben leben, daß es bei der Tischlerarbeit auf die Gewinnung von Hobelspänen ankommt.

*

Stil. Man kann nicht leugnen, daß dem Schriftsteller Bildung zustatten kommt. Wie schöne Gleichnisse lassen

sich nicht gestalten, wenn man die Termini der verschiedenen Wissensgebiete bei der Hand hat! Es kommt also darauf an, sich dieses Material zu beschaffen. Wahrlich, man braucht es fast so notwendig wie Papier und Tinte. Aber haben Papier und Tinte einen schöpferischen Anteil am Werk? Bin ich kein Schriftsteller, wenn ich nicht die Vergleichswelten selbst bereist habe? Bin ich nicht imstande, den Gedanken durch Beziehung auf einen chemischen Vorgang zu erhellen, weil ich diese Beziehung bloß ahne und mir der Fachausdruck fehlt? Ich frage einen Gelehrten oder ich frage ein Buch. Aber in solchem Falle leistet auch das Fremdwörterbuch alle Dienste. Eine Kennerschaft, die ich mir aus einem Fachwerk holte, würde die künstlerische Fügung sprengen und dem Schein der Erudition den Vorrang lassen. Es wäre die hochstaplerische Erschleichung eines Makels. Die Nahrung des Witzes ist eine landläufige Ration von Kenntnissen. Es darf ihm nicht mehr vorgesetzt werden, als er verdauen kann, und unmäßiges Wissen bringt die Kunst von Kräften. Sie setzt Fett an. Nun gibt es Literaten, denen es eben darauf ankommt. Ihnen ist die Bildung nicht Material, sondern Selbstzweck. Sie wollen beweisen, daß sie auch Chemiker sind, wenngleich sie es nicht sind; denn Schriftsteller sind sie bestimmt nicht. Das Material kann man sich beschaffen wie man will, ohne der geistigen Ehrlichkeit etwas zu vergeben; die schöpferische Arbeit besteht in seiner Verwendung, in der Verknüpfung der Sphären, in der Ahnung des Zusammenhanges. Wer schreibt, um Bildung zu zeigen, muß Gedächtnis haben; dann ist er bloß ein Esel. Wenn er die Fachwissenschaft oder den Zettelkasten benützt, ist er auch ein Schwindler. Ich kenne einen Publizisten, der sich lieber die fünf Schreibefinger abhacken ließe, ehe er in einem politischen Leitartikel, der jene dürrste Tatsächlichkeit der Welt behandelt, die der Welt leider unentbehrlich

ist, das Wort »Balkanwirren« gebrauchte. Er muß »Hämuskomödie« sagen. Und solche Geistesschweinerei findet im heutigen Deutschland Anklang! Eine typische Figur der Lokalchronik ist jener »Unhold«, der vor Schulen den herausstömenden Mädchen Dinge zeigt, die sie in diesem Alter noch nicht sehen sollen. Was bedeutet aber seine Schädlichkeit gegenüber einem Treiben, mit dem die Schulweisheit vor dem Leben exhibitioniert? Die unerhörte Zumutung, uns bei Besprechung der verworrensten Balkanfragen auch noch in die klassische Geographie verwickeln zu lassen, empfinden heute die wenigsten als Plage. Wäre es selbst kein Defekt, mit dem hier geprotzt wird, wäre der Anblick der Elephantiasis eines Gedächtnisses nicht abscheuerregend, so bliebe der Zustand noch immer als jene ästhetisierende Sucht beklagenswert, die der Fluch unserer Tage ist. Denn die Erörterung von Balkanwirren ist eine Angelegenheit des täglichen Hausbrauches und hat mit der Kunst, also auch mit der Literatur als der Kunst des Wortes, nicht das geringste zu schaffen. Der Verschweinung des praktischen Lebens durch das Ornament, wie sie Adolf Loos nachgewiesen hat, entspricht jene Durchsetzung des Journalismus mit Geistelementen, die zu einer katastrophalen Verwirrung führt. Die Phrase ist das Ornament des Geistes. Anstatt nun die Presse geistig trocken zu legen und die Säfte wieder der Literatur zuzuführen, aus der sie »gepresst«, der sie erpreßt wurden, steuert die demokratische Welt auf eine Renovierung des geistigen Zierrats hin. Die Phrase wird nicht abgeschafft, sondern in den Wiener Werkstätten des Geistes modernisiert. Feuilleton, Stimmungsbericht, Schmucknotiz — dem Pöbel bringt die Devise »Schmücke dein Heim!« auch die geistigen Schnörkel ins Haus. Ein halbes Jahrhundert lebten sie von Heine, aber dieser Zauberer, der der Talentlosigkeit zum Talent verhalf, steht nicht zu hoch über der Entwicklung, die er verschuldet hat. Jetzt münzen

sie Peter Altenberg in Zeilenhonorar um, ohne daß er etwas davon hat. Ein Ornamentiker auf eigene Faust lebt in Berlin; wenn er seinen Namen nennen soll, sagt er schlicht: »Der im Grunewald«. Geboren ist er nicht im Mai, sondern »unterm Weidemond«. Sein Kampf gilt nicht dem Kaiser, sondern einem »Zollernsproß«. Der nicht in Korfu manchmal weilt, sondern in Korypho. Als Politiker ist unser Mann kein Chamäleon, sondern er gleicht dem »Tier mit den zwei Pigmentschichten unter der Chagrinhaut«. Er enthüllt nicht das homosexuelle Vorleben seiner Gegner, sondern er »spreitet die Spinatgartenschande aus«; aber seine Gegner haben es sich selbst zuzuschreiben, denn sie haben zwar nicht den Verdacht päderastischen Umgangs erregt, aber der »Ruch der Männerminne haftet an ihnen«. Sein Rechtsanwalt, der einfach Bernstein heißt, kehrt nach dem Prozeß nicht nach München zurück, sondern »der Antaios ringt wieder auf heimischem Boden«. Sonst ist aus dem Leben unseres Künstlers noch zu erzählen, daß er Karlsruhe nicht kennt, wohl aber die »Fächerstraßenstadt«; das Schauspiel »Frühlingserwachen« noch nicht gelesen hat, aber den »Lenzmimus«, dessen Inhalt »das Männern der Knaben, das Böckeln der Mädchen« ist; Sherlock Holmes nicht auf der Bühne gesehen hat, aber den »Rampendoyle« kennt; Hurenwohnungen meidet, aber ein »Tarifeden« empfiehlt; von der Existenz Shakespeares nichts weiß, aber den »braven Bill« zitiert; die Sitte des Interviews mißbilligt, aber »der Interview« das Wort spricht; und zuguterletzt die Balkanwirren ignoriert und dafür die »Hämuskomödie« beachtet. Soeben hören wir seinen Ausruf: »Freut euch und strählt die Miauzer!« Welche Sprache ist das? Er will sagen, Matkowsky, der letzte Löwe sei tot, die anderen seien bloß Katzen. »Streichelt eure Katzen!« dem Publikum zuzurufen, dazu langt das Temperament nicht; darum muß das Ornament helfen. »Strählt die Miauzer!« Es könnte als Schlagwort

bleiben. Ein stilistischer Miauzer preist die Löwenkraft, ein Artist literarischer Mätzchen beschreibt die Urgewalt des größten Tragöden, ein publizistischer Kainz beklagt den Tod Matkowskys. Nun, sein eigentlicher Beruf ist ein sozialer: er will die Reichsfassade reinfegen. Aber sein Arbeitskittel ist ein wallendes Gewand, das ein Van de Velde entworfen hat, der Besen ist von Olbrich und die Hände tragen Schmuck von Lalique. Da geht denn die Arbeit nur schwer vonstatten, und sie gleicht eigentlich auch mehr jenem langwierigen Gastmahl des Trimalchio, in dessen Beschreibung es heißt: »Nun folgte ein Gang, welcher unserer Erwartung nicht entsprach; doch zog er durch seine Neuheit aller Augen auf sich«. Da gab es »einen runden Aufsatz, in welchem die zwölf himmlischen Zeichen in einem Kreis geordnet waren, auf deren jedes der Künstler eine Speise gelegt hatte, die ihm zukam«. Da gab es »einen Mischmasch von einem Spanferkel und anderem Fleische, und einen Hasen mit Flügeln, damit er dem Pegasus gleiche«. Und »in den Ecken des Aufsatzes vier Faune, aus deren Schläuchen Brühe, welche aus den Eingeweiden verschiedener Fische wohl zubereitet war, auf die Fische herunterfloß, die in einem Meeresstrudel schwammen«. Dazu erscholl eine Symphonie, und in der Mitte der Tafel stand ein gebackener Priap, der mit allerlei Arten von Obst und Trauben verziert war. Die Kuchen gossen einen balsamischen Duft aus und die Gäste »glaubten, daß etwas Heiliges darunter verborgen sei«, erhoben sich »und wünschten Glück dem erhabenen Vater des Vaterlandes«. Stimmt alles. Von dem Koch aber hieß es, er sei der kostbarste Kerl von der Welt. »Wenn ihr es verlangt, so macht er aus einem Saumagen einen Fisch, aus Speck einen Baum, aus dem Schinken eine Turteltaube, aus den Eingeweiden eine Henne«. Heiliger Petronius — so arbeiten die Ornamentiker aller Zeiten und aller Gebiete! Und wir haben heute in

Deutschland eine geistige Küche, von deren Erzeugnissen das Auge satt wird. Ein Bildungskünstler preßt die Leckerbissen von zehn Welten in eine Wurst . . . Nun muß gesagt sein, daß diese Art, das Leben zu umschreiben oder um das Leben herumzuschreiben, immerhin einer Anschauung dienen könnte. Diese Umständlichkeit wäre Verkürzung oder die Verkürzung wäre sinnvoll, wenn die für die Dinge gesetzten Chiffren zugleich den Inhalt brächten, der von den Dingen ausgesagt werden soll, oder die Beziehung, in welche die Dinge gestellt werden sollen. Es ist also erträglich zu lesen, daß einem Schauspieler die Darstellung des »Junkers von Corioli« oder von »Kleopatras müdem Freund« gelungen sei. Das Ornament ist hier ein Mittel, nicht ein Zweck. Aber dann ist es eben eine Krücke, die vorwärts bringt, und die Plastik, die der Autor erreicht, bleibt doch immer die Plastik einer Geschwulst. Die gehobene Sprache hebt den Sinn, den das Temperament zu heben nicht imstande war. Die Schönheit geht freilich flöten, wenn das Pathos sich zu einer Telegrammadresse wie »Rampendoyle« oder »Tarifeden« zusammenballt oder in einer ausführlicheren Geheimschrift verästelt, deren Dechiffrierung den Leser zwar reizt, aber nicht befriedigt. Niemand wird dem Autor die Lückenlosigkeit seiner Technik bestreiten und die Fleckenlosigkeit seines Materials. Aber den durchaus artifiziellen Charakter dieser Gestaltung enthüllt er selbst, wenn er die Feder hinlegt, um den Mund aufzumachen. Kostüm und Schmuck sind abgetan, die Hieratik ist zum Teufel, und fern aller Weitwendigkeit spricht ein Agitator, der alle Pfiffe des Metiers kennt, wie dem zuhörenden Pack der Schnabel gewachsen ist. Der eben noch an der sprachlichen Beulenpest darniederlag, steht gesund vor uns, freut sich und — streichelt die Katzen. Der kostbarste Kerl von der Welt; am andern Tag macht er wieder aus einem Sau-

magen einen Fisch und preßt die Leckerbissen von zehn Welten in eine Wurst... Ach, meinem Stil wird zum Vorwurf gemacht, daß sich hart im Raume die Gedanken stoßen, während die Sachen doch so leicht bei einander wohnen. Und wer von mir Aufschluß über die Sachen erwartet, hat sicherlich recht, aus dem Gedankenpferch zu fliehen. Verweilt er aber, um ihn zu besehen, so wird er eine Architektonik gewahren, in der um keine Linie zu viel, um keinen Stein zu wenig ist. Man muß nachdenken; das ist eine harte Forderung, meist unerfüllbar. Aber die Forderung, die der Berliner Bildungsornamentiker stellt, ist bloß lächerlich: man muß Spezialist in allen Fächern sein oder zum Verständnis eines Satzes zehn Bände eines Konversationslexikons wälzen. Der eine schlägt auf den Fels der nüchternsten Prosa, und Gedanken brechen hervor. Der andere schwelgt im Ziergarten seiner Lesefrüchte und in der üppigen Vegetation seiner Tropen. Hätte ich mein Leben damit verbracht, mir die Bildung anzueignen, die jener zu haben vorgibt, ich wüßte vor lauter Hilfsquellen nicht, wie ich mir helfen soll. Ein Kopf, ein Schreibzeug und ein Fremdwörterbuch — wer mehr braucht, hat den Kopf nicht nötig!

***

Varieté. Der Humor der Knockabouts ist heute der einzige Humor von Weltanschauung. Weil er tieferen Grund hat, scheint er grundlos zu sein wie die Aktion, die er bietet. Grundlos ist das Lachen, das er in unserer Region auslöst. Wenn ein Mensch plötzlich auf allen Vieren liegt, so ist es eine primitive Kontrastwirkung, der sich schlichte Gemüter nicht entziehen können. Ein feineres Verständnis setzt schon die Darstellung eines Zeremonienmeisters voraus, der auf dem Parkett hinplumpst. Es wäre die ad absurdum-Führung der Würde, der Umständlichkeit, des dekorativen Lebens. Diesen Humor zu verstehen, bietet die mitteleuropäische Kultur alle Voraus-

setzung. Der Humor der Clowns hat hier keine Wurzel. Wenn sie einander auf den Bauch springen, so kann bloß die Komik der veränderten Lage, des unvorhergesehenen Malheurs verfangen. Aber der amerikanische Humor ist die ad absurdum-Führung eines Lebens, in dem der Mensch Maschine geworden ist. Der Verkehr spielt sich ohne Hindernisse ab; darum ist es plausibel, daß einer zum Fenster hereingeflogen kommt und zur Tür wieder hinausgeworfen wird, die er gleich mitnimmt. Das Leben ist eben ungemein vereinfacht. Da der Komfort das oberste Prinzip ist, so versteht es sich von selbst, daß man Bier haben kann, wenn man einen Menschen anzapft und ein Gefäß unter die Öffnung hält. Die Leute schlagen einander mit der Hacke auf den Schädel und fragen zartfühlend: Haben Sie das bemerkt? Es ist ein unaufhörliches Gemetzel der Maschinen, bei dem kein Blut fließt. Das Leben hat einen Humor, der über Leichen geht, ohne wehzutun. Warum diese Gewalttätigkeit? Sie ist bloß eine Kraftprobe auf die Bequemlichkeit. Man drückt auf einen Knopf, und ein Hausknecht stirbt. Was lästig ist, wird aus dem Weg geräumt. Balken biegen sich auf Wunsch, alles geht flott von statten, müßig ist keiner. Nur ein Papierschnitzel will auf einmal nicht parieren. Es bleibt nicht liegen, wenn man es der Bequemlichkeit halber hingeworfen hat, es geht immer wieder in die Höhe. Das ist ärgerlich, und man sieht sich gezwungen, es mit dem Hammer zu bearbeiten. Noch immer zuckt es. Man will es erschießen. Man sprengt es mit Dynamit. Ein unerhörter Apparat wird aufgeboten, um es zu beruhigen. Das Leben ist furchtbar kompliziert geworden. Schließlich geht alles drunter und drüber, weil irgend ein Ding in der Natur sich dem System nicht fügen wollte ... Vielleicht ein Fetzen Sentimentalität, den ein Defraudant aus Europa herübergebracht hatte.

*

Mit Unlust sieht man zwischen den Produktionen der Knockabouts den Humor einer neuwienerischen Operette sich breitmachen. Da wird wieder einmal die Langweiligkeit der englischen Nation entlarvt. Den reisenden Engländer läßt die kulturelle Überlegenheit unseres schieberischen Temperaments noch immer nicht ungeschoren. Mit einem »au jes« ist der Fall erledigt. Auch diese Auffassung hat ihren tieferen Grund. »Geh'ns, seins net fad!« sagt nämlich der Wiener zu jedem, der sich in seiner Gesellschaft langweilt. Der reisende Engländer sieht so aus: er langweilt sich und verleugnet auch in Wien seine guten Manieren nicht.

*

Eitelkeit. Eine der verblüffendsten Entdeckungen, die uns das neue Jahrhundert gebracht hat, ist zweifellos die, daß ich in der ‚Fackel' öfter von mir selbst spreche, und sie wird mir mit einer der tiefsten Erkenntnisse unter die Nase gehalten, die die Weisheit kontemplativer Seelen je geschöpft hat, daß nämlich der Mensch bescheiden sein müsse. Manche wollen sogar herausgefunden haben, daß ich den Essay von Robert Sch. über zehn Jahre ‚Fackel' »in meinem eigenen Blatte« veröffentlicht habe. Das habe ich allerdings bis zum Augenblick des Erscheinens nicht bedacht und ich muß nun, überdies von der Korrektheit darauf aufmerksam gemacht, zugeben, daß es wahr ist. Die Entdeckung der Eitelkeit hat zwar noch nie ein Schriftsteller seinem Leser leichter gemacht als ich. Denn wenn dieser es selbst nicht merkte, daß ich eitel bin, so erfuhr er es doch aus meinen wiederholten Geständnissen der Eitelkeit und aus der rückhaltlosen Glorifizierung, die ich diesem Laster zuteil werden ließ. Die lächelnde Informiertheit, die eine Achillesferse entdeckt, wird also an einer Bewußtheit zuschanden, die sie schon vorher freiwillig entblößt hat. Aber ich kapituliere. Wenn der banalste Einwand gegen mich auch zum zehnten Jahr meiner

Unbelehrbarkeit erhoben wird, dann hilft keine Replik. Ich kann pergamentenen Herzen nicht das Gefühl für die Notwehr, in der ich lebe, einflößen, für das Sonderrecht einer neuen publizistischen Form und für die Übereinstimmung dieses scheinbaren Eigeninteresses mit den allgemeinen Zielen meines Wirkens. Sie können es nicht verstehen, daß, wer mit einer Sache verschmolzen ist, immer zur Sache spricht und am meisten, wenn er von sich spricht. Sie können es nicht verstehen, daß, was sie Eitelkeit nennen, jene nie beruhigte Bescheidenheit ist, die sich am eigenen Maße prüft und das Maß an sich, jener demütige Wille zur Steigerung, der sich dem unerbittlichsten Urteil unterwirft, das stets sein eigenes ist. Eitel im üblen Sinn wäre eine Frau, die nie in den Spiegel schaut. Bespiegelung ist der Schönheit so unerläßlich wie dem Geist. Die Welt hat aber nur eine psychologische Norm für zwei Geschlechter und verwechselt die Eitelkeit eines Kopfes, die sich im künstlerischen Schaffen erregt und befriedigt, mit der geckischen Sorgfalt, die an einer Frisur arbeitet. Aber ist jene im gesellschaftlichen Verkehr nicht stumm? Sie kann dem Nebenmenschen unmöglich so auf die Nerven fallen wie die Bescheidenheit der reproduzierenden Geister, solcher, deren Gedächtnis die Aussprüche berühmter Zeitgenossen aufbewahrt und auch jener Altvordern seit Plinius dem Älteren, die ein gutes Gedächtnis immerdar zu persönlichen Bekannten macht.

*

Meine Feinde sind seit zehn Jahren auf der Motivensuche. Entweder handle ich so, weil ich das Butterbrot nicht bekam, oder wiewohl ich es bekommen habe. Daß ein Butterbrot mitspielt, darüber herrscht kein Zweifel; nur bleibt zwischen Rachsucht und Undankbarkeit die Wahl. Daß eine Tat nicht aus beiden Motiven zugleich entspringen kann, bereitet meinen Feinden eine große Unbequemlich-

keit. Aber wie gern gebe ich beide auf einmal zu, wenn ich damit nur der niederschmetternden Frage entrinne, die das Wohlwollen an mich richtet: »Sagen Sie mir, ich bitt' Sie, was haben Sie gegen den Benedikt?«

*

Ich kann mir denken, daß eine häßliche Frau, die in den Spiegel schaut, der Überzeugung ist, das Spiegelbild sei häßlich, nicht sie selbst. So sieht die Gesellschaft ihre Gemeinheit in einem Spiegel und glaubt aus Dummheit, daß ich der gemeine Kerl bin.

(Nachdruck verboten.)

Nachts.

Von **Anton Tschechow.**

Erste Übersetzung von Paul Barchan.

Nur noch die trüben Lichter des eben verlassenen Hafens, nur der pechschwarze Himmel waren noch sichtbar. Es blies eln kalter, feuchter Wind. Er schlug uns ins Gesicht und drang durch die Kleider. Wir erwarteten einen Regen und mußten uns wundern, wo er nur bleiben mochte. Wir fühlten über uns die schwarzen Wolken, fühlten deren Bestreben, ihr ganzes Wasser auf uns zu entladen, und uns war schwül trotz des Windes und der Kälte. Unser Dampfschiff schaukelte.

Wir Matrosen waren in unserer Kajüte versammelt und losten. Unter dem Heulen des Windes und dem Klappern der Maschine erscholl das laute, trunkene Lachen unserer Brüderschaft.

Ein leises Beben durchrieselte mich vom Scheitel bis zur Sohle, gleichsam als wäre in meinem Hinterhaupte ein Loch, aus dem sich feiner kalter Schrot den nackten Körper hinunter ergoß. Ich zitterte vor Kälte, aber auch aus anderen Gründen, von denen ich hier erzählen will.

Der Mensch ist überhaupt gemein, und der Matrose ist, offen gestanden, noch gemeiner als der Mensch, gemeiner als das

gemeinste Tier, das doch schließlich die Rechtfertigung hat, daß es nur seinem Instinkte gehorcht.

Vielleicht übertreibe ich. Doch scheint es mir, der Matrose hat mehr Grund, sich zu hassen, auf sich zu schimpfen, als das Tier. Der Mensch, der jeden Augenblick vom Mast stürzen, der auf immer und ewig hinter einer hohen Welle verschwinden kann, der nur dann Gott kennt, wenn er ertrinkt oder wenn er kopfüber hinunterstürzt, solch einer vermißt nichts, noch bedauert er etwas, was er auf dem Festlande zurückgelassen. Wir trinken Branntwein, da wir nicht wissen, warum wir nüchtern sein sollen, führen ein liederliches Leben, da wir nicht wissen, was uns auf dem Meere die Tugend nützen sollte.

Nun, ich will fortfahren.

Wir losten untereinander. Unser aller, die wir gerade keinen Dienst hatten, waren sechzehn. Von diesen aber konnte nur zweien das Glück zuteil werden, solch ein seltenes Schauspiel zu genießen.

Die Kajüte »für Neuvermählte« nämlich, die unser Schiff besaß, hatte für diese Nacht Passagiere . . . Und die Wände dieser Kajüte hatten nur zwei Spalten, über die wir verfügen konnten. Die eine hatte ich selbst mit einer dünnen Feile ausgefeilt, nachdem ich die Wand mit einem Pfropfenzieher durchbohrt, die andere hatte einer meiner Kameraden mit einem Messer geschnitten, und wir beide hatten daran eine Woche zu arbeiten.

»Die eine bekommst du!«

»Wer?«

Man wies auf mich.

»Und die andere?«

»Dein Vater!«

Mein Vater, ein alter buckliger Matrose, mit einem Gesicht, das aussah wie ein gebackener Apfel, trat an mich heran und klopfte mich auf die Schulter.

»Was, Bengel, heute sind wir beide die Glückspilze,« sprach er zu mir. »Hörst du, Bengel? Du und ich gleichzeitig! Das laß ich mir gefallen!«

Er fragte mich ungeduldig nach der Uhr. Es war erst elf.

Es begann stark zu regnen. Ich ging aufs Deck und begann aufs Meer hinauszublicken. Es war dunkel. Aber in meinen Augen

mag sich all das widergespiegelt haben, was auf dem Grunde meiner Seele vorging: auf dem schwarzen Hintergrunde der Nacht nahm ich Bilder wahr und erblickte das, was ich in meinem Leben so sehr entbehrt, in meinem jungen, verfehlten Leben.

Gegen zwölf Uhr ging ich vor der gemeinsamen Kajüte auf und ab und blickte durch die Türe. Der Neuvermählte, ein junger Pastor mit einem schönen blonden Kopfe, saß am Tische und hielt das Evangelium in der Hand. Er erklärte etwas einer hageren Engländerin. Die Neuvermählte aber, jung, schlank, bildschön, saß neben ihrem Manne und wandte kein Auge von dem blonden Kopfe ihres Mannes. Wie soll ich ihr Gesicht beschreiben! Es erschien mir überirdisch. In der Kajüte ging der Bankier auf und ab, ein hoher, starker, alter Engländer mit einem roten, widerlichen Gesicht. Dies war der Mann der alten Dame, mit der der Neuvermählte sich unterhielt.

»Die Pastoren haben die Gewohnheit, sich stundenlang zu unterhalten«, dachte ich. »Das wird so bis zum Morgen kein Ende nehmen.«

Gegen eins kam mein Vater zu mir, zupfte mich am Ärmel und sagte:

»Na, endlich. Da sind sie herausgegangen.«

Ich wurde im Augenblick munter und trat an die bekannte Wand . . .

Zwischen dieser Wand und der Schiffswand war ein Zwischenraum, voll mit Ruß, Wasser und Ratten. Bald hörte ich die schweren Schritte meines Vaters. Er stolperte über die Säcke und Kisten und schimpfte.

Ich tastete nach meiner Öffnung und zog daraus ein viereckiges Stück Holz, woran ich so lange gesägt hatte. Ich erblickte dünnen, durchscheinenden Mousselin, durch den ein weiches Licht schimmerte. Und zusammen mit dem Lichte drang zu mir ein schwüler, sehr angenehmer Geruch. Das war wahrscheinlich der Duft aristokratischer Schlafgemächer. Um aber das Schlafzimmer zu überblicken, mußte man mit beiden Händen den Mousselin zur Seite schieben, was ich auch sofort tat.

Ich erblickte Bronze, Sammet, Spitzen und über alles ergoß sich das zarte Licht. Anderthalb Faden von meinem Gesichte stand das Bett.

»Laß mir deinen Platz!« sagte mein Vater, mich ungeduldig in die Seite puffend. »Bei dir sieht man besser. Du hast bessere Augen als ich. Und für dich ist es ganz egal, ob du aus der Höhe oder aus der Ferne zusiehst.«

»Still!« sagte ich, »mach keinen Lärm, man kann uns hören!«

Die junge Frau saß am Rande des Bettes und ließ ihre kleinen Füßchen auf das Tigerfell herabhängen. Sie blickte zur Erde. Vor ihr stand ihr Mann, der junge Pastor. Er sprach zu ihr. Was er aber gesprochen, das weiß ich nicht. Denn bei diesem Heulen des Windes und Lärm des Dampfers konnte man nichts hören. Er sprach mit Feuer, gestikulierend, mit blitzenden Augen. Sie hörte zu und schüttelte verneinend den Kopf.

»Die werden so bis zum Morgen reden. Hol sie die Pest!« brummte mein Vater.

Ich drückte die Brust fester an die Wand, als fürchtete ich, das Herz könnte mir herausspringen. Mein Kopf brannte . . .

Das junge Ehepaar sprach lange. Der Pastor kniete schließlich nieder und begann, sie mit ausgestreckten Armen anzuflehen. Sie schüttelte verneinend den Kopf. Da sprang er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. An dem Ausdruck seines Gesichtes, an der Bewegung der Hände erriet ich, daß er drohte.

Die junge Frau stand auf, ging langsam an die Wand, wo ich stand, und blieb gerade meiner Öffnung gegenüber stehen. Sie rang verzweifelt die Hände, und ich verschlang ihr Gesicht mit den Blicken. Ich las auf ihrem Gesichte — wenn nur solch ein grober, steinerner Mensch imstande ist, auf Gesichtern zu lesen, auf solch schönen Gesichtern. Mir schien, daß sie leidet, mit sich kämpft, schwankt, aber gleichzeitig lag in ihren Augen Zorn. Ich begriff nichts.

Gegen fünf Minuten standen wir so. Angesicht gegen Angesicht. Darauf ging sie weg, blieb in der Mitte der Kajüte stehen und nickte dem Pastor mit dem Kopfe zum Zeichen ihrer Einwilligung. Dieser lächelte freudig, küßte ihr die Hand und eilte aus der Schlafkajüte.

Ich hörte neben mir ein Geräusch. Mein alter Vater hielt seinen Husten zurück. Die junge Frau begann sich hastig zu entkleiden.

Nach drei Minuten öffnete sich die Tür, und in die Kajüte

trat der Pastor, und hinter ihm der hohe, dicke Engländer, von dem ich oben erzählt. Der Engländer trat ans Bett und schien der schönen Frau eine Frage zu stellen. Diese, ganz blaß vor Scham, nickte bejahend mit dem Kopfe. Der englische Bankier nahm aus der Brusttasche ein Paket mit Banknoten und reichte es dem Pastor. Dieser zählte nach und entfernte sich mit einem Gruße. Der alte Engländer schloß hinter ihm die Tür. . . .

Ich sprang von der Wand zurück, als hätte mich eine Schlange gebissen. Eine Angst überfiel mich. Mir war, als hätte der Sturm unser Schiff in Stücke zerrissen, als gingen wir zu Grunde.

Mein Vater, dieser Trunkenbold, dieser Lüstling, ergriff meinen Arm und sagte:

»Kommen wir von hier weg! Du darfst das nicht sehn, bist noch zu jung . . .«

Er hielt sich kaum auf den Füßen. Ich trug ihn die steile holprige Treppe hinauf, nach oben, wo sich schon ein wirklicher Herbststurm erhob. . . .

Sprüche und Widersprüche.

Über dieses Werk schreibt die ‚Königsberger Hartung'sche Zeitung':

Ein 260 Seiten starker Band Aphorismen ist keine gewöhnliche Erscheinung, dieser hier ist eine ganz außergewöhnliche. Es ist ein fanatisches und weises, ein pathetisches und graziöses Buch. Eine Denkkraft tobt sich aus, die vor nichts Halt macht, keine Hemmungen kennt und nur ein Gesetz: das heiliggehaltene der Sprachkunst. Dieser unbeherrschte Losgeher wird zum ängstlichsten, zärtlichsten Zauderer, wenn's um seine Kunst geht. Ein Titan, der die Blöcke liebevoll meißelt, ehe er sie auf die Schädel seiner Feinde herabsausen läßt. Von seinem Reichtum gibt das dem Buche beigegebene Inhaltsverzeichnis nur einen schwachen Begriff. Eine ungeheure Konzentriertheit herrscht darin. Jeder dieser kleinen Sprüche könnte zum weitläufigen Essay ausgewalkt werden (was denn auch gelegentlich geschehen wird), weil eben jeder ein Ganzes,

kein fataler Gedankensplitter, sondern ein Gedanke ist. Kraus wird nie zum Sklaven seiner Witzigkeit; immer dient sein Witz dem Gedanken, macht diesen sinnfällig und vertieft ihn. Man muß darauf verzichten, in einer knappen Anzeige Kraus zu charakterisieren. Es soll auch auf Zitate aus diesen Sprüchen und Widersprüchen verzichtet werden, so lockend es wäre, mit einigen blendenden Paradoxen, ein paar kühnen Antithesen den Leser neugierig zu machen. Man täte damit der Persönlichkeit des Autors Unrecht, brächte ihn leicht in den Ruf, ein Widersprecher um jeden Preis zu sein. Das ist er nicht. Das »Epater le Bourgeois« hat er immer verschmäht, nie dem Publikum die Konzession gemacht, es absichtlich zu ärgern. Er sagt manchmal ganz ungeniert Binsenwahrheiten, er darf's, es sind doch seine eigenen. Unter diesen Aphorismen sind welche, die Klerikale und Fortschrittler, Ästheten und Zweckmenschen, Moralisten und Libertins verleiten könnten, den Autor für ihren Parteigänger zu halten. Kraus fürchtet keine Annäherung an eine noch so banale Meinung, denn zuletzt dient auch sie nur dazu, seiner Persönlichkeit das besondere Relief zu geben. Man darf auf das Schicksal dieses Buches neugierig sein. Wird es das seines Schöpfers teilen, der, seit zehn Jahren in Wien publizistisch tätig, dort heimlich bewundert und öffentlich totgeschwiegen, kunstvoll bestohlen und äußerst kunstlos beschimpft wird? Es ist gleichgültig, ob dieses kühne, ehrliche und leidenschaftliche Buch Lobsprecher oder Tadler finden wird. Man muß wünschen, daß es Leser finde; nicht dem Autor, sondern den Lesern zuliebe.

Die ‚Nationalzeitung' (‚Post') in Berlin nebst zwei Auszügen aus dem Buch:

Es unterlag keinem Zweifel, daß die Kunst der Sentenz, des Aphorismus seit den Tagen ihrer großen, ihrer eigentlichen Schöpfer sozusagen rückständig geworden war und der Auffrischung bedurfte. Der Witz der Rochefoucauld, Vauvenargues, Chamfort war bereits von früheren Generationen aufgenommen, verbraucht worden. Die runden Münzen ihrer Weisheit erschienen nach so langer Zeit des Umlaufes manchem als ein wenig abgegriffen. Die Ereignisse warteten unleugbar auf den Regenerator, auf den Mann, der neuen Wein in die alten Schläuche gösse. . . . Das einzig Unkünstlerische an diesem Buche ist eine Eigenschaft des Verfassers: die »Fronde à tout prix«, die manchmal bis zu intellektueller Krafthuberei geht. Und etwas Beklemmendes wohnt zugleich dem Buche hier und da inne; die Gedanken zeigen in der Struktur zuweilen sozusagen etwas von dem hochgespannten Druck, mit dem die Geistesmaschine dieses Autors arbeitete. Man glaubt zuweilen das Knarren des heißgelaufenen Räderwerkes zu vernehmen. Das Buch selbst? Der Leser wird mit starker Kost bewirtet, wie schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis ahnen läßt, aber diese Kost bietet stets nur ein Autor, dessen differenzierter Geschmack auch gewagte Kombinationen als möglich erscheinen läßt . . . Es tritt hier ein Fall ein, wo man bedauert, daß epigrammatische und dramatische Begabung nicht einander decken. Karl Kraus wäre sonst (nach einer letzten Läuterung vielleicht noch)

wohl der Mann, der uns die noch immer fehlende Komödie unserer Zeit schreiben könnte.

Ähnlich gut meint es die ‚Freisinnige Zeitung' in Berlin, nur mit der beruhigenden Versicherung, daß sie »die Weltanschauung des Verfassers nicht teilt«.

Unter dem Titel »Ein Buch der Sprüche« veröffentlicht Karl Bleibtreu einen längeren Aufsatz in der ‚Münchener Allgemeinen Zeitung'. Den größeren Teil dieser Besprechung bilden die zahlreichen gutgewählten Zitate aus dem Werk, deren Glossierung indes manchen Hinweis enthält, der über die bloß lobenden Anmerkungen hinausgeht: »In der Auslegung des Weibes als Hetäre steckt eine verkappte Mystik.« Oder: »Die Verdammung der Oper und Ehrenrettung der Operette klingt barock, doch liegt ein tiefer Sinn in diesem nicht kindischen Spiele.« Die Einleitung des Essays lautet:

Seit Larochefoucauld seine berühmten Maximen auftischte, erfreut sich dies pikante Dessert im Gastmahl der Literatur einer gewissen Beliebtheit bei geistigen Gourmets. Schriftsteller mit epigrammatischer Neigung wie Renan, Stendhal, Taine streuen Aphorismen in ihre Werke ein, unser alter Lichtenberg stellte seine Spruchweisheit auch nicht unter den Scheffel, und neuerdings übte Nietzsche mit Kunst und Kraft diese Sprachfeinheit, vieles in wenige Zeilen zusammenzupassen. Soeben legt uns der bekannte Wiener Stilist Karl Kraus eine solche Gabe vor, deren sehr verschiedenartige Blüten er zu einem Strauß unter dem Titel »Sprüche und Widersprüche« zusammenbindet. Wie Nietzsche, der als Pole sich ohnehin zum Französischen hingezogen fühlte, hat Kraus, als Wiener natürlich deutscher Schwerfälligkeit abgewandt, von den Franzosen gelernt, wie man den Esprit schleift, bis die Bonmots diamantenhell funkeln. Er handhabt sein spitziges Florett mit bewährter Fechtmeister-Positur und läßt die Klinge in der Sonne blitzen, kokette Blutströpfchen daran klebend, wo sein Stich etwas tief ins faule Fleisch der Vorurteile traf und heimliche Wunden öffnete. Ja, er sticht nach französischer Fechterschule, der ehrliche germanische Hieb verlangt eine andere Muskulatur, aber reißt heilbarere Schmisse als der zarte, scharfe Florettstoß, der immer edlere Teile verletzt. Manchmal sollen solche Klingen gar Blutvergiftung erzeugen, und wir möchten keinem Unerfahrenen, der sich nicht selber eine Siegfriedshaut angeärgert hat und mit genügender Bandage auf die geistige Mensur geht, ein Renkonter mit diesem renommierten Raufer anraten. Kraus fordert sämtliche heiligsten Güter der Menschheit vor seine ruchlose Ironie; er fordert sein Jahrhundert in die Schranken, Arm in Arm mit Nietzsche, Weininger und Wedekind, er

fordert den großen Moloch der Dummheit auf Feder und Tinte — eine Feder, deren Spitze auch durch festgefügte Rüstungen dringt, eine Tinte, die garstig fleckt und manchen Götzen besudelt mit dauerhaften, haltbaren Brandmalen. Manchmal prahlt er ein bißchen: So lag ich und so führt' ich meine Klinge! Aber im ganzen ist der Ehre Genüge geschehen, er hat die Beleidigungen seiner zarthäutigen Psyche durch des Lebens anrempelnde Roheit mit Blut abgewaschen, dem Herzblut seiner selbsterlebten Sprüche . . . .

In der ‚Gegenwart' (38. Jahrgang, Nr. 19), die in Berlin erscheint, ist der folgende Essay von Otto Stoessl enthalten:

Karl Kraus ist Satiriker. Aus dieser schöpferischen Art, auf die Dinge zu antworten — denn alle Kunst ist Antwort, während alle Wissenschaft nur Frage bleibt —, aus dieser eigentümlichen, in der Verneinung fruchtbaren Beschaffenheit des Gemütes und Verstandes gerät manche besondere Gestaltungsform. Indes der Dichter sonst in konkreter Darstellung die Erscheinungen versammelt und irgend das Ganze der Welt umfaßt, ist der satirischen Betrachtung eine Zuspitzung und Vereinzelung, eine willkürliche Auswahl und das Auskosten des Augenblickseindruckes eigen. Sie pickt gleichsam hurtig die Körnlein auf. Die Satire ist nicht auf Allseitigkeit, sondern voll Trutz und Genügen gerade auf Einseitigkeit, nicht auf die Harmonie der Gesamtanschauung, sondern auf jede lebhafte Dissonanz und auf das schlechthin Singuläre bedacht. Hierin ist sie einigermaßen mit dem lyrischen Gemütszustande verwandt, der ja auch aus der Besonderheit des ergriffenen Gefühles die Nötigung seiner Aussage herleitet. Aber der Lyriker sagt mit dem besondersten Ausdrucke gerade das Allgemeinste und Typische aufs intensivste aus, während der Satiriker das Besondere und Vereinzelte auf eine subjektiv abschließende, scheinbar typische Formel bringt. Er antwortet auf den Reiz nicht lyrisch-gehorsam, sondern antithetisch abwehrend. Es ist der Charakter der Satire, gegen jeden äußeren Eindruck den Stachelpanzer des Widerspruches zu kehren und dem Anreiz der Welt sich nicht sowohl hinzugeben, als ihn in der Abwehr zu genießen. Die Persönlichkeit versteint sich gewissermaßen, um ihre Funken zu geben, und sie versteint die Dinge, um ihnen Funken zu entschlagen. Hierbei verschiebt sie allerdings die Wertverhältnisse, was am meisten zum Mißverständnis und zur falschen Beurteilung der Satire verleitet. Doch sind ja die Werte niemals absolute, sondern nur geltende, und weshalb dürfte der Sprachkunst verübelt werden, was an der Griffelkunst, an der Karrikatur solches Wohlgefallen erregt: die Verkleinerung des Übergroßen, die Vergrößerung des Kleinen zum Riesenschrecknis, macht doch jeder Künstler von dem Vorrecht des Menschen, das Maß aller Dinge zu sein, den ausgiebigsten Gebrauch.

In der schlechthin gestaltenden Dichtung wird man vorzüglich bei der Novelle den satirischen Ursprung in dem eigentümlichen Zuspitzen, Aus- und Umdeuten, Entwerten oder Überwerten des Proble-

matischen erkennen. In der rein geistigen, abstrakt kondensierenden Sprachschöpfung aber stellt sich die Satire so recht in ihrem Elemente dar. Man hüte sich, ihre Geistigkeit philosophisch und irgendwie absolut zu nehmen; denn sie hegt nicht so sehr Liebe zur Weisheit und Erkenntnis, als zur Welt, zum Worte, zu sich selbst. Und dies ist der Sinn aller Kunst, über den weiten Weg der Welt zu sich selbst zu finden. In der höchsten Krystallisierungsform solcher Anschauung und Aussage wird durch einen Vorgang außerordentlicher Verdichtung und Vergeistigung aus der Satire — der Aphorismus. Hier ist etwa an Lichtenberg zu erinnern. Auch die großen französischen Enthymematiker sind im Grunde Satiriker. So gibt Montaigne der ursprünglich satirischen Skepsis bei aller Spontaneität durch die beharrliche Breite der Aussage eine epische Erhöhung ins Monumentale. Und im Erzählerhumor steckt allenthalben eine gestaltend aufgerundete Satire.

Kommen wir nun auf diese Eigentümlichkeit auch der Aphorismen des Karl Kraus, von denen hier die Rede ist, satirisch-widersetzlich auf den äußeren Anreiz zu antworten, so finden wir, daß diesem Künstler der Sprache, dem »Diener am Wort« gerade die Sprache selbst den Anlaß zur Antwort gibt. Die Gegenstände der Anschauung: Mann und Weib, Moral, Christentum, Mensch und Nebenmensch, Dummheit, Demokratie, Intellektualismus, Bücher, Lesen, Bildung, Länder und Leute etc. stellen insgesamt nur ein Medium dar, durch welches die Sprache recht als deren eigentliches Licht zum Betrachter dringt und dessen er wieder durch die Sprache inne wird und sich entäußert. Um es mit seinen Worten zu sagen: er schafft nicht mit, sondern aus der Sprache.

Das Ausdemstegreifdenken und -Reden, die poetische Art, den Einfall zu pflücken und von dem Baum der Sprache zu schütteln, macht die Äußerungen der Skepsis selbst bei ihrer bittern Widersetzlichkeit so liebenswürdig. Welch anmutiges Schauspiel, gerade bei Karl Kraus zu beobachten, wie der satirische Humor die Sprache gleichsam aus sich selbst hervorlockt, sie anfeuert, aus alten Worten neues Zeugnis abzulegen und aus einfach gewohnten Verbindungen unerwartet vielfältigen Inhalt auszuschütten! So faßt er etwa das Tempus eines Zeitworts aufs Korn, und eine neue Einsicht tritt aus der willkürlichen Abwandlung hervor; »Es ist nicht wahr, daß man ohne eine Frau nicht leben kann. Man kann bloß ohne eine Frau nicht gelebt haben.« Der Wortwitz wird ein künstlerisches Ausdrucksmittel, der Kalauer ein Erlebnis und Abenteuer, wenn er zum Beispiele die Banalität der sogenannten »Verworfenen« als »Freudenhausbackenheit« bezeichnet oder einen Satz ausformt, wie ihn nur Nestroy vermocht hätte: »Der verfluchte Kerl, rief sie, hat mich in gesegnete Umstände gebracht« oder »Wie souverän doch ein Dummkopf die Zeit behandelt! Er vertreibt sie oder schlägt sie tot. Und sie läßt sich das gefallen. Denn man hat noch nie gehört, daß die Zeit einen Dummkopf vertrieben oder totgeschlagen hat.«

Was nun die Wahrheit oder Gültigkeit der Widersprüche betrifft, so muß man sich ihren durchaus künstlerischen, das heißt willkürlichen, höchst persönlichen Ursprung vergegenwärtigen, wenn zuweilen der Widerspruch zum Widerspruch reizt. »Ein Aphorismus braucht nicht

wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß gleichsam mit einem Satz über sie hinauskommen.« Gelegentlich betont Kraus denn auch den Unterschied zwischen der Vereinzelung und Launenhaftigkeit des Denkens und der gangbaren Geselligkeit der »Meinung«. Das Erlebnis, das Lustgefühl des erkennenden Augenblicks, der Genuß des Ausdrucks selbst bestimmen dessen Wert, wie denn der Name »Aphorismus« schon die Einschränkung und willkürliche Abgrenzung kennzeichnet.

Dies ist auch ein Grund, weshalb hier nur von der Form, nicht vom geistigen Gesamtbilde dieser Aphorismen gesprochen wird. Denn in ihrer improvisierten Mannigfaltigkeit liegt ihre Bedeutung, die man durch ein immer unzulängliches Zusammenfassen weder vergegenwärtigen, noch vorwegnehmen kann oder mag.

Das Sprichwort, welches gleichsam das typische Volkserkennen ausdrückt, wie das Volkslied das typische Volksempfinden, beruht auf einer großartigen Verallgemeinerung der Erfahrung, der Aphorismus auf einer ebenso eigenmächtigen Vereinzelung, wie wenn Kraus zum Beispiel einmal ein Sprichwort umkehrt: »Wer andern keine Grube gräbt, fällt selbst hinein.« Der Satiriker und Skeptiker, beide dasselbe Ich, das sich aus der satirischen Hitze in die skeptische Schattenkühle gerettet, bezeugen immer die andere Wahrheit, den Gegensinn, das Gegenwort. Auf der verhängnisvollen Widersetzlichkeit gegen alle Meinungs- und Wahrheitskonvention beruht ihr Pathos. Der Skeptiker spürt im Widerspruch alle ursprünglichen Elemente, er wittert die Formen aus den Formeln und lockt wie mit einer Wünschelrute aus dem dichten sozialen Gefüge Freiheit und Willkür, Haß und Sehnsucht und alle Beweglichkeit der Laune hervor.

Solcher Laut von Hohn und Leid, Einsamkeit und glühender Empfindungsweisheit, von Wortwollust und Sinnfülle, eine höchst musikalische Verstimmung klingt aus den Aphorismen von Karl Kraus.

Unsere Literatur ist gerade an Leistungen dieser Gattung nicht eben reich. Lichtenberg meistert diese Form, aber er zieht den weitwendigeren Aufsatz vor. Nietzsche verwendet sie in häufigem dionysischem Pathos zur Lyrik umgedeutet, doch nur als Glied zum Baue monumentaler geistiger Einheiten. Um seiner selbst willen haben nur die Romanen oder vielmehr nur die Franzosen diesen sublimen Ausdruck eigenwilliger Erfahrung geliebt, dem ihre Sprache selbst zärtlich entgegenzukommen scheint, die Sinnliches mit solcher Einfachheit zu vergeistigen weiß.

Die Aphorismen von Karl Kraus vermehren unseren künstlerischen Besitz, ein höchst persönliches Vermögen fließt dem angestammten Reichtum zu. Seine Sätze und blitzenden Gedankenverbindungen, seine Wortschicksale haben die sehnige Kraft, das starke Auge, den tigerhaften Ansprung des echten aphoristischen Ausdrucks, die bündige Entschlossenheit, alles mit einem Worte abzumachen, die tollkühne Einbildung und Eitelkeit, dies auch zu können, kurz den weisen Leichtsinn, der dieser satirischen Gattung eignet.

* *
*

Reformen.*)

Auf allen Lebensgebieten macht sich das unabweisliche Bedürfnis nach Reformen geltend. Die vollste Zufriedenheit mit dem Bestehenden läßt dennoch eine Sehnsucht unerfüllt: den Drang nach einer Reform. Was nützt es, daß man sich auf dem Faulbett der alten Lebensweise streckt, als könnte kein Weckruf einer neuen Zeit das Behagen stören — eines Tages gefällt uns das Muster der Decke nicht und wir verlangen eine Reform. Es gibt keine Tugend, die nicht einer Reform zugänglich wäre; kein Laster, das nicht durch seine ausgesprochene Reformfähigkeit auch den Widersacher versöhnte. Im Anfang war das Nichts, aber am Ende ist die Reform, und Gott schuf die Welt, damit sie die Menschen reformierten, Himmel und Erde. Der Reformhimmel ist kahl, aber praktisch. Er ist ohne den Luxus des Mittelalters, aber mit allem Komfort der Neuzeit eingerichtet, und wenn nicht die Bäffchen wären, nichts würde daran erinnern, daß die Bezugsquelle der hier vorrätigen Dinge die Ewigkeit ist. Aber hier hat der reformwillige Geist des Menschen sein Werk getan, und der erfinderischesten Phantasie wird es nicht gelingen, die Nüchternheit des höheren Lebens auszugestalten. Unermeßlichen Spielraum bietet ihr dafür die irdische Welt. Und gerade weil der Drang nach geistiger Einkehr so bald reformiert war, darum stellen Wirtshäuser, Kunststätten und all die Bedürfnisanstalten, die der Mensch braucht, um schon hienieden glücklich zu sein, dem Geist der Neuerung an jedem Tage neue Aufgaben. Der Himmel ist parzelliert und an träge Pächter vergeben, und es berührt beinahe schmerzlich, zu sehen, wie der liebe Gott im Ausgedinge der Entwicklung sitzt. Aber auf Erden hat die Reform keine Grenzen; die Seele ist in einem Weltwarenhaus feil und der Teufel macht seinen Gelegenheitskauf.

... Im Halbschlaf aber, wenn wunderliche Gesichte uns in ein Leben entrücken, dessen Willkürlichkeit keine Reformen zuläßt, erlösen wir uns von dem Fluch des betriebsamen Tages. Weh dem, den der Alp des wachen Erlebens noch bis dorthin verfolgt! Weh, wer die Spur irdischer Eindrücke in seinen Traum hinübernimmt! Ich sehe jene schreckhaften Gestalten, die mit Fingern auf uns zeigen, wenn wir einschlafen, auf der Straße, und die Menschen,

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

die auf der Straße mit Fingern auf mich zeigen, umstehen mein Bett. Ich kann diese und jene nicht mehr unterscheiden. Und es ist allerorten ein Geräusch der Banalität, und die große Fliege summt in meinem Zimmer . . .

Was fängt die Dummheit mit einer Reform an? Wozu dient ihr die Vereinfachung des Lebens? Wenn sie sich der malerischen Hindernisse begibt, wird sie am Ziel vor Langeweile sterben. Darum denke ich mir die Entwicklung so: Es gibt Rasierapparate, die es dem Menschen ermöglichen, ein glattes Gesicht zu bekommen, ohne daß es von fremder Hand betastet wird. Aber dabei geht der Mensch der geistigen Anregung verlustig, die ihm bis zur Einführung des Apparats der Raseur geboten hat. Die meisten Menschen fühlen sich seit dem Ankauf jener Maschine aufs Trockene gesetzt. Sie erzählen keine Anekdoten mehr, sie äußern keine politische Ansicht, sie wissen nicht, ob schönes Wetter ist, sie erfahren nicht, daß der Doktor Meier, der dicke Herr, der sich immer den Kopf waschen läßt, geheiratet hat kurzum, sie stehen vor dem Spiegel, setzen den Apparat an und haben das Gefühl einer inneren Leere. Sie gehen ein. Wie anders war es ehedem, als noch die individuelle Methode des Rasierens auch für geistige Abwechslung sorgte! Welch ein Anblick wurde mir, wenn ich einen Friseurladen betrat! Da beugte sich ein den bessern Ständen angehöriger Herr über die Waschschüssel, schnob und pustete vor nassem Behagen und hatte doch noch die Geistesgegenwart, die Worte hervorzubringen: »Einen Bismarck braucheten wir halt!« Der Friseurgehilfe, an den diese Worte gerichtet waren, stimmte zu und begann von den Gewohnheiten eines österreichischen Ministers, den zu bedienen er die Ehre hatte, zu erzählen. »Was S' nicht sagen! Mit Pomade?« versetzte der verblüffte Gast, und so gab ein Wort das andere, die Friseurstube war erfüllt von den Keimen geistiger Befruchtung, und ein einmütiges Lachen von vier Stühlen zeigte, daß der Humor es war, der die Brücke schlug zwischen den Klassengegensätzen. Die Maschine hat mit diesem Glück aufgeräumt und mancher gähnt jetzt vor einem Spiegel, in dem er nichts sieht als sein eigenes Gesicht. Denn die Reform ist auf halbem Wege stehen geblieben. Nichts aber ist der Vervollkommnung so zugänglich wie ein Rasierapparat. Warum sollte man zögern, ihn mit jener

letzten Bequemlichkeit auszustatten, die er dem Menschen heute noch vorenthält? Ein Rasierapparat, der nicht zugleich eine Sprechmaschine ist, taugt nichts. Ein Druck sollte genügen, damit man alles das wieder höre, was man lange genug entbehrt hat: »Der Winter nimmt heuer kein Ende!« »Jeder hat sein Kreuz!« »Haben Herr Doktor schon gehört, was der serbische Kronprinz wieder gemacht hat?« »Ich kenn' kein Antisemitismus, mir sind alle Kunden gleich, aber auf'n Lueger lass' i nix kommen!« Und die unentbehrlichen Bemerkungen fachlicher Art. Man kann sich ja auch mit einem Rasierapparat in die Wange schneiden. Da sagt er sofort: »Nur ausg'sprengt, Herr von Kohn!« »Nur a Haarl, Herr von Swoboda!« Und zu Beginn der Prozedur würde er sagen: »Herr Doktor kommen gleich dran —!« Und am Ende müßte er ganz laut den Namen des Rasierten rufen, damit dieser ihn nur ja nicht vergißt, und müßte ihm eine ganze Ladung von »Mein Kompliment«, »Habe die Ehre«, »Untertänigster Diener«, »Gut'n Abend«, »Empfehl' mich«, »Beehren uns bald wieder!« nachsenden . . . Aber er schweigt.

In Berlin werden Reformglücksehen geschlossen, und der Vegetarismus in Kunst und Liebe hat die Reformbühne und das Reformkleid durchgesetzt. Die Devise eines vereinfachten Lebens lautet: Ein Griff — ein Bett! Aber es wird notwendig sein, durch entsprechende Reformen dafür zu sorgen, daß der erneuerten Außenseite der alte Gefühlsinhalt nicht verloren gehe. Ein Automat kann Tränen vergießen, aber was nützt es, wenn er keine Schmerzen spürt? Die Menschheit ahnt, daß der Reformeifer vor einem Hindernis angelangt ist, über das er nicht hinweg kann. Die Reformen entsprangen Bedürfnissen, aber sie haben auch Bedürfnisse geweckt, die nicht befriedigt werden können. Darum kündigt sich da und dort schon eine Reform nach rückwärts an. Das Überflüssige wird schmerzlich vermißt, und da es nicht maschinell erzeugt werden kann, wird es auf natürlichem Wege gesucht. Die wichtigste Neuerung, die die moderne Zeit im irdischen Leben angebahnt hat, war eine Reform an Haupt und Gliedern. Die Männer nahmen sich den Bart und die Weiber den Busen. Man hatte den aufdringlich malerischen Charakter der Geschlechtsmerkmale erkannt und sie abgeschafft. Was war die Folge? Die Weiber vermißten die Bärte und die Männer die Busen. Zwei

Nachrichten verraten nun, daß ein Rückschlag für die nächste Zeit zu erwarten ist. Bezeichnenderweise ist es die Politik, die ihn befürwortet. Die Wiedereinführung der Bärte ist zur demokratischen Forderung erhoben worden, und die Wiedereinführung der Busen zur Parole der Anarchie. Das klingt unglaubhaft, aber die beiden Nachrichten sind authentisch. Aus Paris wird gemeldet, daß die gesamte Dienerschaft des Elyséepalastes mit dem Streik drohe, wenn ihr nicht das Menschenrecht zuerkannt würde, nach Belieben Schnurr-, Backen- und Vollbärte zu tragen. Der Majordomus überreichte dem Präsidenten der Republik eine Petition, die von allen Kammerdienern, Türstehern, Lakaien, Köchen, Kutschern und Stallpagen unterschrieben und in der gesagt war, daß »in einer Demokratie, welche von den Söhnen der Revolution begründet wurde, niemand das Recht habe, seinem Mitmenschen ein Merkmal der Knechtschaft aufzudrücken«. Der Präsident sei, so heißt es, in größter Verlegenheit. Im Konflikt zwischen dem Hausgesetz, nach welchem »jeder Dienende die Oberlippe rasiert zu tragen hat«, und den Menschenrechten, die eine Guillotine für Bärte nicht kennen, ist die Entscheidung nicht zweifelhaft. Denn die Dienerschaft hat sich an den Arbeitsminister gewendet, nicht nur im Vertrauen auf seine demokratische Überzeugung, sondern auch im Hinblick auf seinen Vollbart ... Während aber der Präsident noch zögert, ist in der Schweiz eine verdächtige Frauensperson angehalten worden, die durch einen vorschriftswidrigen Busen das Bedenken der Behörden erregt hatte. Und richtig, der Griff eines Polizisten genügte, um zu entdecken, daß der Busen mit Dynamit gefüllt war! Man sieht, die Frauenbewegung, die erkannt hat, daß die Allesgleichmacherei nicht genüge, um dem weiblichen Geschlecht zu politischer Anerkennung zu verhelfen, versucht jetzt das andere Extrem. Aber sie hüte sich vor Übertreibungen! Sonst verfehlt sie ihr Ziel, eine Gesellschaftsordnung, die den Weibern statt des Stimmrechts Umarmungen gewähren will, in die Luft zu sprengen.

Karl Kraus.

Glossen.

Die Königin von Holland hat die Korrespondenten der täglich zweimal erscheinenden Wochenblätter diesmal nicht enttäuscht. In anderen Staaten hätte man Vertreter der Presse ohnedies nicht so lange antichambrieren lassen und sich ein wenig gesputet. Aber ein Lieblingswunsch der Journalistik ist erfüllt und es wäre undankbar, wenn sie der an dem Ereignis immerhin beteiligten Königin von Holland heute einen Vorwurf daraus machen wollte, daß es für das Abendblatt geschah. Schließlich wäre ja die Presse auch bei einer Erwartung auf ihre Kosten gekommen, der überhaupt keine Erfüllung auf dem Fuße folgt. Für die journalistische Psyche ist es aber bezeichnend, daß sie zuerst Ansprüche stellt und sich hinterdrein darüber lustig macht. Jene erfahrenste Hebamme Europas, die überall ihre Hand im Spiele hat, die beste Abtreiberin an der geistigen Entwicklung, die ‚Neue Freie Presse', läßt sich von Herrn Paul Lindau vorjammern, wie toll es zugegangen sei. »Gottlob, daß es nun mit den unaufhörlichen Bulletins aus der Wochenstube im Haag aufhören wird! Es war wirklich unerträglich geworden, unerträglich bis zum Ekelerregen ... Aus aller Herren Ländern sind die Spezialberichterstatter da zusammengelaufen, haben Ohren und Bleistift gespitzt, um jeden erhofften Klagelaut, der durch eine Türspalte aus dem geheimen Gemache der jungen Königin etwa dringen mochte, zu erlauschen, um jeden Schritt, den sie tat, in symptomatischer Deutung zu beschreiben und sofort durch Telegraph und Telephon und alle Teufelskünste des modernen Journalismus in die Welt hinaus zu posaunen.« Und das muß sich die ‚Neue Freie Presse', die ihre Spezialisten mit scharfer Ordre nach den Niederkunftlanden geschickt hatte, in ihrem eigenen Hause sagen lassen! Kein Blatt hat es ärger getrieben und keines wäre imstande, mit so vollendeter Schamlosigkeit das System zu verleugnen und so zu tun, als ob es nicht wüßte, wie die Königskinder auf die Welt kommen. »Jedes größere Blatt«, sagt Herr Lindau, »schien es als seine Aufgabe und seine Pflicht den Lesern gegenüber zu betrachten, seinen eigenen Wochenstubenkorrespondenten zu halten.« Ist vielleicht nur jedes Blatt gemeint, das größer ist als die ‚Neue Freie Presse'? »Die öffentlichen Organe, vor denen ich als alter Zeitungsmann einen durch die Jahre selbstverständlich nur erstarkten

Respekt besitze«, sagt Herr Lindau, »haben es denn auch richtig dahin gebracht, daß sich das Interesse der eifrigen Leser gleichermaßen auf die Abdankung des Sultans, das Giraffenbaby im Zoologischen Garten und die bevorstehende Niederkunft der jungen Königin verteilte.« Wenn der Respekt des Herrn Lindau vor der Presse, der er die größten Roheitsverbrechen des Geistes nachsagt, durch die Jahre gewachsen ist, dann ist es klar, daß ich ihr mit meiner Respektlosigkeit, die durch die Jahre nicht geringer wurde, unrecht tue. Ich ziehe sie zurück und übertrage sie auf Herrn Lindau.

* * *

Die Zeitungen melden:

Eine in den letzten Tagen erflossene gewerberechtlich sehr wichtige Entscheidung spricht den Grundsatz aus, daß das Privatleben der weiblichen Handelsangestellten nicht als Entlassungsgrund herangezogen werden kann. Eine als »Geschäftsleiterin« angestellt gewesene junge Dame klagt ihren Chef auf Zahlung des Gehaltes für die nicht eingehaltene Kündigungsfrist und auf Rückzahlung der von ihr geleisteten Kaution von 800 Kronen. Der Beklagte führte als Entlassungsgrund den »unmoralischen Lebenswandel« seiner Angestellten an. Er habe in Erfahrung gebracht, daß nicht ihr Stiefbruder, wie das Fräulein ihm mitgeteilt hatte, sondern ihr Bräutigam ihr geholfen hatte, die Kaution zu stellen. Sie wohne mit ihrem Verlobten zusammen und gebe sich als seine Wirtschafterin aus. Wenn er diese Verhältnisse früher gekannt hätte, würde er das Fräulein nie angestellt haben. Als er diese Tatsachen erfuhr, habe er sich zur sofortigen Entlassung berechtigt geglaubt, denn er könne als Chef ein solches unmoralisches Leben nicht dulden. Er weigerte sich, die Kaution herauszugeben, weil sie in einem Wechsel angelegt sei, der erst am 1. August dieses Jahres fällig werde. Dem Klagebegehren wurde jedoch Folge gegeben und in der Begründung die Ansicht ausgesprochen, daß ein Chef nicht in das Privatleben seiner Angestellten hineinleuchten dürfe, um etwa dort vorhandene Mängel als Entlassungsgrund auszunutzen. Eine Schädigung des Geschäftsinteresses durch das angeblich unmoralische Leben der Klägerin hielt das Gericht nicht für vorliegend. Der Klägerin wurden im Urteil zwei Monate Restgehalt und die Auszahlung der Kaution gegen Austausch des Wechsels zugesprochen. Der Wechsel sei unter der selbstverständlichen Voraussetzung gegeben, daß das Dienstverhältnis nicht vor dem Fälligkeitstermin gelöst werden würde. Deshalb sei die Kaution nach der Entlassung sofort zurückzuzahlen.

Diese Entscheidung wird das Kraut einer moralvegetarischen Welt nicht fett machen; sie stärkt bloß den Glauben an die Erziehungsfähigkeit von ein paar Gerichtssekretären. Die Landesgerichtsräte sind anders. Und ganz anders sind die Zeitungen, die zwar als festgestellt hinnehmen, »das Privatleben der weiblichen

Handelsangestellten« sei »kein Entlassungsgrund«, aber deren Feingefühl auch den Chef schützt. Es mag Überwindung gekostet haben, den Namen des Mädchens nicht zu nennen. Aber man hätte dann eben auch den Kerl nennen müssen, der sich vermisst, Kaution für die Moral zu übernehmen und der Unmoral die Kaution vorzuenthalten.

* * *

Der als Zeuge in Erpresserprozessen bekannte Herr Stukart, dem es neuestens die Wucherer hoch anrechnen, daß er einem der ihren keinen Steckbrief nachgesendet hat, ist durch einen glücklichen Zufall auch lieb Kind bei der Berliner Presse geworden. Er hatte in Berlin im Mordprozeß Henckel zu tun und nahm sofort die Gelegenheit wahr, die dortigen polizeilichen und journalistischen Verhältnisse zu studieren. Das Resultat dieser Studien ist die Absicht, »die Einrichtung der Polizeihunde auch in Wien einzuführen«. Diese Absicht verriet Herr Stukart dem Mitarbeiter eines Berliner Blattes, dem er versicherte, daß er von den Einrichtungen der dortigen Polizei »geradezu überwältigt« sei. Da die Wiener Wucherer nicht so leicht zu überwältigen sind, wie die Wiener Polizeiräte, so bleibt abzuwarten, ob uns die Berliner Erfahrungen des Herrn Stukart etwas nützen werden. Er hat in Berlin überhaupt nur eines vermißt: die Hausmeister. »Die Parteien und die Zimmerherren können tun, was sie wollen, ohne daß es auch nur die geringste Kontrolle gibt.« Das ist nur zu wahr. Diese Sorten von Individualitäten, die vor jedermanns Tür kehren, aber die Treppen versauen lassen, kennt man in Berlin nicht, wo die Leute bei Tag ohne Leumund und bei Nacht ohne Sperrsechserl leben. In Wien aber sieht man es jedem Menschen sofort an, ob er Partei oder Zimmerherr ist, jeder Schritt, den man tut, wird bewacht und, wenn man nicht zwischen seinen vier Wänden wuchern dürfte, es gäbe überhaupt kein Privatvergnügen, das der behördlichen Kenntnis entzogen bliebe. Daß den Hausmeistern eine Einschränkung des Geschlechtsverkehrs zu verdanken ist, unterliegt keinem Zweifel. Die Statistik der Morde bleibt von ihrer Wachsamkeit unberührt, und so oft einer in Wien geschieht, will es noch das Unglück, daß der Mörder in Berlin verhaftet wird. Wenn Herr Stukart dem Berliner Interviewer versichert, der Kriminalkommissär Hoppe sei »ein überaus zuvorkommender

Mann«, so klingt ein bitterer Ton in dieser Anerkennung. Ob die Polizeihunde helfen werden? Ihr Bellen wird ja eine gewisse Reklame für den Chef des Sicherheitsbureaus sein. Aber wenn sie — nach einem Witz des ‚Simplicissimus' — nicht den Mördern zulaufen werden, so werden sie jedenfalls den Wucherern aus der Hand fressen und höchstens einmal, wenn einer von ihnen »Such's Herrl!« sagt, Herrn Stukart an die Wade fahren.

* * *

Die ‚Neue Freie Presse' war jetzt durch einige Wochen der Ansicht, daß mit Sonnenthal nicht so sehr der kultivierteste Schauspieler als der Vater eines Börsensensals der deutschen Kunst verloren sei. Leben und Sterben des Künstlers waren in eine Stimmung getaucht, in der die Fortsetzung der Weimarer Tradition als eine der höchsten Aufgaben des Vereines für jüdische Altertümer erschien und die Dioskuren Stiaßny und Stern als die Hüter jenes Ideals hervortraten, zu dem Schönheit und Wahrheit in der Kunst verschmelzen u. s. w. Welche Infamie gegen das hochwertige Künstlertum des Toten — diese wochenlange Auslassung von humanitärem Schmalz, aus dem man seine Glanzrollen herausbacken wollte! Weil aber von den drei Ringen des Nathan der Schottenring schließlich doch der wichtigste ist, so ließ man den Kaiser bei der Audienz der Söhne Sonnenthals die teilnahmsvolle Frage stellen: »Sie haben jetzt wohl sehr aufgeregte Zeiten an der Börse gehabt?«

* * *

Herr Hofrat Minor, der Mann, der die Literaturgeschichte macht und dessen Vorlesungen ich eine Abneigung gegen den »Schüller« und den Goethe verdanke, die diese wahrscheinlich gar nicht verdienen, mit einem Worte ein Germanist, schreibt in der ‚Österreichischen Rundschau' den folgenden Satz:

»Ungewarnt und unvorbereitet, ein Blitz aus heiterem Himmel, so ist uns heute, im Augenblick, wo diese Blätter in den Druck gehen sollen, die Nachricht von dem Tode Sonnenthals gekommen, der während eines Gastspieles in Prag einem Schlaganfall erlegen ist. Jäher, als man bei seiner zähen, schier unverwüstlichen Lebenskraft hätte vermuten dürfen, ist der Tod an ihn herangetreten . . .«

Man hätte die Blätter in den Druck gehen lassen sollen; denn wenn sie auch niemand liest, so ungewarnt und unvorbereitet darf kein Germanist einen Aufsatz in deutscher Sprache veröffentlichen. Es ist klar, daß er sagen will, die Nachricht vom

Tode Sonnenthals sei unvorbereitet und der Blitz ungewarnt gewesen. Unverständlich ist aber, wie der Tod jäher, als man bei seiner zähen und schier unverwüstlichen Lebenskraft vermuten durfte, an einen Menschen herantreten kann. Warum zerstört Herr Minor den feinen Gedanken, den er offenbar gestalten will: daß der Tod eine unverwüstliche Lebenskraft hat? Aber so sind die Germanisten. Es ist das erstemal, daß einer einen Gedanken hat, und da läßt er ihn nicht aufkommen.

* * *

Zwischen Herrn Maximilian Harden, der soeben nach Wien gekommen ist, um das deutsch-österreichische Bündnis zu festigen, und dem Berliner Vertreter des ‚Neuen Wiener Journals' hatte eine Entrevue stattgefunden:

»Dann wandte sich unser Gespräch anderen Dingen zu. Wir unterhielten uns über Berliner und Wiener Zeitungsverhältnisse und über die Entwicklung unseres Blattes im besondern. Leider verbietet es mir meine Bescheidenheit, mitzuteilen, wie Harden sich über das ‚Neue Wiener Journal' äußerte, das er sehr genau kennt. Es könnte wie Reklamesucht aussehen.«

Ja, ja, da mögen Worte gefallen sein, die beiden Teilen zur Ehre gereichen.

* * *

»Ich entsinne mich eines philosophischen Essays, in dem der Verfasser die großen Geister in ‚Sucher' und ‚Priester' einteilt«, so schreibt Herr Seligmann in der ‚Neuen Freien Presse'. Es ist nicht notwendig, daß sich Herr Seligmann eines Essays entsinnt, der in der ‚Fackel' veröffentlicht war. Wenn ihm aber schon das Malheur passierte, so hätte er wenigstens die Anständigkeit haben sollen, den Autor des Essays, Otto Weininger, zu nennen. Daß die Schmarotzer am Erbe Weiningers sich im Literaturteil der ‚Neuen Freien Presse' breitmachen dürfen, ist arg genug. Da man sich aber dort auch um den Namen eines Toten herumdrückt, wenn sein Werk ausnahmsweise genannt wird, so ist eine neue Einteilung der Geister ermöglicht. »Sucher und Priester« will Herr Seligmann durch »Erneuerer und Bewahrer« ersetzt wissen. Ich schlage »Diebe und Hehler« vor.

* * *

Im Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschaften sind nun für alle Zeiten die Stimmen unserer bedeutendsten Per-

sönlichkeiten verewigt. Jede hat sich selbst ihr Denkmal gesprochen und den Motivenbericht dazu. Da ist zum Beispiel der Minister a. D. Gustav Marchet. Wird es nicht unsere Urenkel im Tiefsten erschüttern, wenn sie wie einen Klang aus der Ewigkeit die Stimme hören, die da spricht: »Während meiner Tätigkeit im öffentlichen Leben, insbesondere seit meiner im Jahre 1891 erfolgten Wahl ins Abgeordnetenhaus des Reichsrates, waren es besonders drei Angelegenheiten, denen ich einen großen Teil meiner Arbeitskraft widmete. Zunächst wurde ich durch die Notlage, in welche das Auftreten der Reblaus eine bedeutende Gruppe meiner Wählerschaft versetzt hat . . .« Hier beginnt der Apparat ein wenig zu kreischen und man hört nur mehr die Worte: »Sie bilden im Verein mit dem ebenfalls durch mich bis zur Gesetzeswerdung geführten Antrage auf Erlassung eines Kunstweingesetzes die Grundlage . . . Während letztere . . . wurde erstere, für welche zunächst der nachmalige Handelsminister Forscht . . .« Forscht . . . Forscht . . . der Apparat kreischt wieder, und um die weihevolle Stimmung nicht zu gefährden, wird eine andere Walze eingelegt, nachdem den Aufhorchenden noch gesagt worden ist, daß der Mann, der jene Worte gesprochen hat, österreichischer Unterrichtsminister war. Man hatte ihn nämlich bloß von der Bekämpfung der Reblaus und nicht auch von der Reform der Mittelschule sprechen gehört, die zum Schluß gekommen wäre. Eine andere Stimme macht sich vernehmlich. Und diese wird eine besondere Überraschung für die kommenden Geschlechter sein. Denn niemand geringerer als Herr Max Kalbeck ist es, der in Versen beteuert, daß er der Poesie und der Musik, »beiden für immer verbunden« sei. Ob auch beide ihm für immer verbunden sind, werden die aufhorchenden Enkel schon beiläufig wissen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Stimme dieses Künstlers seine Schöpfungen überdauert. »Himmel und Erde«, rief Herr Kalbeck in den Apparat, »sie wachsen zusammen im tönenden Wort.« Hier hat er aber leider übersehen, daß unter dem Ausdruck »zusammenwachsen« in Wien gerade das Gegenteil von einer Harmonie verstanden wird, und so wird man nach Jahrhunderten vielleicht mit den Dichtungen und Kompositionen des Herrn Kalbeck die Vorstellung von einem Unfrieden in der Natur verbinden. Wie diese es mit den Schöpfungsakten des Malers Hans Temple gehalten hat, wird man

am Ende überhaupt nicht erfahren. Er sagt bloß von sich aus, er sei »entgegengesetzt dem Phonographen« seit jeher »bemüht, die bedeutendsten Landsleute seiner Zeit, die in Kunst und Wissenschaft Hervorragendes leisten, der Nachwelt im Bilde zu erhalten«. Die Mühe verdient Anerkennung. Wenn die Stimme die Bilder überlebt, dann wird die Nachwelt wenigstens etwas von Herrn Temple wissen. Wenn aber, was Gott verhüten möge, die Schätze der Akademie der Wissenschaften etwa der Zerstörung durch Feindeshand anheimfallen sollten und in Wien bloß die Bilder des Herrn Temple unversehrt bleiben, dann werden wir nicht wissen, wie die bedeutendsten Landsleute seiner Zeit ausgesehen haben. Darum lasset uns alle in den Wunsch einstimmen, daß uns die Akademie der Wissenschaften erhalten bleibe, die es so gut mit der Nachwelt meint.

* * *

»Die verhafteten Erbschaftsschwindler und Urkundenfälscher Dr. Stuart Washington und James Stafford . . .« schreibt die Wiener liberale Presse im Verlaufe der Begebenheiten und verschweigt die Tatsache, daß man in den Vereinigten Staaten inzwischen beschlossen hat, den ersten Präsidenten zur Vermeidung von Verwechslungen fortan Schlesinger zu nennen. Da sich aber auch die Staffords künftig Schlesinger nennen wollen, so werden Verwechslungen leider doch nicht ganz ausgeschlossen sein. Freilich kann man hoffen, daß sich die europäischen Schlesinger gegen die Usurpationen der amerikanischen Emporkömmlinge verwahren werden. Im allgemeinen bin ich indes dafür, daß man einem Manne, der Washington heißt, es ohneweiters erlaube, sich Schlesinger zu nennen, während ich das Gegenteil nur gestatten würde, wenn es sich um eine Persönlichkeit handelt, bei der jeder Verdacht ausgeschlossen ist, daß sie es auf die Taschen der Nebenmenschen abgesehen habe. Denn es ist doch evident, daß man einem Schlesinger manches zutraut, wessen man einen Washington nicht so leicht für fähig hielte. Einem Theosophen, der Löwy heißt, soll man nicht wehren, wenn er diesen Namen von sich abtun will; dagegen würde ich den Behörden zur Vorsicht raten, ehe sie Persönlichkeiten, die einen ähnlichen Namen, aber einen weniger kontemplativen Beruf haben, die Namensänderung

gestatten. Unbegreiflich bleibt jedenfalls, daß man jenem Schlesinger erlaubt hat, einen Namen anzunehmen, der nicht einmal durch den Anfangsbuchstaben eine Brücke zur Vergangenheit offen läßt. Die Folge davon ist, daß dieser Washington heute auch sämtliche Weinberger kompromittiert. Ob sonst in Wien ehemalige Präsidenten der Vereinigten Staaten leben, müßte jetzt untersucht werden. Viele dürften es nicht sein. Wenn man den Namen Morgenstern ruft, dreht sich kein Monroe um, durch die Jahrhundertfeier Lincolns hat sich kein Lippowitz getroffen gefühlt, Taylor deckt keinen Theumann, Fillmore keinen Feigl und Polk keinen Pollak. Garfield muß sich keines Geiringer schämen und Herr Salo Cohn heißt noch immer nicht Cleveland. Hayes und Roosevelt? Das wäre eher möglich. John Quincy Adams? Ja, den gibt's! Und wenn uns Amerika unsern Washington verzeiht, jenen wird es uns nicht verzeihen. Denn man wird zwar nie erfahren, wie er heißt, aber man weiß bereits, was er ist. Ein Modemaler!

Karl Kraus.

Zur Dekade der ‚Fackel'.

Das Schweigen in der liberalen Runde ist gebrochen worden und so dünn die Stimme war, sie muß kopiert werden, denn sie spricht in typischer Färbung aus, wie die spießbürgerliche Intelligenz bei äußerstem Wohlwollen zehn Jahre ‚Fackel' ertragen hat. In der ‚Wage' schrieb ein Demokrat den folgenden Artikel:

Karl Kraus als Jubilar.

Wenn einer in diesem dunklen Lande zehn Jahre unentwegt und unerschüttert die ‚Fackel' voranträgt, dann hat er wohl ein Recht, zu jubilieren, selbst dann, wenn diese Fackel mehr brennt als leuchtet. Hätte Karl Kraus sich an das Lichtbedürfnis der Menschen gewendet, dann würde er kaum mit seinen roten Heften ins zweite Jahrzehnt geschritten sein. Da er aber der Schadenfreude und Lästersucht der Leute entgegenkam, ließen sie sich von ihm auch manche Wahrheit sagen, der sie sonst beide Ohren verschlossen hätten. Karl Kraus ist nicht der Thersites, für den ihn seine Opfer halten, und nicht der Gott, als den er sich in seinem eigenen Blatte von seinem Freunde Scheu anräuchern läßt. Aber er hat Götzen vernichtet, die in einem gewissen Gesellschaftskreise unbedingte Verehrung genossen, und das muß

wenigstens für diese Kreise als eine Kulturtat bezeichnet werden. Wenn heute die Kaffeehausjünglinge und Journmädchen nicht mehr so kritiklos auf die Größe eines Moritz Benedikt, Julius Bauer oder Maximilian Harden schwören, so ist das sein Werk. Wem es nicht paßt, daß man einen Pamphletisten, allerdings vielleicht den talentvollsten Phamphletisten, den die Deutschen je hatten, als eine ernste Kulturerscheinung betrachte, der darf seinen Vorwurf nicht uns, sondern muß ihn unserer Kultur, insbesondere der Kultur gewisser verschmöckerter und snobistischer Wiener Kreise machen. In diesem Sumpfterrain sinkt alles rettungslos unter, was eigene Schwere hat, nur der leichte Spottvogel schwebt über demselben und schmettert auf die Sumpfbewohner seine Bosheiten herab. Als die römische Gesellschaft schon in vollster Selbstzersetzung begriffen war, gebar sie noch einen Großen, Gewaltigen, Juvenal. Um das Maß, um welches das dekadente Wienertum kleiner ist, als selbst das verfallende Römertum, um dasselbe Maß bleibt Kraus hinter Juvenal zurück. Aber einen juvenalischen Zug wird ihm niemand absprechen, der sich durch seine Geißelhiebe nicht selbst getroffen fühlt. Er ist die literarische Selbstverneinung der Kreise, denen er durch Geburt und Umgang angehört. Wie ihr Blick, so reicht auch der seine über den Bezirk vom Café Griensteidl zur Fichtegasse und von da zum Franz Josef-Kai nicht hinaus. In der Kritik dieser großen Welt der Kleinlichkeiten ist er wirklicher Meister. Wenn er diesen Bezirk überschreitet, versagt seine Kraft und Kunst. Das wahre und gesunde Volk kennt er ebensowenig wie die Preß- und Literaturgrößen, die er demoliert hat, es kennen. Ex ossibus ultor. Er ist der Todfeind, den sich der volks- und lebensfremde Snobismus der oberen Zehntausend selbst gezüchtet hat, ein geistreicher und rücksichtsloser Feind, dessen Bosheit fast bis zur Größe heranreicht. Möge er nur jubilieren und triumphieren. Wo er zerstört, können andere vielleicht einmal bauen. So arbeitet auch er mit am Werke der Wiedergeburt und am Kulturkampf, dessen Geschichte ihm dereinst gewiß eine dankbare Erwähnung nicht versagen wird.

Das ist schließlich mehr als von einem ehrenwerten Mann und tüchtigen Versammlungsredner zu verlangen war. Weil sein Blick über die ersten vier Jahrgänge der ‚Fackel' nicht hinausreicht, so ist es natürlich, daß er sich an die Grenze meiner Kraft und Kunst gestellt fühlt. Die nämlich, wie ich mir fest einbilde, dort beginnen. Es ist ja durchaus nicht notwendig, daß der ehrenwerteste Mann und tüchtigste Versammlungsredner auch nur eine Silbe von dem versteht, was in »Sittlichkeit und Kriminalität« und gar in »Sprüche und Widersprüche« enthalten ist. Aber wenn er selbst recht hätte, so könnte er doch unmöglich sagen, daß der Blick eines »wirklichen Meisters« über den Bezirk nicht hinausreicht, dessen Leben er gestaltet. Wenn ein Meisterwerk zustande kommt, so muß wohl der Blick umso weiter, der Standpunkt umso höher

sein, je kleiner der Stoff ist, und eine Ahnung solchen Verhältnisses liegt ja auch in dem Zugeständnis, das von einer »großen Welt der Kleinlichkeiten« spricht. Da behält schon der Tadel jenes Briefschreibers eher recht, den ich »in der Wahl meiner Stoffe« (wir sind nämlich in der Schneiderei des Geistes) an eine Stelle aus »Nana« erinnere: »Die schöne Kokotte wird dort mit einer glänzenden, schillernden Fliege verglichen, die sich immer nur auf Dreck setzt.« Er ahnt nicht, wie schmeichelhaft er in ein Leitmotiv meines Denkens einstimmt. Statt Zola hätte er getrost mich selbst zitieren können: »Sinnlichkeit des Weibes lebt so wenig vom Stoff wie männliche Künstlerschaft. Je lumpiger der Anlaß, desto größer die Entfaltung. Der Geist ist an kein Standesvorurteil gebunden und die Wollust hat Perspektive.« Was weiß die liberale Kritik davon! Sie erkennt einen großen Horizont nur dort an, wo Bezirksgeister mit den Plakatbegriffen der Politik operieren. Sie lobt Tendenzen und sie hebt sich das, was sie nicht versteht, für ihren Tadel auf, dessen rein mechanische Angliederung schließlich den respektablen Eindruck der »Objektivität« erzeugt. Der Effekt ist, daß der talentvollste Pamphletist, den die Deutschen je hatten, ein Werk für Jourmädchen verrichtet hat, daß ein Juvenal leider beachtet wird, während ein Freimaurer, der »eigene Schwere hat«, versinkt, und daß ein Autor, dessen Horizont über einen Stadtbezirk nicht hinausreicht, von der Kulturgeschichte dereinst dankbar erwähnt werden wird. Die aparteste Zusammenstellung aber ist mein Recht, zu jubilieren und zu triumphieren, und das Unrecht, das ich begehe, indem ich mich »in meinem eigenen Blatte« von meinem Freunde Sch. anräuchern lasse. Ich hätte eben abwarten sollen, ob die ‚Neue Freie Presse' den Essay veröffentlichen würde, und wenn sie es wider Erwarten nicht getan hätte, so wäre gewiß nichts dagegen einzuwenden gewesen, daß ich am Jubeltag der ‚Fackel' in meinem Schlafzimmer herumhüpfe. So meinen's die Herren, wenn sie überhaupt meinen und nicht bloß reden. Dieser Freund Sch., den ich zwei Jahre lang nicht gesehen hatte, ist einer der wenigen Menschen, die es anders meinen. Ich habe ihm den Essay nicht diktiert. Er hat mich mit seiner Tat überrascht; nicht mit seiner Meinung, nicht mit ihrem Mut und Ausdruck, die auch jenen gefallen haben müssen, denen die Meinung nicht gefallen konnte.

Ich bin ihm zu so tiefem Dank verpflichtet, daß die Abweisung des Verdachtes einer Kameraderie im üblen Sinne eine Selbstverständlichkeit ist. Aber ich bin auch Herrn E. V. Zenker, dem Verfasser jener Notiz in der ‚Wage', herzlich dankbar. Er will mir sichtlich wohl und ist für seine Einwände nicht verantworlich zu machen. Er ist so verständig und so gerecht, wie ein ehemaliger Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' nur sein darf.

Auch jenen Gratulanten danke ich, denen ich nicht besonders antworten konnte. Der Brief, der mir die größte Freude bereitet hat, sei hier veröffentlicht:

Wien, am 13. April 1909.

Gestatten Sie einem einfachen Arbeiter gelegentlich des Abschlusses des ersten Jahrzehnts des Erscheinens der ‚Fackel' seinen aufrichtigen Dank zum Ausdruck zu bringen.

Der verstorbene Wilhelm Liebknecht schrieb einmal irgendwo ungefähr folgende Worte: »Der Mensch, der gut Deutsch kann, darf sich rühmen, daß er viel gelernt habe.« Wenn ich als simpler Proletarier, der keine »gründliche Bildung« genossen hat, von mir sagen darf, daß mich die deutsche Sprache beherrscht, dann verdanke ich dies, neben der Lektüre Liebknecht'scher Schriften, einer achtjährigen Lektüre der ‚Fackel'.

Ich vermute, sehr geehrter Herr Kraus, daß neunzig von hundert ‚Fackel'-Lesern Ursache haben, Ihnen aus dem gleichen Grunde zu danken.

Ergebenst

W. R.

Wenn ich den vollen Namen und die Adresse des Briefschreibers bekanntgäbe, der Mann würde als Brecher des geistigen Streiks von der ‚Arbeiter-Zeitung' festgenagelt werden. Was aber sagen ihre Leute zu dem Brief? Sie schwiegen schon in den Tagen, da der alte Liebknecht selbst seinen Namen in freundliche Verbindung mit der ‚Fackel' gebracht hatte. Liebknecht hat, wie ich den Herren versichern kann, ihr Schweigen gewürdigt. Die ‚Arbeiter-Zeitung' mag auf den bildenden Einfluß stolz sein, den ihrer Schreibweise die Fabrikanten danken, und kann im übrigen auf die entarteten Proletarier verzichten. Ihr Schweigen ist berechtigt. Wenn es ihrer Leitung aber noch einmal entgehen sollte, daß mich ein Hämling, den sie in ihre Redaktion aufgenommen hat, in Anspielungen und Anspeichelungen verunglimpft, dann werde ich ihr beweisen, wie vernünftig ihr Vorsatz war, über mich zu schweigen.

K. K.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf. Berlin.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE FACKEL

Herausgeber:

KARL KRAUS

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . . . . K 9.—
„ „ „ 18 „ „ . . . . . „ 4.50
„ die Länder d. Weltpostv., 36 „ Nummern, portofrei . . . . „ 12.—
„ „ „ „ 18 „ „ . . . . „ 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Für Deutschland:

Verlagsgesellschaft München
G m b H
MÜNCHEN, Franz Josefstraße 9.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

Inhalt der vorigen Doppelnummer 277—278, 31. März: Karl Kraus. Zum zehnten Jahrestage des Erscheinens der ‚Fackel' (1899—1909). Von Robert Scheu. — Die Memoiren der Odilon. Von Karl Kraus. — Beim Tode Matkowskys. — Die Verteilung der Macht. Von Karl Hauer. — Österreich-Serbien. — Der farblose Krieg. Von Otto Soyka. — Anakreontisches Liedel. Von Detlev von Liliencron. — Jugendromane. Von Otto Stoessl. — Tagebuch. Von Karl Kraus. — Offener Brief an den Herausgeber der ‚Fackel'. Von Karl Borromaeus Heinrich.

In Folge der zahlreichen Bestellungen, di
auf Grund der Ankündigung

„Zehn Jahre Fackel"

eingelaufen sind, können wir, da der Vor
rat nahezu vergriffen ist, die 10 Jahrgäng
nur zum Originalpreise
abgeben.

Der Verlag kauft die ‚Fackel' Nummer 2 fü
1 Krone und die Nummern 1, 152 u. 162 fü
50 Heller per Exemplar zurück.

Der **Verlag der „FACKEL"**
WIEN, III. Hintere Zollamtsstraße
Telephon Nr. 187.

Demnächst erscheint als Broschüre:

KARL KRAUS

Von **Robert Scheu.**

(Mit einem Bildnis).

Zu bestellen beim
Verlag Jahoda & Siegel
Wien III/2.

Preis 80 Heller (80 Pf.).

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)
Nr. 281—282. 4. Juni 1909 XI. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Die Schuldigkeit. Von Karl Kraus. — **Victor Adler.** Von Robert Scheu. — **Mann und Weib.** Von August Strindberg. **Aphorismen.** Von Karl Kraus. — **Meine Bücher.** — **Literatur und Presse.** — **Eine gelungene Satire.** Von Otto Soyka. — **Glossen.** Von Karl Kraus.

Erscheint in zwangloser Folge.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.
Verlag „DIE FACKEL“ III., Hintere Zollamtsstraße 3.

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHE

Die Fackel

Nr. 281—82 4. JUNI 1909 XI. JAHR

Die Schuldigkeit.

Eine Lehrerswitwe in der Provinz, die gehört hat, daß einmal ein Artikel der ‚Fackel' über die Pension der Offizierswitwen »viel zur Regulierung dieser Sache beitrug«, wendet sich im Namen der Genossinnen ihres Elends an mich. Sie klagt, daß das Land die Witwen von Männern, die ihm fast ein halbes Jahrhundert gedient haben, hungern und frieren lasse und belegt diese Klage mit Daten und Ziffern. Eine Frau V. in Frankenfels etwa muß im Alter von über 80 Jahren in einer Mühle arbeiten, weil ihre jährliche Pension nur 300 Kronen beträgt. Ihr Mann hatte 40 Dienstjahre. »Und wie schwer früher der Dienst war, das weiß ich von meinem Vater her; sein Anfangsgehalt betrug jährlich zwölf Gulden und die Kost, dabei mußte er als Mesner, Schreiber, ja sogar als Totenbeschauer fungieren. Ohne Organistendienst konnte der Lehrer damals kaum leben. Die Folge dieses schweren Berufes war ein Herzleiden. Als Schwerkranker schleppte Vater sich im November 1893 in die Schule, weil er die nächste Gehaltserhöhung erreichen wollte. Doch da diese erst 1895 ins Leben trat und Vater 94 starb, beträgt die Witwenpension trotz der 45 Dienstjahre nur 700 Kronen« .... Die gute Frau, die sich die Mühe genommen hat, mir in langem Brief, mit Worten und Zahlen diese Misère zu beschreiben, weiß

nicht, daß sie sich an die unrichtige Adresse gewendet hat. Soziale Hilfe anzuregen, war nie die Pflicht der ‚Fackel', wenngleich sie sie früher gelegentlich dort erfüllte, wo es ihr um den Beweis zu tun war, daß die Verpflichteten aus Feigheit oder Korruption sie verletzt hatten. Auch hier freilich bin ich bereit, den Hilferuf zu hören, um durch ihn den größeren Jammer zu entdecken. Denn das Schreiben der Frau schließt mit einer Pointe des Grauens, die alles Elend der Lehrerswitwen überbietet, über die Not einer sozialen Gruppe hinaus in die schmerzlichste Schmach der Zeit trifft. Ein Majestätsgesuch ist nicht befördert worden; so glauben sie, daß es noch eine Instanz gibt: die Presse. Und die Wortführerin fügt ihrer Schilderung das folgende Postskriptum hinzu: »Im Falle Sie, sehr geehrter Herr, die Güte hätten, unsere Notlage in der ‚Fackel' zu beleuchten, worum wir Sie recht herzlich bitten, so wollen Sie mir unsere Schuldigkeit hiefür mitteilen«. Die Bittstellerinnen wissen von der ‚Fackel' nicht mehr, als daß sie über jenes gedruckte Wort verfügt, von dem Hilfe zu erhoffen ist. Das aber wissen sie, daß die Hilfe, die das gedruckte Wort verspricht, bezahlt werden muß. Es ist jener gesunde Volksglaube, den die Aufklärung an die Stelle des Aberglaubens gesetzt hat. Presse ist etwas, wofür man zahlt. Und die Pension von fünfzehn Lehrerswitwen in und um Krems ist nicht so klein, als daß sie nicht noch so viel zusammenbrächten, um einen Publizisten für ihr Elend zu interessieren. Wird halt die Achtzigjährige täglich eine Stunde länger in der Mühle arbeiten! Die Vorstellung solcher Bereitschaft sollte uns alle, die wir an die soziale Sendung der Presse glauben, in den Schlaf verfolgen. Und diese Vision ist das einzige, was mein antisozialer Sinn der Lage der Lehrerswitwen abgewinnen kann. Ich höre den Notschrei, aber ich kann ihn nur weitergeben.

Mögen die Vertreter jener Publizistik, deren Interesse dem bürgerlichen Wohl gehört, nach der Mühle in Frankenfels eilen und schauen, wie sie zu ihrem Geld kommen. Und wenn es dort einen Mühlstein gibt — er möge aufstehen und sich seiner biblischen Schuldigkeit erinnern!

Karl Kraus.

Victor Adler.

Das Lebenswerk eines konservativen Politikers.

Von **Robert Scheu.**

I.

Als sich die Belagerung von Ladysmith im Burenkrieg so hingezogen hatte, daß sich beide kriegführenden Parteien zu langweilen anfingen, begab es sich, daß spekulative Buren mit den Belagerten in solide Geschäftsverbindung traten und ihnen Vieh offerirten. Ein rechtschaffener Kuhhandel. Wenn große Armeen einander träge und kampfunlustig gegenüberliegen, dann stellt sich die Geneigtheit zu einem Handel ein, der in der kriegerischen Situation eine geschäftliche Konjunktur errät und verwertet. Ein solcher Gottesfrieden herrscht jetzt in Österreich. Die großen Macher haben sich gegenseitig ihren Besitzstand garantiert und wenden ihre Schärfe nur mehr gegen etwa neu emporstrebende Gruppen, Persönlichkeiten und Ideen, welche in die solenne Machtverteilung nicht einbezogen sind, oder gegen jene enfants terribles ihrer eigenen Parteien, welche die Grundsätze noch immer so ernst nehmen, daß sie sich ihretwegen blutige Köpfe holen. Der unausgesprochene, aber

fühlbare Kompromiß aller mit allen ist die Signatur des Tages. Ein erstarrtes Chaos.

Dabei ein Getriebe wie in einem Ameisenhaufen, wechselnde Kombinationen, Koalitionen, Verschiebungen der »Lage«. Alles Vordergrunderscheinungen eines faulen Friedens zwischen politischen und gesellschaftlichen Mächten. bei dem sich einige Bewegung höchstens aus dem Turnus der sich selbst garantierenden Mittelmäßigkeit ergibt.

Sollen wir die sichtbare Auflösung aller politischen Charaktere beklagen? Lassen wir der Korruption lieber ihren Lauf. Vielleicht entsteht in den führenden Köpfen mit der Zeit eine ähnliche Desorganisation, wie sie in den Dingen schon eingetreten ist. Vielleicht löst sich mit dem politischen Charakter auch der politische Geist auf.....

Es wäre gar nicht so betrübend. Die Geschichte hat mehr als einmal gezeigt, wie die Verflachung der Politik einem Aufsteigen der Kultur günstig werden kann. Gegenwärtig sind sie noch alle gegen die Kultur verbündet. Vielleicht wird später einmal das Chaos, das uns heute niederdrückt, wieder locker und fruchtbar!

Es ist das Schicksal der Völker, daß sie nur aus Ideen heraus arbeiten können, diese aber, wenn sie ihren Dienst getan haben, wie überflüssige Hilfslinien wieder auslöschen müssen. Die letzten Jahre haben in aller Stille eine welthistorische Überraschung gebracht: Die Medusenaugen der Revolution haben sich geschlossen und träumen unter bleichen Lidern — von der Vergangenheit.....

II.

Einer, der ihr die Augen zugedrückt hat; ein repräsentativer Politiker der letzten fünfundzwanzig Jahre ist Victor Adler.

Er scheint nicht vom Acheron umwittert. Kein

Feuerstrudel zieht ihm nach . . . »Sein übermächtig Angesicht verhieß mir neue Welten« — sagt der Matrose von Columbus. Menschen, die bestimmt sind, eine neue Ordnung der Dinge einzuleiten, tragen eine fertige Welt im Kopf herum, von der sie eine so zwingende Vorstellung haben, daß sie sich zur bestehenden Umwelt in einem schmerzhaften Widerspruch fühlen. Ein solcher, der später die Landkarte änderte, schrieb in seinem fünfzehnten Lebensjahr: »Das Gefühl, daß die Welt, die ich im Busen trage, so ganz unendlich verschieden ist, von der, die ich um mich sehe, brennt mich so tief, daß ich den Tod ersehne.« Aber unserm Victor Adler glaubt man weder den Zukunftsstaat, noch auch nur den Glauben an den Zukunftstaat. Aus seinen Zügen spricht durchdringende, sichere Klugheit, aber kein Abglanz unbekannter Dinge.

Er ist »frugi«, wie die Römer sagen. Nie berauscht, stets auf der gleichen Höhe seines hellen Verstandes. Wie ein Posten im Feld: rundblickend. Sieht sich nach allen Seiten um und versäumt es nie, sich von allen Nachbarn »klar zu scheiden.« Er beachtet die Nebenwirkungen jedes Schrittes, keine Gelegenheit reizt ihn so mächtig und plötzlich, daß er irgendetwas daneben leichtfertig in Kauf nimmt. Ehe er feuert, überlegt er noch den Gegenstoß. Die Lassalle'sche Devise: um einen Zweck zu erreichen, alles andere beiseite setzen, alle Rücksichten dem momentanen Ziel unterordnen, ist nicht die seinige; vielmehr: das eine tuen und das andere nicht lassen. Das Wesen der Besonnenheit.

Er ist — der Irrenarzt. Er redet, er lächelt so. Man fühlt eine behutsam streichelnde Pfote, die den Narren oder das Raubtier gleichzeitig beobachtet und beschwichtigt. Seine Sanftmut lauert. So tut er mit dem Besucher, der in sein Zimmer tritt, mit Parteien und Ministern. Alle sind mindestens Halb-

narren. Ehedem ein Lieblingsschüler Meynerts, beschrieb er die kranken Gehirne minutiös und seine klinischen Bilder waren klassisch. Psychiater sind in der Regel nicht Fanatiker. Sie arbeiten mit Ideen, aber nicht aus Ideen, pflegen Abstraktionen nicht zu unterliegen, sondern sich ihrer zu bedienen. Es ist prima vista unglaubwürdig, daß ein solcher Kopf einer Doktrin huldigt, geschweige denn der abstraktesten, die unter Deutschen ersonnen wurde. »Es sind die unbedenklichsten Praktiker, welche den Theorien am heißesten huldigen, weil sie deren Glanz nicht entbehren wollen.« (Nietzsche). Theorien und Ideen sind Hilfsmittel solcher Männer, aber nicht ihre Götter.

Seine Lieblingsworte: »Vernunft« und »Ernst«. Das ist nicht Mimikry, sondern er meint es wirklich. Seine Stärke ist das Resümieren. Man muß ihn bei schwierigen Debatten gesehen haben, etwa auf Parteitagen, wenn offizielle Probleme der Taktik erörtert werden; wie er da, scheinbar teilnahmslos im Parterre sitzt und den Redestrom laufen läßt, bis er dann das Wort ergreift und in seiner mit dem Stottern ringenden Art, — welche dadurch zum rednerischen Effekt wird, daß nach jedesmaligem Stocken eine Pointe kommt, — den durchschlagenden Gedanken ausspricht. Er ist keine Advokatennatur, sondern ein Richter. Eine seltene Qualität. Auf Hundert, die einen Gesichtspunkt geistreich durchführen können, kommt Einer, der weiß, auf welchen es ankommt. Es ist die Grundlage seiner Führerschaft. Dabei richtet er es so ein, daß er überstimmt wird.

Paradoxe verachtet er so ziemlich. Seine Pointen sind Blitze der Selbstverständlichkeit. Ihn interessiert nicht die Ausnahme, sondern die Regel; Hauptsachen, Hauptzüge — Massen. Er besitzt das Geheimnis der Macht: sich zu den großen Zahlen hingezogen fühlen. Er hat die Tugend des Politikers,

mit den gegebenen Größen zu wirtschaften; er kennt alle politischen Gewichte und hat die Bausteine in der Hand; aber sein Ehrgeiz geht nicht darüber hinaus, einen Pfeiler zu schaffen. Das ist erreichbar und für ein Leben genug.

Schnitzt man aus solchem Holz die Umstürzler? Doch kaum. Revolutionäres Geblüt ist anders. Es gibt mathematische Phantasten und exakte Träumer, sollte es auch skeptische Revolutionäre geben?

Dagegen ist ihm unbedingt zu glauben seine Liebe zum Proletariat. Die ist echt. Er gehört zur Rasse der Altruisten. Die Gemütsunterlage ist eine elementare Schlichtheit, zu einer Rancune gegen alles Differenzierte gesteigert. Er fing damit an, sich um die Stelle eines Gewerbeinspektors zu bewerben und wählte als erstes Pseudonym den Namen »Tischler«. Er gehört nicht zu jenen Sozialisten, welche aus dem Gefühl eines unerschlossenen Reichtums der Welt ihre Schwungkraft schöpfen, sondern zu jenen, die aus einem Instinkt der Vereinfachung zu kommunistischen Neigungen gelangen. Es handelt sich weniger um die Zugänglichmachung aller Kulturschätze, als um deren Verdünnung. Pathos des Unterkonsums. Beweis die gelegentlich reflektorisch bezeugte Abneigung gegen reichere und differenzierte Naturen. Ein psychologisches Grundmotiv, welchem die Nationalökonomie erst nachträglich hinzu erfunden wurde. Gerade die Genügsamkeit ist die psychologische Wurzel jenes Sozialismus, der die großen Kolonnen füllt, und nicht die »Begehrlichkeit.« Solchen Naturen scheint jede neue Note dem Grundsatz der Scholasten zu widersprechen: entia non sunt multiplicanda. Victor Adler erklärte einmal: wozu immer neue Anregungen? wir ersticken an der Arbeit.

Seine Undifferenziertheit hat eine besondere Note: er übertreibt sie durch eine Affektation, die er sich schul-

dig zu sein glaubt. »Mein Gott, ich will ja nichts Anderes, als einen Ziegelstein herbeischleppen zum großen Gebäude.« Zusammenhängend damit seine Rancune gegen die Intellektuellen, welche das überflüssigste Ding in die Welt bringen wollen, das es gibt: den Geist. Es ist wie eine groß angelegte Rache in seinem Leben: Geist und Intellekt und Verfeinerung in den Dienst der Undifferenzierten zu stellen, als wollte er sagen: was bis heute in der Welt ersonnen wurde, ist gerade noch erlaubt, um es unserer Sache dienstbar zu machen. Aber damit genug. — Und was ist diese Sache? Es ist die Erlösung der Enterbten. Denen hat er sein Herz verschrieben, für sie lebt und stirbt er. Es ist das Einzige, was ihn rührt. Für die Armen gibt er seine Kraft, sein Vermögen, seinen Witz und wenn es sein muß, seine List. Aber ist es am Ende nicht nur Liebe zu den Armen, sondern Liebe zur Armut . . . . . ?

III.

Rapide Entwicklung der Großindustrie, Aufsteigen der Weltpolitik, Anschwellen der industriellen Arbeiterschaft, Niedersinken des Liberalismus, Erstarken des jungen deutschen Reichs, des Bodens einer großen Arbeiterpartei, eine lange Friedensperiode; in Österreich Schwächung der Zentralgewalt durch nationale Wirren — bezeichnen den Zeitpunkt, in welchem sich Adler der sozialdemokratischen Partei anschloss. Die letzten zwanzig Jahre vollenden die Disgregation der Klassen, die Einstellung auch der letzten Komponenten im Kampf um die Machtverteilung, bei der die industrielle Arbeiterschaft bis dahin schmählich verkürzt war. Die Sozialdemokratie erkennt als ihre Aufgabe die plastische Darstellung dieser Klasse im Gruppenbild des Staats.

Das Gelingen einer Aufgabe geht niemals über

das Wollen hinaus. Mehr als die industrielle Arbeiterschaft zu einer Partei einigen und ihr politische Macht erobern, hat Victor Adler nicht gewollt und er hatte den Scharfblick, genau die Basis zu erraten, auf der ihm Erfolge gewiß waren. Der sozialdemokratische Überbau gab ihm die fertigen Formen und die Anlehnung an die Internationale. Innerlich war er seit je entschlossen, opportunistische Politik zu machen, wie es seiner Natur entsprach. Das revolutionäre Schema schätzte er inzwischen als Stachelzaun, um mit seiner Arbeit allein zu sein, was immer seine große Sorge war; seine volle Wucht wendet er im Beginn seiner Laufbahn nach links, ringt die Anarchisten nieder, rückt die wirklich revolutionären Köpfe an zweite oder dritte Stelle und beseitigt mit eiserner Hand die Intellektuellen, die ihm aus Instinkt und Überlegung verdächtig sind.

Und dann entwickelt er einen heroischen Fleiß, eine grenzenlose Hingebung, wie sie nur aus starker Überzeugung entspringt, schafft sich eine Armee von Unteroffizieren — die ihm immer das Wichtigste waren, — interveniert bei jedem größeren Streik, stellt seine gesellschaftlichen Beziehungen zur Verfügung, verhandelt mit Bezirkshauptleuten und Unternehmern, appelliert an Vernunft und Gemüt und begleitet den täglichen Kampf in seinem Blatt — damals die »Gleichheit« — mit schwerem Geschütz. Er schreckt vor Gefängnis und Verfolgung nicht zurück, geht bei Zusammenstößen den Säbeln der Polizisten entgegen, fährt in die Kohlenreviere und gliedert die Gewerkschaften so eng an die politische Partei, daß sie bald nur ihre andere Erscheinungsform sind. Er ist Agitator, Organisator, Journalist, wo es zweckdienlich ist, auch Charmeur. Vor großen taktischen Schlägen hat er aber immer eine instinktive Abneigung. Er fürchtet »zuviel zu siegen.« Er will keine Momenterfolge, die über

das Gewicht der realen Stärke hinausragen und zieht es vor, von der Masse gedrängt zu werden.

Er besaß ein besonderes Talent, mit der Bureaukratie zu verkehren. Diese, in Österreich infolge überaus komplizierter Verhältnisse ein diplomatisches Zuchtprodukt, ähnelt darin der russischen, daß sie bedeutenden Persönlichkeiten eine gewisse Ausnahmsstellung konzediert und sie nicht die volle Schwere ihrer Macht fühlen läßt.

Der Regierung konnte es übrigens nur erwünscht sein, daß die Intellektuellen mit solcher Präzision aus der Bewegung ausgeschaltet wurden. Denn sie mußten auf irgend eine Weise dann ihr zufallen. Damit brach die Sozialdemokratie bewußt mit der Lassalle'schen Tradition, welche den Bund der Intellektuellen mit der Arbeiterschaft verkündet und in flammenden Farben hingezaubert hatte. Das war die magische Anziehungskraft des Sozialismus gewesen, der paradoxe und hinreißende Gedanke: die erlesensten Geister mit den Arbeitern in einem monumentalen Bunde zu verschmelzen, wie er noch in den Barrikadenkämpfen der Franzosen anschaulich zum Ausdruck kam. Um diese Lassalle'sche Tradition zu durchbrechen, wurde in Deutschland und Österreich geflissentlich betont, daß Marx der eigentliche Geist und Schöpfer der Sozialdemokratie sei, und das unpersönliche System in den Vordergrund gestellt. Will man den Beweis, so lese man die parteioffizielle Ausgabe der Werke Lassalles, bei der man im Zweifel ist, was man mehr bestaunen soll: die Kühnheit, mit der ein führender Kopf der deutschen Nation zensuriert und abgekanzelt wird — oder der Mangel an Pietät, die eine Partei einem Gründer und Heros entgegenbringt. Bei festlichen Anlässen durfte sich Lassalle als Gypsfigur sehen lassen. Die Art wie Victor Adler mit Studenten, aber auch mit Gelehrten von Rang verkehrte, hatte etwas ganz

Eigentümliches. Sie mochten sich immerhin in Arbeiterschulen, Volksbildungsstätten u. dgl. nützlich machen. Aber die wunderbare Kühle, mit der man sie im Übrigen behandelte, bezeichnete symptomatisch eine bedeutungsvolle Phase: man hatte darauf verzichtet, die Ansprüche des Intellekts mit dem Sozialismus in Einklang zu bringen.

Geschaffen wurde eine streng disziplinierte sozialdemokratische Partei mit einer mächtigen parlamentarischen Fraktion, ein aufgeklärter Absolutismus Victor Adlers. Das allgemeine Wahlrecht war spät genug gekommen, so spät es Adler aus politischen und persönlichen Gründen wünschen mochte. Als es zum erstenmal zum Greifen nahe war, genügte ein Leitartikel der ‚Neuen Freien Presse' um Victor Adler — entgegen dem einmütigen Aufschrei der ganzen Partei — zu einer blutleeren Reserve zu veranlassen, die ihn die Gunst der historischen Stunde versäumen ließ. Als es zum zweitenmal winkte, mußte ihm das Jawort zur Entfesselung des Wahlrechtskampfes blutig abgerungen werden. War er wieder der Skeptiker? Es fehlte nicht viel und er hätte ein zweitesmal verspielt . . . . .

IV.

Man hatte Zeit genug gehabt, inzwischen den Begriff der Revolution in Deutschland und Österreich so abzuwandeln, daß er nunmehr genügend ungefährlich war. Zuerst wandte sich die neue Doktrin gegen den gewaltsamen Umsturz. Man dachte sich die Revolution nicht mehr als Straßenkampf, sondern als Diktatur des Proletariats auf Grund der erlangten überwältigenden politischen Macht. Aber immerhin noch als einen Umsturz. Je größer seither die politische Macht der Partei wurde, desto mehr trat in den Vordergrund die Lehre des »Hineinwachsens in den Staat«, die Durchwachsungstheorie. »Wir sind

nicht so dumm, auf das Gebäude, das ihr aufgerichtet habt, zu verzichten! Wir kriechen hinein und bauen es Mauer für Mauer um.« Ganz unmerklich, unbewußt und heimlich hatte sich da etwas ereignet. Das Proletariat war inzwischen, irgendwann, bürgerlich geworden. Die gegenwärtige Zeitepoche, für welche der Sturz des Bürgertums verheißen war, ist wunderbarer Weise just der vollkommenste Sieg des Bürgertums als geistiger Kategorie. Die Aristokratie ist verbürgerlicht, die Kunst ist verbürgerlicht, und nun ist es auch der Arbeiter! Die Tore der Partei wurden einer seltsamen Gesellschaft geöffnet. zum Teil eingefleischten Spießern, die es zehn Jahre früher nicht gewagt hätten, davon zu träumen.

Die bürgerliche Welt konnte beruhigt sein. Hatte doch — märchenhafter Weise — die Sozialdemokratie gerade das befestigt, was sie zu bekämpfen ausgezogen war. In erster Linie die allgemeine Lebensstimmung: ein Gefühl der Sicherheit, wie es das große Kapital noch nie besessen hatte. Die Revolution hatte sich irgendwie verflüchtigt, die kupferrote Wolke, die so lange am Horizont gestanden, in einen gemütlichen Landregen aufgelöst. Sie war experimentell widerlegt. Aus der unendlichen Zahl, dem wogenden Meer der Enterbten, war eine genau bekannte Größe geworden, mit einer Schar von Leuten an der Spitze, die verantwortlich und haftbar sind.

Befestigt war sogar das Reichsgefüge; man kokettierte mit der Doppelrolle. Der Eine oder Andere stellt sich zwar noch regelmäßig als »grauslicher Sozialdemokrat« vor, wenn er in bürgerlichen Kreisen spricht; aber wenn sich die Herren Hochverräter nennen, so ist das einfach — Hochstapelei. Befestigt war nicht nicht minder die kapitalistische Presse; das Organ der Börse wurde zugleich die Protek-

torin der »Freien Schule«, in deren Flachland man sich trifft. Einer Sozialdemokratie, welche sich in Form einer kleinen, mit der ‚Neuen Freien Presse' eng liierten Gruppe ein Wahlkomitee geschaffen hatte, konnte das Finanzkapital gelassen ins Auge blicken.

V.

Die Revolution ist vertagt. Und die Reform? Die Reform auf Grund der bestehenden Ordnung wird nun geduldet? Nur unter einer Bedingung: daß sie im Namen der Sozialdemokratie inauguriert wird. Solche Kulturbestrebungen, zu welchen die Sozialdemokratie eingestandenermaßen gar kein Verhältnis findet, werden mit Verlegenheitsphrasen bestammelt oder einfach verhöhnt. Hier versagt das Schema, das sonst so lückenlos schließt.

Wie kommt auf einmal solche Unaufrichtigkeit in die Partei? Die Ursachen dieser merkwürdigen und krankhaften Verfärbung liegen in der allgemeinen Situation der europäischen Kultur, wie sie sich inzwischen herausgebildet hat. Man ist, ungefähr zur selben Zeit, da die Sozialdemokratie ihrem Höhepunkt zueilte, zur Einsicht gekommen, daß die ganze politische Welle der vergangenen dreißig Jahre nichts anderes bedeutet, als die Konsequenz der letzten Ausläufer der kleinbürgerlichen Revolution von 1789. S. Lublinski in Weimar hat dies gelegentlich seiner groß angelegten Analyse der modernen Literatur in seinem Werke »Ausgang der Moderne«*) als Ergebnis einer bedeutenden Gedankenarbeit überzeugend festgestellt. Sie gipfelt in dem Aperçu, daß die eigentliche Aufgabe unseres Zeitalters die Auslösung einer neuen Kultur ist, welche sich synthetisch aus allen eben vorhandenen und gegebenen Kulturelementen zusammenbauen

*) Dresden, Verlag von Carl Reissner 1909.

wird. Der Aufmarsch des Proletariats ist hiezu zwar unerläßlich, aber nur eine der Vorbedingungen. Stets aber haben sich derartige, im Grunde nur rein technische Kämpfe mit der Ideologie einer Weltwende umkleidet. Nun trifft es sich, daß die Eingliederung des vierten Standes just in dem Augenblick fertig wird, wo aus national- und weltpolitischen Gründen die Notwendigkeit einer Kulturpolitik als die eigentlich schwierige und höchste synthetische Aufgabe der Staatsmänner zutage tritt. Die internationale Sozialdemokratie, festgelegt auf den Marxismus, — der doch nur eine besondere Form des Sozialismus ist —, kommt von da an in ein eigentümlich unaufrichtiges Verhältnis zur modernen Welt und in die Gefahr, die eigentlich reaktionäre Macht der Gegenwart zu werden .....

VI.

Der Grund aber, der die Arbeiterbewegung und mit ihr den Sozialismus an den Marxismus bindet, ist kein logischer, im Begriff des Sozialismus gegebener — sondern ein historischer. Er hängt zusammen mit der weltgeschichtlichen Rolle des Judentums, welches ich im Sinne Heinrich Heines als ein Prinzip, ein Ferment ganz eigener Art — als Gegensatz zur hellenischen Weltanschauung anspreche. Die Frage ist der Erörterung wert, warum der Marxismus auf die Juden eine so mächtige Anziehungskraft übt.

Nun, die Juden haben infolge ihrer unterdrückten Stellung seit jeher ihr Heil davon erwartet, die sie beherrschenden Klassen durch ein logisch-abstraktes System zur Raison zu zwingen. Es liegt auch in ihrer Psyche, die Macht über die Welt von einer Zauberformel zu erwarten, welche ein tieferes Verhältnis zu den Dingen erspart; sei diese nun das Geld oder eine erlernbare Idee, wie sie beispielsweise

der Marxismus bietet, der gewissermaßen geistiges Geld ist. Indem man sich an einen festen Standpunkt bindet, schafft man sich Überlegenheitsgefühle und eine Quelle scheinbarer Kraft, welche den Mangel an Persönlichkeit ersetzt. Der Marxist — man wird das durch eine Art von Gnadenwal — dünkt sich vielfach auch als geistige Persönlichkeit den übrigen Menschen überlegen, weil er in der Lage ist, sich rasch ein Urteil über jegliche Erscheinung zu schneidern.

Die Sozialdemokratie in ihrer marxistischen Gestaltung kommt dem Judentum gleichzeitig sozial und geistig am Vollkommensten entgegen, indem sie die Formel garantiert, der Welt Erbe zu gewinnen. Sie gewährt ihren Adepten jenen Hochgenuß, um dessentwillen der Leitartikel auf der Welt ist: sie gibt fertige Urteile. Welch ein Glück für denjenigen, der die Welt am liebsten journalistisch betrachtet, durch ein einziges Gelübde in den Besitz dieser Fähigkeit zu gelangen! Nun gar ein System, welches nicht nur für alle Erscheinungen inklusive der Drehung der Gestirne ein fertiges Urteil, sondern auch ein moralisches Hochgefühl vermittelt. Die Juden finden eine geringere Schwierigkeit darin, eine theoretische Weltanschauung fertig zu übernehmen.

Das Judentum als weltgeschichtlisches Prinzip besonderer Kategorie, dessen Eigentümlichkeit es ist, mit jeder Frage der Menschheit irgendwie in Konnex zu treten, besteht auf dem marxistischen Dogma, weil darin ein Mittel liegt, den Sozialismus für sich international zu monopolisieren. Dadurch wird eine natürliche urwüchsige Bewegung, wie es die Arbeitersache ist, der inneren Beweglichkeit beraubt und zu einer Kirche, deren Wesen darin besteht, eine Doktrin als Machtmittel auszuwerten und die Machtorganisation zum Selbstzweck zu erheben. Seit der Aufrichtung der sozialdemokratischen Kirche haben

wir nur mehr die Wahl zwischen der Unfehlbarkeit des Papstes und derjenigen des Genossen Austerlitz; wobei jener den Vorzug einer längeren Gewöhnung hat.

Ob nicht eine Gewerkschaftsbewegung nach englischem Muster hingereicht hätte, einen Staatsmann zu all den Leistungen zu inspirieren, welche wir jetzt mit der Etablierung einer marxistisch-terroristischen Klerisei erkauft haben? Ob nicht der katholische Klerikalismus seinerseits eine Folge der Sozialdemokratie ist? Dadurch, daß diese alles gute Gewissen herrisch an sich gerissen hat, werden große Massen des Volkes vielleicht dazu getrieben, bei der Kirche Anlehnung zu suchen. In England, wo die Arbeiterbewegung eine mehr technisch-politische Angelegenheit ist, gibt es keinen gefährlichen Klerikalismus, in Deutschland aber hat die Sozialdemokratie als polare Erscheinung die Macht des Zentrums ausgelöst und in Frankreich flüchtet sich alles, was mit der Sozialdemokratie nicht mittun will, in die Kirche.

VII.

Die künftigen Staatsmänner, welche aus dem anarchischen Chaos, das sich über uns breitet, neue Fäden ziehen und sie zu neuen Geweben wirken werden, stehen vor der Aufgabe, für konkrete Staaten und Reiche auf Grund der besonderen Geschichte, der wirtschaftlichen, geographischen und ethnischen Bedingungen die Kulturpolitik vorzuschreiben und diese zur Rechtfertigung der Machtpolitik auszuwerten. Umgekehrt wird jenes Volk das mächtigste werden, welches die eigenen Volksgenossen durch eine freigebige und hochherzige Sozialpolitik stark und fruchtbar macht. Parteien mit universalistischen Tendenzen, welche sich nicht in Reichs- und Staatsgedanken konkretisiert haben, können von rechts-

wegen gar nicht verlangen, in Fragen der Reichspolitik gehört zu werden. Dies ist der Grund, warum die Sozialdemokratie zur auswärtigen Politik kein naturwüchsiges Verhältnis hat. Ist sie doch programmatisch verpflichtet, den Gesichtspunkten der Weltpartei alle Sonderinteressen des Staates unterzuordnen. In dem Briefwechsel der Sozialistenführer über auswärtige Politik, spielt der Gedanke eine bestimmende Rolle, ob diese oder jene Stellungnahme dem Interesse der Gesamtpartei dienlich sei.

Die Kultur marschiert auf getrennten Linien heran und ihre Zusammenfassung zu politischen Gebilden ist ein Problem, dem gegenüber die bisherigen ein Kinderspiel waren. Sie stellt hochgespannte Anforderungen an die synthetische produktive Kraft der Köpfe und verlangt komplexe Erfindung, gewachsen auf dem Grunde einer schöpferischen Staatsanschauung oder eines nationalen Willens.

Victor Adlers besonderer Zug ist, daß er zu der beschriebenen Rolle der Sozialdemokratie eine starke realpolitische Begabung mitbringt, welche er aber im Namen einer starren Doktrin auszuleben sucht. Daraus entwickelt sich eine gewisse Unaufrichtigkeit, der er auf die Dauer nicht entgehen kann. Immerhin muß man ihm das Zeugnis geben, daß er der hingebungsvolle Vertreter einer Idee und einer Klasse ist. Dazu reicht ein Politiker aus. Fehlt ihm nur eine Haupteslänge zum eigentlichen Staatsmann, dem Repräsentanten eines Volks.

Mann und Weib.

Von **August Strindberg.**

(Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering.)*)

Seine eigene Statue.

Neulich kam eine Ansichtskarte in meine Hände. Sie stellte einen monumentalen Brunnen vor, mit einer Frauengestalt aus Marmor in natürlicher Größe. Die Gestalt war mit einem modernen Kleid aus Wolle schön drapiert und hielt ein Buch in der Hand. Es war schön, die Linien waren rein, die Falten des Kleides fielen in Kaskaden auf den kleinen Stiefel hinab . . .

Diese Dame habe ich schon gesehen, dachte ich. Ich las die Unterschrift des Bildes. Ja, sie war es, ich habe sie gekannt, sie griff einmal mit andern in mein Schicksal ein. Sie war mir sonst gleichgültig, auch weil sie die Frau eines anderen Mannes war.

---

*) Diese neueste Arbeit Strindbergs wird hier als erster und einziger Druck veröffentlicht. Die Buchausgabe, der sie zugehört, wird erst 1910 erscheinen. Der Übersetzer hatte, wie er mir mitteilt, das Kapitel ursprünglich »einer großen Wiener Tageszeitung« zugedacht, die ihn um einen Beitrag von Strindberg ersucht hatte. Die Redaktion hat es ihm mit der folgenden Begründung zurückgegeben: »Es ist in dieser Arbeit zu deutlich ersichtlich, daß gewisse geistige Defekte, an denen Strindberg immer gelitten hat, sich noch in bedenklichem Maße verstärkt haben. Die Leser würden geradezu stutzig werden, daß man ihnen die Ergüsse einer kranken Psyche vorsetzt.« »Sie sind also gewarnt!«, schließt der Übersetzer seinen Brief an mich. Ich habe ihm mitgeteilt, daß ich an der Spitze der gedankenvollen Betrachtungen diesen Erguß einer gesunden Wiener Psyche verewigen werde. Ich war nicht neugierig zu erfahren, wie sie heiße. Sie trägt den Namen Wien und das genügt. Gewiß war es verfehlt, die Wortführer einer Geistigkeit, die eben noch für die Texte des Udelquartetts empfänglich ist, mit Strindberg in Versuchung zu bringen. Aber

Ich fragte nach, warum sie ein Denkmal in weißem Marmor erhalten habe. Man antwortete, sie sei eine Dichterin gewesen. Wie eigentümlich, daß ich das nicht gewußt habe! . . . (Sie schrieb jedoch nur Feuilletons.)

Aber ich habe sie in Situationen gesehen, die sie nicht ehrten. Sie hatte nämlich meine Bücher gelesen, mußte sich eine seltsame Vorstellung von meiner Persönlichkeit gemacht haben, denn sie zog, um gesellig zu sein, eine häßliche Seite auf und entblößte in einem Augenblick eine nicht schöne Seele. Ich erinnere mich, daß ich verstummte und errötete. Da erschrak sie, daß sie sich demaskiert habe, und sagte etwas, das ich nicht verstand. Ich war in ihrem Hause; sie war unglücklich, weil sie als Verheiratete nicht wie eine Unverheiratete leben konnte. Sie zog

---

es ist ein wahres Glück, daß man den Ausdruck ihres Widerstrebens in so typischer Fassung der Kulturgeschichte überliefern kann. Diese Verzichtgebärde des Spießers, der gehofft hatte, Strindberg werde sich bereits in den Rahmen, sagen wir des ‚Neuen Wiener Tagblatts' gefügt haben, erhöhe uns den Genuß an der bedeutsamen Arbeit! . . Daß sie in jedem Wort der Frauenbetrachtung widerspricht, aus der ich selbst den Mut gegen die Morallügen der Menschheit schöpfe, widerspricht nicht ihrer Berechtigung, in der ‚Fackel' zu erscheinen. Dies unbeirrbare Staunen über das Weib, dessen Seelenverlorenheit dem göttlichen Plane trotzt, schwebt scheinbar in überirdischer Höhe, wurzelt aber in den Tiefen eines erotischen Lebens, aus denen allein die Kraft solcher Absage gewonnen wird. So mit Genuß in der Hölle zu braten, ist viel, wenn man aus ihr schon den Himmel nicht machen kann. Über die Nichtmoral des Weibes kommt kein Mann weg, aber die Enttäuschungen eines Stirndberg erwachsen zum hinreißendsten Bekenntnis, das die moderne Welt vernommen hat. Und wie sich davor ein Wiener Feuilletonredakteur an den Kopf greift, ist das sehenswerteste Schauspiel ihres Wurstelpraters.

K. K.

sich Verdrießlichkeiten mit ihrem Mann zu, mit anderen Worten: er schlug sie.

Und jetzt nach dem Tode errichtet er ihr eine Marmorstatue auf einem öffentlichen Platze. Hat er die sich selber errichtet? konnte ich fragen. Ja, er hat sie sich selber errichtet, der Erinnerung an das Schöne, das er in ihre Seele legte, und das ich nie gesehen habe.

Sein Ideal.

Alles, Modell und Statue, war das Werk des Bildhauers. Als er dieses Weib zu lieben anfing, begann sein Schöpfungswerk. Aus ihrer ungeordneten Seelenmaterie machte er mit seinen schönen Gefühlen eine Gedankenform, die das Weib zuerst bewunderte und verehrte, und der es dann gleichen wollte. Aber sie vermochte nicht mitzukommen; zuhause strengte sie sich wohl an, die Pose und die Gebärde für eine Weile einzunehmen, kam sie aber in Gesellschaft, so warf sie Maske und Kostüm ab, fiel aus der Rolle.

Aber der Mann arbeitete an seiner Gedankenform; litt, wenn er ihr keine Fasson geben konnte; verzweifelte, wenn sich das widerstrebende Material seinen schönen Absichten nicht unterwerfen wollte. Litt am meisten, wenn er sah, wie sie von anderen unfähigen Händen modelliert wurde. Die Gesellschaft, deren Essen, Kleider, Wagen sie in Feuilletons schilderte, hatte ihr Bild von diesem Kind der Welt. Der Bildhauer trug sein besonderes Bild, das er schließlich in Marmor sah. Ich war nur erstaunt, daß sein Marmor dem wirklichen Bild so genau glich. Doch merkte ich, daß er retuschiert hatte. Die Verhältnisse der Brust und des Rumpfes waren geändert, die Arme ausgefüllt, der Fuß war schön gemacht, obwohl er es in Wirklichkeit nicht war; das Oval des Gesichtes war fixiert, obwohl es etwas hexenartig war. Aber auch die Pose selber war vor allem sein

Eigentum; über ein Buch in Nachsinnen versunken. Er hatte sie wohl in einem solchen Augenblick gesehen, da sie am meisten Seele und am wenigsten Erdgeist war und am besten seinem schönen Gedanken entsprach.

Die Gattin des Dichters ist ja etwas Apartes, aber auch von ähnlicher Art. Die Menschen machen weite Reisen, um die Muse des Dichters zu sehen. Besitzt sie Selbstbeherrschung, so gibt sie die Rolle, oft aber wird sie müde und man bekommt etwas ganz anderes zu sehen.

Im Allgemeinen bewundert sie ihren Dichter nicht, obwohl sie sich so stellt. Daß er sie verehren kann, versteht sie nicht, obwohl sie ihren Vorteil dabei findet. Und sie ist sehr geneigt, ihn für einen Schwindler zu halten, weil er sie verehrt. Sie möchte sagen, daß er sich selber in ihr verehrt, aber das tut er nicht.

— Warum möchtest du nicht so schön werden, wie ich dich machen will? fragte er sie.

— Wie bist du denn selber?

— Ich? Du sollst besser als ich sein, damit ich zu dir hinauf sehen kann. Du sollst vollkommen sein, denn du bist ja mein Ideal.

Ideal nannten wir in den sechziger Jahren das geliebte Weib. Wir wußten wohl, daß Dantes Beatrice sich mit einem andern verheiratete, daß Stagnelius' Amanda vielleicht nicht so liebenswürdig war, daß Malmströms Angelika kein Engel gewesen, aber wir empfanden, daß in des Mannes subjektiver Auffassung der Liebe eine schaffende Kraft liegt, die zuerst ein Idealweib erschafft und dann durch sie ein Kind. Das ist wohl das Göttliche bei dem sonst an die Erde gebundenen Mann, daß er schaffen kann, und im schlimmsten Fall aus dem Nichts!

Dabei kann man wohl stehen bleiben. Sonst ist die Sache unerklärlich!

Selbstbetrug.

Es stand ein junges schönes Mädchen vor dem Käfig der Bären. Sie war es gewohnt, daß alle ihrer Schönheit untertänig waren; darum dachte sie, Menschen und alle geschaffenen Wesen seien lauter Güte.

Sie wollte nun zeigen, wie unwiderstehlich sie auch den wilden Tieren gegenüber sei, und vor den Zuschauern steckte sie ihre kleine Hand durch das Gitter, wahrscheinlich, damit sie geküßt werde.

— Nehmen Sie sich in Acht, er beißt! warnte ein Zuschauer.

— Ach nein, er ist so artig, antwortete die Unwiderstehliche.

Mit einem Ruck hatte der Bär die kleine Hand in seinem großen Rachen.

Eine Minute hat sechzig Herzschläge, jetzt aber wurden es einhundertzwanzig.

Der Bär hielt fest, während er ihr ins Auge sah; vielleicht sagte er etwas mit dem Blick oder fragte etwas; denn er ließ die Hand wieder los, als er in dem schönen Angesicht gesehen hatte, was er wollte.

Der Troubadour.

Wir hatten eben einen Troubadour, der das Weib und die Liebe besang, jedoch nicht Jungfrau und Mutter und Kind, sondern die Dame. Er trat immer als Don Juan auf, obwohl er beständig Fiasko machte. Seine große Liebe und sein großes Weib waren eine Strafvorstellung. Er hat sie selbst geschildert, ohne es zu wissen, als eine etwas betagte und korpulente, altkluge, praktische, wirtschaftliche Aufwärterin, die lüderlich lebte, die Kunst, Jungfrau, Märtyrerin, verfolgte Unschuld zu spielen so gut verstand, daß der Troubadour an sie glaubte.

— Wenn ich einen Mann fände, der an mich glaubte! war ihr gewöhnlicher großer Stoßseufzer.

Der Troubadour kam und glaubte (das heißt, ließ sich anführen).

Nun begann er Gesichte zu sehen!

In der Nacht abwartend, bis der letzte Liebhaber abzog, wurde er aus Barmherzigkeit aufgenommen. Bettelte und weinte sich hinein, um in der Küche auf einer Bank zu schlafen.

Dann wurde sie seine Muse; er bekam den Wahn, sie gebe ihm seine Gedichte. Sie begriff seine Dichtungen nicht, fühlte sich aber von diesem Weihrauch angenehm berührt. Möglich ist, daß die Berührung mit dieser höheren Welt von Schönheit, die sie nur ahnte, ihr ein Korkkissen gab, auf dem sie sich schwimmend erhalten konnte.

Schließlich errang er sie sich; isolierte sie und verbarg sie. Da aber kam die Not und die Krankheit, und nach den schrecklichsten Qualen wurde er gezwungen, von ihr zu leben.

Als es sich wieder aufklärte, schrieb er, um sich emporzurichten und die Schuld zu bezahlen, ein herrliches dramatisches Gedicht über sie.

Sie saß in einer fremden Stadt und erwartete den Triumph, der wirklich nicht ausblieb. Als das Publikum ihm huldigte, stand er auf, wie inspiriert, lehnte die Huldigung für seine Person ab und brachte ein Hoch auf das große Weib aus, das ihm dieses Gedicht geschenkt habe.

Am nächsten Morgen empfing der Triumphator von einem Freund ein Telegramm des Inhalts, das große Weib sei geflüchtet, um sich mit einem reichen Fleischer zu verheiraten, »der sie ernähren könne«.

Perikles' Aspasia heiratete nach seinem Tod den Viehhändler Lysikles. Warum nicht! Daß aber Sokrates auch zu ihren Bewunderern gehört hat, setzt mich in Erstaunen; und daß noch in der Geschichte zu lesen ist, Perikles habe seine großen politischen Reden von ihr bekommen, ist sicher nicht wahr.

Zuerst fiel der Troubadour zusammen. Aber er schalt weder noch klagte, sondern fuhr fort, das Lob der Frau zu singen. Bekam eine neue Aspasia, zwei, drei. Sie betrogen ihn, er ahnte es oder er wußte es, aber er fuhr fort, das Lob der Frau zu singen, wie eine gut aufgezogene Spieldose, die erst stehen bleibt, wenn sie abgelaufen ist.

Eines Tages war das Spielwerk abgelaufen: er starb. Der Tod war nicht schön, aber das Begräbnis war glänzend, und er selber hatte es im Voraus arrangiert.

Er war kein boshafter Mann, kein schlechter, sondern recht gefühlvoll und nicht selbstsüchtig; aber wie kam er in dieses Elend?

Ich will antworten in meinem Namen und in seinem: Wir waren gottlos, und darum sanken wir in die Erbärmlichkeit unseres eigenen Wesens hinein. Wir liebten Schönheit und Reinheit, alles aber verwandelte sich in Dreck, als wir uns von den ewigen Urbildern zu den vergänglichen Abbildern wandten und Baal (und Astarte) verehrten, statt Gott im Himmel.

Die Frucht der Täuschung.

Als wir entdeckten, die große Liebe sei eine Täuschung, schlossen wir daraus, alles Andere, das weniger wert ist, sei eine noch größere Täuschung. So gaben wir die Hoffnung auf, daß wir das finden würden, was wir suchten. Wurden für einige Zeit untätig und gleichgültig; was hat es für einen Zweck, sich anzustrengen, wenn man wieder getäuscht wird?

Aber die Sache hat auch eine andere Seite. Wie fühlt sich das Weib, das der Gegenstand für die gewaltige Liebe eines Mannes wird, der sie, wie sie weiß, nicht entspricht? Lächelt sie über seine Halluzinationen, hält sie ihn für dumm, untergeordnet, weil er sich so leicht anführen ließ?

Das böse Weib lacht heimlich, davon bin ich überzeugt. Sie verachtet ihn in Wirklichkeit, übernimmt jedoch die Rolle und spielt sie bis zum Schluß, das heißt bis zur Trauung. Dann läßt sie die Maske fallen, und er sieht, daß er in die Hölle gekommen ist, statt ins Paradies.

Das gute Weib, glaube ich, schämt sich vor sich selber, wenn es so verehrt wird, legt vielleicht Fehler ab; empfängt durch Influenz gute Impulse und kann in ihren besseren Augenblicken ausrufen: »Ich bin nicht die, für die du mich hältst; du überschätzest mich!«

Das glaube ich bloß; denn es von einem Weib wissen, ist unmöglich, weil sie nichts von sich selber weiß: das Selbstbewußtsein fehlt ihr.

Vielleicht soll das Schöne und Gute, das das Weib beim Manne weckt, in ihren Schoß niedergelegt werden, um in einem Kind wieder geboren zu werden, dessen Seele dann ein Ebenbild des Göttlichen wird, das im Mann vorhanden war!

Das ist ja der Weg zur Veredlung des Menschengeschlechts, die der Zweck der Liebe ist! Dann wird ja die Täuschung Nebensache, da der Zweck erreicht wird!

Hexen.

Swedenborg glaubt an Hexen, da er sie gesehen habe, und das tue ich auch, denn ich habe einige gekannt.

Unter Hexe ist ein Weib zu verstehen, das durch einen starken Willensakt ihre körperliche Seele aussenden kann. Sie kann diese nachts zu schlafenden Jünglingen senden und ihnen die Illusion einer Umarmung geben. Das war der Succubus oder Incubus des Mittelalters, der in Goethes »Faust« vorkommt, und den der Autor der »Magie des Mittelalters« (Rydberg) nicht begreifen konnte, weil er im Fleisch lebte.

Ich habe vor vielen Jahren im Ausland eine Hexe gekannt, ohne zu verstehen, wen ich vor mir hatte. Sie konnte mein Gesicht so verdrehen, daß ich sah, was nicht vorhanden war; sie konnte mich besuchen, wann sie wollte; wenn sie böse auf mich war, konnte sie mir Selbstmordmanie einflößen; sie besaß die Kraft, mir alle möglichen Gefühle beizubringen; sie wünschte sich so stark Geschenke und Geld, daß ich von innen die Eingebung bekam, ihre unausgesprochenen Wünsche zu erfüllen.

Ich ging also mit der »Hexe« die Straße hinunter, und aus der Entfernung sahen wir, wie eine Frauensperson vergebens auf ein Zweirad zu kommen suchte.

— Nein, du kommst nicht eher hinauf, als ich es will, murmelte meine Hexe.

Die Dame mühte sich eine ganze Weile ab, aufs Rad zu kommen.

— Hinauf mit dir! sagte die Hexe und wandte den Kopf ab. Im selben Augenblick war die Dame im Sattel.

Sie hatte also das böse Auge, war »jettatrice«, brachte einem Unglück, war natürlich grausam und sinnlich; denn das gehört dazu!

Sie war sehr häßlich, konnte einen aber so blenden, daß sie schön aussah, jedoch nicht für alle und nicht immer. Obwohl sie 43 Jahre alt ward, konnte sie gelegentlich die Illusion erwecken, daß sie 17 sei.

Nun will ich gestehen, daß die meisten Frauen diese letzte Fähigkeit besitzen. Man nennt es ihren »Charme« oder Reiz, und der kann einem Mann buchstäblich den Verstand rauben.

Viele Mädchen, welche diese gefährliche Gabe entdeckt haben, mißbrauchen sie aus Unverstand. Aber viele handeln wie auf Befehl, unter Zwang und sind geschützt in ihrem schrecklichen Beruf: gottlose Männer zu strafen.

Darum ist der Gottlose wehrlos gegen die Furie; und das hat einfältige Männer veranlaßt, von »Frauenmacht« zu sprechen und zu schreiben. Sie hat nur Macht über die Gottlosen.

Während der Hexenprozesse kamen oft Fälle vor, daß Frauen sich selber angaben und verlangten, verbrannt zu werden. Diese hatten wahrscheinlich aus Neugier oder Unverstand gehandelt. Als sie das böse Wesen hervorgerufen hatten und es im Körper spürten, fühlten sie, der Scheiterhaufen sei die einzige Befreiung.

Noch vor sieben Jahren las ich in einer Zeitung von Hexen in Lima, die verlangten, verbrannt zu werden.

Also, junge Frauen, pflegt eure Macht, die Gott euch gegeben hat, aber für das Gute! Mißbraucht ihr sie aus Herrschsucht, Bosheit oder Wollust, so habt ihr den Wahnsinn oder den Tod zu erwarten!

Gleichstellung.

Die Gleichstellung, die gesetzliche, zwischen Mann und Weib, kann niemals durchgeführt werden. Und wenn man sie durchführte, würde das Weib nur verlieren, denn der Mann müßte dann sich so roh zu machen suchen, wie die Sache es verlangte.

Dieses Gefühl für sein Weib, das die Natur beim Mann niedergelegt hat, ist in allen Gesellschaftsklassen so ausgeprägt zu finden, daß ein Paria, der sich verheiratet, seine Frau mehr respektiert, als sich selber.

Man sagt: In den unteren Klassen schlägt der Mann seine Frau immer, in den oberen Klassen zuweilen. Darauf habe ich so oft geantwortet: Ehe ein Mann Hand an das Weib legt, das er liebt, muß sie sich selber mehrere Male so tief erniedrigt haben, daß die letzte Erniedrigung nur eine bloße Form war, die von selber kam.

Aber der Mann, der durch nicht überlegten heiligen Zorn zum Schlagen gezwungen wurde, wird nachher von einem solchen Entsetzen ergriffen, von einem solchen Lebensüberdruß, daß er sich töten will.

Es ist also eine Gewähr vorhanden, daß die Frau besser behandelt wird, als sie verdient. Und in der Häuslichkeit nach einer Szene, wenn der Mann harte Worte gesagt hat, die aber wohl verdient waren, ist er es, der am meisten leidet. So leidet, daß er um Verzeihung bittet, »weil er Unrecht gehabt habe«.

Verkehrt.

Sie verlobte sich mit einem unbedeutenden Mann, um einen andern zu ärgern. Aber sofort nach der Verlobung bereut sie ihren Schritt und schreibt an den ersten und beklagt sich:

Der Bräutigam ist eine kleine, boshafte Seele und hat sie schon geschlagen; er ist eben von einer unheilbaren Krankheit aufgestanden; er ist schwermütig und wird ihr keine Lebensfreude gewähren; er hat kein Einkommen, weil sein Gehalt für Schulden daraufgeht; er ist ihr bereits als Bräutigam untreu; sie liebt ihn nicht, nimmt ihn aber, weil sie nicht allein leben kann.

Als der verlassene Mann darauf antwortet, ihr beistimmt und das unsympathische Bild vervollständigt, da, eins, zwei, drei, wendet sich das Papier und gegen das Licht wird alles umgekehrt gelesen.

Der Bräutigam ist jetzt eine große Seele und er ist gut gegen sie; er hat diese Krankheit niemals gehabt; er wird jetzt ihrer Jugend Freude schenken; er ist ihr nicht untreu gewesen; sie liebt ihn, ohne zu wissen warum.

Die Theosophen sagen: wenn man die Dinge von der Astralebene anschaut, so zeigen sie sich verkehrt. Darum sind Träume oft umgekehrt zu deuten, durch Antiphrase; und in Swedenborg ist

eine Andeutung zu finden über diese pervertierte Art, die Dinge zu sehen. Nur in einem gewissen Gemütszustand, wenn die Bosheit einem das Gesicht verkehrt, tritt sie auf.

Man spricht von Widerspruchsgeist, weiß aber nicht, was es ist. Ein dämonischer Zustand, welcher der physischen Influenz gleicht, bei der Gegenpol den Pol anzieht, Norden Süden hervorruft, plus minus verlangt. Um aber Influenz empfangen zu können, muß man ein unselbständiges Wesen sein, indifferent, und es ist möglich, daß dieses Geschöpf ohne Selbst bloß Influenz empfängt und schwarz zu weiß, gut zu böse, Wahrheit zu Lüge umpolarisiert. Der gute Mann wird böse, der Kranke gesund, Trauer wird Freude, klein wird groß . . .

* * *

Aphorismen.*)

Von **Karl Kraus.**

Leute, die über den Wissensdurst getrunken haben, sind eine gesellschaftliche Plage.

*

Der Nationalismus ist ein Sprudel, in dem jeder andere Gedanke versintert.

*

Wenn einer sich wie ein Vieh benommen hat, sagt er: Man ist doch auch nur ein Mensch! Wenn er aber wie ein Vieh behandelt wird, sagt er: Man ist doch auch ein Mensch!

*

Keinen Gedanken haben und ihn ausdrücken können — das macht den Journalisten.

*

Wenn die ersten Enttäuschungen kommen, genießt man den Lebensüberdruß in vollen Zügen, man ist ein Springinsfeld des Todes und leicht bereit, dem

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Augenblick alle Erwartung zu opfern. Später erst reift man zu einer Gourmandise des Selbstmords und erkennt, daß es immer noch besser ist, den Tod vor sich als das Leben hinter sich zu haben.

Meine Bücher.

Der erste Band von »Kultur und Presse« wird im Herbst erscheinen. Als Motto werde ich wahrscheinlich die folgenden Worte wählen:

»Freilich gibt es Tagesschriftsteller und Tagesschriftsteller: der Moment kann ihm einen Wert verleihen, aber auch er dem Momente, und ist das Letztere der Fall, so mag er seine Blätter zu einem Buche zusammenlegen, wie ja das Jahr auch nur aus aneinandergereihten Tagen besteht. Geist und Charakter des Schreibers, eine durchwaltende Kunst- oder Lebensanschauung, die eigentümlich ausgeprägte Form der Darstellung binden dann das Einzelne zu einem Ganzen zusammen.«

(‚Neue Freie Presse', 30. Mai 1909, Wiederabdruck eines Artikels vom 18. Mai 1886: Ludwig Börne von Ludwig Speidel.)

*

Über »Sprüche und Widersprüche« haben sich in den letzten Wochen geäußert: Die ‚Pariser Zeitung' (das einzige deutsche Blatt in Frankreich) in ihrer Nummer vom 8. Mai des VIII. Jahrgangs durch vollständigen Nachdruck des Karl Bleibtreuschen Essays aus der ‚Münchner Allgemeinen Zeitung', die Berliner Revue ‚Das Blaubuch' (13. Mai) in einem Artikel »Der Aphorismus«, der viel Anerkennung bringt, ohne dem Wesen des Buches nahezukommen, und — zum ersten-

male eine österreichische Zeitschrift — die ‚Wiener Mitteilungen literarischen Inhalts', die im Verlag R. Lechner (Wilh. Müller) erscheinen. Ein mir persönlich unbekannter Autor hat dort in der Nummer vom 1. Juni des XXI. Jahrgangs den folgenden Aufsatz veröffentlicht:

»Sprüche und Widersprüche«.

Welche Erlösung fühlt der Geist, der willig war, vom Leben zu empfangen, jedoch angekränkelt von der Moral der Gesellschaft, zu schwach ist zu gebären, wenn er, plötzlich seiner reifen Erkenntnisse entbunden, die Kinder seines traumhaften Fühlens als Geschöpfe voll Leben und Schönheit vor sich sieht. Die Fähigkeit, dem beladenen, nach Befreiung ringenden Geist diese Lust der Erlösung zu bieten, verrät mir den Künstler. Eine jede Erkenntnis, die mir der Künstler zuträgt, muß, soll sie mich im Innersten packen, schon von Anbeginn mein Eigen gewesen sein. Er hat nur das Ziel, sie in mir zu wecken und sie mir in einer Form zu zeigen, die mir, habe ich sie erkannt und empfunden, als die einzig mögliche, als die vollendete erscheinen muß. Das fühlt der Künstler, darum strebt er auch nicht so sehr, der Menschheit Neues zu sagen, wie danach, jenen, die zu empfinden und zu erkennen vermögen, den Genuß der Form, die Schönheit des Ausdrucks zu bieten. Die Erkenntnis bleibt ihm immer nur Mittel und gilt ihm nur als wertvoll, so sie sich seiner Begierde nach künstlerischem Gestalten fügt. Dieses aber gewährt ihm jene Lust, die er als Zeugender den willigen und würdigen Empfangenden mitfühlen läßt.

Zu diesen Betrachtungen hat mich das neueste Buch von Karl Kraus angeregt, das vor kurzem im Verlag von Albert Langen in München erschienen ist. Eine stattliche Anzahl von Aphorismen, die Karl Kraus im Laufe der letzten Jahre seinen Lesern beschert hat, sind hier in einen Band vereinigt. Man weiß von dem Autor im allgemeinen leider nur, daß er ein gewandter Fechter und sarkastischer Glossenschreiber ist, läßt ihn wohl auch als eigenartigen Stilvirtuosen gelten, seine Künstlerschaft jedoch würdigt man noch immer nicht gehörig. Daß ihm der Kampf Lebenselement, die Sprache eine Gottheit ist, der er alles opfert, um von ihr die gnädige Gewährung des Genusses ihrer Schönheit zu erlangen, das glaubt man ihm nicht, weil man ihn — zu wenig kennt. Das große Publikum kennt den Karl Kraus der letzten Jahre nicht, es hat nicht Schritt gehalten mit seiner Entwicklung, es konnte dem rasend Vorwärtsdrängenden nicht folgen, verspürte wohl auch wenig Lust dazu, als er »heimlich in eine Betrachtungsweise abgeglitten ist, die als das einzige Ereignis gelten läßt: wie er's erzählt«.

Sein vor wenigen Monaten erschienenes Werk »Sittlichkeit und Kriminalität« wurde vom Publikum nicht gelesen, von der Kritik hier-

zulande nicht genannt. Das mag hingehen. Ließ sich doch seitens der zünftigen Kritik manches dem Publikum plausible Argument ins Treffen führen, das es entschuldbar erscheinen lasse, dieses Buch zu übergehen. Aber das neue Buch, das an keinen »Fall« anknüpft, das Stoffliche dem Künstlerischen gänzlich unterordnet, soll und darf nicht totgeschwiegen werden.

Karl Kraus, eine echte Künstlernatur, schätzt seine Kunst und sich als deren Träger hoch. Sein kritischer Geist leistet ihm nur Zuträgerdienste. Er will kein System dozieren, schwankt er doch selbst tändelnd zwischen Meinung und Gegenmeinung und stellt entschlossen der These eine Antithese gegenüber. Was tut's, wenn er es nur anmutig zu machen weiß. Man dringe auf den Kern, so erweist sich dieses blendende Spiel mit witzigen Worten, Sarkasmen und Paradoxen als eigenartige Kunst. Banale Lokalismen, derbe Ausdrücke zieht er mitunter zu einer verblüffenden Wirkung heran. In allem verrät Karl Kraus feinsten Geschmack. Man beachte nur beispielsweise die Gruppierung der Aphorismen in dem vorliegendem Buche: »Weib, Phantasie«, »Moral, Christentum«, »Mensch und Nebenmensch«, »Dummheit, Demokratie, Intellektualismus«, Der Künstler«, »Über Schreiben und Lesen«, »Länder und Leute«, »Stimmungen, Worte«, »Sprüche und Widersprüche«. Jedes Kapitel für sich dem Leitgedanken angepaßt und das Ganze zu einer höheren Einheit gefügt. »Qual des Lebens — Lust des Denkens«: diese Erkenntnis hat Kraus dem Buche als Motto gegeben. Man spürts fast aus jeder Zeile, wie er aus der Qual Lust zu schöpfen weiß, wie er unter unsäglichen Schmerzen empfängt, um sich schadlos zu halten an der Wonne, die ihm das Schaffen bietet. »Ein guter Stilist soll bei der Arbeit die Lust eines Narzissus empfinden«, sagt er irgendwo. Er schafft bewußt seinetwegen und wirkt so unbewußt und daher mit elementarer Gewalt auf den Empfangenden. Seine Stellung zu den Dingen schwankt und muß schwanken, da er sich ihnen unmittelbar gegenüberstellt, keinen von irgend einer Rücksicht diktierten Standpunkt einnimmt. Dennoch gelangt er zu einer Philosophie, die gleich seiner Kunst sein Ureigenstes darstellt und in seinem Wesen begründet ist.

Zu dieser Philosophie bekehren zu wollen, wäre ein eitles Beginnen. Es ist nicht jedermanns Sache, dem Vorurteil eines Geistreichen gegenüber dem traditionellen Urteil der Gesellschaft den Vorzug zu geben, dem bald auf einsamen verschlungenen Pfaden wandelnden Sucher, dem bald auf steinigen Ufern dahinrasenden haßerfüllten Kämpfer unbedingt Gefolgschaft zu leisten.

Nicht das Ziel seines Kampfes, die Form seiner Kunst will ich hervorheben. Wer die deutsche Sprache liebt und sich laben will an der Kunst ihrer Meisterung, der versäume nicht, die »Sprüche und Widersprüche« immer wieder durchzublättern.

Emil Robert.

*

Von mehreren Lesern wird mir ein Zeitungsausschnitt zugesendet, auf dem die folgenden Worte zu lesen sind:

»Geistige Bedeutung, wo immer sie sich zeige, ist eine Macht, die unfehlbar die Menschen bezwingt, und sie öffentlich nicht anerkennen wollen, wenn man sie in seinem Innern auch noch so deutlich empfindet, ist eine Heuchelei, die den Charakter zerstört und den Verkehr der Geister unter einander zur Lüge macht. Es ist die wahre Sünde wider den heiligen Geist.«

(‚Neue Freie Presse', 30. Mai 1909, Wiederabdruck eines Artikels vom 18. Mai 1886: Ludwig Börne von Ludwig Speidel.)

* * *

Literatur und Presse.

Eine Geschichte in Briefen.

Wien, 29. April 1909.

Sehr geehrter Herr Baron!

Ihr uns freundlichst für die Jubiläumsnummer zur Verfügung gestelltes Gedicht »Anakreontisches Liedel« wurde von sehr vielen deutschen Zeitungen nachgedruckt. Von den Nachdrucken, die zu unserer Kenntnis gelangt sind, war einer in der ‚Frankfurter Zeitung' am 11. April enthalten, und aus dieser ging das Gedicht wahrscheinlich in die ‚Nordwestdeutsche Morgenzeitung' (Oldenburg) vom 15. April, in die ‚Hamburger Nachrichten' vom 18. April, in den ‚Hannoverschen Courier' vom 13. April, in das ‚Altonaer Tageblatt' vom 14. April etc. über.

Wir glauben uns erinnern zu können, daß Sie, geehrter Herr Baron, einem »Lyrischen Kartell« angehören, in welchem Falle Ihnen Ersatzansprüche zustehen.

Wir zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung

der Verlag der ‚Fackel'.

Berlin, 3. Mai 1909.

Hochgeehrter Herr Baron!

Unter Wiederbeifügung der Anlage teilen wir Ihnen ergebenst mit, daß leider ein Einschreiten gegen den stattgehabten Nachdruck unmöglich ist, da belletristische Arbeiten aus österreichischen Blättern, sofern das Nachdrucksverbot fehlt, nachdrucksfrei sind.

Mit vorzüglicher Hochachtung

die Geschäftsstelle des Allgemeinen Schriftstellervereines.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 5. Mai 1909.

Besten Dank, lieber Herr Kraus, für Ihre freundliche Aufmerksamkeit. Aber leider, siehe gütigst oben, ist dies das Ergebnis.

Ihr Liliencron.

Wien, 7. Mai 1909.

Hochgeehrter Herr Baron!

Mit dem besten Dank für Ihr freundliches Schreiben teilen wir Ihnen mit, daß auf dem Umschlag der ‚Fackel' das Nachdrucksverbot ausdrücklich bekanntgegeben ist. Auch erscheint unsere Zeitschrift seit Nummer 263 in einer eigens für Deutschland gedruckten Ausgabe. Vielleicht wollen Sie das dem Verein mitteilen.

In vorzüglicher Hochachtung

der Verlag der ‚Fackel'.

P. S. Wir erlauben uns gleichzeitig, eine Nummer der deutschen Ausgabe unter Kreuzband zu übersenden.

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, 15. Mai 1909.

Lieber Herr Karl Kraus!

Eben schickt mir Herr Krüger-Westend den mitfolgenden Brief, aus dem ich nicht recht klug werde. Vielleicht schicken Sie mir Ihre Antwort so, daß ich sie ihm übermitteln kann.

Mit alter Verehrung

Ihr Liliencron.

Altona-Ottensen, 14. Mai 1909.

Hochgeehrter Herr Baron!

Von der Wiener Wochenschrift ‚Die Fackel' ist seinerzeit Ihr »Anakreontisches Liedel« an die Presse verschickt worden. Wie so viele Zeitungen, haben auch wir Ihr Gedicht nachgedruckt, das von dem Wiener Verlag zu Propagandazwecken verwendet worden ist. Jetzt meldet sich bei uns das Kartell lyrischer Autoren des Allgemeinen Schriftstellervereines mit einer Honorarforderung für Nachdruck. Wir haben ihm geschrieben, daß wir die Angelegenheit mit Ihnen, sehr geehrter Herr Baron, wie schon früher einmal bei einem Nachdruck in Kurt Küchlers ‚Schleswig-Holsteinischer Rundschau', selbst erledigen werden. Wir bitten Sie nun, uns freundlichst mitzuteilen, ob der Wiener Verlag berechtigt war, Ihr Gedicht der Presse mit einem Hinweis auf seine Zeitschrift zur Verfügung zu stellen, und ob Sie unter diesen Umständen eine Honorarforderung aufrecht erhalten. Wie sträuben uns natürlich nicht, Ihnen auf Ihr Verlangen 25 Pf. für die Druckzeile (= M 6.—) zu übersenden, würden uns aber vorbehalten, in diesem Falle aus prinzipiellen Gründen den Wiener Verlag, den eigentlichen Urheber der ganzen Affaire, dafür zivilrechtlich verantwortlich zu machen.

In vorzüglicher Hochachtung grüßt Sie Ihr ganz ergebenster

Herman Krüger-Westend,
Feuilleton-Redaktion des Altonaer Tageblattes.

Wien, 20. Mai 1909.

Hochgeehrter Herr Baron!

Die Feuilleton-Redaktion des ‚Altonaer Tageblatts' irrt nicht, sondern lügt. Von der ‚Fackel' ist Ihr Gedicht an die Presse nicht verschickt und nicht zu Propagandazwecken verwendet worden. Nie hat

der »Wiener Verlag« Ihr Gedicht der Presse mit einem Hinweis auf seine Zeitschrift oder in irgend einer andern Form zur Verfügung gestellt. Er war ebensowenig »der Urheber der ganzen Affäre« und ist ebensowenig zivilrechtlich dafür verantwortlich zu machen, wie ein Bestohlener zum Diebstahl verleitet hat und zum Schadenersatz an den Dieb verhalten werden kann. Wenn er schon freilich nicht selbst zu Schaden gelangt ist und ihm doch eine Rolle in dieser Affäre zukommen soll, so ist es die des Anzeigers. Eine gewisse Gelegenheit war ja dem Unternehmen günstig. Daß aber der Verlag der ‚Fackel' diesem Vorschub geleistet oder gar die ‚Altonaer Zeitung' verleitet habe, davon kann keine Rede sein. Die Sache verhält sich anders. Es ist wahr, daß die ‚Fackel' seit zehn Jahren an einige größere deutsche Tagesblätter gesendet wird, die den »Inhalt« abdrucken oder von dem Erscheinen des Heftes im »Zeitschrifteneinlauf« Notiz nehmen. Zu diesen größeren Tagesblättern, deren manche überdies auf die ‚Fackel' abonniert sind, gehört die ‚Frankfurter Zeitung'. Die nun hat Ihr Gedicht aus der ‚Fackel' übernommen und den Nachdruck mit den Worten eingeleitet: »Die von Karl Kraus herausgegebene Wiener Wochenschrift ‚Die Fackel', die mit ihrer neuesten (Doppel-)Nummer ihr zehnjähriges Bestehen feiert, bringt folgendes ‚Anakreontisches Liedel' von Detlev von Liliencron.« Mit dieser Einleitung ging hierauf das Gedicht in die gesamte deutsche Presse Deutschlands und des Auslands über. Ein paar Dutzend Ausschnitte, die uns von verschiedenen Bureaus zugesendet wurden, berechtigen zu der Schätzung, daß Ihr Gedicht von mehreren hundert Blättern — zwischen Berlin, Hamburg, Köln, München, Magdeburg, Chemnitz, Dortmund, Linz, Graz, Riga und Bukarest — nachgedruckt worden ist. Darauf wollten wir Sie, hochverehrter Herr Baron, aufmerksam machen, aus »prinzipiellen Gründen«, und weil wir Ihnen die Einnahme, die Ihnen aus einer energischen Kontrolle erflossen wäre, gern gegönnt hätten. Wir selbst sind ja leider nicht in der Lage, die Zahl der Gänserufe festzustellen, die sich in Deutschland erheben, wenn eine große Zeitung den Ton angegeben hat. Dieses automatische Verfahren, dem literarische Werke heute den Ruhm verdanken, und das von dem Signal eines einzigen Blattes abhängt, wäre erträglich, wenn es die Provinzpresse nicht größenwahnsinnig machte und wenn man es nicht erleben müßte, daß Feuilletonredakteure, die selbst den Nachdruck aus zweiter Hand und das Original nie zu Gesicht bekommen haben, sich nachträglich als Entdecker und Förderer aufspielen. Daß aber bei diesem geistigen Schneeballsystem, welches nicht immer der Verbreitung einer guten Sache dient, auch die Einkünfte des Autors proportional anwachsen, dafür sollte der Verein sorgen, der die Rechte der Schriftsteller zu wahren hat, und er sollte, auf die Gefahr hin, künftige Nachdrucke zu erschweren, bei einer so ergiebigen Gelegenheit wie dieser aus den verstecktesten Provinzen des Geistes die Honorare eintreiben. Wenn der Allgemeine Schriftstellerverein einfach an sämtliche reichsdeutschen Tagesblätter — die deutsche Presse Rumäniens und Öster-

reichs wird schwerer zu fassen sein — eine Aufforderung sendet, das Nachdruckshonorar zu bezahlen, so kann er sicher sein, daß nicht ein einziges den Tatbestand leugnen und die Zahlung verweigern wird, und es wäre ein schönes Beispiel, wie Deutschland in einer lyrisch gelaunten Stunde einen Dichter für die stumpfe Teilnahmslosigkeit eines ganzen Jahres entschädigen kann. Selbst Herr Krüger in Altona ist so nobel, den Nachdruck zu bezahlen. Freilich hofft er, daß Sie, hochverehrter Herr Baron, wegen der Lappalie die Verständigung mit dem Wiener Verlag unterlassen werden, der ja »der eigentliche Urheber der ganzen Affäre« ist. Da Sie diese Verständigung aus Gründen, die mindestens ebenso prinzipiell sind, wie die des Herrn Krüger in Altona, nicht gescheut haben, so gelangen Sie zur überraschenden Kenntnis der Tatsache, daß der Wiener Verlag nie ein Exemplar der ‚Fackel' an die ‚Altonaer Zeitung' geschickt hat und daß diese die ‚Fackel' ausschließlich aus dem Nachdruck in der ‚Frankfurter Zeitung' oder einem näherliegenden Hamburger Blatte kennt. Herr Krüger nennt auch in seinem Brief die ‚Fackel' eine »Wiener Wochenschrift«, aber er wüßte gewiß noch richtiger anzugeben, daß sie mit jener Nummer »ihr zehnjähriges Bestehen gefeiert« hat. All dies weiß er nur vom Hörensagen und die ‚Fackel' selbst hat ihm weder zur Feier, noch irgend einmal in den zehn Jahren ihren Inhalt dargeboten. Sonst könnte er sie zwar zivilrechtlich verantwortlich machen, aber er würde auch wissen, daß sie sich hauptsächlich mit den miserablen Verhältnissen beschäftigt, in denen die literarische Kunst lebt, seitdem sie in die Fänge des journalistischen Betriebs geraten ist.

Mit dem Ausdruck der vollkommensten Hochachtung

der Verlag ‚Die Fackel'.

* * *

Eine gelungene Satire.

Das Geschöpf einer tollen Laune war er und ein richtiges Kind des Zufalls.

Drei junge Menschen saßen beim Weine, einer von ihnen sprach den Namen aus, und es war, als ob jemand sich unter sie gedrängt hätte. Einer mit anmaßender Art, den man nicht mehr wegschaffen konnte, der das Gespräch in seinem Banne hielt. Zugreifend und rücksichtslos war Peter Pitarski vom ersten Moment an.

Erich Evra, der Dichter, hat ihn erfunden. Er ist ganz stolz auf seinen Einfall, die helle Lust sprüht aus den jungen Augen. Nur seine Kleidung spricht von Armseligkeit, aber der wohlwollende Betrachter wird nicht unterlassen, darin etwas Gesuchtes zu erkennen. Und er verkündete mit dem Pathos des schweren Weines:

»Peter Pitarski, ich rufe ihn aus dem Nichts, mein Werk sei er! — Ich denke mir ihn als eine Art Kriegsmaschine im Konkurrenzkampf moderner Literatur; ein Mauerbrecher mit stählerner Brust und Panzergliedern, in dessen Innern, geschützt und unsichtbar, der Lenker steht. Peter Pitarski sei der Name, unter welchem ich einen literarischen Beutezug antreten werde.

Ist die Talentlosigkeit ein Gnadengeschenk? Muß Unfähigkeit angeboren sein? Lassen sich diese wunderbaren erfolgversprechenden Mängel des Geistes nicht imitieren? Ich glaube es zu können! Und so werde Peter Pitarski. Frei ist er von allem, was mich fesselt; ihn kränkt kein Spott, kein künstlerischer Anstand hält ihn gebunden, keinen Namen hat er zu verlieren. Ich schaffe ihn, ich nenne ihn, ich mache ihn zum Literaten und gebe der Maschine die Richtung auf den Erfolg.

Peter Pitarski möge an Geld und Ruhm erwerben, was der lesende Mob dem Erich Evra schuldig blieb! Er sei so plump wie ich fein, so laut wie ich diskret bin; er spreche aus, was ich erraten ließ, schreie, was ich ausgesprochen. Er habe Meinungen statt der Ideen, Überzeugungen statt der Urteile, Pinselstriche statt Linien, Darstellungsgabe statt Stils; er sei das miserabelste, erfolgreichste Individuum das eine Feder führen kann. Eine ins Leben geschriebene Satire, eine gelebte Satire soll er sein.«

Trank Heinz Hanner, der Maler, den Rest im Glase, verwandelte sich in eine Fee, trat an Pitarskis Wiege und brachte ihm sein Geschenk.

»Ich gebe ihm die Gabe der Symbolik. Was immer er schreibt, es sei so leer, daß man es siebenfach deuten kann.«

Nahm Leon Bender, der Sänger, bereitwillig die Rolle der zweiten Fee.

»Ich gebe ihm die Unempfindlichkeit gegen die eigenen falschen Töne.«

Zufrieden sah Erich Evra ins Leere auf sein Geschöpf. Und sie tranken bis zum Morgen auf das Wohl des kommenden Mannes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er kam wie eine Überschwemmung.

Erst fielen einzelne große Tropfen als Feuilletons in

Zeitungen, dann prasselte ein Hagel von Essays nieder in den Revuen, und dann brach die Flut von Romanen und Erzählungen herein. Da war es erreicht. Keine Feinheit unterlief mehr der Feder, die diese Werke schrieb. Die Kunst war mühsam genug überwunden.

Erich Evra, der drei Tage für die kleinste eigene Arbeit gebraucht hatte, diktierte von nun an Peter Pitarskis Werke zwei Stenographen, die einander ablösten. Und er diktierte mit einer stundenplanmäßigen Geschwindigkeit von fünfzig Seiten im Tage. Das hielt er ordnungshalber ein.

Nach einem halben Jahre stand man einem Naturereignis gegenüber.

Da war keine psychologische Tiefe, in die Peter Pitarski nicht gekrochen wäre, keine Höhe reiner Kunst, in die er mit dem Eispickel seiner Dialektik nicht Stufen für jedermann geschlagen hätte. Erschreckend war sein Verbrauch an Problemen.

Aus Erich Evras Feder erschien auch eine Biographie des neuen Mannes; geradlinig und klobig, wie dessen Schriften. Jedermann mundgerecht, kam sie auch in jedermanns Mund, die Lebensgeschichte Peter Pitarskis.

Die Kritik beschimpfte ihn anfangs mit soviel Ernst, daß später ihr ebenso ernstes Lob nicht weiter überraschte. Er hatte den längsten Atem und die nicht zu übertreffende Schamlosigkeit für sich. Das war seine besondere Rolle in der Literatur.

»Er wächst«, schrieb Evra damals an die Freunde. Und sie gratulierten pflichteifrig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Täglich und stündlich wuchs er.

Man sprach von ihm, stritt um ihn, man fühlte sich verpflichtet, Stellung zu nehmen.

Einer war im Gedränge um Peter Pitarski unsichtbar geworden. Erich Evra, der Autor der Komödie, war für die Öffentlichkeit verstummt. Fast hätten selbst die Mitwisser den Menschen vergessen neben dem papierenen Ungetüm, das er ins Leben gerufen hatte. Schweigsam war er jetzt geworden und er mied jeden Umgang, wie Pitarski immer lauter brüllte und an jeden herankam. Evra paßte nicht mehr in den Kreis der Freunde, das fühlte man auf beiden Seiten.

Als er wieder den Weg zu ihnen fand, war der andere groß geworden und aus Erich Evras Wesen war das Knabenhafte geschwunden. Die Kleidung war von schreiender Eleganz und nur mit Mühe hätte der wohlwollende Betrachter etwas Gesuchtes darin gefunden.

Die Freunde waren unverändert. Er hörte Glückwünsche zu Peter Pitarskis Siegeslauf.

Er lachte dazu. Dann fragte er plötzlich sehr ernst: »Glaubt ihr, daß ihn jemand noch aufhalten könnte? Glaubt ihr, daß ich es heute noch könnte?«

Sie verstanden nicht einmal recht. Aufhalten?! Sein eigenes Werk, seinen Triumph?! Die Kriegsmaschine, die ihm Beute machte?

Da verzerrten sich seine Züge und er sprach zum erstenmale wieder ohne Rückhalt wie einst, sprach gedämpft und leidenschaftlich und wie einer, der eine Schuld auf sich lädt. »Mein Triumph? Er ist hundertmal stärker als ich! Er triumphierte über mich, seitdem ich ihn geschaffen habe! Er hat den Namen, den Erfolg, den Glanz für sich, ich bin sein Sklave, gerade gut genug, ihm die Feder zu führen! Von seinem Gelde lebe ich, für seine armseligen Gedanken arbeite ich, seine Pläne führe ich aus! Ich habe es noch niemals ausgesprochen, wie ich ihn hasse, aber hier mag es geschehen, denn ich glaube (und er lächelte unsicher), daß er diesen Raum fürchtet, der ihn vor seiner Herrlichkeit gesehen hat.«

Er fand in ihren Gesichtern Staunen und Mitleid und wehrte lachend ab. »Das nicht! Wahnsinnig bin ich nicht. Ich kenne das Einmaleins, ich weiß, daß ‚Er' nicht ist, in Wirklichkeit nicht existiert. Ich erzähle mir es oft genug. Ich weiß alles gegen ihn, was nur der nüchternste Kopf davon wissen kann. Aber was für ihn ist, weiß ich besser als ihr! Ist er denn nicht so wirklich, als ich es selber bin; ist er nicht die Wirklichkeit von allem, was gemein und schamlos, was geldgierig und ohne Skrupel in mir ist? Ich habe es gewagt, dieses mein zweites Selbst, das ich kaum kannte, das mit einem Firnis von Kultur bedeckt war, hervorzuzerren, ins Leben hinaus zu stellen. Ich habe ihm dann gedient und es mit allem genährt, was ich an Kraft und Können besaß. Wer heute der stärkere ist von uns beiden, das weiß ich nicht!«

Sie rieten ihm, wohlmeinend und unsicher. Er möge den Zwiespalt beenden, die Verwandlung vollkommen machen, Peter Pitarski sein und niemand sonst.

»Mich opfern? Kennt ihr ihn denn! Er würde mich verschlingen, wie er alles verschlungen hat, was ich in seiner Nähe ließ. Meine Gedanken, meine Erlebnisse, was immer ich hochhielt, hat er an sich gerissen, in seinem Schmutz ertränkt. Täglich, stündlich hat er an mir gezehrt. Begreift ihr denn nicht, daß er mein Feind ist, der Schlimmste, den ich mir erwerben konnte! Tag und Nacht an ihn gefesselt bin ich, in jeder Furche meines Gehirnes nistet er. Es ist das Ungeheuer Erfolg selbst, mit seinen Riesenkräften, das mich in seinen Klauen hält! Das ist er!«

Sie nannten ihn exaltiert. Sie scherzten über seine Furcht. Er fügte leise noch hinzu: »Oft zweifle ich, wer von uns beiden der Künstler ist, er oder ich.«

Sie scherzten daraufhin nicht mehr. Denn damit war ihr Geschäftsinteresse berührt worden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Beim Literarhistoriker:

»Sie, Herr Professor, sind der Verfasser des Werkes ‚Peter Pitarski oder die Wiederherstellung der deutschen Kunst'?«

»?«

»Mein Name ist Erich Evra.«

»??«

»Da Sie meinen Namen nicht kennen, möchte ich Sie erinnern, daß ich eine Biographie Peter Pitarskis geschrieben habe.«

»Ich entsinne mich — es sind seitdem soviel ausführlichere Arbeiten erschienen.«

»Ich komme, Ihnen die echte Geschichte Peter Pitarskis zu erzählen. . . . So entstand er.«

»Ihre Mitteilungen sind recht interessant. Mein Urteil über die Leistungen einer literarischen Persönlichkeit kann aber durch Details aus ihrem Privatleben nicht beeinflußt werden. Wie merkwürdig auch die Umstände waren, die Ihrer eminenten Begabung zum Durchbruch verhalfen, die Sache wird dadurch nicht tangiert. Sie sind in der Tat ein glänzendes Beispiel dafür, daß ein Genie sich auf den seltsamsten Wegen Bahn zu brechen vermag.«

»— Es ist mir eine Beruhigung, daß Ihr Urteil so fest steht. Ich bitte Sie noch, meine Mitteilungen geheim zu halten.«

»Ich wollte Ihnen eben dasselbe raten.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Notiz der Presse: Von dem rühmlichst bekannten Schriftsteller Peter Pitarski geht uns folgende Erklärung zu: »Es sind in letzter Zeit Gerüchte aufgetaucht, daß einige vor längerer Zeit erschienenen, mit ‚Erich Evra' gezeichnete Arbeiten aus meiner — ich wage zu vermuten: nicht unbeliebten — Feder stammen. Ich lehne jede Beziehung zu diesen literarisch minderwertigen Anfängerarbeiten ab. Ich wähle den Weg einer Öffentlichkeit, die mir oft Beweise ihres Wohlwollens gegeben hat, um diese Versuche, meinen Namen zu mißbrauchen, energisch zurückzuweisen. Wenn es mir auch nicht gelingen sollte, die mit offenkundig gewinnsüchtiger Absicht ausgestreuten Gerüchte in gewissen Kreisen zum Schweigen zu bringen, so hoffe ich doch, das große Publikum, das mir stets allein maßgebend war und ist, vor der Irreführung zu bewahren.« (Ein junger, wenigbedeutender Literat namens Erich Evra hat tatsächlich existiert, ist aber seit Jahren verschollen. Anm. d. Red.)

Otto Soyka.

Glossen.

Ein schweres Herz hat sich erleichtert. Herr Benedikt, von dem uns ein Biograph zu seinem sechzigsten Geburtstag verraten hat, daß er in Quatschitz geboren ist — wenns den Ort nicht gäbe, so müßte er erfunden werden —, der also etwa von Homer oder Harden der zinsfüßige Quatschitzer genannt worden wäre, er, der Monomachos der ‚Neuen Freien Presse' gegen die Bekenner einer fremden Ethik, hat sich über den Staat beschwert. Unter dem Vorwand, die künftige Junggesellensteuer zu tadeln, übte er Kritik an der Art, wie »schon jetzt« die Einkommensteuer bemessen werde. Er schlug auf den fiskalischen Esel, meinte aber offenbar den eigenen Sack. Irgendetwas muß sich begeben haben,

was dem Respekt des Staates vor der ‚Neuen Freien Presse' zuwiderläuft. Die Junggesellensteuer, hören wir, werde »der peinlichste Eingriff sein, den der Fiskus noch jemals in die Privatverhältnisse der Steuerträger gewagt hat« — ein peinlicher muß in einem Herrn Benedikt nah angehenden Falle gewagt worden sein. Ja, hören wir: »Schon jetzt ist die Einkommensteuer vielfach eine Marter, weil sie den Verpflichteten zwingt, die letzten Geheimnisse seines wirtschaftlichen Lebens den Beamten und den in der Kommission sitzenden Nachbarn mitzuteilen .... Er muß dort Rechenschaft ablegen, wo er lieber schweigen möchte; nicht wegen einiger Kronen der Steuer, sondern vielleicht wegen seiner Ehre und vielleicht wegen seiner Schande«. Was mag denn da nur vorgefallen sein? Sollte sich die Steuerbehörde zum erstenmal auf den Standpunkt gestellt haben, daß die wahrheitsgetreueste Angabe des Einkommens aus dem Verkauf eines Tagesblattes oder aus dem Aktienbesitz einer Journalgesellschaft noch immer nicht völlige Klarheit über das Einkommen des Herausgebers schaffen muß, — zumal wenn er den volkswirtschaftlichen Teil redigiert? Hat sie endlich die Einsicht gewonnen, daß die »Verbreitung« eines Blattes keinen Maßstab für die Bemessung irgendeiner Steuer bilden könne? Hat sie herausgebracht, daß die kleinen Ritter vom Geiste, die kaum hundert Exemplare als Belege für die Finanzinstitute drucken, in Wien J. Gräflich, J. Fürstlich, J. Herzoglich leben? Und daß die großen bei jedem Exemplar, das sie verkaufen, draufzahlen? Sollte die Steuerbehörde endlich wissen, daß der Makulaturwert einer Sonntagsnummer größer ist als der Verkaufspreis und daß außer den Inserenten nicht die Käufer des Blattes es sind, sondern die Käufer seines Inhalts, die das Unternehmen reich machen? Sollte die Steuerbehörde, die ein Strafgeld auf die Herausgabe einer unabhängigen Zeitschrift setzt, endlich den Mut gehabt haben, die Erwerbsquellen der großen Tagespresse springen zu lassen und statt der Ballerinen einmal die Chefredakteure zu fragen, ob sie ihren glänzenden Haushalt von der Gage bestreiten? ... Irgendein Steuertölpel, der den Kampf der ‚Fackel' mißverstanden hatte, kam einst auf die sublime Idee, mich als Auskunftsperson über das Einkommen eines Angestellten der ‚Neuen Freien Presse'

befragen zu wollen. Ich verwies ihm die Keckheit und wies der Behörde die Dummheit nach, die sie begeht, wenn sie glaubt, daß die Sklaven den Gewinst aus den großen Plantagen nachhausetragen. Sollte endlich der rechte Weg betreten worden sein, den ich in öffentlicher Aussage empfohlen habe? Der kleine Steuerbeamte, der einen großen Herausgeber zu persönlichen Aufklärungen eingeladen haben mag, wirds ja nicht weit bringen; er wird als Märtyrer der neunten Rangsklasse seine Laufbahn beenden. Und es ist einleuchtend, daß selbst einem Finanzminister, der diese Richtung gutheißt, kein langes Leben beschieden sein könnte. Immerhin wäre es ein Beispiel, und der Versuch, dem Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' »die letzten Geheimnisse seines wirtschaftlichen Lebens« zu entlocken, aller Anerkennung wert. Daß der Staat in die privateste Sphäre seiner Bürger eingreift, ist eine Plage, wenn er sie nach den unehelichen Kindern, aber eine Pflicht, wenn er sie nach den Pauschalien fragt. Man hüte sich, dies zu verwechseln! Es ist ja gewiß peinlich, daß auch ein Zeitungsmann »dort Rechenschaft ablegen muß, wo er lieber schweigen möchte«, umsomehr, als das Schweigen jene Fälle deckt, in denen er schon einmal geschwiegen hat. Aber es ist ein Unterschied zwischen der Diskretion des erotischen Lebens und der Diskretion des volkswirtschaftlichen Teils. Diese und jene haben gemeinsam, daß man sie nicht »wegen einiger Kronen der Steuer« übt, sondern aus anderen Gründen. Aber die Gründe sind eben verschieden. Dort schweigt man »wegen seiner Ehre«, hier »wegen seiner Schande«.

* * *

In den Kreisen der Musiker wird, soweit sie überhaupt die Fähigkeit der Auffassung einer humoristischen Tatsache haben — denn keine Lebensweise erzieht so sehr zum »tierischen Ernst« wie das Musikhandwerk —, wird also ein Malheur besprochen, das einem bekannten musikhistorischen Forscher widerfahren ist. Der bekannte musikhistorische Forscher füllt nämlich diesen Beruf erst seit kurzer Zeit aus. Zuerst war er Musikreporter und schrieb den Satz, Herr X. sei »ein den Blütenstaub bereits abgestreifter Tenor«, dann hörte er es gern, wenn man ihn Musikschriftsteller nannte, und hierauf packte ihn der Ehrgeiz, Forschungen über »Richard Wagners

Wohnhäuser in Wien« anzustellen. Er habe »manches wissenswerte Neue zum Kapitel des wiederholten Aufenthaltes Wagners in Wien beigebracht«: so hieß es alsbald in der befreundeten Presse, und der Ruf des Forschers schien gesichert. Er verdankte ihn dem liebenswürdigen Entgegenkommen eines Polizeirates, der die Gelegenheit, in alten Meldzetteln herumzustöbern, um so lieber ergriff, als sie ihm die Möglichkeit eröffnete, seinen eigenen Namen in die Musikgeschichte eingetragen zu sehen. Wochenlang arbeiten beide, der Forscher und der Beamte im Polizeiarchiv, aber schließlich müssen sie die Unvollkommenheit alles Menschenwerkes erkennen, denn es stellt sich heraus, daß es »nahezu unmöglich ist, die im Keller der Polizei übereinander geworfenen Aktenbestände wieder ans Tageslicht zu befördern«. Die bloße Öffnung eines einzigen Aktenbündels ist mit den »größten Mühen« verbunden. Über und über bestaubt, erhitzt, gebrochen verläßt der Forscher das Amt und muß zugeben, daß er eines für das Verständnis Wagners unentbehrlichen Meldzettels nicht habhaft werden konnte: man wird nie erfahren, wo Wagner im Jahre 1848 in Wien gewohnt hat. Kein Zweifel, daß er mehrere Wochen da war. Hanslick erzählt, er habe einen Abend mit ihm »in einem bescheidenen Gasthausgärtchen an der Donau verbracht«. Das ist ein Anhaltspunkt, aber nicht mehr. »Ebenso bescheiden wie dieses Gasthausgärtchen dürfte wahrscheinlich auch Wagners Wohnung gewesen sein.« Jedenfalls hat er ein Privatlogis bezogen. »Obwohl schon königlich sächsischer Hofkapellmeister, obwohl schon als Komponist des ‚Rienzi', des ‚Holländer' und des ‚Tannhäuser' bekannt, mag er auch im Jahre 1848 in keinem Hotel, sondern vielmehr wieder privat gewohnt haben.« Das ist einleuchtend. Aber wo hat er gewohnt? Das ist leider »nicht festzustellen«. Nun, ein bekannter musikhistorischer Forscher braucht keinen andern Befähigungsnachweis beizubringen, als staubige Finger. Aber als ein »den Aktenstaub bereits abgestreifter« Gelehrter erfährt er zu seiner Überraschung, daß man Wagners Wohnhaus aus dem Jahre 1848 inzwischen bereits entdeckt hat. Ein unerbittlicher Wagnerianer ging nämlich in eine Buchhandlung, die auf dem Wege von der Gelehrtenstube zum Archiv der Polizeidirektion liegt, ließ sich das Buch »Richard Wagner an Minna Wagner« (Zweite Auflage,

Berlin 1908, Schuster & Löffler) geben und fand auf Seite 50 einen »Brief vom 15. July 1848«, in dem es heißt:

»..... will ich sogleich meine hiesige Wohnung noch aufschreiben: Goldschmiedgasse Nr. 594, 1. Stock.«

Da die Adresse gesperrt gedruckt ist, konnte der Leser sie nicht übersehen. Er hat sie mir sofort mitgeteilt. Aber er ist bescheiden und legt nicht Wert darauf, in die Musikgeschichte zu kommen, wiewohl er manches wissenswerte Neue zum Kapitel des wiederholten Aufenthaltes Wagners in Wien beigebracht hat.

*

»Mit Gustav Schönaich ist eine Reihe wundervoller Erinnerungen an den Meister ins Grab gesunken. Er war leider nie dazu zu haben, seine Erlebnisse mit Wagner aufzuschreiben.« So meint unser Gelehrter. Er wird mir dafür Dank wissen, daß ich auch in diesem Punkt die Ergebnisse seiner Forschung ergänze. Ein einziges Mal war Schönaich dazu zu haben. Für die Nr. 6 der ‚Fackel' (Ende Mai 1899) stellte er mir eine Erinnerung zur Verfügung, an eine Begebenheit, welche die Wiener Musikforscher nie aufgegriffen haben und die Wagner selbst in seinen Schriften beiläufig erwähnt. Es handelt sich zwar nur um ein Diktum, aber als »einer, der es mit eigenen Ohren gehört« hatte, gab Gustav Schönaich in der ‚Fackel' den folgenden Situationsbericht:

Im November 1875 war Richard Wagner über Aufforderung des damaligen Direktors der Hofoper Franz Jauner nach Wien gekommen, um eine seinen dichterisch-musikalischen Absichten möglichst treue Aufführung des »Tannhäuser« zu veranstalten. Es war eine glückliche Idee Jauners, der dem Schöpfer des musikalischen Dramas Gelegenheit geben wollte, zu zeigen, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen der von ihm ins Leben gerufenen und einer mit den Mitteln der geaichten Bühnenroutine herausgebrachten Aufführung sich ergebe. Dies gelang denn auch so vollständig, daß selbst Eduard Hanslick, trotz seiner durch persönliche Motive gesteigerten bourgeoisen Wagnerfremdheit, sich bemüßigt sah, die Vorstellung unbedingt zu loben. Am Schlusse der Aufführung unter beispiellosem Jubel vor die Rampe gerufen, sprach Wagner einige Worte an das Publikum, in denen er jener berühmten Lohengrin-Vorstellung im Mai 1861 gedachte, welche dem Wiener Publikum Anlaß geboten, dem anwesenden Komponisten in so warmer Art seine vorbehaltlosen Sympathien kundzugeben. »Es scheint«, fuhr er fort, »sich heute etwas Ähnliches wiederholen zu wollen, da ich den Versuch mache, soweit die vorhandenen Kräfte reichen, meine Werke Ihnen noch deutlicher zu machen. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Ermunterung!« Das seither zum geflügelten Wort gewordene »Soweit die vor-

handenen Kräfte reichen« fiel zunächst nicht auf und wurde von den Wellen der Begeisterung verschlungen. Einige Stunden später von Reportern bemängelt und gedeutet, den mitwirkenden Künstlern in verhetzendem Sinne in Erinnerung gebracht, erzeugte es Mißstimmung im Personale, welches beschloß, durch Hans Richter von Wagner Aufklärung über die Bedeutung des Wortes zu verlangen. Um die Sache wieder zu ebnen, wandte sich Direktor Jauner sogleich an Wagner, der ihn bat, das Personal in die Oper einzuladen, wo er als Künstler zu Künstlern bald eine Verständigung herbeiführen werde. Direktor Jauner lud nun die Mitwirkenden ein, sich am Vormittag des andern Tages im Regiezimmer der Hofoper einzufinden. Hier hielt Richard Wagner eine Ansprache, die in dem für uns interessanten Teile folgende Worte enthielt: »Niemals konnte es mir in den Sinn kommen, die vorzüglichen Künstler, die zum Gelingen meines Werkes beitrugen, herabzusetzen. Ich habe diese Gesinnung heute in einem Schreiben niedergelegt, welches ich an die Adresse des Herrn Direktors Jauner gerichtet habe. Sie mögen es immerhin den Zeitungen übergeben. Aber — wenn Sie auf der Veröffentlichung bestehen, so stelle ich meine Tätigkeit ein, da ein solcher Wunsch von Ihrer Seite nur eine Fortdauer des Mißtrauens gegen meine Person bedeuten könnte. Ich selbst kann mit den Zeitungen nicht in Verbindung treten, denn — ich verachte die Presse« . . . Herrn Direktor Jauner trat bei diesen Worten der Schweiß auf die Stirne. Er stellte sich an die Tür und nahm jedem Abgehenden das Wort ab, daß er über die Äußerung Wagners unverbrüchliches Stillschweigen bewahren werde. Die Folge davon war, daß Wagners Redé ziemlich wortgetreu in sämtlichen Abendblättern zu lesen war. Nur der Schluß erschien, wie auf ein gegebenes Notsignal, in allen Blättern dahin geändert, daß Wagner statt der Worte: »Ich verachte die Presse« die unblutigeren: »Ich hasse die Presse« in den Mund gelegt wurden . . . Man wollte von einem Manne, dessen mit jedem Tag wachsende Autorität unliebsam deutlich erkennen ließ, daß er der Presse gegenüber das letzte Wort behalten werde, doch lieber gehaßt, als verachtet sein.

Ich denke, daß die Wagner-Forscher der Presse mir für diesen Beitrag dankbar sein werden. Der unsere, der heute mit so gutem Erfolg auf der Wohnungssuche für Wagner ist, läßt nicht unerwähnt, daß dieser sich bei seinem letzten Aufenthalt in Wien nicht allzu wohl fühlte, und zitiert sogar ein Schreiben aus dem Jahre 1879, das Wagner an Jauner richtete und worin er eine Einladung, wieder nach Wien zu kommen, mit der Bemerkung ablehnte: »Glauben Sie, daß die sechs Wochen im Winter 1875 als angenehme Erinnerungen in meinem Gedächtnisse leben?« Er fürchtet, er würde, wenn er »nur über die Straße gehen oder etwa einem Betteljungen ein Wort sagen würde, im Kot herum-

gezogen werden«. Damals habe er gewußt, daß er »nie wieder Wien betreten würde«. Unser Musikhistoriker meint, Wagner hätte sich umstimmen lassen, wenn ihn der Tod nicht frühzeitig abberufen hätte. Es ist immerhin tröstlich, sich vorzustellen, daß nicht Wagner, sondern sein Tod die Wiener Musikforschung um einen weiteren Meldzettel betrogen hat, aber die Entscheidung ist eben ungewiß. Die Gründe für die Abneigung, in Wien noch einmal Wohnung zu nehmen, werden in jener Publikation nicht berührt. Darum war es notwendig, sie nachzutragen, und das Bedauern, daß Gustav Schönaich zur Mitteilung seiner Erinnerungen nicht zu haben war, wenigstens in einem markanten Fall als unbegründet zu erweisen. Wagner selbst hat in einem Aufsatz »Wollen wir hoffen?« (Gesammelte Schriften und Dichtungen, Band X, S. 132 ff.) jenen Vorfall berührt, den Schönaich vor zehn Jahren in der ‚Fackel' genau aufgezeichnet hat. »So etwas wie Haß«, schließt Wagner, »vertragen sie sehr gern, denn ‚natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet!' — Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, ohne Haß bei unserer Verachtung zu bleiben: mir wenigstens bekommt dies ganz erträglich.« Was sagt die Wagner-Forschung dazu? Er bezeichnet in jenem Aufsatz die Erfindung der Buchdruckerkunst als ein deutsches Unglück, er glaubt in der Zeitungslektüre »das ärgste Gift für unsere geistigen sozialen Zustände erkennen zu müssen«, »diese Herren Zeitungsschreiber«, sagt er, »leben von unserer Furcht vor ihnen«, und er nennt sie »die Einzigen, welche in Deutschland, ohne ein Examen bestanden zu haben, angestellt werden«. Und er denkt dabei nicht einmal an eine Prüfung aus der Harmonielehre, zu welcher kürzlich ein bekannter musikhistorischer Forscher vergebens herausgefordert wurde.

* * *

An Alexander Girardi in Graz, wo er die Feier seiner vierzigjährigen Schauspielertätigkeit beging:

Die Erinnerung an Ihre Gestaltungen ist der stärkste Eindruck, den das Wiener Theaterleben gegenwärtig bietet. Dieser Erinnerung könnte man mit Recht zum Vorwurf machen, daß sie nichts neben sich aufkommen läßt. Ich fürchte, daß sich darüber noch spätere Generationen von Komikern zu beklagen haben werden.

* * *

Ansichtssachen.

»Fräulein Else Wohlgemuth . . . ist in ihrem ganzen, ein wenig spröden Wesen, dem noch die tiefere Beseeltheit fehlt, mehr die kriegerische als die liebende Johanna. Sie hat, wenn sie ihre Fahne schwingt und zum Streite ruft, einen warmen, hellen Ton . . .«

»Gestern konnte man Fräulein Wohlgemuth auch noch als Jungfrau von Orleans sehen . . . Jetzt klingen alle offenen Laute dumpf, sie sind wie erloschen, statt hell . . . Doch wird sie wahrscheinlich immer sentimentale Mädchen besser spielen als heroische.«

* * *

Der Feuilletonist alten Stils arbeitete mit den Klischees der Rhetorik, der neue arbeitet mit den Klischees der Plastik. Seit einigen Jahren ist eine »Beobachtung« in Gebrauch, die immer wieder ihre Dienste tut, so oft das Berliner Lessingtheater bei uns Ibsenstücke spielt. Von den Ibsenfiguren heißt es, daß »diese Menschen in ihr Schicksal eingeschlossen sind, wie in einem Kerker«. Ich setze diese Wendung hieher, damit ich sie beim nächstjährigen Gastspiel des Berliner Lessingtheaters nicht mehr finde oder damit man sich bei Gelegenheit erinnere, daß ich alles rechtzeitig vorausgesagt habe. Meine Schuld wird es nicht sein . . .

* * *

Herr Harden war also in Wien und die Absicht, die er dem Berliner Korrespondenten der ‚Neuen Freien Presse' anvertraut hatte, nämlich »das Selbstgefühl in Österreich und Deutschland zu stärken«, ist ihm vollauf geglückt. Ein »überaus zahlreiches Publikum« hatte sich nach der Versicherung der liberalen Presse zu seinem Vortrag eingefunden. Sie hatte offenbar befürchtet, daß der große Musikvereinssaal, der dreitausend Menschen faßt, an diesem Abend nur dreihundert sehen werde, und war überrascht, sechshundert zu zählen. Dreihundert hatten nämlich Entree gezahlt — genug, um die Wiener journalistischen Freunde des Herrn Harden zu verblüffen, und doch wieder nicht genug, um den Konzertagenten, der Herrn Harden für Kaiser & Reich zu den günstigsten Bedingungen reisen läßt, zufrieden zu stellen. Herr Harden, der ein gewandter Redner ist, verstand es, den anwesenden Lesern und Redakteuren der ‚Neuen Freien Presse' einen Leitartikel über das deutsch-österreichische Bündnis so vorzutragen, daß er wie eine Novität wirkte, und das Selbstgefühl

jener Leute zu stärken, die sonst nur an den Veranstaltungen des Konkordiaklubs Interesse haben. Allgemein wurde es als unkollegial empfunden, daß die Wiener Schauspieler der Veranstaltung fernblieben, und man bedauerte, daß die Konkordia es diesmal aus einer schlecht angebrachten Noblesse unterlassen hatte, von ihren Machtmitteln Gebrauch zu machen. Der Vortrag brachte die wichtigsten Aufklärungen über den Unterschied zwischen österreichischem und norddeutschem Wesen. »Bei Ihnen im Süden ist alles weich«, sagte Redner, »graziös, liebenswürdig, fast möchte man sagen, musikalisch. Bei uns im Norden — alles was sich an gewisser Härte, Schroffheit, Zucht, Disziplin und doch auch ungemeiner Tüchtigkeit zeigt, das hat sich in den Staatengebilden unsres Nordens verkörpert«. An der Klarheit und Unwiderleglichkeit der rednerischen Argumente wurden auch die wenigen Zwischenrufe zuschanden, durch welche die böse Absicht einiger Störenfriede den Vortragenden zu verwirren suchte. Man bemerkte u. a. einen Konzeptspraktikanten des Auswärtigen Amtes. Die innere Politik war durch Herrn Hofrat Kuranda vertreten.

*

Das ‚Deutsche Volksblatt' bringt in seinem Bericht über den Harden-Vortrag einige Wendungen, die mir bekannt vorkommen, wiewohl sie der Berichterstatter nicht eigens in Anführungszeichen setzt. Gewiß darf man angesichts der Verbindung des Herrn Harden mit der Wiener Presse davon sprechen, daß »Hardens Isoliertheit vor der österreichischen Grenze Halt gemacht« hat. Richtig ist auch, daß die Intimität, die den Mann mit Bismarck verbindet, »mit der Entfernung von dessen Sterbetag immer größer wird«. Und keinem Zweifel unterliegt es, daß man vor der publizistischen Erscheinung des Herrn Harden von einem »Mißverhältnis zwischen einem Schmockgehirn und einer Königsgebärde« sprechen kann. Wenn ein Druckfehler aus dem Mißverhältnis ein Machtverhältnis macht, so ist das nur erfreulich, weil sich das ‚Deutsche Volksblatt' damit auf seine Originalität berufen kann. Die Druckfehler sind sein geistiges Eigentum, und ich bin anständig genug, sie mit Quellenangabe zu zitieren.

* * *

»... Bei der Revision fand man in einem Vorraume zum Stalle, in dem sich auch eine offene Mistgrube befand, zehn leere Krautfässer. In der Vorratskammer fanden sich drei paar Würstel, ein Knödel und ein Brotlaib von Ratten angenagt. Im Eishause entdeckte man noch zwölf offene Schachteln mit Sardinen, deren oberste Schichte von starkem Schimmel verunreinigt war. Ein Kranz Zervelatwürste zeigte ebenfalls Schimmelbildung und fühlte sich schlüpfrig an. Das Gutachten der Lebensmitteluntersuchungsanstalt besagt, daß sämtliche Proben ekelerregend sind, zum Teile stark beschmutzt, zum Teile von Nagetieren angefressen ... Der Magistratssekretär L. hatte ausgesagt, daß sich der Geschäftsführer (des Restaurants »Schweizerhaus«) bei der Revision gewissermaßen damit entschuldigt hatte, daß die verunreinigten Waren ‚bloß für das Personal' bestimmt seien ... Die Köchin Frau S. gab an, daß in der Vorratskammer riesig viel Ratten und Mäuse vorkamen. Einmal sei ihr eine Ratte sogar auf die Brust gesprungen. Daß öfter Speisen angenagt waren, war allen bekannt, auch, daß solche Speisen öfter verkocht wurden. Von dem durch das Getier angefressenen Brote wurde lediglich der oberste Rand weggeputzt und daraus Brotsuppe gemacht. Verdorbenes Fleisch wurde längere Zeit in hypermangansaurem Kali gebeizt. Der Bezirksarzt Dr. S. sagte aus, daß die vorgefundenen Würste schlitzig und angefressen waren. Auf den Sardinen lag ein ganzer Rasen von Pilzen ... Der Appellgerichtshof fand nach durchgeführtem Beweisverfahren sämtliche Angeklagte schuldig und verurteilte Johann G. zu dreißig Kronen, Wenzel B. zu fünfzig Kronen und Marie Sch. zu zehn Kronen Geldstrafe.«

Das Ganze heißt: »Zustände in einem Praterwirtshaus«. Wenn das am grünen Holze geschieht ..., könnte man sagen. Aber es geht doch nichts über das weltberühmte Wiener Papperl. Wenn eine Köchin nicht hin und wieder die Anzeige erstattete, würden wir ewig daran glauben. Und selbst dann stellt noch das Bezirksgericht durch einen Freispruch des Wirtes, des Geschäftsführers und der Wirtschafterin das Renommee wieder her. Aber das Landesgericht hat ein Einsehen und taxiert den Ruf der Wiener Küche auf 90 Kronen. Wenn ein Gast den Wirt einen Schweinkerl genannt hätte, hätte er Arrest bekommen. Desgleichen der Pikkolo, wenn er der Wirtschafterin eine schimmelige Zervelatwurst an den Kopf geworfen hätte. Und wenn gar der Köchin statt einer Ratte der Geschäftsführer an den Busen gesprungen wäre, so hätte die Moral der Gerechtigkeit sich gar nicht genug tun können. In Wiener Wirtshäusern gibt es eine Entschädigung für Lebensmittelverfälschung: das zuverlässige Gesicht des Gastwirtes, das sich in einem unvorhergesehenen Momente

über unsern Tisch beugt, oder der echte Gemütston des Speisenträgers. Stünde die Wahrheit auf der Menukarte geschrieben, unverdrossen würde trotzdem die Frage an uns gerichtet werden: »Schon bestellt, bitte?« »Bedaure, kann nicht mehr dienen!« heißt es, wenn die Ratten nichts übrig gelassen haben, und wenn man sich schließlich für Sardinen entscheiden muß, bringt der Kellner Pilze. Zur Rede gestellt, erklärt der Chef, es sei ein Versehen, das verdorbene Essen sei für das Personal reserviert. Zur Nervenfolter tritt also die Gefahr für den Magen, von dem es bisher für ausgemacht galt, daß ihm nix geschehen könne. Ein Einzelfall! sagt der Größenwahn des Wiener Wanstes, der immer stolz darauf ist, zu wissen, wovon er fett wird, und jedes Ratzenstadl als den Hort individueller Echtheit verehrt. Aber es ist interessant, daß der Einzelfall ein beliebtes Praterwirtshaus betrifft, und daß unter den Surrogaten der Berliner Küche, auf die jeder Rindfleischpatriot mit Verachtung herunterblickt, der Mäusedreck unbekannt ist. Man muß nicht Gourmand sein, um Goethes »Laßt den Wienern ihren Prater!« fortan zu seinem Wahlspruch zu machen.

*

Schon zu trinken befohlen? Nein, nicht hier! Geh'n ma, Freunderl, auf a Weinderl, vor die Stadt hinaus:

»In Mistelbach waren zahlreiche Personen unter den Symptomen schwerer Bleivergiftung erkrankt. Die Erhebungen ergaben, daß alle Erkrankten, von denen elf schwere und dreizehn leichte Vergiftungserscheinungen zeigten, im Gasthause des M. verkehrt und dort Wein getrunken hatten. Der ‚Heurige' des Gasthauses wies große Bleimengen auf . . . Der Tod des F. ist zwar nicht mit völliger Gewißheit, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf diese Bleivergiftung zurückzuführen . . . Der angeklagte Wirt wurde freigesprochen, weil die Gerichtsärzte erklärten, daß er geistig nicht zurechnungsfähig sei . . .«

Wie sagt doch der Dichter? »Es wird ein Wein sein und mir wer'n nimmer sein!« Eben wegen des Weines!

* * *

Aus dem Schmalztopf der Beredsamkeit oder: Wie es kam, daß ein Advokat trotz erwiesener Defraudationen und Wechselfälschungen von den Geschwornen freigesprochen wurde.

»Verteidiger Regierungsrat Dr. Heinrich Steger führt aus: Dem Wanderer gleich, der im Frühnebel die Bergesspitzen zu erklimmen trachtet, Wiesen und Wälder durchschreitet, schroffe Felsenhöhen über-

windet und endlich auf den Gipfel hinaufkommt, wo die Strahlen der Sonne das Gewölk zerstreuen, diesem Wanderer gleich sind auch Sie, meine Herren Mitbürger, durch alle Wirrnis, alles Gestrüpp des Beweisverfahrens endlich auf den Punkt gelangt, der einen Überblick über den ganzen Straffall gestattet. Es kann ohne Übertreibung gesagt werden, daß jeder Punkt in diesem Falle geklärt wurde. Wie auf der Bergesspitze die leuchtenden Strahlen der Sonne das Gewölk zerstreuen, so haben die Strahlen der Wahrheit in diesem Falle alles aufgeklärt, was aufgeklärt werden mußte, bevor die Richter ihr Urteil fällen. Auf diesem Punkte angelangt, in diesem ernsten Augenblicke gibt es nur einen Ausruf, und der lautet: Ein solcher Fall war noch nicht da!

. . . Von Situation zu Situation jagend, sah er die rettende Küste vor sich, und als sie verschwand, brach er zusammen. Ich berufe mich, um auf das rein subjektive Moment überzugehen, hauptsächlich auf das psychiatrische Gutachten. Ich bitte Sie, sehen Sie es an, wenn Sie sich zurückziehen, lesen Sie es, lassen Sie es auf Ihre Einsicht wirken, und Sie werden den Schluß ziehen: Der Mann ist nicht normal!

. . . Der Redner bekämpft auch noch den Tatbestand der verschuldeten Krida. Nach zwei Tagen werde Pfingsten, das herrliche Fest, gekommen sein, wo die Hecken grünen und blühen. ‚Wohl dem', sagt Redner, ‚der nach des Tages Arbeit den Mühen des Alltags entflohen ist und in den schönen Feiertagen, die da kommen, hinauseilen kann über Wiesen und Wälder, in die freie Natur, um neue Kräfte zu neuem Ringen und neuer Tat zu gewinnen, den Berggipfeln zu, wo die Strahlen der Sonne das Gewölk zerstreuen, wohl dem!' Er zitiert die Verse aus Schillers ‚Spaziergang': ‚Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel! Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!' mit einigen folgenden Strophen.«

Wahrscheinlich bis zu der Stelle: ». . . Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.« Oder vielleicht bis zu dem Vers: »Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab«. Oder bis zu »jenen Linien, die des Landmanns Eigentum scheiden«, zu der »freundlichen Schrift des Gesetzes«, die den freien Advokaten warnen wird, wenn er in die Natur hinauskommt, um neue Kräfte zu neuer Tat nach § 157 zu gewinnen. Ja, man versteht endlich, wozu Schiller gelebt hat! Wie sagt er doch in eben jenem »Spaziergang«?

Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.

Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Krondorfer natürlicher alkalischer **SAUERBRUNN**
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. *Krondorf. Berlin.*

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE FACKEL

Herausgeber:

KARL KRAUS

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei . . . . . K 9.—
„ „ „ 18 „ „ . . . . . „ 4.50
„ die Länder d. Weltpostv., 36 „ Nummern, portofrei . . . . „ 12.—
„ „ „ „ „ 18 „ „ . . . . „ 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: Wien, III., Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.

Für Deutschland:

Verlagsgesellschaft München
G m b H
MÜNCHEN, Franz Josefstraße 9.

Im Einzelverkauf 30 Pf. Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal.

Inhalt der vorigen Doppelnummer 279—280, 13. Mai: Tagebuch. (Zehn Jahre. — Geselligkeit. — Bildung. — Stil. — Varieté. — Eitelkeit). Von Karl Kraus. — Nachts. Von Anton Tschechow. — Sprüche und Widersprüche. — Reformen. Von Karl Kraus. — Glossen. Von Karl Kraus. — Zur Dekade der ‚Fackel'.

In Folge der zahlreichen Bestellungen, die auf Grund der Ankündigung

„Zehn Jahre Fackel"

eingelaufen sind, können wir, da der Vorrat nahezu vergriffen ist, die 10 Jahrgänge

nur zum Originalpreise

abgeben.

Der Verlag kauft die ‚Fackel' Nummer 2 für 1 Krone und die Nummern 1, 48, 87, 152 u. 162 für 50 Heller per Exemplar zurück.

Der **Verlag der „FACKEL"**
WIEN, III. Hintere Zollamtsstraße 3
Telephon Nr. 187.

Demnächst erscheint als Broschüre:

KARL KRAUS

Von **Robert Scheu.**

(Mit einem Bildnis).

Preis 80 Heller (80 Pf.).

Zu bestellen beim
Verlag Jahoda & Siegel
Wien III/2.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III., Hintere Zollamtsstraße 3.

Die Fackel

NR. 283—84 26. JUNI 1909 XI. JAHR

Der Journalismus*)

Von **Honoré de Balzac**

»Die Zeitung, werter Herr, wird auf der Straße gemacht, in der Wohnung der Mitarbeiter, in der Druckerei zwischen elf und zwölf Uhr nachts. Als wir noch den Kaiser hatten, gab es diese Anstalten für Druckerschwärze noch nicht. Ah! er hätte Euch das mit vier Mann und einem Korporal ausgetrieben, und hätte sich nicht, wie die jetzt, mit Phrasen dumm machen lassen .... Es scheint, die Halunken schmausen lieber mit Schauspielerinnen, als daß sie Papier verschmieren. Oh, das sind kuriose Käuze!«

»Im Théâtre Français genügt die Protektion eines Prinzen oder eines königlichen Kammerherrn nicht, um eine günstige Besetzung zu erlangen: die Schauspieler geben nur denen nach, die ihrer Eigenliebe drohen. Wenn Sie die Macht haben, es durchzusetzen, daß von dem ersten Liebhaber geschrieben wird, er leide an Asthma, von der ersten Liebhaberin, sie habe irgendwo ein Geschwür, von der Soubrette, sie rieche aus dem Mund, dann werden Sie aufgeführt ....

Wo, wie und wodurch mein Brot verdienen? Diese Frage mußte ich mir vorlegen, als der Hunger näher und näher an mich herankam. Nach vielen Versuchen, nachdem ich für Doguereau einen anonymen Roman geschrieben hatte, für den er zweihundert Franken bezahlte — er hat nicht viel daran

*) Eine Komposition von Zitaten aus den Seiten 294 bis 392 des IV. Bandes der »Menschlichen Komödie« (Leipzig, Insel-Verlag).

verdient —, stand es mir fest, daß der Journalismus einzig und allein mir Brot geben könnte. Aber wie war es möglich, in die Redaktionen einzudringen? Ich will Ihnen nicht von meinen vergeblichen Schritten und Bittgängen erzählen, auch nicht von dem halben Jahr, das ich als Volontär arbeiten, wo ich mir sagen lassen mußte, ich verscheuchte die Abonnenten, während ich sie im Gegenteil anlockte ....

Finot ist Chefredakteur. Wissen Sie, wovon ich lebe? Ich verkaufe die Billets, die mir die Theaterdirektoren geben, damit ich ihnen in der Zeitung nicht unangenehm werde, die Bücher, die mir die Verleger schicken und die ich besprechen soll. Endlich treibe ich, wenn sich erst Finot befriedigt hat, mit den Naturalien Handel, die die Industriellen uns liefern, für oder gegen die Finot mir erlaubt, Artikel zu schreiben. Eine Arznei gegen Blähungen, die ‚Sultaninpasta', ein Haaröl, die ‚brasilianische Mixtur' zahlen für ein scherzhaftes Artikelchen zwanzig oder dreißig Franken. Ich bin gezwungen, den Verleger anzukläffen, der dem Blatt wenig Exemplare gibt: die Zeitung nimmt zwei davon, die Finot verkauft, und ich bekomme zwei, die ich ebenfalls verkaufe; und wenn ein Verleger ein Meisterwerk herausbrächte, wenn er mit Exemplaren geizte, würde er totgeschlagen. Das ist gemein, aber ich lebe von diesem Handwerk und hundert andere wie ich! Glauben Sie aber nicht, die politische Welt wäre besser als die literarische: alles in diesen beiden Welten ist Korruption; jeder Mensch, der damit zu tun hat, korrumpiert oder wird korrumpiert. Wenn es sich um ein Verlagsunternehmen handelt, das einigermaßen bedeutend ist, dann zahlt mich der Verleger, aus Furcht, angegriffen zu werden ....

Die Schauspielerinnen zahlen auch für das Lob, aber die geschicktesten zahlen für die Kritik; was sie am meisten fürchten, ist das Totschweigen. Da-

her ist eine Kritik, die geeignet ist, an anderer Stelle bekämpft zu werden, mehr wert und wird höher bezahlt als ein trockenes Lob, das am nächsten Tag vergessen ist. Die Polemik, mein Lieber, ist die Grundlage der Berühmtheit. Mit diesem Handwerk des Bravos auf dem Gebiet der Ideen und des Ansehens der Gewerbetreibenden, der Literaten und Schauspieler verdiene ich monatlich fünfzig Taler, kann ich einen Roman für fünfhundert Franken verkaufen, und fange an, ein gefürchteter Mann zu werden. Wenn ich nicht mehr auf Kosten eines Drogisten, der sich als Mylord aufspielt, bei Florine lebe, sondern mich selber einrichten kann; wenn ich zu einem großen Blatt komme und dort das Feuilleton redigiere, dann, mein Lieber, wird von Stund an Florine eine große Schauspielerin; und was ich alles werden kann, weiß ich nicht: Minister oder ein ehrlicher Mann, es ist noch alles möglich .... Und von mir ist eine schöne Tragödie angenommen! Und unter meinen Papieren ist eine Dichtung, die umkommen wird! Und ich war gut! Mein Herz war rein!.... Und wenn ein Verleger meinem Blatt ein Exemplar verweigert, dann mache ich ein Buch schlecht, das ich schön finde ....

Außerhalb der literarischen Welt gibt es keinen Menschen, der die schreckliche Odyssee kennt, auf der man zu dem gelangt, was man je nach den Talenten Beliebtheit, Mode, Ansehen, Renommee, Berühmtheit, Popularität nennen muß .... Alle fallen sie in den Graben des Elends, in den Schmutz der Zeitung, in die Sümpfe der Bücherfabrikation. Wie ährenlesende Bettler nähren sie sich kümmerlich von biographischen Artikeln, von Klatschnotizen, von Pariser Neuigkeiten in den Zeitungen, oder von Büchern, die durchaus logische Lieferanten von Papier und Druckerschwärze bei ihnen bestellen, die einen Schmarren, der in vierzehn Tagen abgesetzt wird, lieber haben als ein Meisterwerk, das

sich langsam verkauft. Diese Raupen, die zugrunde gehen, ehe sie Schmetterlinge werden, leben von der Verleumdung und der Infamie, und sind bereit, auf den Befehl eines Paschas vom ‚Constitutionnel', der ‚Quotidienne' oder den ‚Débats', auf einen Wink der Verleger, auf das Ansuchen eines neidischen Kollegen, oft bloß für ein Diner, ein werdendes Talent zu zerreißen oder zu rühmen. Wer die Hindernisse alle überstiegen hat, vergißt den Jammer seines Anfangs. Ich, der ich mit Ihnen spreche, habe ein halbes Jahr lang Artikel geschrieben und habe all meinen Geist hineingelegt, und für wen? für einen Elenden, der sie für seine ausgab, der auf diese Proben hin Feuilletonredakteur geworden ist; er hat mich nicht als Mitarbeiter angenommen, er hat mir noch keine hundert Sous gegeben, und wenn ich ihn sehe, bin ich gezwungen, ihm die Hand zu geben....

Arbeiten ist nicht das Geheimnis des Glücks in der Literatur, es handelt sich darum, die Arbeit der andern auszubeuten. Die Zeitungsbesitzer sind Unternehmer, wir sind Handlanger. Je mittelmäßiger ein Mensch ist, um so schneller gelangt er ans Ziel; er kann lebendige Kröten verschlucken, sich mit allem zufrieden geben, den niedrigen kleinen Gelüsten der literarischen Despoten schmeicheln, wie einer, der als Anfänger aus Limoges kam, Hector Merlin, der bereits in einer Zeitung des rechten Zentrums politische Artikel schreibt und an unserm Kleinen Journal mitarbeitet; ich habe gesehen, wie er einem Chefredakteur den Hut aufhob, der ihm heruntergefallen war. Dieser Bursche wird sich, während sich die andern Ehrgeizigen voller Neid gegenseitig bekämpfen, zwischen ihnen durchschlängeln und wird ans Ziel gelangen....

Niemand wagt zu sagen, was ich Ihnen mit dem Schmerz eines Menschen, der im Herzen getroffen ist, und wie ein zweiter Hiob auf dem Misthaufen zurufe: »Sieh meine Geschwüre!«...

Armer Jüngling! Sie wollen schöne Werke schreiben und schöpfen aus Ihrem Herzen die Zärtlichkeit, das Mark, die Energie, lassen das alles durch Ihre Feder gehen und breiten es als Leidenschaft, als Empfindung, als schöne Sätze aus! Ja, Sie schreiben, statt zu handeln, Sie siegen, statt zu kämpfen, Sie lieben, Sie hassen, Sie leben in Ihren Büchern; aber wenn Sie Ihren ganzen Reichtum Ihrem Stil gegeben haben, wenn Sie Ihr Gold und Ihren Purpur für Ihre Gestalten verschwendet haben, wenn Sie in Lumpen durch die Straßen von Paris gehen und beglückt darüber sind, daß Sie mit den Standesamtsregistern gewetteifert haben und Geschöpfe namens Adolf, Corinna, Clarissa, Renée oder Manon in die Welt gesetzt haben, wenn Sie mit dieser Schöpfung Ihr Leben und Ihren Magen verdorben haben, dann müssen Sie erleben, wie sie von den Journalisten in den Lagunen des Totschweigens verleumdet, verraten, verkauft und verstoßen, wie sie von Ihren besten Freunden begraben wird. Können Sie den Tag erwarten, wo Ihre Schöpfung, wer weiß von wem? wann? wie? wiedererweckt wird?« ...

»Zunächst sind Sie mir fünfzig Franken schuldig,« sagte Lousteau; »dann sind da zwei Exemplare einer ‚Reise nach Ägypten', die man sehr rühmt, es sind eine Menge Stiche darin, sie werden sich leicht verkaufen: Finot ist damit für zwei Artikel bezahlt worden, die ich schreiben muß ....

Sie haben keine Ahnung, wie so etwas hingepfuscht wird. In der ‚Reise nach Ägypten' habe ich geblättert und hier und da Stellen gelesen, ohne sie aufzuschneiden, ich habe elf Sprachfehler darin entdeckt. Ich werde eine Spalte schreiben des Inhalts, daß der Verfasser vielleicht die Sprache der Enten versteht, die auf den ägyptischen Steinblöcken, die man Obelisken nennt, ausgehauen sind, aber daß er ganz gewiß seine eigene Sprache nicht versteht, und ich werde es ihm beweisen. Ich werde sagen, er

hätte sich, anstatt uns von Naturgeschichte und Altertümern zu reden, nur mit der Zukunft Ägyptens beschäftigen sollen, mit dem Fortschritt der Zivilisation, mit den Mitteln, Ägypten für Frankreich zu gewinnen, das es einmal erobert und wieder verloren hat und es jetzt noch durch moralische Einflüsse an sich bringen kann. Dazu eine patriotische Rodomontade, das ganze gespickt mit Tiraden über Marseille, die Levante, unsern Handel.« »Aber wenn er das getan hätte, was sagten Sie dann?« »Dann sagte ich, er hätte, anstatt uns mit Politik zu langweilen, sich mit der Kunst beschäftigen und uns das Land nach seiner malerischen und landschaftlichen Seite schildern müssen. Der Kritiker wird dann sentimental. Wir sind überschwemmt mit Politik, sagt er, sie langweilt uns, man findet sie überall. Ich werde meine Sehnsucht nach jenen reizenden Reisebeschreibungen aussprechen, in denen man uns die Schwierigkeiten der Seefahrt, den Reiz der Fahrt durch eine Meerenge, die Freuden der Fahrt über den Äquator schilderte, kurz alles, was die wissen wollen, die nie eine Reise machen. Man macht sich, ohne sie zu tadeln, über die Reisenden lustig, die einen Vogel, der vorbeikommt, einen fliegenden Fisch, einen Fischzug, die festgestellten geographischen Örter, die bezeichneten Untiefen als geographische Ereignisse feiern. Man verlangt wissenschaftliche Tatsachen, von denen niemand etwas versteht, und die darum wie alles, was tief, geheimnisvoll und unbegreiflich ist, einen besondern Zauber ausüben. Der Abonnent lacht, er ist zufrieden. Was die Romane angeht, so gibt es in der Welt niemanden, der so viel Romane verschlingt, wie Florine; sie gibt mir den Inhalt an und nach dem, was sie mir sagt, schmiere ich meinen Artikel. Wenn sie von dem, was sie die Schriftstellerphrasen nennt, gelangweilt worden ist, kommt mir das Buch beachtenswert vor, und ich lasse den Verleger noch um ein Exemplar ersuchen; der freut

sich, daß er einen günstigen Artikel haben soll, und schickt es gerne . . . .

Halt, da ist Finot, der Chef meines Blattes; er plaudert mit einem talentvollen jungen Mann, Félicien Vernou, einem kleinen Schlingel, der so gefährlich ist wie eine geheime Krankheit.« »Nun«, sagte Finot, der mit Vernou auf Lousteau zutrat, »du hast eine Premiere. Ich habe über die Loge verfügt.« »Du hast sie Braulard verkauft?« »Was macht's? Du bekommst schon einen Platz. Was willst du von Dauriat? Ach, daß ich's nicht vergesse! Es ist abgemacht, daß wir Paul de Kock stark loben, Dauriat hat zweihundert Exemplare genommen, und Victor Ducange lehnt ab, einen Roman für ihn zu schreiben. Dauriat sagt, er will einen neuen Autor im selben Genre kreieren. Du wirst Paul de Kock über Ducange stellen.« »Aber ich habe mit Ducange zusammen ein Stück an der Gaieté«, sagte Lousteau. »Was macht's? Du sagst ihm, der Artikel sei von mir, und er sei ganz wild gewesen, du aber hättest ihn gemildert, dann ist er dir Dank schuldig.« . . .

»Was uns unser Leben kostet, der Gegenstand, der in langen Nächten der Arbeit unser Hirn müde gemacht hat, all dieses Wandern im Land der Gedanken, das ganze Ergebnis unserer Arbeit, die Schöpfung, der wir Geist und Blut gegeben haben, wird für die Verleger ein gutes oder schlechtes Geschäft. Die Buchhändler verkaufen ihr Buch oder verkaufen es nicht. Das ist für sie das ganze Problem. Ein Buch stellt ihnen riskiertes Kapital vor. Je schöner das Buch ist, um so weniger Aussichten hat es, verkauft zu werden. Jeder hervorragende Mann erhebt sich über die Massen, sein Erfolg steht also im geraden Verhältnis zu der Zeit, die nötig ist, um das Werk zur Geltung zu bringen. Kein Buchhändler will warten, das Buch von heute muß morgen verkauft werden. Auf Grund dieses Systems lehnen die Verleger die gewichtigen Bücher ab, die der

hohen Anerkennung bedürfen und sie nur langsam finden.« . . .

»Am Vormittag habe ich die Meinungen meines Blattes; aber am Abend denke ich, was ich will: bei Nacht sind alle Journalisten grau.« . . .

»Herzchen«, sagte Florine und wandte sich den drei Journalisten zu, »seid morgen recht nett gegen mich; zunächst habe ich für heute Nacht Wagen bestellt, denn ihr sollt mir bezecht werden wie zu Fastnacht.« . . .

»Dauriat hat mir sein Wort gegeben, ich bin mit einem Drittel Miteigentümer des Wochenblatts. Der Vertrag lautet, daß ich dreißigtausend Franken bar einzahle unter der Bedingung, daß ich Chefredakteur und Herausgeber werde. Das ist ein großartiges Geschäft. Blondet hat mir gesagt, daß man gesetzliche Einschränkungen gegen die Presse vorbereitet, nur die schon bestehenden Blätter werden bleiben. In einem halben Jahre braucht man eine Million, um ein neues Blatt zu gründen. Ich habe also abgeschlossen, ohne daß ich mehr als zehntausend Franken besitze. Höre, wenn du es dahin bringst, daß Matifat die Hälfte meines Anteils, ein Sechstel also, für dreißigtausend Franken kauft, gebe ich dir die Chefredaktion meines Kleinen Journals mit zweihundertfünfzig Franken im Monat. Du wirst mein Strohmann sein. Ich will immer auch ferner die Redaktion leiten können und dort alle meine Interessen wahren, es soll nur nicht so aussehen, als wenn ich etwas damit zu tun hätte. Alle Artikel werden dir für den Satz von hundert Sous die Spalte bezahlt; auf diese Weise kannst du einen Überschuß von fünfzehn Franken im Tag erzielen, denn du zahlst die Spalte nur mit drei Franken, und hast überdies noch den Vorteil von den unbezahlten Mitarbeitern. Das sind also noch vierhundertfünfzig Franken im Monat. Aber ich will vollständig unbehindert nach meinem Belieben in dem Blatt die Menschen und die Vor-

gänge angreifen oder verteidigen, dabei kannst du doch Haß und Freundschaft pflegen, soweit das meiner Politik nicht in die Quere kommt. Vielleicht werde ich Ministerieller oder Ultra, das weiß ich noch nicht; aber unter der Hand will ich meine liberalen Beziehungen pflegen. Ich sage dir alles, du bist ein guter Kerl. Vielleicht überlasse ich dir die Kammerberichte in dem Blatt, für das ich sie mache, ich kann sie jedenfalls nicht behalten. Sorge also dafür, daß Florine das Geschäftchen zustande bringt, aber sie muß ihrem Drogisten tüchtig zusetzen: ich habe nur vierundzwanzig Stunden, in denen ich zurücktreten kann, wenn ich nicht zahlen kann. Dauriat hat das andere Drittel für dreißigtausend Franken seinem Drucker und seinem Papierlieferanten verkauft. Er für sein Teil hat sein Drittel umsonst und gewinnt noch zehntausend Franken, weil das Ganze ihm nur fünfzigtausend kostet, aber in einem Jahr wird die Revue den Hof zweihunderttausend Franken kosten, wenn er, wie man munkelt, den guten Einfall hat, die Zeitungen aufzukaufen und zu amortisieren . . . .

Ich gehe in die Oper, morgen habe ich vielleicht ein Duell: ich schreibe einen zerschmetternden Artikel gegen zwei Tänzerinnen, deren Freunde Generäle sind, und zeichne ihn mit einem F. Ich greife die Oper aufs Schärfste an.« »Was Sie sagen!« machte der Direktor. »Jawohl, jeder knickert mit mir,« antwortete Finot, »der eine nimmt mir meine Logen weg, der andere lehnt es ab, mir fünfzig Abonnements abzunehmen. Ich habe der Großen Oper mein Ultimatum gestellt: ich will jetzt hundert Abonnements und vier Logen im Monat. . . . »Sie ruinieren uns«, sagte der Direktor. »Ja, Sie haben sehr zu jammern, Sie mit ihren zehn Abonnements. Ich habe ihnen zwei gute Artikel im ‚Constitutionnel' verschafft.« »O, ich beklage mich ja nicht über Sie«, rief der Direktor.

»Mein Freund,« sagte Lucien zu Etienne, »wie! Sie machen sich kein Gewissen daraus, für die Hälfte

einer Sache, die Finot eben für dreißigtausend Franken gekauft hat, Fräulein Florine von diesem Drogisten die nämliche Summe verlangen zu lassen?« . . .

»Aber aus welchem Land stammen Sie denn, Menschenkind? . . . Der Zufall tut für Sie an einem Tag das Wunder, auf das ich zwei Jahre lang gewartet habe, und Sie beschäftigen sich damit, von den Mitteln zu sprechen? Wie! Sie scheinen Geist zu haben, Sie besitzen die geistige Unabhängigkeit, die den intellektuellen Abenteurern in der Welt, in der wir sind, notwendig ist, und Sie plappern von Gewissensbedenken, wie die Nonne, die sich anklagt, sie habe ihr Ei mit Gier gegessen? . . Wenn Florine Glück hat, werde ich Chefredakteur, habe zweihundertfünfzig Franken Fixum; ich nehme die großen Theater, Vernou lasse ich die Vaudevilletheater, und Sie setzen den Fuß in den Steigbügel und werden mein Nachfolger in den Boulevardtheatern. Sie bekommen dann drei Franken für die Spalte und schreiben jeden Tag eine, das macht im Monat dreißig, die Ihnen neunzig Franken einbringen; Sie haben dann Bücher im Wert von sechzig Franken, die Sie Barbet verkaufen; dann können Sie monatlich von Ihren Theatern je zehn Billets verlangen, im ganzen vierzig Billets, die Sie für vierzig Franken an den Barbet der Theater verkaufen werden . . . .

Ich sage nichts von dem Vergnügen, daß Sie ins Theater gehen können, ohne zu zahlen, denn dieses Vergnügen wird bald eine Plage; aber Sie haben in vier Theatern den Zutritt hinter die Kulissen. Wenn Sie zwei Monate hart und zurückhaltend sind, dann werden Sie mit Einladungen überschüttet, können fortwährend mit den Schauspielerinnen soupieren; ihre Liebhaber machen Ihnen den Hof. . . .

Heute um fünf Uhr im Luxembourg waren Sie noch in Verzweiflung, und nun haben Sie die Aussicht vor sich, eine der hundert privilegierten Per-

sonen zu werden, die für Frankreich die Meinung machen. Wenn wir Glück haben, können Sie in drei Tagen mit dreißig kleinen Witzen, von denen täglich drei gedruckt werden, einem Menschen das Leben zur Qual machen; Sie können bei allen Schauspielerinnen Ihrer Theater sich Lust und Vergnügen holen; Sie können ein gutes Stück zu Fall bringen und ganz Paris dazu bringen, in ein schlechtes zu laufen. Wenn Dauriat ablehnt, die ‚Margueriten' zu drucken — ohne Ihnen etwas dafür zu geben, können Sie es zuwege bringen, daß er demütig und unterwürfig zu Ihnen kommt und sie Ihnen für zweitausend Franken abkauft. Wenn Sie Talent haben uud gegen ihn in drei verschiedenen Zeitungen mit drei Artikeln losgehen, die irgendeine seiner Spekulationen oder ein Buch, auf das er rechnet, zu vernichten drohen, dann werden Sie sehen, wie er wie eine Schlingpflanze bis zu Ihrer Mansarde emporklettert und nicht mehr vom Fleck geht. Und Ihr Roman schließlich! Die Buchhändler, die Sie jetzt alle mehr oder weniger höflich zur Tür hinausweisen würden, werden dann vor Ihrer Tür warten, bis sie Zutritt finden, und das Manuskript, das der alte Doguereau Ihnen auf vierhundert schätzte, wird bis zu viertausend Franken in die Höhe getrieben werden! Das ist der Nutzen, den das Journalistengewerbe trägt. Daher versperren wir allen Neulingen den Zutritt zu den Zeitungen; um da einzudringen, bedarf es nicht bloß eines großen Talents, sondern auch eines großen Glücks. Und Sie wollen sich gegen Ihr Glück wehren! Sehen Sie, wenn wir uns nicht heute bei Flicoteaux getroffen hätten, könnten Sie noch drei Jahre lang warten oder wie d'Arthez in einer Dachkammer verhungern. Bis d'Arthez so gelehrt wie Bayle und ein so großer Schriftsteller wie Rousseau geworden ist, haben wir unser Glück gemacht und werden Herren über sein Glück und seinen Ruhm sein. Finot wird Deputierter und Besitzer

einer großen Zeitung werden; und wir werden, was wir sein wollen: Pairs von Frankreich oder Schuldgefangene in Sainte-Pelagie.« »Und Finot wird seine große Zeitung den Ministern verkaufen, die ihm das meiste Geld zahlen, wie er seine Lobartikel an Madame Bastienne verkauft, und Mademoiselle Virginie schlecht macht und beweist, daß die Hüte der ersten schöner sind als die, die das Blatt zuerst gepriesen hatte!« rief Lucien ... »Sie sind ein dummer Kerl,« antwortete Lousteau trocken. »Finot lief vor drei Jahren mit zerrissenen Stiefeln herum, aß bei Tabar für achtzehn Sous zu Mittag, sudelte für zehn Franken einen Prospekt, und wie sein Rock ihm auf dem Leib saß, das war ein so unerforschliches Geheimnis, wie das der unbefleckten Empfängnis: Finot ist jetzt alleiniger Besitzer seines Blattes, das hunderttausend Franken wert ist; mit den bezahlten, aber nicht effektiven Abonnements, mit den wirklichen Abonnements und den indirekten Kontributionen, die sein Onkel erhebt, verdient er jährlich zwanzigtausend Franken; er hat täglich die üppigsten Diners der Welt, er hat seit einem Monat ein Kabriolett; und morgen ist er nun endlich an der Spitze einer Wochenschrift und hat ein Sechstel des Eigentums umsonst, hat fünfhundert Franken monatliches Gehalt, die er um tausend Franken für unentgeltliche Mitarbeit, die seine Teilhaber ihm bezahlen müssen, erhöhen wird. Sie werden der erste sein, der überglücklich ist, Finot drei Artikel umsonst zu geben, wenn er einwilligt, Ihnen fünfzig Franken für den Bogen zu zahlen ....

Haben Sie nicht eine großartige Zukunft, wenn Sie blind sich in Haß und Liebe nach den jeweiligen Umständen richten; wenn Sie angreifen, weil Finot Ihnen sagt: greif an!; wenn Sie loben, weil er Ihnen sagt: lobe! Wenn Sie gegen Jemanden Rache zu üben haben, dann brauchen Sie mir nur zu sagen: Lousteau, der Mann muß vernichtet werden!, und

wir rücken jeden Morgen in unser Blatt ein Sätzchen ein, mit Hilfe dessen Sie Ihren Freund oder Ihren Feind aufs Rad flechten können. Und dann bringen Sie Ihr Opfer mit einem großen Artikel in dem Wochenblatt noch einmal um. Und schließlich, wenn es für Sie eine große Sache ist, läßt Finot, dem Sie sich inzwischen unentbehrlich gemacht haben, Sie einen letzten Keulenschlag führen.« »Sie glauben also, Florine wird ihren Drogisten dazu bestimmen können, das Geschäft zu machen?« fragte Lucien, der von den Aussichten geblendet war. »Das glaube ich freilich! Wir sind am Zwischenakt, ich werde ihr sofort zwei Worte sagen, die Sache wird heute Nacht in Ordnung gebracht. Wenn Florine verstanden hat, um was es sich handelt, hat sie meinen ganzen Geist und Ihren dazu.« »Und da sitzt nun dieser brave Kaufmann mit offenem Munde und bewundert Florine, ohne eine Ahnung zu haben, daß man ihm dreißigtausend Franken aus der Tasche holen wird!« »Schon wieder eine Dummheit! Stiehlt man sie ihm denn? . . Mein Lieber, wenn der Minister das Blatt kauft, dann bekommt der Drogist binnen einem halben Jahr vielleicht fünfzigtausend Franken für seine dreißigtausend. Und ferner wird Matifat nicht an das Blatt denken, sondern an die Interessen Florines. Wenn man erfährt, daß Matifat und Camusot — denn sie sollen sich in das Geschäft teilen — eine Zeitschrift besitzen, dann bringen alle Blätter freundliche Artikel für Florine und Coralie. Florine wird berühmt werden, sie bekommt vielleicht an einem andern Theater ein Engagement für zwölftausend Franken. Und schließlich spart Matifat die tausend Franken, die ihm jeden Monat die Geschenke und die Diners für die Journalisten kosten würden. Sie verstehen nichts von den Menschen und nichts vom Geschäft! . . .

Jetzt ist es zehn Uhr und es ist noch keine Zeile da. Ich will, damit diese Nummer glänzend wird, Vernou und Nathan bitten, uns etliche zwan-

zig Bosheiten gegen die Deputierten, den Kanzler Cruzoe, die Minister und, wenns not tut, gegen unsere Freunde zu geben. In solcher Lage wäre man imstande, seinen Vater zu ermorden« . . .

»Was für Menschen sind denn die Journalisten! rief Lucien. »Wie! Man soll sich an einen Tisch setzen und geistreich sein? . .« »Genau wie man eine Lampe anzündet . . solange sie noch Öl hat.«

»Liebes Kind«, sagte sie zu Finot, »man bewilligt dir deine zehn Abonnements, sie kosten die Direktion nichts, sie sind schon untergebracht, beim Chor, dem Orchester und dem Balletkorps. Dein Blatt ist so famos, daß sich niemand beklagt. Du sollst deine Logen haben. Hier ist der Preis für das erste Vierteljahr«, sagte sie und überreichte ihm zwei Banknoten. »Also mach mich nicht herunter«. »Ich bin verloren«, rief Finot, »ich habe keinen Leitartikel mehr für die Nummer, denn mein infames Geschimpfe muß nun wegbleiben . .«

»Ich danke Gott, daß es in meinem Lande keine Zeitungen mehr gibt«, fuhr der deutsche Minister nach einer Pause fort. . . . Ich muß sagen, ich habe heute abend den Eindruck, daß ich mit Löwen und Panthern zu Nacht speise, die mir die Ehre erweisen, ihre Tatzen mit Samt zu bekleiden.« »Es ist sicher«, sagte Blondet, »daß wir imstande sind, ganz Europa zu sagen und zu beweisen, daß Eure Exzellenz heute abend eine Schlange ausgespien haben, daß Sie beinahe Fräulein Tullia, die hübscheste unserer Tänzerinnen, von ihr beißen ließen, und wir könnten, daran anschließend, Kommentare über Eva, die Bibel, die Erbsünde und die Todsünde folgen lassen. Aber beruhigen Sie sich, Sie sind unser Gast«. »Das wäre drollig«, sagte Finot. »Wir könnten wissenschaftliche Abhandlungen über alle Schlangen drucken lassen, die man im menschlichen Herzen und im menschlichen Körper bis auf das diplomatische Korps findet«, sagte

Lousteau. »Wir könnten irgendeine Schlange in dieser Flasche Kirschwasser finden«, sagte Vernou. »Sie würden es schließlich selbst glauben«, sagte Vignon zu dem Diplomaten. »Meine Herren, erwecken Sie nicht Ihre schlummernden Klauen!« rief der Herzog von Rhétoré. »Der Einfluß, die Macht der Zeitung ist erst im Beginn«, sagte Finot; »der Journalismus ist in seiner Kindheit, er wird wachsen. Binnen zehn Jahren wird alles der öffentlichen Meinung unterworfen sein. Der Gedanke wird alles beleuchten, er wird . . .« »Alles beflecken«, unterbrach Blondet. »Das ist ein Wort!« sagte Claude Vignon. »Er wird Könige machen«, sagte Lousteau. »Er wird die Monarchien auflösen«, sagte der Diplomat. »Zugegeben«, sagte Blondet, »wenn es keine Presse gäbe, brauchte man sie nicht zu erfinden; aber sie ist da, und wir leben davon«. »Sie werden daran sterben«, sagte der Diplomat . . . .

»Die Zeitung, die ein Heiligtum hätte sein sollen, ist ein Mittel für die Parteien geworden, aus einem Mittel ist sie ein Geschäft geworden; und wie alle Geschäftsunternehmungen ist sie ohne Treu und ohne Ehrlichkeit. Jede Zeitung ist, wie es Blondet sagt, eine Bude, in der man dem Publikum Worte von der Farbe verkauft, die sie haben will. Gäbe es eine Zeitung für Bucklige, dann bewiese sie morgens und abends die Schönheit, Güte und Notwendigkeit der Buckligen. Eine Zeitung ist nicht mehr dazu da, die Meinungen zu klären, sondern ihnen zu schmeicheln. Daher werden alle Zeitungen nach einiger Zeit erbärmlich, heuchlerisch, infam, lügnerisch, mörderisch sein; sie werden die Ideen, die Systeme, die Menschen töten und werden gerade dadurch blühen und gedeihen. Sie werden die Wohltat genießen, die allen imaginären Wesen zugute kommt: das Übel wird geschehen, ohne daß jemand daran schuldig ist. Wir alle, ich Vignon, du Lousteau, du Blondet, du Finot werden Aristidesse, Platone, Catone, Männer von

Plutarch sein; wir werden alle unschuldig sein, wir werden uns alle die Hände von jeder Ruchlosigkeit weißwaschen. Napoleon hat für diese moralische oder, wenn Sie lieber wollen, unmoralische Erscheinung den Grund angegeben; er hat darüber ein prachtvolles Wort gesagt, auf das ihn seine Studien über den Konvent gebracht haben: ‚Für die Kollektivverbrechen ist niemand haftbar.' Die Zeitung kann sich das abscheulichste Benehmen gestatten, niemand glaubt, sich damit persönlich schmutzig zu machen .... Wenn die Zeitung eine niederträchtige Verleumdung erfindet, hat man sie ihr berichtet. Kommt jemand und beklagt sich, so entschuldigt sie sich mit der großen Freiheit. Wird sie vors Gericht gezogen, dann beklagt sie sich, daß man ihr keine Berichtigung geschickt hat; aber wenn man ihr eine schickt, dann lehnt sie sie lachend ab und spricht von ihrem Verbrechen wie von einer Kleinigkeit, die nicht der Rede wert wäre. Schließlich verhöhnt sie ihr Opfer, wenn es Recht bekommt. Wird sie bestraft, hat sie zuviel Geldstrafen zu zahlen, dann denunziert sie den Klagenden als einen Feind der Freiheit, des Landes und der Aufklärung. Sie wird sagen, Herr Soundso sei ein Dieb, und wird dafür die Worte wählen, er sei der ehrlichste Mann des Königreichs. So sind ihre Verbrechen Kleinigkeiten! ihre Angreifer Scheusale! und nach einiger Zeit glauben die Leute, die sie alle Tage lesen, alles, was sie will. Von nun an ist nichts, was ihr mißfällt, mehr patriotisch, und sie wird nie unrecht haben. Sie bedient sich der Religion gegen die Religion, der Verfassung gegen den König; sie verhöhnt die Behörden, wenn die Behörden sie ärgern; sie lobt sie, wenn sie den Volksleidenschaften schmeicheln. Um Abonnenten zu ergattern, erfindet sie die rührendsten Märchen, führt sie Possenspiele auf wie Hanswurst. Die Zeitung würde eher dem Publikum ihren eigenen Vater zum Frühstück ser-

vieren, als darauf verzichten, es unausgesetzt zu interessieren und zu amusieren. Sie ist wie ein Schauspieler, der die Asche seines Sohnes in die Urne tut, um wirklich weinen zu können..« »Kurz, sie ist die Folioausgabe des Volkes,« rief Blondet dazwischen. »Des heuchlerischen, unedelmütigen Volkes«, erwiderte Vignon. »Es kommt dahin, daß die Zeitung das Talent aus ihrer Mitte verbannen wird, wie Athen Aristides verbannt hat. Wir werden es erleben, wie die Zeitungen, die anfangs von Ehrenmännern geleitet werden, später unter das Regiment der Mittelmäßigsten kommen, die die Geduld und die Nachgiebigkeit des Gummielastikums haben, die den wahren Talenten fehlt; oder sie kommen an die Krämer, die das Geld haben, sich die Federn zu kaufen. Wir sehen davon schon jetzt allerlei. Aber in zehn Jahren wird der erste beste Bursche, der vom Gymnasium kommt, sich für einen großen Mann halten, wird in die Spalten eines Journals steigen, um seine Vordermänner zu prügeln, wird sie an den Füßen herunterziehen, um ihren Platz zu bekommen. Napoleon hatte sehr recht, die Presse zu knebeln. Ich möchte wetten, daß die Oppositionsblätter, wenn sie ihre Richtung zur Regierung brächten, diese selbe Regierung in dem Augenblick, wo sie ihnen irgend etwas verweigerte, mit den nämlichen Gründen und den nämlichen Artikeln, die sie jetzt gegen die Regierung des Königs schreiben, wütend bekämpfen würden. Je mehr man den Journalisten Konzessionen macht, um so anspruchsvoller werden die Zeitungen. Heute sind die Journalisten Parvenüs; aber ihnen werden ausgehungerte und arme Journalisten folgen. Die Wunde ist unheilbar, sie wird immer bösartiger, immer fressender; und das Übel wird immer größer, je mehr es geduldet wird, bis zu dem Tag, wo über die Zeitungen durch ihre Üppigkeit und Massenhaftigkeit die Verwirrung kommt, wie in Babylon. Wir wissen alle, wie wir hier sind, daß die Zeitungen

in der Undankbarkeit weitergehen werden als die Könige, daß sie in Spekulationen und Berechnungen weitergehen als der schmutzigste Kaufmann, daß sie unsere Intelligenzen zugrunde richten werden, damit sie jeden Morgen ihren Hirnfusel verkaufen; aber wir schreiben alle für sie, wie die Leute, die eine Quecksilbermine ausbeuten, obwohl sie wissen, daß sie daran sterben. Da unten sitzt nun, neben Coralie, ein junger Mann . . Wie heißt er? Lucien! Er ist schön, er ist ein Dichter und, was für ihn mehr Wert ist, er hat Witz, Einfälle, Geist; was wird nun aus ihm? Er tritt in eines der Gedankenbordelle ein, die man Zeitung nennt, dort vergeudet er seine schönsten Ideen, dort dörrt er sein Hirn aus, dort befleckt er seine Seele, dort begeht er die anonymen Niederträchtigkeiten, die im Gedankenkrieg an Stelle der Feldzugspläne, Plünderungen, Brandstiftungen, Hinterhalte im Krieg der Kondottiere getreten sind. Wenn er, wie tausend andere, ein schönes Talent zum Nutzen der Aktionäre vergeudet hat, dann lassen ihn diese Gifthändler Hungers sterben, wenn er Durst hat, und vor Durst sterben, wenn er Hunger hat... Man wird unser Hirn austrinken und uns schlechtes Benehmen vorwerfen!« . .

»Wißt Ihr, wie Vignon mir vorkommt?« sagte Lousteau, indem er auf Lucien wies. »Wie eine der Huren aus der Rue du Pélican, die zu einem Gymnasiasten sagte: ‚Geh, Kleiner, so ein junges Bürschchen sollte noch nicht hierher kommen.‘«

Die Welt der Plakate *)

Von **Karl Kraus**

Schon als Kind war ich weniger darauf erpicht, das Leben aus den großen Werken der Kunst zu empfangen, als aus den kleinen Tatsachen des Lebens es zu ergänzen. Unbewußt ging ich den rechten Weg ins Leben, indem ich es mit jedem Schritt eroberte, anstatt es als eine Überlieferung an mich zu nehmen, mit der der junge Sinn nichts zu beginnen weiß. Die Erwachsenen, die noch immer eine kindische Freude daran haben, den vor der Tür des Lebens Wartenden den Christbaum mit den Geschenken einer fertigen Bildung zu behängen, wissen nicht, wie unempfänglich sie die Kinder für alles das machen, was die wahre Überraschung des Lebens bedeutet. Meine Neugierde war immer stärker als solche Befriedigung. Instinktiv wich ich der Verlockung aus, in mich aufzunehmen, was weisere Leute gedacht hatten, und während meine Kameraden schlechte Sittennoten bekamen, weil sie unter der Bank Bücher lasen, war ich ein Musterschüler, weil ich auf jedes Wort der Lehrer paßte, um ihre Lächerlichkeiten zu beobachten. Ich war früh darauf aus, vom Menschen Aufschluß über den Menschen zu verlangen, und ich ließ eigentlich nur eine Form künstlerischer Mitteilung gelten, die mir das Wissenswerte unaufdringlich an den Mann zu bringen schien: das Plakat. Ein sentimentaler Gassenhauer, den am Sommersonntag ein Leierkasten vor unserem Landhaus spielte, hatte Macht über mein Gemüt; ich ließ ab, Fliegen zu fangen, und die Mysterien der Liebe gingen mir auf. Andere, die sich rühmen, daß der Tristan eine ähnliche Wirkung auf sie geübt habe, fangen noch heute Fliegen. Ich war stets anspruchslos, wenn es die Wahl der äußeren Eindrücke galt, um zu inneren Erlebnissen zu gelangen, und ich verschmähte jene starken Reizmittel, welche die schwachen Seelen brauchen, um eine trügerische Wirkung mit vermehrtem Schaden zu erkaufen. Kurzum, die vielen Bibliotheken und Museen, an denen ich im Leben vorübergekommen bin, werden sich am Ende über meine Aufdringlichkeit nicht zu beklagen haben. Dagegen zog mich von jeher das Leben der Straße an, und den Geräuschen des Tages zu lauschen, als wären es die Akkorde der Ewigkeit, das war eine

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Beschäftigung, bei der Genußsucht und Lernbegier auf ihre Kosten kamen. Und wahrlich, wem der dreimal gefährliche Idealismus eingeboren ist, die Schönheit an ihrem Widerspiel bestätigt zu sehen, den kann ein Plakat zur Andacht stimmen!

Es sind wertvolle Aufschlüsse, die ich den Affichen jener Zeit zu danken habe, da die ersten Versuche gemacht wurden, das geistige Leben ausschließlich auf die Bezugsquellen des äußeren Lebens zu lenken. Denn immer deutlicher wurde das Bestreben, dem Betrachter, dessen Denken von höheren Interessen abgelenkt war, einen vollgültigen Ersatz in den Plakaten selbst zu bieten. Die geistigen Werte, von denen er scheinbar entwöhnt wurde, sollte er eben dort wiederfinden, wo er sie am wenigsten vermutete, und umso größer mußte seine Überraschung sein, die Schuhwichse, deren Beachtung er eben noch Kunst und Literatur geopfert hatte, just in Verbindung mit diesen unentbehrlichen Lebensgütern anzutreffen. Als ob man einen lieben Bekannten, von dem man sich in Europa verabschiedet hat, in Amerika wiedersähe: man kann sich vor Staunen nicht fassen und bleibt umso lieber, weil die unverhoffte Gesellschaft zur Empfehlung der Gegend beiträgt. Bis dahin war also die Erkenntnis von der Zweckdienlichkeit und Billigkeit eines Hosenstreckers eine Angelegenheit, die mit der Malerei, mit der Spruchweisheit, mit dem Gefühlsleben nichts zu schaffen hatte. Wenn wir aber den Hosenstrecker in der Verpackung künstlerischer oder geistiger Werte erhalten, warum sollten wirs nicht zufrieden sein? Warum sollten wir zwei Wege machen, wenn die Seligkeit auf einem zu erreichen ist? Warum sollten wir für kulturelle Ideale zahlen, die als Emballage für einen Hosenstrecker nicht einen Pfennig kosten! Aber mag immerhin bei der Monopolisierung der Lebensgüter durch den Kaufmann die bildende Kunst noch da und dort die Freiheit behaupten, selbst Ware zu sein, anstatt der Ware zu dienen. Daß das Wort des Schriftstellers seine Berechtigung außerhalb der industriellen Reklame verlieren wird, scheint gewiß. Nicht als ob das geistige Leben eine Verdrängung durch die merkantilen Interessen zu befürchten hätte; aber es wird aus seiner brotlosen Beschaulichkeit zu einem sozialen Beruf geführt werden, und manche artistische Begabung, die im Nebel undankbarer Probleme erstickt wäre, wird leben, um der Überzeugung zu dienen, daß »für die

Ewigkeit« bloß ein Eßbesteck geschaffen sei und noch dazu staunend billig zu haben.

Als man anfing, das geistige Leben in die Welt der Plakate zu verbannen, habe ich vor Planken und Annoncentafeln kaum eine Lernstunde versäumt. Und lange ehe ich das Wesen des Plakats als die Empfehlung einer Ware erkannte, empfand ich es als eine Warnung vor dem Leben. Ich wußte bald um den Stand des Geistes Bescheid. Mit der Offenbarungskraft eines Erlebnisses wirkte es auf mich, als ich einmal in einem Schaufenster die Darstellung zweier Männer sah, deren einer sich mit seiner Kravatte plagte, während der andere triumphierend danebenstehend, auf ein fertiges Werk zeigte und schadenfroh ausrief: »Aber lieber Freund, warum ärgern Sie sich so? Kaufen Sie sich Pollitzers Kragenhalter, der hält Ihnen Kragen und Kravatte fest!« Daß die Menschheit einen Anschauungsunterricht in diesem Punkte nötig habe, bedachte ich nicht. Ich nahm vielmehr an, daß es eine realistische Darstellung sei, daß in der guten Gesellschaft täglich solche Dialoge geführt werden und daß es viele Menschen geben müsse, deren Zentrum jenes Problem ist und deren Leben bloß einen Vorwand bedeutet, um den endlichen Zusammenschluß von Kragen und Kravatte zu erreichen. Und plötzlich sah ich es auf der Straße von solchen Leuten wimmeln, überall sah ich diese Gesichter, den verdrossenen Kämpfer und den fröhlichen Sieger des Lebens, ich lernte den Choleriker vom Sanguiniker unterscheiden, wiewohl beide einen aufgewichsten Schnurrbart und Schnabelschuhe hatten. Den ersten, entscheidenden Eindruck von einer Menschheit also, die in ihrer überwiegenden Majorität aus Ladenschwengeln besteht, empfing ich von jenem Bilde, und mit einemmale war ich es, vor dem sie sich alle zu der Frage einigten: Aber lieber Freund, warum ärgern Sie sich so? . . .

Dies trieb mich wieder zu den Plakaten, die mir den Schreckensgehalt des Lebens wenigstens im Extrakt darboten. Gern stellte ich mir vor, daß alle Geistigkeit übernommen sei, daß alles, was die Literatur an Zitaten, die Sprache an Sprüchen, das Herz an Empfindungen bietet, nur mehr dort verwendet werde und daß das Leben außerhalb der Annoncen ein leerer Schein sei und höchstens eine wirksame Reklame für den Tod. Eines Tages brach die Sintflut des Merkan-

tilismus über die Menschheit herein, Gevatter Schneider und Handschuhmacher gebärdeten sich als die Vollstrecker eines göttlichen Willens, und es entstand die Mode, die Köpfe dieser Leute an den Straßenecken zu konterfeien. Da verfolgte mich durch all die Jahre ein Gesicht, in dessen Zügen ich mindestens den Stolz auf eine gewonnene Schlacht zu lesen vermeinte. Ich wurde älter, aber das Gesicht bekam keine Runzeln und ich wußte, daß es mich überleben und dem Jahrhundert das Gepräge geben wird. Einst war es ja die Physiognomie Napoleons, die auf die schwangeren Frauen der Zeit so nachhaltig wirkte, daß noch das Gesicht der Urenkel sie der ehelichen Untreue verdächtigt hat. Das Antlitz, das heute einen ähnlichen Eindruck in den Seelen der zeitgenössischen Welt hinterläßt, gehört einem Uhrmacher. Weil er sich rühmt, daß seine Uhren die besten seien, hat er auch den Mut der Persönlichkeit; er gibt seinen Kopf zum Pfand und seinen treuen Blick als Garantieschein . . . Wo tue ich das Gesicht nur hin? fragte sich manch einer, sann und kam nicht darauf. Er war einem Mann begegnet, hatte ihn wie einen alten Bekannten gegrüßt, und wußte doch nicht, wer es gewesen sei. An der nächsten Straßenecke aber grüßte ihn ein Plakat zurück. Ein Gastwirt war's oder ein Hutmacher oder der uns allen liebgewordene Schmierölerzeuger, von dem wir nur nicht vermutet hätten, daß er uns leibhaftig begegnen könnte, weil ja auch Beethoven nicht von seinem Sockel steigt. Gibt's denn ein Leben außerhalb der Plakate? Wenn uns die Eisenbahn aus der Stadt holt, so sehen wir freilich eine grüne Wiese — aber die grüne Wiese ist nur ein Anschlag, den der Schmierölerzeuger im Bunde mit der Natur ausgeführt hat, um uns auch dort seine Aufwartung zu machen.

Kein Entrinnen! So wollen wir die Augen schließen und in das Paradies der Träume flüchten . . . Aber wir haben selbst hier die Rechnung ohne den Gastwirt gemacht, der gerade das Traumleben für eine passende Gelegenheit hält, sein Gesicht in unsere Nähe zu bringen. Fürchterliches wird offenbar. Der Merkantilismus hat es gewagt, noch die Schwelle unseres Bewußtseins als Planke zu benutzen! Die Welt des Tages bot nicht Raum genug, und so ist die grausige Möglichkeit, deren bloße Ahnung einem die Kehle zuschnürt, betreten worden: man hat als jene hypna-

gogischen Gestalten, die im Halbschlaf unser Lager umstehen, Reklamegesichter verwendet! Und da es auch hypnagogische Geräusche gibt, Gehörshalluzinationen, denen der schlaftrunkene Sinn leicht geneigt ist, so hat man dazu — ein Schauder erfaßt mich — alle jene Devisen und Rufe bestimmt, die unser Bewußtsein bei Tage erfüllen. Welch eine Mahnung! Wir liegen da und büßen für Makbeths Schuld. Es erscheinen der Reihe nach die Könige des Lebens: der Knopfkönig, der Seifenkönig, der Manufakturkönig, der Getreidekönig, der Ansichtskartenkönig, der Teppichkönig, der Kognakkönig, und als letzter der Gummikönig. Seine Augen mahnen uns an unsere Sünden, aber seine Züge sprechen für die Unzerreißbarkeit menschlichen Vertrauens. Und doch, und doch!... Ein buschiges Haupt taucht auf und stöhnt: »Ich war kahl!« Und wieder: Hier sind noch Gesichtspickeln, dort sind sie nach dem Gebrauch verschwunden. Ach, ein andres Antlitz, eh' sie geschehen, ein anderes zeigt die vollbrachte Tat... Ein »heller Kopf« erscheint. Es ist jener, der nur Dr. Ötkers Backpulver verwendet. »Wo ißt und trinkt man gut?« summt's in der Luft und schon öffnet sich ein Maul, um ein Gullasch zu verschlingen, und schon zeigt eines, wie man Bier trinkt. Vor mir steht der »Wolf aus Gersthof« und heult mir das Wiegenlied: Drahn ma um und drahn ma auf, es liegt nix dran ... Wer kommt denn dort herein? Wilhelm Tell mit seinem Sohne? »Ich soll vom Haupte meines Kindes ...« Da schwankte er, aber zur Schutzmarke einer Schokoladefirma gibt er sich her! ... Seht, seht, wer bricht sich Bahn? Ein Weib, dessen Haar länger ist als sie selbst, ein Weib also, das Grund hat, seine Persönlichkeit zu betonen; sie ruft: Ich, Anna ... Aber ihre Rede verhallt im Gerassel eines Wagens, dessen Lenker mir zuruft: »Sie fahren gut — wenn Sie Feigenkaffee ...« »Entfernung ist kein Hindernis!«, unterbricht ihn ein Weltweiser, der der Welt von Herrschaften abgelegte Kleider gönnt. Und nun ist das Chaos der Maximen entfesselt: »Verlangen Sie überall ... Schönheit ist Reichtum, Schönheit ist Macht ... Verblüffend rasch heilt ... Das Entzücken der Frau ist ... Fort mit den Hosenträgern!.. Geben Sie eine Krone ... Wer probt, der lobt ... Überzeugen Sie sich ... Haben Sie schon Kinderwäsche? ... Jeder Firmling wünscht ... Weltberühmte prämiierte

Olmützer Quargel . . . Das ist's, was Sie brauchen . . . Ihr Magen verdaut schlecht . . . Wollen Sie stark und gesund werden? . . . Reizend schön wird jede Dame . . . So sehe ich in einem meiner Korsetts mit rationeller Front aus, ohne dasselbe zu fühlen . . . Das Geheimnis des Erfolges . . . So sicher wie 2×1=2 . . . Ein wahrer Schatz . . . Der weiße Rabe spricht . . . Rasiere dich im Dunkeln! . . . Wenn eine Mutter nicht in der Lage ist . . . Gratis 10.000 Kronen . . . Wanzen und Insekten jeder Art . . . Musik erfreut des Menschen Herz . . .« Ja, sie will mir den Schlaf bringen und lockt zu erotischem Traum. Es erklingt das Lied: «Ich liebe die Eine, die Feine, die Kleine . . . Aber ich bin genarrt, denn es handelt sich bloß um eine Pastille. Was tanzt dort in der Luft? »Ich bin ein Gummihandschuh! Kennen Sie mich noch nicht, gnädige Frau?« Romulus und Remus erscheinen unter einem Regenschirm. Wie? Ist die Gründung Roms wegen ungünstiger Witterung abgesagt? »Ein Verbrechen!« brüllt es — begeht jeder, der nicht . . . Ich habe Fieber. Aber schon stehen ein Hofrat und fünf Ärzte an meinem Lager, die eidlich begutachten . . . »Männerschwäche!« murmelt einer von ihnen verächtlich. «Ein Griff, ein Bett!« antwortet es verständnisinnig. »Trinken Sie Sodawasser . . .« rät ein Unberufener. »Das ist der gute Krondorfer, der fehlt nie auf unserem Tische!« entgegnet es . . . »Trinken Sie Geßlers Altvater!« höre ich und spüre, wie ein Bart mich kitzelt. »Kauen Sie schon Ricci?« fragt ein Kobold. »Wie werde ich energisch?« wimmert einer, dem in diesem Zimmer selbst angst und bang wird. Und ein Alp, der mir auf der Brust kauert, glotzt mich an und hat nur den einen Wunsch: »Wenn ich Sie persönlich sprechen könnte!« . . . Hilfe, Hilfe! Ach, wer ruft dort um Hilfe? Wer rennt mit dem Kopf durch die Wand? Rauft sich das Haar? Verzweifelt und frohlockt wieder, jubelt und klagt, springt herum und bearbeitet das Fenster mit den Fäusten? Oh, es ist einer, der unglücklich ist, weil man ihn seine Kleider nicht beim Gerstl einkaufen läßt, und der schließlich doch seinen Willen durchsetzt. »Ich bring mich um —!« droht er, wenn man ihn hält; »Wa — —s? ists möglich!!!« ruft er, weil er die Preise zu billig findet; »Freiheit der Wahl!« brüllt er und bringt damit auch die Demokratie auf seine Seite, wiewohl es sich sofort

herausstellt, daß er nur die Wahl der Stoffe meint. Und nun tobt alles durcheinander, ich unterscheide die Branchen nicht mehr, hundert Fratzen tauchen auf, hundert Rufe werden laut. Ich verstehe nur noch Ratschläge wie: Koche mit Gas! Wasche mit Luft! Bade zuhause!... Und da das Leben in solcher Fülle mein Schmerzenslager umbrandet und alle Bequemlichkeiten, alle automatischen Wonnen bietet, deren man um diese Stunde nur habhaft werden kann, so merkt ein Waffenhändler, daß ich mich nicht mehr auskenne, und übertönt den Lärm mit der Reklame: Morde dich selbst!

* * *

Adolf Loos*)

Von **Robert Scheu**

»Was kümmert uns Vergangenes!
Unsre Welt ist neuer, größer, wechselvoller unsre Welt,
Frisch und stark ergreifen wir sie, Welt der Arbeit und des Marsches,
Pioniere — Pioniere! —

Walt Whitman

In einem Märchen von Dickens begibt es sich, daß ein Passagier, der in einer fremden Wohnung übernachtet, im Halbtraum von einem alten Lehnstuhl angesprochen wird, der ihm eröffnet: in seinem Polsterzeug sei ein Schatz verborgen. — In Wien trat eines Tages — es war Ende der Neunzigerjahre — ein Mann auf, der Stühle, Kasten, Gläser, tönerne Töpfe, Häuser, Karossen, Türklinken dazu brachte, ihr Grabesschweigen zu brechen und mit silberner Zunge zu sagen, was sie sind und was sie sollen. Das kam dazumal so überraschend, überzeugend und gleichzeitig so lieblich, daß sich die Leute die Augen rieben, und ausriefen: »Das hab' ich mir noch nie

*) Nicht von Professor Viktor Loos, dem bekannten technischen Fachmann, der öfter für die ‚Fackel' geschrieben hat, handelt dieser Aufsatz, sondern im Gegenteil von einem Mitarbeiter der ‚Neuen Freien Presse'. Anm. d. Herausgeb.

gedacht! Aber warum eigentlich nicht? Es ist doch nur die nackte Logik, die Natur der Dinge!« —

Wer war dieser dinghafte Mann, der solchen Zauber aus den gewöhnlichsten Gegenständen herausholte und soviel Glänzend-Selbstverständliches, Kindhaft-Einfaches, Uralt-Neues in so bestrickender Form zu sagen wußte? Ein blutjunger Architekt mit schmalem Windhundkopf englischer Prägung und unschuldsvollen Augen, die alles zum erstenmal zu sehen schienen; der ganze Mann vibrierend wie eine Stahlklinge; ein Österreicher, nein, ein Europäer, nein, ein Amerikaner, nein, ein ganz neuer Typus, ein Kosmopolit und just in Wien, der Gesandte einer neuen klirrenden Zeit: Adolf Loos.

Ihn begrüßte — bei Neutönern ein seltener Fall — allseitig frohes Willkommen.

Was ist seither aus dem Manne geworden? Wurde er der Lichtwark von Österreich? Entwickelte er sich zum Lehrer, Zivilisator im großen Stil? Hat er Städte gebaut? Oder ist er gestorben, verdorben, ins Dunkel zurückgesunken? Hat er sich an großen Aufgaben verblutet oder ist er gar verflacht?

Weder das Eine noch das Andere. Er lebt im Halbdunkel, im Schatten seiner Gedanken, die zu größeren Ehren gekommen sind als er selbst. Dann ist er also seinen eigenen Gedanken nicht gewachsen — müßte man sagen, wenn nicht doch von Zeit zu Zeit, in langen Zwischenräumen ein Bau-Entwurf, ein Interieur, drei, vier gedruckte Seiten aus seiner Feder auftauchten, gerade soviel um zu zeigen, daß er noch besteht in seiner ungebrochenen und unverbrüchlichen kompromißlosen Wesensart. Dann sieht man erstaunt auf und fragt: warum begnügt er sich mit dieser Rolle? Und die Hoffnung flackert auf, daß er doch noch hervorkommen wird aus seinem Versteck ....

Dort sitzt er, heiter und gelassen, und causiert. Ihm zuzuhören ist ein behexendes Vergnügen. Es

fällt niemandem ein, zu reden, wenn er spricht. Sobald er das Wort ergreift, ist unwillkürlich Alles stumm, aber man fühlt sich nicht unterdrückt, sondern behaglich gewiegt, angenehm gesteigert. Was er redet, sind Explosionen des Lichts; man hat die Einbildung, eigentlich selbst zu denken und rätselhaft gescheit zu sein. In seinem unnachahmlichen Ton graziöser Selbstverständlichkeit — worin es kein Pathos, keine Ranküne, keine Bitterkeit gibt — findet er Antwort auf jede Frage, handle es sich nun um englische Weltpolitik, ein Bauwerk, einen Greislerladen oder Richard Dehmel. So tut er schon zehn Jahre lang. Ein öffentlicher Brunnen. Und manche Leute wissen das nur zu gut; sie gehen hin und werden vom Lauschen reich.

Um dem Rätsel dieser freigebigen und noblen Seele auf den Grund zu kommen, griff ich dieser Tage auf die ersten Äußerungen von Adolf Loos zurück, auf jene blendende Serie von ungefähr dreißig Artikeln, welche er anläßlich der Jubiläums-Ausstellung von 1898 in der ‚Neuen Freien Presse' geschrieben hat. Wohl der einzige nachweisbare Fall, daß dieses Blatt einem jungen Echtbegabten, der sich noch nicht anderweitig durchgesetzt, seine Spalten bereitwillig öffnete. Ein schier unbegreiflicher Zufall.

Ich hatte sie als einen nachhaltigen Eindruck in der Erinnerung und dachte: wie wird das sein, wenn du sie wieder aufschlägst? Inzwischen ist das alles Gemeingut geworden und wird die Mumie einer Großtat sein. Das Papier, auf dem es gedruckt steht, ist auch wirklich vergilbt. Aber die Gedanken und ihr Ausdruck sind herrlich wie am ersten Tag. Und sie sind notwendiger als je, weil ein Gestrüpp von Mißverständnissen ihr edles Antlitz entstellt hat.

Die simpelsten Themen, die man sich denken kann: Ledergalanteriewaren, Gebrauchsgeschirr, Röcke, Überzieher. Oder es ist die Rede vom Fuhr-

werk. Kurz von gewerblichen Erzeugnissen, die er an der Hand der Ausstellungsgruppen, von Pavillon zu Pavillon bespricht. Und doch, was für eine spannende Lektüre! Aber nicht Beiwerk und Zierrat machen das. Es wird nicht etwa anläßlich dieser Dinge gegeistreichelt, sondern diese Gegenstände bilden den wahren und eigentlichen Inhalt seiner Betrachtungen. Er spricht wirklich von Hosen und Stiefeln. Ja, sein ganzer Enthusiasmus will nichts anderes, als diesen irdischen und irdenen Dingen, den Krügen, Tischen, Wasserleitungen zu ihrem Rechte verhelfen, für welches er mit derselben Wucht und Beredsamkeit eintritt, wie ein anderer für die Menschenrechte.

Adolf Loos setzt eine Lebensarbeit dafür ein, daß ein Sessel ein Sessel, eine Gabel eine Gabel, ein Haus ein Haus sein soll. Ein Ding soll ein Ding sein. Aus dieser verblüffenden Trivialität, in der nicht eine Spur von Geist ist, baut er monumentale Gedanken. Mit dieser kindhaften Forderung macht er eine Revolution. Der Satz Napoleons bestätigt sich: Alles Geniale ist einfach, das Einfache ist aber schwer.

Man heißt gemeiniglich einen Gedanken tief, wenn er in mystische Regionen, in jenseitige Welten verweist und mit einem Hauch von Transzendenz umweht ist. Nach richtiger Auffassung ist ein Gedanke in dem Maße tief, als er in seiner Anwendung weitere Fruchtbarkeit erweist und fortzeugend neue Reihen von Gedanken und Ergebnissen zutage fördert. Es wird sich zeigen, daß der Loosische Gedanke ein Maximum solcher fortzeugenden Kraft besitzt und ein Kompendium von Ideen ist.

Was Adolf Loos befähigt, im Namen der Industrie-Erzeugnisse das Wort zu ergreifen, das ist: er hat die Seele aller Handwerke im Leibe. Spricht er von Stühlen und Bänken, dann redet er wie ein leibhaftiger Tischler, nein, wie die Seele des Holzes selbst. Die alten Römer hatten für

jedes Gewerbe einen eigenen Gott. Mit all diesen Göttern hat Loos Zwiesprache gehalten. Er ist mit Glas, Stein, Kupfer, Leder innerlich so intim, wie manche kosmische Naturen mit Ebbe und Flut und dem Lauf der Gestirne. In ihm ist der Gewerbegeist wie eine Naturgewalt. Von Loos erfahren wir, daß diese Geräte eben nichts Willkürliches sind, sondern uralter Weisheit geronnene Substanz. Ihm sind die Ansprüche der Materie innerlich so evident, wie dem Dichter seine Gestalten, und ihr Eingehen in die gewerbliche Verarbeitung erscheint ihm als Naturprozeß. Gleichzeitig ist ihm die Geschichte aller Geräte und ihre Rolle in der Kultur so gegenwärtig, daß er beispielsweise in der Lage ist, ein ganzes Zeitalter aus der Beschuhung zu deuten und überraschende Aufschlüsse über die Menschen vergangener Jahrhunderte zu geben. Aber nicht wie ein Gelehrter, sondern wie ein Hellseher.

Handwerk für Handwerk legt er dar, daß ihm unnatürliche Gewalt geschehen ist. Von wem? Von den Fachschulen, von der schönen Linie, von der »Kúnst«. Im Namen der Schönheit und der Kunst ist er dagegen, daß das Handwerk von wesensfremden Zwecken verballhornt werde. Er ist gegen das »Kunsthandwerk«. Fall für Fall weist er nach, wie das Handwerk aus seinem eigenen Fachverstand heraus viel Richtigeres und darum Schöneres schafft als das ganze Kunstgetue. Die Kunst will er isolieren, in ihrem Tempel. Die Andern, die »Modernen« wollen: »das ganze Tagesleben mit Kunst durchdringen«. Nein, sagt Loos, der Handwerker trifft das von sich selbst viel besser! Er wird durch »Kunst« und »Schönheit« nur beirrt. Loos will Ernüchterung des Handwerks. (Ähnlich wie Karl Kraus die »Entliterarisierung der Presse«, mit dem Unterschied allerdings, daß für diesen nur die Literatur, aber nicht die Presse eine Sache ist, während Loos zwei Werte verteidigt, indem er sie voneinander

löst.) Freilich geschieht ihm dabei ein Wunder: ihm wächst eine neue Schönheit in der flachen Hand — die Schönheit des modernen Lebens. Dieser Antipode der Kunstgewerbler berauscht sich an der Nüchternheit. Klassisch führt er den Nachweis, daß jenes ungeheure Mißverständnis — und ein solches liegt vor — jedes einzelne Gewerbe desorientiert und auch materiell geschädigt hat. Der Tischler, sagt er, verträgt keinen Vormund und es wäre die höchste Zeit, wenn man die ungerechtfertigte Kuratel wieder aufhöbe. In humorvoller Weise hat Loos in einem seiner Tischgespräche das Unsinnige der sogenannten Alltagsverschönerung veranschaulicht. Das ist gerade so, sagte er, wie wenn plötzlich einem Musiker einfiele, die Tramwaykondukteure sollen nicht mehr unartikulierte Laute pfeifen, sondern Motive aus Lohengrin und Rheingold.

Loos will die Emanzipation des Handwerks, um es seinen natürlichen Instinkten zu überlassen, welche sich in Jahrhunderten bewährt haben, indem jeweils die richtigen urtümlichen Geräte geschaffen wurden, worin die Erfahrung von Generationen verdichtet ist, so gut wie in den Sprichwörtern. An Messer, Gabel, Teller gibt es nichts zu verbessern und zu künsteln. Soll es Kunst sein, dann seien es Bilder oder Statuen, aber der Urväter Hausrat bleibe unberührt!

Er ist darum nicht etwa konservativ. Sein Widerspruch bezieht sich nur auf die Behelligung der Elementardinge. Aber nichts erscheint ihm abgeschmackter als das Kopieren historischer Formen und Kostüme für solche Bedürfnisse, welchen die Gegenwart ihrerseits die klassische Form vorgeschrieben hat. Denn — so ruft er aus — »unsere Zeit ist schön, so schön, daß ich in keiner anderen leben möchte. Unsere Zeit kleidet sich schön, so schön, daß, wenn ich die Wahl hätte, mir das Gewand irgendeiner Zeit auszuwählen, ich freudig nach meinem eigenen Gewand greifen würde.« Er preist den Fortschritt, der sich in der Abschaffung

der Kleiderordnung ausdrückt und erklärt, als Gradmesser für die Kultur eines Staates könne es gelten: »wieviele seiner Einwohner von dieser freiheitlichen Errungenschaft Gebrauch machen«.

Die Kunst ehrt er als ein Heiligtum, welches er nicht in den Alltag zerren läßt, und wenn es sich wirklich um Kunst handelt, dann gibt es keinen enthusiastischeren Genießer. Scheidung von Kunst und Handwerk, endgiltige Differenzierung im Interesse beider: — das ist seine Lehre.

Urgeschichtlich ist die Kunst aufs Innigste mit praktischen oder religiösen Zwecken — aber allemal mit Zwecken verwachsen. Erst durch einen jahrhundertlangen Prozeß werden die Künste von der Zweckveranstaltung gelöst. So die Tragödie von der religiösen Feier, das Tafelbild von der Architektur. Die Schmiede sind am längsten Kunsthandwerker. Wenn sie Schmuck machen, dürfen sie es auch heute noch sein. Man kann die Frage aufwerfen, ob die Lösung der Kunst aus ihrer ursprünglichen Hülle ein gesunder Prozeß ist, ob die Zweiteilung des Tages in Nüchternheit und Andacht, die Weihung und Beschützung bestimmter Stätten, welche der Kunst vorbehalten sind, nicht eine Zerrissenheit in das Leben bringt und die Gebrochenheit der modernen Persönlichkeit verschuldet. Aber sie ist eine unabwendbare Tendenz der Dinge. Als solche erkennt sie Adolf Loos an, und er zieht seine Konsequenzen mit der ihm eigenen Entschlossenheit und Seelenstärke.

Die Erleuchtung kam ihm in Amerika. Er beberichtet, wie er noch voll von den Schönheitsmißverständnissen, die er in den Kunstschulen eingesogen hat, drüben in den gewerblichen Ausstellungen herumspaziert und die gewissen Verzierungen sucht. Das ist aber ein ganz junges Land, welches eine eiserne Technik resolut und unbekümmert anwendet; das Land, wo man die Bäume im Urwald fällt und quer darüber die Eisenbahnschienen legt. Die mensch-

liche Arbeit spannt ihre Stahlreifen über Abgrund und Wasserfall, zieht Telegraphendrähte durch Prärien. Und es ist schön. Eine blitzende Schönheit, ein eigenartiges Zusammenprallen höchster technischer Ökonomie mit der grünen, wilden Erde, mit einem Wort — Stil. Den herauszuholen wie ein Gesetz — das ist die ganze Aufgabe. Vorhanden ist dieser Stil aber freilich nur in seinen Elementen; deren Vergeistigung und Einschmelzung in den Globus eines menschlichen Kopfs muß erst geleistet werden. Weil wir ahnen, daß sich in Adolf Loos ein solcher Prozeß vollzogen hat, darum stellen wir ihn so hoch, wie es seinen sichtbaren Leistungen kaum entspricht. Er hat drüben einen Stil erraten, den das Land selbst noch lange nicht besitzt. Amerika ist hinter Amerika zurück wie unsere Zeit hinter unserer Zeit. In New-York wars, wo in einem Laden ein Koffer seine Aufmerksamkeit fasziniert. Ein lederner Kasten, mit kupfernen Reifen beschlagen. Am nächsten Morgen überläuft ihn die Erinnerung: der Koffer gestern — das ist der moderne Stil! Von Stund an splitterts von ihm ab, all das Falsche, Verkehrte, Verlehrte — er hat sich entdeckt. Sein Wahlspruch wird: Das Praktische ist schön! Dieser Elementarsatz sprengt ihm die Brautkammer, öffnet ihm die Augen ins Geheimnisland Britannien und Hellas. »Die Griechen arbeiteten nur praktisch, ohne auch nur im Geringsten an die Schönheit zu denken ... Gibt es heute noch Leute, die so wie die Griechen arbeiten? O ja, es sind die Engländer als Volk, die Ingenieure als Stand.«

Die blankeiserne Schönheit der angelsächsischen Industrie, die glatte Fläche wird sein Idol und das Ornament sinkt ihm hinab zur »Tätowierung«. Sein Lebensgedanke steigt herauf: Überwindung des Ornaments! Je weiter wir in der Kultur vorwärts schreiten, desto mehr befreien wir uns vom Ornament. Goldene Tressen sind heute noch ein Attribut der Hörigkeit. Das Bedürfnis zu ornamentieren durch-

schaut er als Indianerstandpunkt. Und was er alles als Ornament entlarvt! Ein fieberhafter Drang kommt über ihn, die Fläche zu säubern, auf daß in ihrer urtümlichen Reinheit erstrahle die Majestät des Materials.

Es wäre unfaßbar, wie aus dieser einfachen Negation eine solche Fülle von Schönheit fließen könnte, wie es bei Loos der Fall ist, wenn nicht große Positivitäten dahinterstünden. Hört man ihn selbst, so hat er in seinem Leben nicht mehr behauptet und nicht mehr geleistet, als die Ausschaltung des Ornaments. Dabei legt er Gewicht auf die nationalökonomische Bedeutung seines Aperçus. Wieviel überflüssige Arbeit erspart wird. »Je mehr ein Volk von seinen Arbeitsstunden auf Schnörkel und Verzierungen verwendet, desto länger müssen die Arbeitstage sein, desto ärmer ist das Volk als Ganzes.« Wer widerspricht?

Die positiven Mächte, die Adolf Loos inspirieren, sind damit gekennzeichnet: Logik—Ökonomie—Zweckgedanke—Material.

Was für eine geistige Rente ihm die Logik abwirft! Wenn andere Menschen der Welt mit Logik beizukommen suchen, so ist das Resultat Kahlheit und Armut. Bei Loos ist sie der Schlüssel zu einem Wundergarten. Seine Logik ist schöpferisch und voll Überraschungen. Und Ökonomie, sonst die Schutzherrin der Dürftigkeit, erwählt er sich zur Charitin. In ihm zittert das Gewissen der Materie, als deren Hüter und Wächter er sich fühlt. Er gehört zu den Naturen, die sich für Kohle und Marmor der ganzen Erde verantwortlich fühlen. Die Weltordnung will es, daß höchste Ökonomie mitunter auch höchste Schönheit ist — in der Kunst allemal. Solche Menschen, welche für ihre Person oft nichts verlangen und wie die Kinder in den Tag hineinleben, gehen bis zur Grausamkeit, wenn sie gegenständlich arbeiten und einem konkreten Zweck sein gebührendes Material zumessen.

Bleibt freilich noch immer ein irrationaler Rest in Adolf Loos jenseits von Logik und Ökonomie, der uns sein Schöpferisches erklären soll. Der Beweis, daß es vorhanden ist, liegt in seinem zweifachen Können, welches erst seine Theorien bestätigt. Er baut und schreibt — beides schön. Sein Stil gehört zum Erfreulichsten, was ich kenne. Alle Prinzipien, die Loos vertritt: Materialechtheit, Ökonomie, Verschmähen jedweden Ornaments — ist darin in angenehmster Vereinigung verwirklicht. Man zeige mir frischere Farbe, holdere Fröhlichkeit, gediegenere Rasse. Eines Tages überraschte er uns durch die Herausgabe einer Zeitschrift mit dem kecken Untertitel: »Ein Blatt zur Einführung abendländischer Kultur in Österreich, geschrieben von Adolf Loos«. Es erschienen nur zwei Nummern. Aber was gab es da für Einfälle! Wie war das Alles neu! Er führte das Blatt nicht fort...

Einige charakteristische Aussprüche aus seinen Artikeln: »Neben Akademien baue man auch Badeanstalten und nebst Professoren stelle man auch Bademeister an«. — »Die Ehrfurcht vor der Quantität der Arbeit ist der fürchterlichste Feind, den der Gewerbestand besitzt«. — »Der Künstler, der große Architekt fühlt zuerst die Wirkung, die er hervorzubringen gedenkt, und sieht dann mit seinem geistigen Auge die Räume, die er schaffen will«. — »Holz darf mit jeder Farbe angestrichen werden, nur mit einer nicht: der Holzfarbe«. — »Das Prinzip der Bekleidung verbietet, durch einen Farbstoff das darunter befindliche Material nachzuahmen«. — »Die Nationaltracht ist die Verkörperung der Resignation«.

Und genau so, was er baut. Sein Café Museum war eine Tat. Glühlampen: wie bringt er sie an? Auf den Leitungsdrähten. Fertig. Und die American Bar, wie glatt und doch voll rätselhafter Pracht. Seltsam; er predigt Nacktheit, Einfachheit und wenn er es durchführt, entsteht eine feierliche Sinfonie. Den Andern geht es umgekehrt. Die predigen Farbe

und Prunk, und wenn sie etwas machen, ist es Gschnas. Wie neu seine Interieurs waren, dafür zeugten die Kunstzeitschriften: sie wiesen die photographischen Reproduktionen einmütig zurück. »Die wirklich revolutionären Sachen« — erklärt der mündliche Loos — »schauen eben nach nichts aus. Als Goethe schrieb: Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn, — da hat niemand etwas Auffallendes daran gefunden und doch war es eine Revolution«. Der Erfolg bekundet sich in der Nachahmung, gelegentlich im kompromittierenden Mißverständnis.

Loos hat nämlich ein Geheimnis, das er in seinen Theorien nicht ausspricht, weil es sich nicht aussprechen läßt. Vielleicht ist es — die Komposition. Beim Zusammenstoß der Materialien, die sich einem Zweckgedanken unterordnen müssen, sind Logik und Ökonomie doch nur dienende Kräfte, aber die Bewältigung des Problems erfordert eine neue, höhere Souveränität, mit einem Wort: Künstlerschaft. Und Loos ist ein produktiver Künstler. Es gibt noch viele Paläste, die Loos nicht gebaut hat ....

Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Kopf in Österreich noch in der Anerkennung beleidigt wird, die man ihm zollt. Seine Mißversteher sind allesamt Professoren und wohlbestallte Bürger. Er aber gehört zu der Zahl jener, »um die es schade ist.« Diese Menschenklasse gibt es eigentlich nur in Österreich; hierzulande ist jeder überragende Mensch eine Verlegenheit. Warum gibt es in Österreich so viele »steckengebliebene Talente«? Weil die Gesellschaft selbst noch nicht die primitivsten Funktionen erfüllt. Es gibt hierzulande eigentlich überhaupt noch keine Gesellschaft; nämlich keinen sozialen Organismus, in welchem jede Art von Begabung und Energie die ihr entsprechenden, sich selbst anbietenden Aufgaben vorfindet. An den schöpferischen Menschen tritt kein Entdecker, kein Auftraggeber,

ja nicht einmal ein Milieu heran. Nie fühlst du die Gewalt einer lebendigen Welle unter deinem Boot. Alles ist Ruderarbeit. Das Talent findet keine Voraussetzungen, es ist allemal so, als müßte die Menschheit erst frisch erfunden werden. Die einzige Begabung, welche die Gesellschaft noch halbwegs zu würdigen und zu beschäftigen weiß, ist die der starken Apperzeptionisten, der quantitativen Wisser. Konzeptive Menschen fallen ins Bodenlose.

Man vergleiche damit etwa England, wo jede noch so feine Abstufung des Talents ihre korrespondierende Staffel im gesellschaftlichen und ökonomischen Aufbau der Nation vorfindet; wo das Individuum seiner natürlichen Plazierung automatisch zugetrieben wird; wo es wirklich etwas zu tun gibt, und jeder Einzelne in die adäquate Nachfrage sozusagen hineingeboren wird ....

Was geschieht aber bei uns mit jenen, deren großzügige Veranlagung sich nicht in kleiner Betriebsamkeit zu rühren vermag und nur um bedeutender Dinge langsam und zögernd sich regt? Was macht man mit einem, der eine ganze Farbe im europäischen Spektrum repräsentiert? Der die Ruskin, Morris, Vandevelde desavouiert, einen Lichtwark durch elementares Denken überragt; in dessen Kopf sich die moderne — die noch nicht moderne Welt rundet; der seine Rechte nicht geltend macht und sich niemals angetragen hat; der seine Gedanken wie Gemeingut auf die Straße wirft! Es ist für einen Europäer eben ein verdammt teurer Sport, in Österreich zu leben.....

Mir ist Adolf Loos aber noch mehr. Was er schreibt und redet und baut, erscheint mir nur wie eine vorläufige Äußerung, wie die Botschaft eines schlummernden Frühlings. Woher nähme er sonst diese schmetternde Bejahung des modernen Lebens? diesen Lerchenklang eines Walt Whitman? — —

Als der Herr die Welt erschaffen, da folgten

ihm, wie ein anderer Dichter singt, in gedrängtem Ringe die Geister. Auf das Gebot des Allgewaltigen: »schwöret, meinen Willen nur zu tuen«, jubelten die Lichten: »dir zu dienen sind wir da!« Die Dämonen der Finsternis knirschten: »ja.« — Und wiederum, wie schon so manchesmal, soll die Welt aus dem Chaos geschaffen werden, die moderne. Und wiederum scheiden sich die Geister in solche, die sich freudig hingeben und in die andern, die nur murrend der höheren Macht gehorchen. Zur Schar der Willigen und Sanften gehört Adolf Loos. Über den Karl Kraus, dem freudig Verneinenden, in einem Gespräch das Wort von den Lippen sprang, er sei einer, »der diese Welt bekämpft, um sie zu dieser Welt zu machen«.

Aphorismen*)

Von **Karl Kraus**

Eifersucht ist ein Hundegebell, das die Diebe anlockt.

*

Es gibt Männer, die man mit jeder Frau betrügen könnte.

*

Meinungen sind kontagiös, der Gedanke ist ein Miasma.

*

Es war eine Zeit des Liberalismus, der Makart das äußere Gepräge gab. Damals hatten auch die Wucherer ein malerisches Aussehen und glichen somit aufs Haar den Künstlern von heute.

* * *

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Notizen und Glossen

Ein Politiker schreibt mir:

Wie kann der Soldat auch im Frieden Mut beweisen? fragte einmal ein Oberleutnant einen Infanteristen in der Schule. Durch Insubordination, war die überraschende Antwort. — Und wie kann ein Politiker, ein Schriftsteller, ein Geschäftsmann, überhaupt ein Mensch heute noch zeigen, daß er ein Held ist? Indem er der ‚Neuen Freien Presse' auf Grund des § 19 eine Berichtigung einsendet. Ohne gerade gezwungen zu sein, wagt man das nicht so leicht. Und wenn es die Umstände durchaus erfordern, so hilft man sich, indem man um Gotteswillen die Zitierung des § 19 des Preßgesetzes irgendwie vermeidet und schon gar das verhaßte Wort »Berichtigung« umgeht. Statt dessen fand ein von Unwahrheit Betroffener einstmals das ingeniöse Wort »Klarstellung«. Ich schlage als Briefsteller für Berichtigungen etwa das folgende Schema vor: »Hochgeehrte Redaktion! Durch ein unliebsames, ganz auf meiner Seite liegendes Versehen haben sich die Ereignisse, welche Gegenstand Ihres hochgesch. Berichtes sind, etwas anders zugetragen, als sie die Pflicht hätten, und es ergibt sich daher eine ganz nichtssagende Differenz zwischen Ihrer Darstellung und der Wirklichkeit. Gesetzt den Fall, für den ich ergebenst um Entschuldigung bitte, letztere habe sich so und so gestaltet, ersuche ich untertänigst, in einer unverfänglichen und für Ihr gesch. Blatt nicht verletzenden Weise hievon Notiz zu nehmen. Etwa unter dem Titel: Phantasien eines Beteiligten. Oder: Gratulation zum 60. Geburtstag des Herrn Moriz Benedikt. In Hinkunft werde ich mich bemühen, zu derartigen Differenzen keinen Anlaß zu geben, und bei Todesfällen, Katastrophen oder auch freudigen Ereignissen bei der Redaktion vorher anfragen. Ich bitte diese Berichtigung meinen Urenkeln zu verzeihen. Für meine Enkel wage ich diese Nachsicht nicht zu erbitten.« Angesichts der geschilderten Berichtigungsfurcht muß man es nun als Zeichen eines beginnenden Heroenzeitalters betrachten, daß dieser Tage meherere lebendige deutsche Abgeordnete sich entschlossen haben, der ‚Neuen Freien Presse' eine wirkliche, waschechte Berichtigung ins Haus zu schicken und sogar den § 19 ungeniert beim Namen zu nennen. Das kam so. Die ‚Neue Freie Presse'

hatte berichtet, daß im deutschen Vollzugsausschuß »die Mißstimmung über das Verhalten der Christlichsozialen zum Ausdruck kam, die, ohne sich vorher mit den deutschfreiheitlichen Parteien ins Einvernehmen zu setzen, auf eigene Faust zu der gestrigen gewaltsamen Taktik griffen«. Es war natürlich nur die Mißstimmung des Herrn Benedikt, der vor Wut darüber verzehrt wird, daß er seit einiger Zeit in die innere Politik garnichts mehr dreinzureden hat, und der sich wenigstens durch nachträgliche falsche Berichterstattung rächen möchte. Diese erregte nun bei den Deutschfreiheitlichen großes Aufsehen und Ärgernis. Herr Dr. Sylvester bezeichnete die Meldung der ‚Neuen Freien Presse' als unwahr, ebenso Freiherr v. Chiari, Graf Kolowrat, der Abgeordnete Wolf und andere Mitglieder des Vollzugsausschusses. Dieser faßte den einstimmigen Beschluß, die ‚Neue Freie Presse' zur Aufnahme einer scharf gehaltenen Berichtigung zu zwingen. Und so geschah's. Herr Dr. Sylvester sendete eine Berichtigung mit Berufung auf den § 19 des Preßgesetzes. Die ‚Neue Freie Presse' half sich, indem sie einige Zeilen vorausschickte und das Ganze als »Zuschrift des Abgeordneten Sylvester« fett betitelte. Aber auch an den folgenden Tagen regnete es Berichtigungen von allen möglichen Seiten. Leider noch immer nicht genug. Es müßte doch möglich sein, die ‚Neue Freie Presse' zu zwingen, täglich regelmäßig mindestens zwei Druckseiten für Berichtigungen freizuhalten. Nicht alle werden freilich so aufschlußreich sein wie die des deutschen Vollzugsausschusses. Sie zeigt, daß hinter der ‚Neuen Freien Presse' wirklich nichts und niemand steht als die Rotationsmaschine. Was sie freilich nicht hindern wird, nach wie vor im Namen der Deutschen den Mund aufzureißen . . . Und daß die ‚Neue Freie Presse' wirklich das Gehirn der Leser als Spucknapf verwendet, hat sie an demselben Tage noch in anderer Art bewiesen. Im Morgenblatt erscheint ein Leitartikel, in welchem Dr. Kramarz als der abgetakeltste Politiker beschrieben wird, der in Fetzen, als ein Bettler vor dem Hause erscheint. An demselben Tage ist die große Sitzung, in welcher Dr. Kramarz als Führer der slavischen Union um ein Haar das Ministerium aus dem Sattel hebt. Nun, darum ist der Leitartikel doch schön gewesen! Quatschitz locuta, causa finita.

Die im letzten Hefte veröffentlichte »Geschichte in Briefen« wird hiemit fortgesetzt.

Alt-Rahlstedt, 28. Mai 1909.

Dank, lieber Herr Kraus, für Ihren ausgezeichneten Brief, den ich dem Herrn gleich sandte. Er hat mir noch nicht geantwortet. Ich benachrichtige Sie dann. Ihr Liliencron.

Berlin, 7. Juni 1909.

Sehr geehrter Herr!

Wir bitten um freundliche Nachricht, ob wir den in Ihrer Nummer vom 4. Juni enthaltenen Briefwechsel zwischen Herrn Baron von Liliencron, Ihrem werten Verlage und dem ‚Altonaer Tageblatt' abdrucken dürfen und den Bericht über den Erfolg, den wir mit unseren Einforderungen erzielten, daran knüpfen.

Hochachtungsvoll

Verlag ‚Die Feder'
Organ des Allgemeinen Schriftstellervereins.

‚Die Feder' vom 15. Juni 1909 schreibt:

»Mit Erlaubnis des Herausgebers der ‚Fackel' in Wien, Herrn Karl Kraus, geben wir folgenden Artikel der ‚Fackel' wieder:

(folgt der wörtliche Abdruck des Artikels).

Soweit die ‚Fackel'. Wir haben dazu noch zu bemerken:

Nach der Auskunft des Herrn Kraus und im Auftrage des Herrn Baron von Liliencron forderten wir die fünf am Eingang des Briefwechsels bezeichneten Blätter zur Zahlung von je 12 M Nachdruckshonorar auf; die ‚Frankfurter Zeitung', ‚Hamburger Nachrichten' und der ‚Hannoversche Kourier' zahlten den liquidierten Betrag anstandslos, das ‚Altonaer Tageblatt' führte zuerst 6 M an den Autor direkt ab und zahlte erst auf unsere erneute Reklamation hin die weiteren 6 M nach, die ‚Nordwestdeutsche Morgenzeitung' erbot sich sofort zu einer Zahlung von 10 Pf. pro Zeile, zahlte aber, als die Höhe der Forderung unter Hinweis auf die Kartell-Statuten aufrecht erhalten wurde, garnichts.«

Der Allgemeine Schriftstellerverein wird wissen, was er in diesem Fall zu tun hat, er wird sich aber hoffentlich auch für alle jene Fälle interessieren, die der Verlag der ‚Fackel' nicht selbst feststellen konnte. Die eingelaufenen Zeitungsausschnitte sind bis auf jene fünf, deren Beweiskraft der Verlag der ‚Fackel' dem Autor zugänglich gemacht hat, leider vernichtet worden. Es mögen an die vier Dutzend gewesen sein. Dieser Einlauf spricht dafür, daß das Gedicht in mehreren hundert deutschen Blättern abgedruckt wurde. Der Allgemeine Schriftstellerverein wird hoffentlich den Vorschlag der ‚Fackel' befolgen, einfach sämtliche reichsdeutschen

Tagesblätter zur Bezahlung des Nachdruckshonorars aufzufordern. Es ist völlig ausgeschlossen, daß es ein deutsches Provinzblatt gibt, in welchem das Gedicht nicht erschienen ist. Sollte das Projekt aus irgendwelchen Gründen nicht durchführbar sein, so bleibt nichts übrig, als die Gefälligkeit der Verehrer des Dichters anzurufen. Sie mögen in allen Städten die Nummer der Zeitung feststellen, in der zwischen dem 12. und 20. April das Gedicht erschienen ist, und das Ergebnis ihrer Untersuchung dem Allgemeinen Schriftstellerverein mitteilen. Daß sich auf diesen Wink freiwillig ein deutscher Zeitungsverlag meldet, steht nicht zu erwarten. Aber es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn der Ruf nicht imstande wäre, irgendwie zum deutschen Publikum zu dringen, einem Autor zu seinem Recht zu verhelfen und jenen parodistischen Effekt herbeizuführen, der die Ökonomie eines deutschen Dichterlebens erhellt: daß dem Dichter des »Poggfred« ein Anakreontisches Liedel Lohn ist, der reichlich lohnet.

*

Da sich gerade in der letzten Zeit die Fälle häufen, in denen mir aus dem inveterierten Glauben, die ‚Fackel' sei ein der Enthüllung, Aufdeckung oder Beleuchtung sogenannter Übelstände gewidmetes Organ, Mitteilungen, Ratschläge oder Warnungen beschert werden, so bleibt mir nichts übrig, als die Bitte um Ruhe zu wiederholen, die ich im Herbst an meine Leser ergehen ließ, zur lachenden Verwunderung jener Publizistik, die stolz darauf ist, die Augendienerin ihres Publikums sein zu dürfen. Aber selbst wenn die ‚Fackel' wirklich den äußeren Notwendigkeiten ihre Gestaltung verdankte, so müßte eine Intervention der an irgendeiner »Affäre« Beteiligten um so nachdrücklicher zurückgewiesen werden, und ohne Rücksicht auf die gute Absicht, in der sie versucht wird. Weil dies immer wieder geschieht, so sei hier ein Brief abgedruckt, den ich durch den Verlag der ‚Fackel' kürzlich absenden ließ und der ohne die geringste Ranküne gegen den Empfänger die prinzipielle Meinung über das Verhältnis zwischen dem Publizisten und den Parteien ausspricht:

Im Auftrage des Herausgebers der ‚Fackel' teilen wir dies als Antwort auf Ihren Brief mit: Er würdigt durchaus die Gründe, welche Sie zu Ihrem Wunsch bestimmen, muß aber das Aussprechen dieses Wunsches als Eingriff in die Sphäre seiner Entschließungen ablehnen, die dem Einflusse keiner privaten oder öffent-

lichen Instanz erreichbar sind. Solche Mahnung, die ebensowenig am Platze ist, wie die Anerkennung des bisherigen »diskreten Benehmens« der ‚Fackel' in der Sie interessierenden Angelegenheit, muß erst recht zurückgewiesen werden, wenn die Entwicklung als ein Erfolg der Intervention gedeutet werden könnte. Geht die Entschließung des Schriftstellers zufällig parallel mit dem privaten Wunsche, sei es, weil die Angelegenheit ihn nicht interessiert, oder weil die Schonung privater Verhältnisse eine Forderung ist, die er selbst nachdrücklich vertritt, so kann es leicht geschehen, daß der Intervenient das Ergebnis seinem Einflusse zuschreibt, während der Schriftsteller trotz diesem Einflusse in freier Entschließung dazu gelangt ist. Es könnte dann nur mit Recht gesagt werden, daß er sich auch von der Gefahr solcher Mißdeutung nicht beeinflussen ließ, das Gegenteil zu tun, und daß er dem Einfluß zu trotz, nicht zu liebe getan hat, was er für richtig hielt. Dies zur Wahrung seines Standpunktes. Ganz überflüssig dünkt es im Speziellen den Herausgeber der ‚Fackel', ihn auf die Grenzen zu verweisen, bis zu denen die Führung einer Angelegenheit ein öffentliches Interesse ist, und störend, ihn in einer Art, die seine Absichten von dem Sensationsinteresse der Tagespresse nicht genügend unterscheidet, auf die Erfordernisse des Taktes aufmerksam zu machen. Daß sowohl die Zumutung wie ihr Ausdruck in bestem Glauben ihren Grund haben, will der Herausgeber der ‚Fackel' nicht verkennen und er ist vor allem bereit, das Mißtrauen des Publikums, welches die Erfahrungen mit der Presse gezeitigt haben, als einen Zustand berechtigter Notwehr gelten zu lassen. In vorzüglicher Hochachtung etc.

*

Womit vertreiben sich Polizeikommissäre die Zeit? Einer war bemüht, ein sechzehnjähriges Dienstmädchen, das seiner Herrin zwölf Zigaretten stibitzt hatte, zur Diebin zu machen. Das Bezirksgericht half ihm bei dem Spaß, die zweite Instanz ließ das Mädel frei. Nicht ohne vorher — denn auch Richter müssen sich die Zeit vertreiben — einen Sachverständigen über den Wert der Zigaretten befragt zu haben. Die Untersuchungshaft — etsch! — hatte der Polizeispaßvogel also doch erreicht, und jenes Plumpsackspiel, das sie »Leumund« nennen und bei dem man unversehens auf den Rücken geschlagen wird, mag sich mit dem Mädchen oft noch aufführen lassen. Was macht man mit solchen verspielten Bengeln? Sie sind erwachsen, sitzen längst in Amt und Würde und geben noch immer keine Ruh. Ein anderer wieder störte die Vorstellung einer »Nackttänzerin«. Er drang in ihre Garderobe, um sich zu überzeugen, ob sie das vorschriftsmäßige Trikot anhabe. Als die Tänzerin mit Recht erwiderte, daß es vielleicht passender sei, sich bei geschlossenem Vorhang auf der Bühne diese Überzeugung zu

verschaffen, sagte der Störenfried — nach der unberichtigten Darstellung eines Tagesblattes —: »Machen Sie keine Geschichten!« und »mit bezeichnender Handbewegung: Heben Sie Ihren Rock auf!« Die Tänzerin tat es, anstatt einen Notzuchtsakt aufnehmen zu lassen. Hierauf sagte der Feinschmecker: »Ich werde morgen wieder kommen. Sie müssen sich das jeden Tag gefallen lassen. Sie dürfen sonst nicht auftreten.« Diese Darstellung der Szene ist, wie gesagt, unberichtigt geblieben, man hat aber auch nicht erfahren, ob die Tänzerin sich endlich zu einem Hinauswurf aufgerafft hat. Und ob es nicht doch vielleicht zu den polizeilichen Befugnissen gehört, Tänzerinnen unter die Röcke zu greifen, weiß man auch nicht. Jedenfalls scheinen den Herrschaften die Tage, da sie noch bei der Riehl sitzen durften, unvergeßlich zu sein. Ich denke aber, es ist die höchste Zeit, daß ein solides Leben begonnen wird. Die Spielerei muß ein Ende haben. Eine, hinter der sie auch her waren, hat sich schon das Leben genommen. Am Ende will es keiner gewesen sein, und greift man einen schon gesetzteren Polizeirat heraus, so weint er. Wir wollen nicht, daß es wieder so weit kommt. Die Mädchenquälerei muß aufhören!

*

Dem Wiener Sensitiven geht es nahe, daß das Maria Theresia-Schlößchen in Döbling in eine Heilanstalt verwandelt wird. Den ganzen Tag, bei der Arbeit, immer wieder fällt es ihm ein: das Maria Theresia-Schlößchen wird ein Spital. Er wird die Vorstellung nicht los, daß in dem schönen Speisesaal des Schlößchens Krankenbetten und Tische mit Flaschen und Instrumenten stehen werden. Am Abend wird sie zur Zwangsvorstellung und er möchte mit jedem Menschen »ein Gespräch über Maria Theresia beginnen«. Aber da würde er für einen Patrioten gehalten werden. Uud das wäre von übel, denn der Wiener Sensitive, der in einem Berliner Börsenblatt die ästhetische Kultur des alten Österreich vertritt, ist daheim Sozialdemokrat und hat allen Grund, sich der Partei, die ihn ohnehin schon wegen seiner anarchistischen Vergangenheit beargwöhnt, nicht auch noch wegen konservativer Gesinnung verdächtig zu machen. Er unterdrückt also in Wien jedes Gespräch über Maria Theresia und begnügt sich damit, den Berliner Börsebesuchern zu versichern, daß es um das Schlößchen schade sei.

Denn es sei »eines von jenen galanten Liebesschlößchen, in denen Kavaliersleute des achtzehnten Jahrhunderts sich versteckten«. Und noch manche andere liebe Erinnerung blüht einem Sozialdemokraten daraus hervor, der sonst verurteilt ist, ein nüchternes Leben unter der Spitzmarke: »Bauet Spitäler!« zu führen. Wie wehmütig wird ihm, wenn er daran denkt, daß hier, wo einst die Kaiserin und »den Lothringer« ein übermütiges Glück verband, nunmehr Kranke geheilt werden sollen. Ach, der Park, der war voll von Verstecken und von undurchdringlichen Hecken und nur zwei kannten den Weg. Hier in dem weißen Speisesaal saß sie »mit dem Lothringer-Franzl« ganz allein. In späteren Jahren mußte noch — du liebe Zeit! — »der spitzenbehängte Kinderwagen hereingeschoben werden«. Wäre die ‚Arbeiter-Zeitung' damals erschienen, so wäre zweifellos die Mühe statistisch berechnet worden, die die Proletarierinnen an die Herstellung des Spitzenvorhangs für den Hofkinderwagen hatten wenden müssen. Heute dürfen ihre Mitarbeiter wenigstens im Ausland auch ein wenig die ästhetische Kultur in Anschlag bringen, die solch ein Prunkstück gekostet hat. Bei Wertheim, denken freilich die Leserinnen, ist derselbe Effekt für 1 M 50 zu haben. Aber das macht nichts, das bourgeoise Berlin W und der Wiener Sozialdemokrat finden sich in einer tiefempfundenen Trauer über den Wandel der Zeiten. So'n richtjen feinen Wiener Ästheten hat sich da Mosse zujelegt! Ach hör' mal, Wanda, wie stimmungsvoll: Maria Theresia war lieber im Döblinger Schlössel als in Schönbrunn. Denn hier, sieh mal, war »immer der Kaunitz« dabei oder der französische Botschafter »oder die Tante Anna Immaculata«. Nee, was die Österreicher für Namen haben! Im Schlössel aber, denk mal, »da setzte sie einfach den Kammerdiener vom Franzl ans Klavier und nahm ihren Mann und tanzte«. Da war auch nicht die Fürstin Liechtenstein zu fürchten, »mit der Franzl immer speanzelte«. Ich lach' mich krank — speanzelte! Aber sieh mal, die Sache scheint wirklich nicht zum Lachen. Der große Saal wird nun »mit Linoleum belegt werden«, und es wird »auf den breiten, heiter gewundenen Stiegen ein bißchen nach Chloroform riechen« — ach, diese netten empfindsamen Wiener — und »wo das Himmelbett der Kaiserin stand«, wird der Primarius schlafen. Ist das nicht traurig? Dieses liebe theresianische Altwien geht kaput! Du hör mal, das wird Lautenburg oder Sami Fischer,

die doch auch aus Budapest sind, nahe gehen. Und die stillen Gassen der Wiener Vorstadt — Wanda, denkste noch, wie sie Grillparzer und Salten beschreiben? Was sagst du? Dieser letzte Wiener Aristokrat, den jetzt Mosse gewonnen hat und der in seiner nachdenklich lieben, ein wenig Ferdinand Saarischen Art die Verwandlung eines Schlössels in ein Krankenhaus beklagt, ist ein Genosse? Ich lach' mich krank! Bauet Spitäler!

*

Der Bartsch kommt fast in allen Flüssen, Seen und Teichen des geistigen Europa vor. Er laicht im Frühjahr. Seine Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß. Sein Fleisch ist derb und schmackhaft. Als Heimatkünstler gedeiht er besonders in dem Wasser, das auf die Steyrermühle getrieben wird. Heimatkünstler interessieren mich nicht. Aber wenn sie sich untereinander zu entdecken anfangen, so werde ich aufmerksam. Herr Rudolf Hans Bartsch sendet dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' ein Gedicht, das ein junger Böhmerwälder Student verfaßt hat. Herr Pötzl glaubt pünktlich, »daß der Jüngling besonderes Zeug in sich habe«. Das Gedichtchen verdiene »zweifellos die Veröffentlichung, da es ein ergreifendes lyrisches Momentbild ist«. Herr Pötzl will aber »mit dem Namen des Autors noch zurückhalten«. Herr Pötzl hat recht. »Erste Würfe«, sagt er, »gelingen oft, dann folgt die Enttäuschung«. Kenner von Lyrik sind sogar imstande, diese Entwicklung zu antizipieren. Die Herren Pötzl und Bartsch können schon heute davon überzeugt sein, daß der junge Böhmerwälder kein Talent hat. Das Gedicht ist ein Kitsch letzter Sorte, in dem eine sentimentale Handlung die Stimmung macht, aber auch nur deshalb, weil ein »Vöglein« auf eine kleine Gruft sieht. Herr Pötzl sollte seinem alten Mißtrauen gegen neue Talente nicht untreu werden. Und Herr Bartsch soll froh sein, daß er selbst entdeckt wurde.

*

Ein Feuilletonist der ‚Neuen Freien Presse' schreibt über den Wandel, den die Meinung des Wiener Theaterpublikums über Ibsen durchgemacht habe. »Romersholm« wurde im Frühling 1893 ausgelacht — Rennsaison — weiße Pferde: daraus kann ein halbwegs hantiger Feuilletonist schon etwas machen. Aber effektvoll wird das Bild erst, wenn Ibsen selbst dabei ist, in seiner Loge »groß aufsteht«, den Künstlerhut in der Richtung gegen die Jugend

schwenkt und das Theater verläßt. Leider war Ibsen seit jener Woche, in der das Burgtheater die »Kronprätendenten« und das Volkstheater die »Wildente« brachte, seit 1891, nicht in Wien gewesen, »Rosmersholm« machte — mit Nhil und der Sandrock — starken Eindruck, und so stimmt die ganze Sache nicht. Echter ist die Schilderung des Eindruckes von heute. Und vor allem geistvoller. Das Publikum lauscht andachtsvoll wie in einer Kirche. Die Psychologen hören eine Stecknadel zu Boden fallen.

»Wenn das Stück solcher Art bis zu Ende kommentiert war — so gegen elf — dann kam erst noch der Kampf um die Garderobe, die gleichfalls in einem tragischen Tempo verabfolgt wurde. Garderobefrauen sind assimilationsfähige Wesen, und wenn sie auch das Stück, das drinnen hinter den geschlossenen Türen gespielt wird, nicht kennen und lediglich nach den Hüten und Mänteln beurteilen müssen, die dabei abgegeben werden, so arbeiten sie doch unwillkürlich im Geiste der Autoren. Nach einer Operette reichen sie die Regenschirme munter heraus, bei Ibsen dauert es bedeutend länger. Dennoch warteten die Leute geduldig, bis an sie die Reihe kam, und trotz des oft beängstigenden Gedränges sah man fast lauter stille, gefaßte und verklärte Mienen. Die Garderobefrauen hatten so die beste Gelegenheit, die läuternde Wirkung der großen Dichtung an einem konkreten Beispiel zu erproben. Im übrigen werden sie sich wohl nicht wenig gewundert haben über die plötzliche Langmut ihrer ungeduldigen Wiener, die es sonst mit dem Nachtmahl so eilig haben, und doppelt eilig, wenn sie von einem ernsten Dichter kommen. Operetten dürfen bis tiefer in die Nacht hineln dauern — dazu ist die Nacht ja da — aber bei einem tragischen Dichter sehen es die Leute nicht gerne, wenn er sie über die Sperrstunde hinaus festhalten will.«

Die Feuilletonisten sind sich treu geblieben.

•

Ich gehe fast nie ins Theater, aber als die Berliner da waren, habe ich mich doch entschlossen, einer Vorstellung der »Widerspänstigen« im Burgtheater mit Hartmann als Petrucchio beizuwohnen. Wenn ihn Herr Bassermann einmal spielen sollte, werde ich mir sicher das Vergnügen machen. Ein theaterfremdes Literatentum spielt allsommerlich die dienenden Chargierungskünste, über welche das Burgtheater noch in seinen schlimmsten Zeiten verfügen wird, gegen die schöpferische Kraft aus, die den Schauspieler zum Herrn der Bühne macht. Bezeichnend ist die begeisterte Ahnungslosigkeit, die immer wieder einen Künstler wie Sauer in die Reihe jener geschickten Episodisten stellt, denen es keiner ansieht, daß sie vom Hohepriestertum der nordischen Religion gern zum Striese hinuntersteigen. Gewiß, das Burgtheater ist heute

schlimm daran, es hat sich einschüchtern lassen und verzweifelt an seiner Kultur, die noch in ihrer Geborstenheit wider die neugeborne Pracht des Literaturtheaters zeugt. Es ist auf einen Faust gekommen, der ach! wirklich Philosophie, Juristerei und Medizin studiert hat, also auf der Bühne des Herrn Reinhardt vielleicht glaubhaft wäre. Und es hat sich Herrn Kainz ergeben, dessen Beliebtheit die traurigste Verirrung des Bühnengeschmacks einer versnobten Zeit bedeutet. Herr Kainz auf Reisen: das scheint mir nicht ganz der Unrast des Mitterwurzerschen Dämons nachzugeraten. Ich denke vielmehr an einen Treumann des Burgtheaters, der Launen statt Humors hat und springen kann, wo er spielen sollte. Das Burgtheater läßt sich einen Kontrakt diktieren, der dem Herrn Kainz für vier Monate eine größere Gage zuerkennt, als ein Baumeister für das ganze Jahr bezog, und der der Direktion eben noch die Hoffnung läßt, daß der Tenorist »für eine oder zwei Novitäten sich gewinnen lassen« werde. Nicht der törichte Vergleich mit den Berliner Gastspielern, der Fall Kainz schlägt die Burgtheaterherrlichkeit zu schanden. Im Frühjahr, trösten die Theateroffiziösen, »wird sein Auftreten ein Gegengewicht gegen die zu dieser Zeit stattfindenden Gastspiele der Berliner Ensembles bilden«. Zu solchem Trost prostituiert sich heute das Burgtheater. Dem Publikum kommt der Theatersinn abhanden und alle Werte sinken im Wert, wenn sechs Monate im Jahr die Erwartung des Herrn Kainz auf dem Repertoire steht. Die Freunde der Schauspielkunst haben an Herrn Schlenther nur die eine Bitte: daß er die lange Zeit nicht etwa an Herrn Gregori wende! Er entdecke uns Ernst Hartmann wieder, ein junges Talent, das in der Stille und ohne daß eine Burgtheaterdirektion es merkte, seit Jahrzehnten wächst und heute wieder das Entzücken verbreiten könnte, das sich von seinem Heinrich dem Fünften einer theaterfrohen Zeit einst mitgeteilt hat. Eine sonnige Stelle ist auf den Brettern des Burgtheaters zurückgeblieben, und auf ihr spreizt sich ein anmutloser Heinz, den der zweiundachtzigjährige Falstaff mit dem kleinen Finger an die Wand spielt. An des Prinzen steifleinene Vermummung müssen wir noch weiter glauben. Aber um den königlichsten Heinrich der deutschen Bühne sollte uns ein Burgtheaterdirektor nicht länger betrügen dürfen.

Karl Kraus.

* * *

Juli im Walde

(Cervenec v lese)

Von **J. S. Machar**

Und selig singen über dir die Föhren
(sie tragen Sommersonne in den Zweigen) —
ein dunkler Duft von Blumen, zart und eigen,
zwingt dich ins Gras, die Wunder anzuhören.

Am Boden tot ein Baum; — die Stürme stören
unheilig nachts sein königliches Schweigen —
aus seinen welken Ästen wuchernd steigen
viel thaubeglänzte, purpurfarbne Beeren.

Und eine Spinne zieht die feinen Fallen
von Stamm zu Stamm — ich stehe still und zähle
die Kuckucksrufe, die von ferne schallen —

und geh' ich fort, so trag' ich einen Strauß
von hell und dunklen Blüten mit nach Haus,
und Ruh', und Duft, und Verse in der Seele.

Übersetzt von Felix Grafe

Die schweigenden Ärzte

Von **Karl Kraus**

Ein Gerichtsfall hat das ärztliche Berufsgeheimnis zur Diskussion gestellt, und die journalistischen Berufsschwätzer hatten wieder einmal Gelegenheit, den Kapazitäten die Tür einzurennen. Es war allen Beteiligten sichtlich eine Freude, sich für das Schweigen aussprechen zu können. Daß nicht immer die

Schwatzsucht, sondern auch ein Gewissenszwang das Opfer der Standesehre nahelegt, davon wissen jene nichts, deren Mund jedem Interviewer offen steht und die die Standesehre so hoch halten, daß sie mit freiem Auge nicht mehr wahrnehmbar ist. Aber viel schlimmer als die Warnung vor einer Heirat, zu der sich Tripper und Mitgift verbinden, ist das Gebaren solcher verläßlichen Ärzte, die sich mit jedem Laufburschen der öffentlichen Meinung einlassen und andeutend von den Fällen erzählen, in denen sie das Berufsgeheimnis gewahrt haben.

Da ist vor allem jener vielgenannte Samariter, der den Ruf der Wiener Mehlspeisen in Katania begründet hat. Er tritt entschieden dafür ein, daß die Krankheit ein Geheimnis bleibe, aber er würde sich gewiß nicht zu einer Moral bekehren, die gebietet, daß auch über den Arzt nicht gesprochen werde. Zu weit geht er nicht; man muß doch hin und wieder Gelegenheit haben, sich seiner Diskretion zu rühmen. So zum Beispiel wurde einmal die Rettungsgesellschaft in ein Haus gerufen, wo ein Mann in Ohnmacht und bei einer Frau lag, deren Gatte in einer halben Stunde zurückkehren sollte. »Die Dame bat mich auf den Knien« — ihren eigenen — »den Erkrankten nur rasch fortzuschaffen, da ihr Mann von dessen Anwesenheit nichts erfahren durfte.« Versteht sich. Nach wenigen Minuten war der Kranke transportfähig. »Einige Tage nach dieser Intervention kam der Gatte jener Dame zu mir und sagte, er habe durch das Gerede der Hausparteien erfahren, daß wir in seiner Wohnung erschienen waren. Er verlangte von mir nun Auskunft.« Denn die Freiwillige Rettungsgesellschaft könnte eher unter Diskretion in Sizilien landen und ohne daß eine Zeitung etwas davon erfährt, als daß sie die Aufmerksamkeit der Wiener Nachbarsleute vermeiden könnte. Was tat Herr Charas? »Ich verweigerte ihm die Auskunft mit Berufung auf mein Berufsgeheimnis

und habe damit das Glück einer Ehe erhalten.‹ Hoch klingt das Lied vom braven Mann. Und hätte er nicht nach einigen Jahren einem Reporter die Auskunft erteilt, wir hätten nie erfahren, wie diskret ein Arzt von der Freiwilligen Rettungsgesellschaft sein kann. Der Gatte ging damals beruhigt nachhause, machte dem Gerede der Nachbarsleute durch Berufung auf das Berufsgeheimnis ein Ende, und die letzten Zuckungen der Eifersucht beschwichtigte die Gattin selbst mit dem plausiblen Einwand, daß das Erscheinen der Rettungsgesellschaft ein Tratsch der Nachbarn sei und die Diskretion der Ärzte ein Beweis für das Nichterscheinen. So lebten die Eheleute in Frieden dahin, bis eines Tages im ‚Neuen Wiener Journal' die Erinnerung des Herrn Charas an jenes Abenteuer zu lesen war, bei dem die Charitas der Venus aus der Patsche half. Namen waren — bis auf den des Retters — nicht genannt. Aber da die Nachbarsleute noch leben und auf das ‚Neue Wiener Journal' abonniert sind, so machten sie den Ehemann auf den interessanten Artikel aufmerksam und fragten ihn, ob der Fall nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem von damals habe, als das ärztliche Berufsgeheimnis sie beinahe um den Ruf gebracht hätte, wahrheitsliebende Nachbarsleute zu sein. Eine abermalige Anfrage des Ehemannes bei Herrn Charas prallte abermals an der Berufung auf das Berufsgeheimnis ab, und abermals war es gelungen, das Glück einer Ehe zu erhalten . . .

Man glaubt immer, daß es nur die Pflicht des Arztes sei, zu heilen. Der wahre Philantrop verteilt Maccaroni an die Nebenmenschen, und erhält nicht nur das Glück der Lebenden, sondern auch die Ehre der Toten. Was bliebe der ärztlichen Kunst noch zu tun übrig, wenn einer ohnehin schon tot ist? Der Arzt kann sich damit begnügen, die Rechnung einzuschicken; er kann aber auch noch ein übriges tun, nämlich die Ehre des Verstorbenen retten. Eines

Falles, in dem es ihm gelang, rühmt sich der Chefarzt der Freiwilligen Rettungsgesellschaft. Diese sei einmal in die Josefstadt gerufen worden. »Wir fanden da in der Wohnung einer Halbweltdame eine bekannte Persönlichkeit tot auf. Da mir bekannt war, daß der Mann verheiratet war, ordnete ich seine sofortige Abtransportierung durch unseren Wagen an — obwohl wir zum Leichentransport nicht verpflichtet sind — und überführte ihn in die nächste Leichenkammer mit der Motivierung, daß er erst im Wagen gestorben ist. Ich habe dadurch die Ehre eines Toten gerettet, der Witwe aber eine häßliche Erinnerung erspart«. Hätte das ‚Neue Wiener Journal' von der Sache früher erfahren, so hätte es vielleicht nicht versäumt, die Wohnung der Halbweltdame zu beschreiben und zu melden, daß dort u. a. die bekannte Persönlichkeit anwesend war. Aus der Schilderung des Herrn Charas aber spricht ein tiefes diskretes Verständnis für die Peinlichkeit der Situation, in der sich eine bekannte Persönlichkeit befindet, wenn sie in der Wohnung einer Halbweltdame stirbt. Die Rettungsgesellschaft ist zwar zur Hilfe in dieser Lage nicht verpflichtet, aber der Humanität sind keine Grenzen gesteckt. Was ein rechter Samariter ist, sagt sich in solchem Fall, daß es da nichts gibt als fortschaffen und schweigen, bis einst ein Reporter kommt und sich die interessantesten Fälle erzählen läßt, in denen man geschwiegen hat. Die Halbweltdame schweigt länger. Sie ist nicht einmal an die Witwe der bekannten Persönlichkeit herangetreten, um ihr eine häßliche Erinnerung anzubieten. Und wenn die Witwe nicht glücklicherweise Abonnentin des ‚Neuen Wiener Journals' wäre, hätte sie bis heute von der Sache nichts erfahren. So aber hat sie wenigstens den Argwohn, der ihr auch durch eine direkte Anfrage bei der Rettungsgesellschaft nicht genommen werden kann, wiewohl man dort bekanntlich mit Berufung auf das Berufsgeheimnis die Auskunft verweigert.

Wie unberufen wichtig diese Schweigepflicht des Arztes ist, beweist uns ein anderer Samariter, nämlich der Direktor jenes Wiener Sanatoriums, in welchem die Kapazitäten ihre Finanzoperationen ausführen. »Ein Beispiel. Ich habe in meinem Institut einen an Krebs erkrankten Kaufmann liegen. Ein Geschäftsfreund von ihm erkundigt sich bei mir über den Zustand und die Art der Krankheit. Würde ich in diesem Falle die Wahrheit sagen, dann wäre die nächste Folge, daß dieser jenem den Kredit entzieht. Ich hätte also durch die Preisgabe des Berufsgeheimnisses die Existenz eines Menschen untergraben, vielleicht sogar vernichtet. Es kann doch der Fall sein, daß der Mann noch zehn oder mehr Jahre am Leben bleibt und nach wie vor kreditfähig ist.« Goldene Worte eines Samariters! Die Anständigkeit ist immer etwas, das der Begründung durch ökonomische Rücksichten bedarf. Nicht zu schweigen gilt es, nicht die selbstsüchtige Neugier des Geschäftsfreundes zurückzuweisen, sondern die Kreditfähigkeit des Patienten zu erhalten. Daß die ärztliche Kunst, soweit sie sich in Sanatorien betätigt, vor allem darauf ihr Augenmerk richten muß, versteht sich von selbst. Ihre Sorge um die wirtschaftliche Wohlfahrt der den besseren Ständen angehörenden Krebskranken gehört zu ihren vornehmsten Aufgaben. Und wie wichtig überhaupt die Erhaltung der Kreditfähigkeit ist, wenn es sich darum handelt, die Dauer der Behandlung festzustellen, weiß man. Es kann der Fall sein, daß einer zehn und mehr Jahre behandelt wird und nach wie vor kreditfähig ist. Hier hilft eben die Natur. Patienten, von deren gesunder Anlage ein geschickter Diagnostiker wie Herr Professor Noorden sich mit einem Blick überzeugt, werden für die Kürze der ärztlichen Visite durch deren Häufigkeit entschädigt. So erscheint gegenüber der Fülle wohlhabender Patienten, die ein Sanatorium beherbergt — die Klienten des Herrn Pro-

fessors Noorden waren über die ganze Welt zerstreut, ehe sie hier eingesammelt wurden —, doch ein System durchgeführt, durch das weder der Kranke noch der Arzt verkürzt wird; und wenn die zwischen Tür und Angel hingeworfene Frage: »Wie geht's? Etwas besser? Na also, nur essen, tüchtig essen!« mit vierzig Kronen berechnet wird, so mag man die allgemeine Teuerung beklagen, aber niemand wird sein Mitleid an jene verschwenden, die mit einem Luxusartikel nichts anderes einkaufen, als das Bewußtsein, ihn erschwingen zu können. Und wen sollte das Walten einer ökonomischen Nemesis nicht befriedigen, die das Geld, das im Osten des Reiches erwuchert wurde, in jenem großen Zug zum Noorden dahintreibt? Mag die Stadt Frankfurt einen verlorenen Sohn im Namen des Fremdenverkehrs um Rückkehr flehen — Wiens Sorge sei es nur, daß jene Fremden, deren es endlich teilhaft wird, nicht durch eine allzu ausgedehnte ärztliche Behandlung zu Einheimischen werden. Gesund entlassen, kreditfähig empfangen, das sollte eine klinische Regel sein. Kreditentziehung schwächt mehr als Blutverlust, und wir haben es ja aus dem Munde eben jener Autorität gehört, daß zu den günstigen prognostischen Anhaltspunkten bei Zuckerkrankheit »gute äußere Lebensverhältnisse« gehören, während wiederum zu den ungünstigen prognostischen Anhaltspunkten »ungünstige äußere Lebensverhältnisse« zu zählen sind. Die guten Einwirkungen eines Konkurses auf das Allgemeinbefinden sind von der Wissenschaft längst festgestellt, aber immerhin empfiehlt es sich, die Operation vorzunehmen, solange Patient noch im ersten Stadium der Kreditfähigkeit ist. Zur Kampferinjektion ist immer noch Zeit. Nicht immer freilich muß operiert werden. Noorden selbst ist es, der bei hohem Perzentsatz Stoffwechselprolongierungen empfiehlt. Die Voraussetzung ist immer, daß der Patient nicht bei Bewußtsein, aber kreditfähig ist. Manchmal bannt ein

besorgter Blick des Operateurs den Assistenten, der schon die Instrumente mustert. »Was werden wir dem Patienten abnehmen, Herr Kollega?« »Ich denke doch nicht, daß wir amputieren müssen!« »Nein, ich meine —!« »Ach so — ja, das möchte ich diesmal lieber nicht sagen, da der Kranke nämlich mein Bruder ist.« Das sind Zwischenfälle, auf die ein Operateur gefaßt sein muß. Und nicht jeder ist so glücklich, daß ihm für die Schwierigkeiten seines Berufes eine ehrenvolle Entschädigung durch die Malerei zuteil wird, die sich doch hin und wieder von dem Moment begeistern läßt, wie der Chirurg das Messer an die Bauchwunde einer Dame setzt. Noch immer ordinieren die meisten Kapazitäten nicht bildlich, sondern schriftlich, nicht in der Kunstausstellung, sondern in der Lokalchronik der Zeitungen.

Das Berufsgeheimnis wird hier wie dort in ausgesprochener Weise gewahrt. Und es muß sich nicht allemal um wirtschaftliche Dinge handeln, auch die Ehre hat ihre Existenzberechtigung. Es muß nicht immer die Kreditfähigkeit eines alten Juden auf dem Spiel stehen, auch die Heiratsfähigkeit einer jungen Jourbesucherin ist ein Gut, das dem Schutze der Medizin empfohlen ist. Der Sanatoriumsdirektor weiß wieder ein Beispiel. »Vor nicht allzu langer Zeit kam eine junge Dame aus sehr vornehmem Hause zu mir, die mir gestand, daß sie guter Hoffnung sei. Ihre Eltern wüßten aber nichts davon und dürfen auch nichts erfahren. Die Dame brachte im Sanatorium ein Kind zur Welt, ihre Eltern lebten und leben im Glauben, daß sie eines Frauenleidens wegen bei uns operiert wurde. Die junge Dame ist heute die glückliche Gattin eines glücklichen Mannes und kein Mensch hat eine Ahnung von dem, was sich hinter den Mauern dieses Hauses abgespielt hat. In diesem Falle hat die Wahrung des Berufsgeheimnisses das Glück einer

ganzen Familie erhalten und neu aufbauen geholfen. Hätten wir aber die Pflicht gehabt, die Eltern zu verständigen, dann wäre allen geschadet, aber niemand genützt gewesen. Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden.« Der Mann hat nur zu recht. Aber er hat vergessen, zu erwähnen, daß das Schweigen in solchen Fällen auch dem Besitzer des Sanatoriums eine Frucht trägt. Sie wäre noch ergiebiger, wenn man die andere beseitigen könnte. Das verbietet allerdings ein törichtes Gesetz, und noch nie hat sich bekanntlich durch dessen Übertretung der mutigste Gynäkolog (dem sonst in die Hose nicht das Herz fällt) in der Karrière behindern lassen. Immerhin wird die Diskretion über eine Geburt noch immer besser bezahlt als der Verrat einer Fruchtabtreibung. Die jungen Damen aus vornehmem Hause, die in guter Hoffnung und bestem Glauben in das Sanatorium kommen, würden sichs künftig überlegen, wenn die Nachfrage der Eltern die Entbindung vom ärztlichen Berufsgeheimnis bedingte. Es wird ihnen ohnehin nicht angenehm sein, daß von offizieller Seite im ‚Neuen Wiener Journal' für alle Zukunft das harmloseste Frauenleiden als Schwangerschaft verdächtigt wird. Manche Frau, die es sich versagen möchte, dem Reporter ein zartes Geheimnis ins Ohr zu flüstern, das sie ihrem Gatten vorenthalten muß, wird den Weg ins Sanatorium scheuen, wo man sich allzulaut des Schweigens rühmt. Und vor allem wird vielleicht jene junge Dame selbst fortan unter dem Argwohn der Eltern und des glücklichen Mannes zu leiden haben; denn sie konnte zwar die Existenz ihres Kindes verheimlichen, aber das ‚Neue Wiener Journal' kommt ins Haus, und eines Tages erkennt sie, daß der Aufenthalt im Sanatorium nicht ohne Folgen geblieben ist. So hat die ärztliche Diskretion wieder einmal das Glück einer Ehe, nein, das Glück einer ganzen Familie erhalten, nein, mehr als das: neu auf-

bauen geholfen. »Darum möge auch in Zukunft an der Schweigepflicht festgehalten werden«, nein, mehr als das: die Ärztekammer schreite endlich gegen jene ein, die nicht geneigt sind, sie auf den Verkehr mit Reportern auszudehnen.

Nimmt dieser überhand, so besteht die Gefahr, daß die ärztliche Diskretion zu einer sozialen Kalamität erwachse. Durch die Aufhebung der Schweigepflicht könnte der Gesunde vor dem Kranken geschützt werden, die Ruhmredigkeit der Diskretion gibt nur den Kranken preis. Ob die Medizin sich dazu hergeben soll, das Glück einer bürgerlichen Ehe, die durch Einheirat des Trippers zustande kommt, zu erhalten, ist wenigstens eine prinzipielle Frage. Aber die Vergiftung der Humanität durch die Reklame, die Verwendung ethischer Ideale in einem unethischen Betrieb, das Geschwätz über Diskretion sind erledigte Standpunkte. In Berlin sind die angetrauten Männer der Wissenschaft jüngst überführt worden, daß sie, um der vielstrapazierten Dame Kunden zu verschaffen, Zutreiber in ihrem Dienst hielten. Bei uns gehen sie selbst auf die Gasse und scheuen sich nicht, zwischen Lokalreportern und Feuilletonisten ihre Ware anzubieten. Wer besser kurieren kann, das soll sich in freier Konkurrenz erweisen, und wer besser schweigen kann, der beweist es durch die lautere Stimme. Eine Kupplerin, die einmal gefragt wurde, ob sie auch diskret sei, rief entrüstet: »Ich? Glauben Sie, daß ich sonst eine so noble Kundschaft hätte? Erst gestern war der Graf Matsch von Rückenmark bei mir! Wissen Sie, der die Tochter vom alten Lustgewinn geheiratet hat! Morgen kommt er selbst. Nu, die war auch keine Jungfrau mehr. Das ist doch die, welche die Geschichte im Sanatorium gehabt hat! Lieber Herr, wenn unsereins nicht schweigen möchte . . .«

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Die Fackel

Nr. 285—86 27. Juli 1909 XI. Jahr

Die chinesische Mauer

Von **Karl Kraus**

Ein Mord ist geschehen und die Menschheit möchte um Hilfe rufen. Sie kann es nicht. Sie, die Lärmvolle, immer bereit, mit dem stärksten Schrei den kleinsten Stoß zu rächen, sie, die sich das Maß der Schöpfung dünkt und nur der Mißton ist in der Musik der Sphären, schweigt. Aber wir hören dieses Schweigen, es gellt über Länder und Meere, und wo immer es losbrach, antwortet ihm ein Echo, so stumm wie der Ruf, der einen Mord verkündet. Der Mund der Welt steht offen und aus den Augen starrt die Ahnung, daß sich das Größte begeben hat. Ringsum ist alles gelb. Wie der Tag, an dem der alte Gott sein Gericht hält. Gelb wie eine Chinesenhand und rot wie das Blut einer Christin. Die Hand hat sie gewürgt, daß sie nicht schreien konnte. Die Hand hält uns alle am Hals und läßt uns nicht mehr los. Ist es das Ende einer Moral, die die Fessel als Schmuck trug? Nun hat sie ein gelbes Halsband, das ihr den Atem nimmt. Sie, die nicht beten konnte, ohne zu huren. Sie, die nicht huren konnte, ohne zu beten! Die die Sünde profaniert hat durch die Reue, die Lust versüßt hat durch die Qual. Sie, die in jenem unerforschlichen Trugschluß, der 500 nach Confucius in die Welt gesetzt wurde, ein ewiges Sterben ertrug und um hellerer Hoffnung willen die dunkle Erfüllung in Kauf nahm. Sie, deren

Leben Todesangst war und Furcht vor dem Leben. Da geschah es ihr, daß sie, nicht wissend, wo ihre Pflicht und wo ihre Lust sei, gewarnt und verführt, auf dem Wege, wo Herzklopfen die Tür der Freude öffnet, in den Opiumnebel geriet, der lichtere Seligkeit als selbst der Weihrauch ihr verhieß. Da geschah es ihr, daß sie an die gelbe Hand stieß, die sie karessierte, würgte und in den Koffer packte. Die Knie durch Stricke unter das Kinn gezogen, das Gesicht mit ungelöschtem Kalk beworfen — so kam sie aus dem blauen Himmelbett in den Koffer . . . Und nun riecht es in der Welt nach Verwesung.

Es ist das größte Ereignis, das die moralische Menschheit erlebt hat, seitdem ihr das Ereignis der Moral widerfuhr. Dazwischen lagen Taten oder Zufälle, Entschlüsse des Geistes und Widerrufe der Natur. Siege und Verluste einer erdenstolzen Technik, die durch ein Achselzucken der Erde erst zum Problem erhoben wird. Hier aber hat die himmelsichere Ethik ihr Messina erlebt. Hier ist alles problematisch geworden, was sich seit zwei Jahrtausenden von selbst versteht. Auf einem Krater, den wir erloschen wähnten, haben wir unsere Hütten gebaut, mit der Natur in einer menschlichen Sprache geredet, und weil wir die ihre nicht verstanden, geglaubt, sie rühre sich nicht mehr. Sie aber hat durch all die Zeit ihre heißen Feste gefeiert und an unserer gottseligen Sicherheit ihren Erdenbrand genährt. Wir haben die Sexualität für verjährt gehalten; wir haben die Konvention getroffen, von ihr nicht mehr zu sprechen. Die angetraute Metze Natur, in sozialer Bindung gezähmt, schien nur so viel Wärme zu spenden, als unserm Behagen unentbehrlich war, und was sie sonst an Feuer hatte, reichte hin, unsere Suppe zu kochen. Da kommen wir ihr darauf, daß sie all die Zeit ihre Wonne nicht unserm Wahn geopfert, nein, unsern Wahn ihrer Wonne dienstbar

gemacht hat. Da entdecken wir, daß unser Verbot ihr Vorschub, unser Geheimnis ihre Gelegenheit, unsere Scham ihr Sporn, unsere Gefahr ihr Genuß, unsere Hut ihre Hülle, unser Gebet ihre Brunst war. Was es an Hemmungen der Lust in der Welt gibt, wurde zur Hilfe, und die gefesselte Liebe liebte die Fessel, die geschlagene den Schmerz, die beschmutzte den Schmutz. Die Rache des verbannten Eros war der Zauber, allen Verlust in Gewinn zu wandeln. Schön ist häßlich, häßlich schön und was den wachen Sinnen ein Abscheu ist, lockt sie in die Betäubung der Wollust. Die Prinzen des Lebens konnten es nicht fassen. Aber die Prinzessinnen lagen bei den Kutschern, weil es Kutscher waren und weil es die Prinzen nicht fassen konnten. Was immer an Greueln der Liebe widerstrebt, besiegte sie und suchte sie auf, um es zu besiegen. Zucht ist ein Pfand der Unzucht, Hoheit die Bürgschaft des Falls. Warnung weckt Wunsch; Entfernung nähert. Der ausgehungerte Eros, dessen Geschmack sublimiert werden sollte, ist nicht wählerischer geworden, aber kriegerischer. Er wählt, was man ihm vorenthält. »Laßt uns ein Lied der Liebe singen! Die Liebe wird uns noch alle zugrunde richten. O Kupido, Kupido, Kupido!« So ging eine Griechenwelt unter. Die christliche ließ kein Lied der Liebe singen, erkannte deren antisozialen Charakter und machte aus ihm ein Genußmittel. Die christliche Liebe konvertiert alles, selbst den Glauben. Der getaufte Eros liebt nicht alles, aber er nimmt mit allem vorlieb. Nichts ist ihm unerreichbar. Er sagt, daß er die Nächstenliebe sei, und weidet sich an verwundeten Kriegern. Er rettet gefallene Mädchen und bekehrt ungläubige Männer. Er ist neugierig und klettert über die chinesische Mauer. Er besucht Opiumhöhlen, um dort zu sagen, wie schön es in den Kirchen sei. Er frißt alles und

läßt sich sogar die Kultur des Weibes schmecken, die täuschende Zubereitung verdorbener Weibnatur. Denn Bildung, sozialer Stolz und Frauenrechte finden im Bett so gut ihren Anwert wie ein gepflegter Körper, und Seele ist erst unter den Fäusten des Kuli ein Hochgenuß . . . Wir haben uns vermessen, an dem heiligen Feuer, das einst den männlichen Geist zu Taten erhitzte, unsere Füße zu wärmen. Nun zündet es uns das Haus an. Das soziale Gebälk, zu seiner Hut und unserm Schutz errichtet, ist willkommener Brennstoff. Wir haben einen Ofen um eine Flamme gebaut. Nun verbrennt sie den Ofen.

»Hast du denn kein Urteil? Hast du denn keine Augen? Verstehst du, was ein Mann ist? Sind denn nicht Geburt, Schönheit, gute Bildung, Redekunst, Mannhaftigkeit, Verstand, Menschenfreundlichkeit, Tapferkeit, Jugend, Freigebigkeit und dergleichen die Spezerei und das Salz, um einen Mann zu würzen?« So fragt ein Shakespearischer Kuppler. Und die Schöne antwortet: »O ja; ein Mengelmuß von einem Mann, und so in der Pastete gehackt und gebacken gibts ein Muß von lauter Mängeln«. Es geht um Troilus, dem sie den Achilles vorzuziehen scheint. Aber sie könnte ihm auch den Thersites vorziehen. Sie braucht nur vor ihm gewarnt zu sein. »Habt ihr Augen?« fragt Hamlet, »die Weide dieses schönen Bergs verlaßt ihr, und mästet euch im Sumpf? . . . Sehn ohne Fühlen, Fühlen ohne Sehn, Ohr ohne Hand und Aug', Geruch ohn' alles, ja nur ein Teilchen eines echten Sinns tappt nimmermehr so zu!« Der Mann vermißt sich, sein Maß unterscheidender Empfindlichkeit an die unteilbare Gewalt der Weibersinne zu legen. Aber das Weib trägt die moralischen und ästhetischen Begriffe, die der Mann ihr spendet, wie jeden andern Schmuck, durch den sie sich begehrlich macht. Der Tragiker, der

Narren und Schelmen die Erkenntnisse zuschieben muß, die eine Lügenwelt sprengen könnten, läßt seinen irren König die Tugend als Köder der Lust entlarven:

Sieh dort die ziere Dame,
Ihr Antlitz weissagt Schnee in ihrem Schoß;
Sie spreizt sich tugendlich und dreht sich weg,
Hört sie die Lust nur nennen:
Und doch sind Iltis nicht und hitz'ge Stute
So geil in ihrer wilden Brunst.
Vom Gürtel nieder sinds Centauren,
Obschon darüber Weib.
Nur bis zum Gürtel eignen sie den Göttern,
Alles darunter ist des Teufels Reich,
Dort ist die Hölle, dort die Finsternis,
Dort ist der Schwefelpfuhl, Gestank, Verwesung ...
Gib mir 'ne Unze Bisam, Apotheker,
Meine Phantasie zu versüßen!

Aber die Phantasie selbst ist Bisam, der den männlichen Verstand versüßt und ohne den er es nicht zu Ende denken kann, daß das Weib aus dem Schwefelpfuhl sich die göttergleiche Schönheit holt. Wer solche Vorstellung nicht dem eigenen erotischen Leben einzugliedern vermag, zerschellt den Kopf an diesem Rätsel einer englisch-teuflischen Verbindung, und dem nüchternen Untersucher zerfällt sie in ihre Teile. Die christliche Ethik ringt verzweifelt die Hände, daß es ihr nicht gelingt, die Schönheit, soweit sie dem Leben unentbehrlich ist, durch seelischen Zuspruch zu erhalten. Die große Frage, die offen blieb seit dem Tage, da man der Entsagung auf den Geschmack gekommen ist, mahnt uns, wie uns die Erde mahnt, wenn wir sie durch technische Spiele beruhigt glauben: Wie wird die Welt mit den Weibern fertig? Sie sieht, daß jedes ethische Bemühen flugs das Gegenteil bewirkt, einen seelischen Widerstand, der ein Kuppler der Lust ist. Sie sieht, wie nicht Erziehung die

Fehler des Weibes wettmacht, deren rechte Gruppierung doch die Anmut schafft, sondern wie die Fehler des Weibes in jedem Ensemble die Erziehung aufheben. Sie sieht, wie Neugierde allein imstande ist, die ganze Arbeit der christlichen Kultur am Weibe rückgängig zu machen. Sie siehts und kanns immer wieder nicht glauben. Immer wieder dies Staunen über eine Natur, die zwei Geschlechtern nicht mit demselben Maß von Dürftigkeit zugemessen hat; die das Weib geschaffen hat, dem die Lust nur ein Vorschmack der Lust ist, und den Mann, den sie ermattet. Er fühlts und wills nicht wissen. Er hat tausendmal mit dem Anderen gerungen, der vielleicht nicht lebt, aber dessen Sieg über ihn sicher ist. Nicht weil er bessere Eigenschaften hat, aber weil er der Andere ist, der Spätere, der dem Weib die Lust der Reihe bringt und der als Letzter triumphieren wird. Aber sie wischen es von ihrer Stirn wie einen bösen Traum, und wollen die Ersten sein.

Sie können es nicht glauben. Bis sie die ziere Dame, jene, die mit dem Ruf »shocking« auf die Welt kam, in den Laden des chinesischen Wäschers schleichen sehen. Von keiner Garde als von der Moral und etwa dem Vertrauen des liebenden Gatten begleitet. Er ist der Besitzer; er hat ein Recht, nicht zu wissen, was den weiblichen Sinnen, die er reich versorgt hat, der andere Mann bedeutet. Aber wenn er vollends ahnte, wie sie der andere Mann der anderen Rasse beherrscht! Eine Vorstellung, die wie ein Wurm am Gehirn fräße, wenn sie je über die Schwelle dieses Selbstbewußtseins kriechen könnte, wird in dem Wäscherladen von Chinatown täglich hundertmal zur Wirklichkeit. Der Stinkteufel, an dem die weiße Seele erst ihrer Gottähnlichkeit inne wird, hat sich mühelos mit der Frau vergnügt, um die die weiße Seele so oft ver-

schmachtet. Die Schwierigkeit der Verständigung erleichtert den Verkehr zwischen Krämer und Kundin; der Chinese ist ein Muster der Pflichterfüllung. Auch als Kellner stellt er seinen Mann. Seine Teufelsküche hält alle Leckerbissen feil, ja taktvoll geht er selbst auf den Wunsch ein, sich zum Christentum bekehren zu lassen, wenn eine Feinschmeckerin auf das Hors d'Oeuvre der ethischen Absicht schon nicht verzichten will. Und aus dem großen Lustbad, das der schmutzigste Winkel der Weltstadt vorstellt, steigen täglich treue Gattinnen und unschuldige Töchter in erneuter Schönheit zum Standard ihrer sozialen Ehre empor. Manchmal bleibt eine und verträumt ihr Leben im Opium, die andere wird einen europäischen Grafen heiraten — den meisten färbt das Glück die Wangen rot, die honeste Langweile ihres Tags um eine Stunde zu betrügen. Was wissen Gatten und Väter davon? Eine starb. Vielleicht, daß ein Prostituierter sein Herz an sie verlor und eifersüchtig wurde; vielleicht hat er sie nicht aus Leid, sondern aus Lust gemordet; vielleicht hat ihre Weigerung, sich prostituieren zu lassen, ihrem Leben den kürzeren Prozeß gemacht. Der Mordfall ist eine Unregelmäßigkeit; er zeigte uns die Einrichtung und beweist nichts gegen sie. Elsie Siegls Tod ruft die moralische Welt in Waffen, aber was er enthüllt, zwingt sie, die Waffen zu strecken. Sie müßte sie gegen ihre Weiber wenden, um aller Enttäuschung ein für allemal Herr zu sein. Wie sollte sie anders dieser fürchterlichen Bundesgenossenschaft der weißen Frau und der andern Rasse, dem Einverständnis verstoßener Naturmächte, ein Ende setzen? Sie könnens nicht fassen und ziehen zur Erklärung vielleicht Magie und Zauberei heran. Wenn sie das Nest leer finden, mag ihre Verzweiflung mit den Worten von Desdemonas Vater rufen:

O Gott! Wie kam sie fort? O Blutsverrat! —
Väter, hinfort traut euern Töchtern nie
Nach äußerlichem Tun! — — — —
O schnöder Dieb! Was ward aus meiner Tochter?
Du hast, verdammter Frevler, sie bezaubert;
Denn alles, was Vernunft hegt, will ich fragen,
Wenn nicht ein magisch Band sie hält gefangen,
Ob eine Jungfrau, zart und schön und glücklich,
So abhold der Vermählung, daß sie floh
Den reichen Jünglings-Adel unsrer Stadt —
Ob sie, ein allgemein Gespött zu werden,
Häuslichem Glück entfloh' an solches Unholds
Pechschwarze Brust, die Grau'n, nicht Lust erregt!
— — — — Ein Mädchen, schüchtern,
Von Geist so still und sanft, daß jede Regung
Errötend schwieg — die sollte, trotz Natur
Und Jugend, Vaterland und Stand, und Allem,
Das lieben, was ihr Grauen schuf zu sehn? —

Weil sie den Zaubertrank, den die Sinne selbst bereiten, nicht in ihrer Hausapotheke führen, ist Vätern und Gatten die Erscheinung fremd. Man lügt ihnen die weiße Haut voll und wenn nicht der Zufall einen Mord ausriefe, würden sie nie erfahren, welches Kolorit der Geschmack ihrer Liebsten war. Der Ernst des Lebens, dieser lächerliche Verwalter ihres geistigen Inventars, hat ihnen das eheliche Vergnügen nur dort gestattet, wo sie es als eheliche »Pflicht« fatieren können. So bedarf es schon starker Reizungen, um ihr Interesse auf ein Lebensgebiet zu lenken, in dem der Wechsel der Ereignisse sich nur stiller, nicht spärlicher vollzieht als im Kommerz. Die Leiche im Koffer ist bloß die notwendige Sensation, ohne deren Vermittlung für eine geräuschvolle Zeit Erkenntnisse nicht zu haben sind.

Daß Elsie Siegl starb, ist ein Lokalfall, zu dem die Reporter noch Worte finden mögen. Aber daß bei dem Kellner Leon Ling zweitausend Liebesbriefe von Frauen exquisiter Lebenshaltung gefunden wurden, das macht die Klatschmäuler verstummen und gibt dem Ereignis seine kulturbange Größe. Die Presse,

die sich den Kopf der Welt dünkt und nur ihr Schreihals ist, kann uns nicht einmal mit Entrüstung dienen. Kein »Sumpf der Großstadt« ist entdeckt worden; nicht die Fäulnis jener, die die Moral verletzten, ist aufgebrochen, sondern die Fäulnis der Moral. Hier hat die Naturnotwendigkeit des Geschehens über die Lüge der Anschauung das Urteil gesprochen. Amerika macht es nur deutlich; es gibt Entwicklungen und Katastrophen das Maß. John ist unbedenklicher als Hans und hat größere Achtung vor der Genußfähigkeit seiner Frau als der gefühlvolle Vetter, der ihr eine Seele gönnt und sie »mit dem Weltganzen verknüpfen« möchte, wenn ihre Sinne hungrig sind. Blaustrümpfe mögen sich der Überzeugung freuen, daß die freiere Fasson der amerikanischen Frau der Grund ihrer Zügellosigkeit ist und daß der deutsche Mann sicherer wäre, vom Chinesen nicht betrogen zu werden. Aber in allen Städten, in denen dunkle Truppen ihre Zelte aufschlugen, haben sich brave Bürger eines Familienzuwachses erfreut, den sie ihr Leben lang mit mischfarbigem Gefühl besahen. Der Eindruck, den die andere Rasse im plastischen Ton des andern Geschlechts, in der immer formwilligen Sexualität des Weibes erzeugt, ist so mächtig, daß es leiblicher Vermischung nicht bedarf, um auf einen lichten Stamm ein dunkles Reis zu pfropfen. Die rohe Riesenstatue eines Chinesen, um die sich ein Ringelspiel dreht, könnte zur Erklärung ausreichen, warum mancher Wiener Schusterbub mit Schlitzaugen auf die Welt kam. Und wenn es nur ein Symbol ist, daß sich die Lust um den Chinesen dreht, so schreckt es am heiligen Sonntag die weißen Männer aus dem Weltprater. Der gigantische Hohn, dessen nur die rachsüchtige Natur fähig ist, hat diesen Anschluß des Weibes an das verachtete Blut befehligt. In dem Wäscherladen von Chinatown wer-

den in einer stummen Stunde alle Menschheitsfragen laut: Geschlecht und Rasse paaren sich zu weltproblematischem Grauen.

Aber der weiße Mann, der seine Frau sucht, entdeckt noch, daß sie ihm die Religion mitgenommen hat, als sie zum Chinesen ging. Die Findigkeit des Eros, mit den gegebenen Mitteln auszukommen, ist unerschöpflich. Wenn die Natur ihr Mütchen an der sozialen Welt kühlt, schont sie keines der im Staate anerkannten Vorurteile, ihr Witz macht fromme Mädchen zu Bettschwestern, und die Mission endet im Bordell. Die Autorität des Gottes Buddha hat nie als Vorwand solcher Spiele gedient. Der Chinese begeht keine Sünde, wenn er sie begeht. Er bedarf der Gewissensskrupel nicht, um in der Lust die Lust zu finden. Er ist rückständig, weil er mit den gedanklichen Schätzen, die ihm Jahrtausende gehäuft haben, noch nicht fertig wurde. Er ist zukunftsfähig und überdauert die Schäden, die in anderen Welten Medizin und Technik zusammenflicken. Er hat keine Nerven, er hat keine Furcht vor Bazillen und ihm kann auch nichts geschehen, wenn er tot ist. Er ist ein Jongleur, der Leben und Liebe spielend mit dem Finger bewältigt, wo der Athlet keuchend seine ganze Person einsetzen muß. Er arbeitet für ein Dutzend Weiße und genießt für hundert. Er hält Genuß und Ethik auseinander und bewahrt dadurch beide vor der Krätze. Von dem, was wir Ausschweifung nennen, kehrt er an Leib und Seele unverändert zu den Normen des Tagwerks zurück, in dem er sich höchstens unterbricht, um eine weiße Lady zu bedienen. Er ist unsentimental und hat nicht jenen Mangel an seelischer Ökonomie, den wir Moral nennen. Er kennt die Pflicht der Nächstenliebe nicht, die da verlangt, daß an einem Strick Zwei sich aufhängen. Er lebt fern einer bresthaften

Ethik, die den Starken schwächt, indem sie ihm den Schutz des Schwachen vorschreibt. Er ist grausam; er begeht Fruchtabtreibung und Kindesmord, wiewohl er sicher ist, daß auch der unerwünschte Sohn des Himmels dem Gotte ähnlicher würde als jener Bankert aus Hysterie und Journalismus, der sich im Okzident unter der Protektion des Gesetzes auswächst. Aber er lebt in der Fülle und hat die Humanität nicht notwendig. Sein Reich umfaßt mehr als ein Viertel der Gesamtbevölkerung der ganzen Erde, seitdem es im letzten Jahrhundert allein einen Zuwachs von neunundneunzig Millionen bekommen hat. Und sie alle haben bloß den Ehrgeiz, Chinesen zu sein und nicht die Affen fremder Eigenart. Während die Japaner an deutschen Universitäten Strafgesetze studieren, sind die Chinesen vollauf damit beschäftigt, sie zu übertreten. Und dieses Volk wahrt und mehrt seine dämonische Lebenskraft durch Verschwendung. Es kennt den Raubbau der Askese nicht und seine Männer haben Lust am Manne wie am Weibe. Den Chinesen, sagt ein Forscher, habe ihre Päderastie so wenig Abbruch getan, daß die Holländer, als sie zum erstenmal nach China kamen, vor Erstaunen über die Volksmengen, die sie überall antrafen, immer nur die Frage laut werden ließen, ob denn die chinesische Mutter zwanzig Kinder auf einmal zur Welt bringe. Die Sündenmoral dezimiert ein Volk mehr als das Zweikindersystem. Sie bringt die Pathologie zur Welt und mit ihr jene geborne Homosexualität, die das erbärmliche Widerspiel der erotischen Vielgestaltigkeit bedeutet. Der Chinese liebt das Weib, er liebt es im Knaben und er würde sich nicht das Recht nehmen lassen, die Züge des gesuchten Frauentypus in einem Katzenkopf zu lieben. Aber er sucht nicht den Mann, zu dem die abendländische Perversität tendiert, die keine erotische Bereicherung ist, sondern eine pathologische Folge der

Verkrüppelung des Geschlechtslebens durch die Moral. Von den Erforschern des männlichen Buhlwesens in China wird die bezeichnende Tatsache angeführt, daß ein junger Schauspieler, der eine anmutige Mandarinin darzustellen hat, »der zierlichste Frauenkopf« genannt wird, »den man in China überhaupt zu Gesicht bekommen könne«. Die chinesische Päderastie sei der öffentlichen Meinung in China »eine Sache, die durchaus nichts Absonderliches vorstellt und der sich jeder unbedenklich hingibt. Man verhält sich zu dieser Art Wollust völlig indifferent und die öffentliche Moral regt sich über sie nicht im Geringsten auf. Weil die Handlung dem, der sie treibt, gefällt und weil der, mit dem sie getrieben wird, damit zufrieden ist, so findet die chinesische Moral hier alles in Ordnung. Das chinesische Gesetz liebt es nicht sehr, sich mit allzu intimen Angelegenheiten zu befassen. Die Päderastie wird sogar als eine Sache des guten Tons, als ein kostspieliger Luxus und ein vornehmer Sport angesehen.« Das Weib ist in China als Ehefrau wie als Hure so unwissend und ungebildet, wie es der wissende und gebildete Mann braucht, der nicht in dem Wahn lebt, die Frau zur ebenbürtigen Partnerin seiner ureigenen Domäne machen zu können, und nicht ihre Notwendigkeiten schmälert, indem er ihr Rechte verleiht. »Da er Verse, Musik und Aussprüche der Philosophen liebt, so verkehrt er, wenn seine Mittel es ihm irgend erlauben, gern in gebildeter männlicher Gesellschaft, wo er gewiß ist, mit literarischen Kenntnissen ausgerüstete und auch zum Beischlaf erbötige junge Männer anzutreffen.« »Priester, Militärpersonen, die Sittenpolizei, Mandarinen, einige Dichter und etliche Kaiser« werden in den wissenschaftlichen Untersuchungen ausdrücklich unter den Praktikern der gleichgeschlechtlichen Liebe angeführt. Die Residenzstadt Peking weise eine Sondereinrichtung,

»eine Truppe von Buhljungen für die möglichen Bedürfnisse des Herrschers« auf; »diese Einrichtung amtlicher Beischläfer des Kaisers soll seit langer Zeit als möglichenfalls erforderlich durch den Minister der Kirchengebräuche getroffen worden sein und demnach eine direkte staatliche Anerkennung und Sanktionierung der Päderastie in sich schließen«. Ganz besonders ausgebreitet ist diese unter den Beamten der chinesischen Sittenpolizei, und bei der Militärbehörde soll sie sich direkten Schutzes erfreuen, weil sich noch kein Vaterlandsretter gefunden hat, der das »erweislich Wahre« in diesen Verhältnissen ausspionierte. Auch würden sie ihre Folter nie dazu mißbrauchen, einem herzkranken Greis die Beichte seiner Jugendsünden zu erpressen. Dem Chinesen geht eben in jedem Belang Lebensweisheit über Kenntnisse. Er ist ein Raumkünstler in der Nußschale des Daseins; er nützt es aus und verstellt sich den Weg nicht durch Überflüssiges. Und stellt sich selbst nicht in den Weg. Von seiner Ersetzlichkeit überzeugt, bewährt er im Transzendenten einen sozialen Sinn, der in der abendländischen Ethik verkleideter Egoismus ist. Er weiß Platz zu machen; seine Nächstenliebe wirkt nicht in räumlicher, sondern in zeitlicher Dimension. Er lebt nicht im Wahn der Individualiät, die sich an der Tatsachenwelt beweist. Er taucht unter im Gewimmel und ist sich selbst so wenig unterscheidbar wie dem fremden Auge. Weil alle gleich sind, können sie der demokratischen Wohltat entbehren. Ihr Gesetz hat schwerere Strafen, weil der Täter schwerer zu finden ist. Ein Zopf entkam: Eine Ratte . . . Das »Verhör des dritten Grades«, das die New-Yorker Polizei anwendet, lockt keinem Volksgenossen ein Geständnis heraus. Die Untersuchung, wer ein Christenmädchen ermordet hat, kann nur das Ergebnis haben: Niemand. Aber die Untersuchung, wer ein Christenmädchen verführt hat, das Ergebnis: Alle!

Und allen wird es ferner gelingen. Die amerikanische Behörde wird in den gelben Bezirken Ordnung machen, und vermehrte Sehnsucht wird die vermehrte Wachsamkeit übertölpeln. Das Geheimnis wird den Reizverlust, den es durch die Publizität erlitten haben könnte, durch den Gewinn an Gefahr reichlich hereinbringen. Und der Schrecken selbst — unseliges Erbe der konvertierten Lust! — zieht an, der blutige Schein verführt, und auf die ferne Welt hat die Entdeckung gewirkt, als ob der Taifun über den Ozean eine erotische Glutwelle geworfen hätte. Und bei dem Gedanken an China, vor dieser zauberhaften Individualität der mongolischen Masse wird jeder weiße Mann zum Hahnrei. Die gelbe Gefahr ist dem Lebensnerv der christlichen Kultur von einer Richtung nahegekommen, in die die Völker Europas nicht ausgelugt haben. Wenn sie ihre heiligsten Güter: die Reinheit der Gattin und die Virginität der Tochter, wahren wollen, mögen sie dazu schauen. Der Chinese legt auf beide nicht den geringsten Wert, aber er wird sie ohne Schwertstreich erobern. Gegen eine Rasse, die ihre Naturnotwendigkeiten nicht mit der Bagage des Gewissens bepackt hat, ist aller Widerstand hoffnungslos. Ein Volk, das sich daheim nicht im Bürgerkrieg der Sitte gegen die Natur zerreiben muß, zieht ungeschwächt ins Feld. Wenn sie kommen, die Weiber werden sich ergeben; und die Männer, die längst Weiber sind, werden sich auch nicht lange sträuben. Eine Nation, die die Virginität verabscheut und ihre neugebornen Töchter durch eine Operation dem künftigen Berufe weiht, ist die legitime Anwärterin des Bereichs einer erledigten Zivilisation. Einer, die beim Fortschritt sich selbst auf die Füße trat, weil sie ohne Moral nicht ausgehen konnte, die Dreadnougths gebaut, aber den Tanz um den Fetisch

einer Jungfernhaut aufgeführt hat. Wilde Völkerschaften, elektrisch beleuchtete Barbaren wird Asien entdecken. Aber es wird großmütig auf jeden Bekehrungsversuch verzichten. Jene, die dem Weib die einzige Mission zuerkennen, vorwandlos der Freude zu dienen, werden den Ungläubigen keine Missionärinnen ins Bett schicken.

Sie werden auf eine Rasse stoßen, deren Völker einander mit Krieg und Nächstenliebe überziehen und nur einig sind in der Verachtung aller, die nicht ihre Gesichtsfarbe haben und eine andere Ausdünstung. Osten und Westen stellen einander den Teufel vor und halten sich die Nase zu. Aber die Chinesen vertragen mehr. Sie finden, daß die anderen — ihre Männer — »einen faden Leichengeruch« ausströmen, und solche Wahrnehmung könnte mehr bedeuten als eine Empfindung der Unlust. Hier lebt etwas in Verwesung, des Erlösers gewärtig, der es vom Leben errettet. Hier siecht eine Lust, deren Arzt die Furcht war und das Leiden. Hier ist etwas bei lebendigem Leib begraben und etwas Totes hält die Grabwacht. Sie werden durch unsere Finsternisse schreiten und den Weg zum Leben nicht verfehlen. Ihre unterirdischen Gänge sind ein Paradies neben den Katakomben, die unsere Liebe sich gemauert hat, seitdem man ihr das Licht nahm. Als die christliche Nacht hereinbrach und die Menschheit auf Zehen zu der Liebe schleichen mußte, da begann sie sich dessen zu schämen, was sie tat. So trat man ihr die Augen aus; da lernte sie die erotische Blindenschrift. So legte man sie in Ketten. Da liebte sie die Musik klirrender Ketten, also die Perversität. Aber sie schämte sich der Gefangenschaft nicht, sondern der Gedanken, auf die sie darin verfiel; nicht der Ketten, aber des Geräusches. Sie hatte sich der Freiheit ihrer sexuellen Natur geschämt und sie schämte sich der

Perversion, welche die Kultur der sexuellen Unfreiheit ist. Sie brannte, und verstellte sich den Notausgang. Und trug Stein um Stein herbei, bis eine Mauer ihr Reich der Mitte umgab, ihr himmlisches Reich. Dieses geschah um 500 nach Confucius. Die große chinesische Mauer der abendländischen Moral schützte das Geschlecht vor jenen, die eindringen wollen, und jene, die eindringen wollen, vor dem Geschlecht. So war der Verkehr zwischen Unschuld und Gier eröffnet, und je mehr Pforten der Lust verschlossen wurden, umso ereignisvoller wurde die Erwartung. Da schlägt die Menschheit an das große Tor und ein Weltgehämmer hebt an, daß die chinesische Mauer ins Wanken gerät. Und das Chaos sei willkommen; denn die Ordnung hat versagt. Eine gelbe Hoffnung färbt den Horizont im Osten, und alle Glocken läuten Sturm. Und überall ein Gewimmel. »Aus dem Rauche des Schlundes kamen Heuschrecken über die Erde und ihnen ward Macht gegeben, wie die Skorpionen auf Erden Macht haben . . . Und hatten Haare wie Weiberhaare, und ihre Zähne waren wie die der Löwen . . . Und ihre Schwänze waren den Schlangen gleich und hatten Häupter und mit diesen schadeten sie . . . Und die Zahl des Heerzuges der Reiterei war zweihundert Millionen. Ich hörte ihre Zahl . . .« Ein Fortinbras naht, auf dem Trümmerfeld der Sünde die Herrschaft anzutreten. »Wo ist dies Schauspiel?« Aber damit lebe, was begraben ist, muß er dem Toten erst den Todesstoß geben. Seine Hand greift nach der Kultur, die ihn durch ihr letztes Augendrehn versöhnen möchte, und würgt sie mit Lust. Kein Entrinnen, die Arbeit geht im Hui — die Knie durch Stricke unter das Kinn gezogen, das Gesicht mit ungelöschtem Kalk beworfen, so verschwand eine Leiche im großen Koffer des Chinesen.

Der Stundenzeiger

Von **Alfred von Winterstein** (Wien)

Ich bin erwacht und seh' den Zeiger wandern
Aut weiß und schwarzem, stillem Zifferblatte.
Der diese lange Nacht durchmessen hatte,
Rückt nun gehorsam weiter mit den andern.

Um Mitternacht ist er zuhöchst gestanden
Und wies zum Himmel mit der feinen Spitze.
Wir sahn aus Allem wie durch eine Ritze
In Klüfte, die des Tags wir niemals fanden.

Der Speer der Stunden schlägt uns tiefe Wunden.
Ach, immer ticketackt dieselbe Frage:
Was hast du denn getan in diesen Stunden? —

Nach dumpfem Schlafe am verträumten Tage
Ward stets ein andrer vager Wunsch erfunden.
Doch ohne Mut zur Bessrung klingt die Klage.

*

Vormittagsarbeit will uns freudig fließen.
Wir eilen mit dem Zeiger um die Wette.
Wann war es nur? Wir lagen einst im Bette.
Wie konnt uns Nichtstun jemals nicht verdrießen?

Und Buch und Werkzeug ließ uns leicht vergessen
Der schlimmen Träume sehr entferntes Raunen.
Uns machen unsere Greisenlaunen staunen.
Wir sind zu viel gelegen und gesessen.

Nun dünkt uns Laufen nur und Armeschwingen
Die höchste Lust; uns holt die Zeit nicht ein.
Begeisternd ist im Wind des Atems Klingen!

Der Zeiger scheint zu stehn im Sonnenschein.
Doch aufwärts kriecht in höhnischem Gelingen,
Der unermüdlich an Geduld wird sein.

*

Der Turmuhr Aug', vom Licht geblendet, leidet;
Schwarzdünner Zeiger blinzelt. Und im Hafen
Mit schattenlosen Segeln Schiffe schlafen,
Da Mensch und Hund die weißen Straßen meidet.

Die tote Sängerin durchs off'ne Fenster
Hört beim Klaviere leidenschaftlich schreien
Der Dichter in des Halbschlafs Träumereien. —
Im Mittagslicht nur spuken die Gespenster.

Der schattenleere Stadtplatz wogt von Licht.
Hoch rückt der Kirchuhrzeiger durch das Schimmern,
Bald mahnt er wieder alle ernst zur Pflicht.

Durch grüne Laden goldne Kringel flimmern
Auf Schläfern, Speis und Trank vergaß man nicht
In Gartenlauben und in kühlen Zimmern.

*

Das Uhrblatt deckt der Spätnachmittagsschatten.
Und abwärts weisend wandert unverdrossen,
Der mitleidsvoll den Arbeitstag geschlossen.
Arm und Gedanke hängen in Ermatten.

Wie ungeduldig blickten auf vom Tische,
Die nun im Hausflur mit den Mädchen plaudern,
Indes die Stiegenschatten bläulich zaudern,
Bei stillern Gartens abendlicher Frische.

Spazierengeht und Briefe schreibt der Eine;
Der spielt mit seinen Kindern. Beide danken,
Besänftigte im weißen Lampenscheine,

Verständ'gem Stundenfortschritt. Fieberkranken
Nur rennt die Zeit mit langem, kurzen Beine.
Endlose Nacht schreckt sie schon in Gedanken.

*

Der Schläfer fühlte, eh er einschlief, leise:
Die Uhren schlagen wie in Kindheitstagen.
Wer wacht, wird bang der Stunden Gang befragen,
Stets am Vorabend einer großen Reise.

Die Reue Hände ringt in Finsternissen.
Der horcht, die Finger müd verliebten Scherzens,
Aufs rasche Klopfen eines Mädchenherzens.
Und wer vergißt nicht ganz die Zeit in Küssen?

Das Zifferblatt glänzt groß und kindlich weiß
Verliebten und die Zeit steht still im Spiegel.
Auch dem, der einsam Bücher liest mit Fleiß.

Ihm löst sich Tiefsinns siebenfaches Siegel.
Jetzt schließt die Uhr den Lauf in schönem Kreis.
Zum nächsten Tag hinüber tragen Flügel!

Josef Schöffel

Von **Robert Scheu**

Motto: Was ist Vernunft? Der Wahnsinn aller. Und was ist Wahnsinn? Die Vernunft des Einen.

Boerne

Die Journalisten großen Stils, welche den Begriff der Zeitung eigentlich rechtfertigen und ins Bedeutende rücken würden, haben meistens Besseres zu tun, als Zeitungen zu schreiben; es ist derselbe Fall

wie mit den hervorragenden Schauspielern, in bezug auf welche Lichtenberg sagt: Leute, die wirklich spielen könnten, haben Besseres zu tun als zu spielen. Der große Journalist — der des Journalisten spottet — ist eigentlich der Mensch, dessen Leben vom Schicksal dazu angelegt ist, sich in Affären zusammenzuballen; der seine Persönlichkeit in eine Reihe von Improvisationen umsetzt, auf welche er ebenso sicher rechnen kann wie der Dramendichter auf seine Stoffe, der Ritter auf seine Abenteuer. Der ideale Journalismus beruht auf der Erscheinung, daß es Naturen gibt, welche mit der politischen, gesellschaftlichen, geistigen Ordnung als Träger höherer Zukunftswerte periodisch in Konflikte geraten, bei deren scheinbar individueller Durchfechtung sie Gesamtinteressen vertreten. Der journalistische Charakter mag außerdem Politiker, Künstler, Religionsstifter sein — wesentlich bleibt, daß er der Formel folgt, sich bei einzelnen Gelegenheiten explosiv zu entladen und sich selbst von Fall zu Fall zu entdecken, ohne vorbestimmte Mission, aber mit der Fähigkeit und dem Willen, überhaupt Missionen anzunehmen, unter der Devise: ein Mann steigt niemals so hoch, als wenn er nicht weiß, wohin er geht. Dazu bedarf es keinen weiteren Programms als der Humanität. Das Wort ist leider verwässert durch den Mißbrauch, den ein blutleerer Liberalismus damit getrieben hat, nicht minder durch den häufig geübten Versuch, Gesinnung an Stelle von Talent zu setzen; wo doch wahre Gesinnung ohne Talent nicht existiert. Aber die virile Humanität hochherziger Kampfnaturen ist und bleibt eine gewaltige Macht auf Erden, unter der, wenn sie im Kriegswagen daherfährt, der Boden zittert.

Man erkennt diese Männer daran, daß sie, ohne bewußtes Programm, einfach kraft ihres Gemütes unversehens mit der Welt zusammenprallen und ohne Zaudern, ohne Schwanken ihre Person in die Sache,

die Sache in ihre Person verwandeln und die Angelegenheit, welche sie vertreten, gleichsam absichtslos im Handumdrehen zu einer grande affaire mit bedeutenden Perspektiven steigern. Ihr typisches Schicksal ist, vereinzelt zu bleiben, gleichsam um der Welt zu zeigen, was ein Einzelner vermag, wenn er nur Mut und Lust hat, seine Persönlichkeit auszuspielen.

Seltsam, daß es so wenige Menschen lockt, dieses Experiment auf sich zu machen! Den Meisten, die eine Regung dazu empfinden, raunt allsogleich eine Stimme zu: warum gerade du? was für eine Wildnis betrittst du? — Wer aber nur ein einzigesmal unerschrocken usque ad finem geht, um den türmen sich alsbald die Schicksale.

Auf diese Betrachtungen hat mich ein Mann geleitet, der nach dem gewöhnlichen Begriff und gewiß auch nach seiner eigenen Überzeugung das gerade Gegenteil eines Journalisten ist, den ich aber als den Multatuli von Österreich anspreche: Josef Schöffel.

Er lebt, und von seinen Denkmälern — Standbild und Obelisk, sonst das Vorrecht der Toten, sind ihm lange schon errichtet — gefällt mir keines so gut, wie sein eigenes lebendiges Haupt, dieses schneereine, kreuzbrave Offiziersgesicht! Er betrachtet sich als verschollen. Wir sind nämlich in dem Lande der unbekümmerten Brache und des forcierten Menschenkonsums, wo man entweder überflüssig oder verbraucht ist.... Für uns aber, die wir Österreichs Köpfe suchen, ist er aktuell.

Sein Leben, von dem Augenblick an, wo es geschichtlich wird, gipfelt in Campagnen. Seine Taten sind Improvisationen, aber notwendige, weil sie kein anderer getan hätte. Ihr Wert besteht fast mehr noch als in der tätlichen Leistung in der Bezeugung der Macht, die einem Einzelnen ohne Partei, Auftrag und Befugnis zu üben möglich ist. Seine Gegenstände

sind nicht gesucht und erklügelt, sondern in schicksalsvoller Verwicklung ihm zugewachsen; sein Leben ist kein Kunstwerk, aber ein prachtvolles Naturprodukt. Auf den Rat seines geistlichen Lehrers widmet er sich, ein Siebzehnjähriger, dem Soldatenstand. Wir schreiben 1849. Man lese in Schöffels Memoiren,*) was die Armee damals gewesen ist. Es gab nur eine Maxime, eine Weisheit, eine einzige Lösung aller Probleme: Prügel. Die Kasernen troffen buchstäblich vom Blut der armen Bursche, die in jahrzehntelangem Dienst gefangen gehalten wurden. Stumpfsinniger Drill, Spießruten, endlose Paraden, die Cholera in Permanenz, Versklavung der Menschen bis zur Bewußtlosigkeit — das ist der Unterbau des lachlustigen guten alten Österreich. Der junge Schöffel ist nicht sobald als »Expropriis-Gemeiner« eingerückt, als er schon zur italienischen Grenze geschoben wird, nicht ohne auf der Strecke in mannigfachen verfaulten Baracken dem Ansturm von Wanzen, Läusen und Skorpionen standzuhalten. In Venetien wird er Zeuge unsagbarer Greuel. Dann von Regiment zu Regiment, in auswärtigen Kriegen, Revolutionen, Räuberverfolgungen, unter tobsüchtigen Hauptleuten und Majoren — einer heißt nicht umsonst Fleischhacker — dient er sich zum Wachtmeister auf. Erste Verwicklung: ein brutaler Vorgesetzter schlägt ihn ohne Grund ins Gesicht. Schöffel entreißt ihm den Degen und zerbricht ihn vor der Front. Das ist der Tod. Nur sehr hohe Protektion vermag es durchzusetzen, daß er für wahnsinnig erklärt wird. Wie so oft, der letzte Ausweg zur Vernunft. Er kommt buchstäblich ins Tollhaus. Eines Tages plötzlich wieder alles vergeben und vergessen. Wir atmen auf, als er, nach Jahren unaussprechlicher Leiden endlich dem Militär entrinnt und ins bürgerliche Leben übertritt.

*) Josef Schöffel, Erinnerungen aus meinem Leben. Jahoda & Siegel, 1905.

Noch einmal erfaßt ihn das Kriegstreiben im Jahre 1866. Als Etappenkommandant auf dem Nordbahnhof erlebt er die Tragödie von Königgrätz, ist er Zeuge, wie der Abgesandte des Kaisers auf einem Separatzug in die ungewisse Nacht hineinfährt, um die verirrte Armee zu suchen. Ganz allein, im Halbschlaf, empfängt er die Verwundeten, die auf den Lowries hereinkommen — die eleganten Damen, die sich als freiwillige Pflegerinnen im Gefolge der Herrschaften herandrängten, hatten sich beizeiten wieder aus dem Staube gemacht. Ein seltsamer Zwischenfall: das zu Proviantzwecken auf dem Frachtenbahnhofe eingelagerte Getreide begann über Nacht zu sprießen und die aufgeschichteten Säcke verwandelten sich in eine grüne Hügellandschaft, gekrönt vom Schnee des ausgetretenen Zuckers! — Schöffel leert den Becher Alt-Österreichs zur Neige ... So — mit schmerzvoll geöffneten Augen tritt er in die Zeit nach 66.

Kaum hat die geistlose Unterdrückung ein wenig nachgelassen, erscheinen auch schon die Harpyen der Freiheit! Es beginnt das liberale Regime, von dessen Glanz uns Schöffel weniger erzählt, als von dem aufblühenden legitimen Raub, der Ära der Bereicherung und der ‚Neuen Freien Presse'. Es gilt, den verschuldeten Staat zu rangieren. Man schritt unter anderem zur Veräußerung alles unbeweglichen Staatsgutes, insbesondere der Domänen und Forste. Schon im Beginn der scheinkonstitutionellen Ära war hiezu ein eigenes »Staatsgüterverschleißbureau« eingerichtet worden. Die sinnlos verschleuderten Güter wurden von frechen Spekulanten mit Millionengewinnen weiter verkauft. Von diesem Bureau ging die Idee aus, den ganzen Wienerwald zu veräußern. Der Finanzminister Becke hatte mit dem Wiener Holzhändler Moriz Hirschl einen Vertrag geschlossen, worin diesem das Monopol des Holzbezuges zu Spott-

preisen übertragen wurde. Die Abholzung war als ein rücksichtsloser Raubbau geplant und teilweise auch schon in Szene gesetzt, als Schöffel, der zur Sache nicht näher stand als tausend andere, sein Quod non erschallen ließ. Die Entwaldung der Erde, welche heute die Presse durch ihren Papierverbrauch im größten Maßstabe besorgt — wie uns die ‚Fackel' zum Bewußtsein brachte — hat seit jeher die Korruption gelockt. Schöffel war kein Forstmann und mußte sich die erforderlichen Kenntnisse für den zu gewärtigenden heißen Kampf erst erarbeiten. Es war gefährlich, hier auch nur in einem Detail Unrecht zu haben. Aber er bewältigte spielend die Materie, für welche ihm der Fachverstand zuwuchs, als ihn das Herz einmal gerufen hatte. Er eröffnete die Campagne im Neuen Wiener Tagblatt — Szeps stellte ihm bereitwillig, solange bis es Geld bekam, das Blatt zur Verfügung —, setzte sie in der ‚Deutschen Zeitung' fort und schrieb zweimal wöchentlich ein ganzes Jahr durch die berühmt gewordenen Artikel in jenem körnigen prägnanten Stil, dem die militärische Herkunft auf der Stirne steht. Die ganze Öffentlichkeit, alle Vertretungskörper sind mächtig aufgewühlt. Schöffel hatte sich einen Gegenstand gewählt, um dessen plastische Symbolik ihn alle Bekämpfer der Korruption in Ewigkeit beneiden müssen: der ganze grünwipflige Wienerwald ist Schöffels nie sterbendes Denkmal. Es war wirklich ein Kampf der Natur gegen die hereinbrechende Verheerung einer geldwirtschaftenden Zeit, der Buchen und Eichen aufrauschende Empörung gegen das schimpfliche Bündnis von Wucher und Bureaukratie. In diesem Kampf, bei dem es sich um nichts Geringeres als um das Klima von Wien handelte, die vielbesungene Erholungsstätte einer ganzen Stadt, stand Schöffel als Publizist allein. Die ‚Neue Freie Presse' erklärte ihn für größenwahnsinnig. Dreißig

Jahre später, als niemand den Bäumen etwas zuleide tat, verlangte sie plötzlich — die Leser der ‚Fackel' erinnern sich daran — ein Schutzgesetz für den Wiener Wald! Nach einem zweijährigen Kampf, in dessen Verlauf Schöffel fünfmal wegen Ehrenbeleidigung, einmal auf Grund des § 300 St.-G. wegen Aufreizung zu Haß und Verachtung angeklagt, schließlich wegen einer Kritik des Gerichtes vor das Schwurgericht gestellt wurde, erfocht Schöffel einen vollen glänzenden Sieg. Der Vertrag mit Moriz Hirschl wurde rückgängig gemacht, die Beamten, welche sich kompromittiert hatten, nach und nach kaltgestellt, freilich nicht ohne neuerliche kräftige Anstöße Schöffels, die fast eine besondere Campagne ausmachten. Schöffel wurde reicher Lohn: Ferdinand Kürnbergers Freundschaft, die ihm bis zu dessen Tode treu blieb.

Schöffel, überdies bedankt durch das Ehrenbürgerrecht von mehr als hundert Gemeinden, wird in den Reichsrat gewählt und lernt die Politik aus der Nähe kennen. Damals wurde vom Ministerium Lasser ein Kredit von 80 Millionen zur Sanierung des durch den Börsenkrach entstandenen Schadens gefordert. Ein Raubzug auf das Volksvermögen, gegen den Schöffel vergebens seine Stimme erhob. Als nach der Okkupation Bosniens und der Herzegowina Ersparungen im Staatshaushalt dringend wurden, schließt er sich jenen an, welche die Einführung des einfachen Landwehrsystems an Stelle des komplizierten Wehrsystems fordern und regt, als dies keinen Anklang findet, die Bildung von Jugendwehren an. Ausgehend von der Tatsache, daß im Kriege die Zahl der Nichtkombattanten nahezu ein Viertel der Armee ausmacht, beantragt er, die Präsenzzeit nach Bildungsgrad und Verwendungszweck bis zum Halbjahr abzustufen, insbesondere die Militärhandwerker, Train-

soldaten u. s. w. von der überflüssigen Dienstzeit zu befreien. Die ergiebigste Verwertung der Volkskraft mit den geringstmöglichen Opfern. Diese Gedanken finden eisige Ablehnung. Heute, nach einem Menschenalter werden diese Dinge als neue Ideen und große Entdeckungen auf die Tagesordnung gestellt, allerdings ohne daß Schöffels dabei gedacht würde. So langsam arbeitet das Gehirn der Völker und so schnell vergißt es.

Glücklicher ist Schöffel dort, wo er unmittelbar verwaltet, wo er sein Können in die Wagschale werfen kann. So als Bürgermeister von Mödling, wo er eine Tätigkeit entfaltet, welche an das Wort des Themistokles erinnert: Gebt mir eine Stadt und ich werde sie schön und blühend machen. Er besitzt die eigentümliche Begabung des Verwaltungsmenschen, bei jedem auftretenden Gegenstand den Anteil, welchen Sache und Mensch, Ding uud Gesetz daran haben, mit einem einzigen durchdringenden Blick zu zerlegen. Eine Straße ist kein lebloses Ding, sondern ein Komplex von menschlichen Verhältnissen, von Technik, Politik, Geschäft, in dem sich niederste und höchste Interessen manchmal labyrinthisch verknäueln. Dasselbe gilt von Häusern, Fluren, Weiden. Diese Fäden durchblicken, auseinanderlösen und neu verknüpfen — heißt verwalten. Das Verwaltungstalent beruht in letzter Linie auf einer leidenschaftlichen Liebe zu den konkreten Dingen, einem Verstand, der nichts Vages duldet, sondern rastlos und restlos den letzten Gegenstand sucht, der den blassen Begriff erst belegt. Hierin liegt vielleicht der Grund, warum der Liberalismus, der eine gewisse Vorliebe für ungedeckte Begriffe, weiterhin für unbedeckte Werte hegt, in der Verwaltung oftmals so schlecht abschneidet. Echte Verwaltungstalente sind geborene Feinde jeglicher Korruption, auch der begrifflichen. Die Verwalter sind übrigens

unter den politischen Menschen ein besonderer Schlag. Sie widmen sich gerne begrenzten Bezirken, am liebsten einer Stadt. Politik hängt mit der Erde zusammen. Es ist aber ein tiefgreifender Unterschied, wie groß die Kalotte ist, die einer umspannt; ob er in Reichen denkt, wie Bismarck, in der Nation wie Gambetta, oder sich mit einer Stadt identifiziert wie etwa Lueger. Die Stadt-Denker sind Liebhaber der Verwaltung und frondieren gelegentlich gegen den Staat. Die Verteidigung des Wiener Waldes war ein Landstadtgedanke.

Schöffel, seit 1882 Landesausschuß, bringt mit sicherem Griff Ordnung in die Straßenwirtschaft des Landes, was keine leichte Sache ist, da auf der einen Seite der Kampf mit dem Staat, auf der andern mit den Schotterlieferanten und deren Gevatterschaften zu führen ist. Hier nistet in den engsten Maschen Mißwirtschaft und Korruption. Wieder eine bedeutende Aufgabe bietet sich Schöffel, als es sich darum handelt, die alte Landplage Vagabondage auszurotten. Wie er da ein verwickeltes, durch Jahrhunderte fortgeschlepptes Übel, dem keine grausame Gewalt, kein Schub und keine Gendarmerie beikommen kann, verwaltungstechnisch löst, indem er die trübe unbestimmte Flut des fahrenden Volkes in ihre Bestandteile zerlegt und nach gewonnener Übersicht geschickt disponiert — darin zeigt sich die Macht eines ordnenden Geistes. Da sind Arbeitscheue, Verbrecher, unglückliche Kinder, arbeitsuchende Handwerksburschen, brave Arbeiter — für das stumpfe Auge ein undifferenzierter Haufe. Er löst sie mit sicherem Griff auseinander und schafft durch ein System von Naturalverpflegsstationen wohltätige Zufluchten und Stützpunkte der Wiederaufrichtung. Er hat nicht die Gesellschaftsordnung gerettet, aber unendlichen Jammer eingedämmt und das Land von arger Plage erleichtert. Die Dankadressen von hundert

Gemeinden bezeugen den durchgreifenden Effekt, die geleistete Wohltat. Wie der Aphorist der Wahrheit oft näher kommt als der systematische Denker, so ist dem Verwaltungsmann öfter vergönnt, Abgerundetes zu schaffen als dem programmatischen Politiker.

Wiederum rein durch persönliches Erleben kommt er zu seiner liebsten Lebensaufgabe: er wird Vater der Waisen. Es ist die Freundschaft mit Josef Hyrtl, die ihn zu diesem Wege geleitet. Die Bekanntschaft vermittelt — ein Totenschädel, den Schöffel in einem verfallenen Gewölbe findet und ob seiner Abnormität dem berühmten Anatomen zum Geschenk macht. Das Unikum inspirierte Hyrtl zur Abfassung einer kleinen Schrift. So kann ein ungewöhnlicher Schädel auch nach dem Tode noch ungewöhnliche Menschen zusammenbringen. In diesem scheinbaren Zufall ist nichts zufällig. Der Mann sieht. Grund genug, mit Sehern zusammenzutreffen. Kürnberger war inzwischen gestorben. Schöffel und Hyrtl werden Freunde und sie, die jeder einzeln für unverträglich gelten, verbinden sich brüderlich und vertragen sich unvergleichlich. Schöffel wird nach dem Tode des Freundes Kurator der Hyrtl-Stiftung und lebt von da ab für die Verwaisten.

Auch in diesem Wirkungskreise erlebt er seine typische Inspiration, wie überall, wohin er tritt. Als die Regierung im Jahre 1894 eine Gesetzesvorlage einbringt, um Teile der Gebarungsüberschüsse der Waisenkassen für Amtsgebäude in Galizien zu verwenden, da hat Schöffel wieder sein Stichwort. Er beweist, daß die vierzehn Millionen Gulden — so gewaltig war die Summe, die sich im Laufe der Zeit aufgestapelt hatte — ausschließlich und allein aus zurückbehaltenen Zinsen von hinterlegten Waisengeldern erwachsen sind und folglich die einzigen rechtmäßigen Anwärter auf dieses Geld die Kinder des Elends selber sind. So rettet er das Vermögen

vor dem Zugriff zahlreicher Unberufener. Im Jahre 1901 beschließt der Reichsrat das Gesetz, womit die Verwendung der Gebarungsüberschüsse der gemeinschaftlichen Waisenkassen für die Pflege und Erziehung armer Waisen bestimmt wird.

Das ist so Einiges aus Schöffels reichem, bewegten, fruchtbaren und trotz harter Stürme eigentlich glücklichem Leben. Ihn begleitet das Geheimnis allen Heldentums: eine prachtvolle Naivität, derzufolge er an alle Dinge herantritt, als wäre er allein auf der Welt: voraussetzungslos. Der Gedanke: wenn das richtig und möglich wäre, hätten es schon andere gedacht und getan, ist der Tod jeder herzhaften Tat. Menschen wie Schöffel sagen: mich triffts, also muß ich es tun. Soldaten des Lebens. Rührend ists, wie der Mann, mitten im dicksten Getriebe der Tagespolitik, das er doch durchschaut, seine helle Unschuld bewahrt und des Staunens kein Ende findet, daß so viel Lüge in der Welt ist. Er staunt über die gebrechlichen Ehrenworte der Minister, über den Schmutz der Parteien, die Verräterei der Presse. Zum Schluß ergreift ihn eine Weltuntergangsstimmung, wie sie etwa Karl Kraus in seiner »Apokalypse« erlebte. Die Enttäuschung über die Entwicklung der Christlichsozialen, auf die Schöffel große Hoffnungen gesetzt zu haben scheint, gibt ihm schließlich den Stoß in das Herz, nach welchem die andere Partei so lange vergeblich gezielt. Politiker von Geblüt finden sich mit den Macchiavellismus besser ab. Schöffel aber bleibt immer ein Mensch und der Mensch ist unter den Menschen ein Outsider.

Schöffel ist das Exemplar eines subjektiven Politikers. Große Staatsgebilde liegen seinem Sinnen fern, wenn er auch durch die Berührung mit Staatsproblemen in interessanter Weise befruchtet wird. Ihm fehlt der Wille zum Kompromiß, die eigentümliche Freude an jener geistigen Arbeit,

welche in der Verschmelzung der Gegensätze und Ausgleichung der Ideen liegt und sich beim Politiker von Beruf als Vergnügen an der Taktik kundgibt. Geborene Politiker schwimmen mit Lust durch die Kompromisse hindurch und listen ihren Lebensgedanken durch eine labyrintische Welt. Sie sind eben »politisch«, wie der Sprachgebrauch sinnvoll sagt, die schmutzige Materie zieht noch die Reinen unter ihnen an, denn sie ist ihr Element. Darum ist Schöffel zwar eine Persönlichkeit, aber keine eigentlich politische, sondern eine, welche die Politik zwingt, sich mit ihr auseinanderzusetzen, ärgerlich oder lächelnd, knirschend oder respektvoll, je nachdem. Immerhin fehlt seinem Leben der durchgreifende konstruktive Zusammenschluß, wie auch seinen Memoiren, welche kein Kunstwerk sind, was sie leicht hätten sein können, aber doch schön sind. Und was tuts? Er steht in der Geschichte als Einer, der stark und beherzt war und sich in den Strudel gestürzt hat, wo er am wildesten brauste, dessen Werke heute noch grünen, und der zurückgekommen ist als ein Unbefleckter. Wohl dem, der ihn nennen darf, ohne zu erröten!

* * *

Aphorismen*)

Von **Karl Kraus**

Was Berlin von Wien auf den ersten Blick unterscheidet, ist die Beobachtung, daß man dort eine täuschende Wirkung mit dem wertlosesten Material erzielt, während hier zum Kitsch nur echtes verwendet wird.

*

Im Liebesleben der Menschen ist eine vollständige Verwirrung eingetreten. Man begegnet Mischformen, von deren Möglichkeit man bisher keine

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Ahnung hatte. Einer Berliner Sadistin soll kürzlich das Wort entfahren sein: Elender Sklave, ich befehle dir, mir sofort eine herunterzuhauen! . . Worauf der betreffende Assessor erschrocken die Flucht ergriffen habe.

*

Schon mancher hat durch seine Nachahmer bewiesen, daß er kein Original ist.

*

Entwicklung ist Zeitvertreib für die Ewigkeit. Ernst ist's ihr nicht damit.

*

Ich habe manchen Gedanken, den ich nicht habe und nicht in Worten fassen könnte, aus der Sprache geschöpft.

*

Der Unsterbliche erlebt die Plage aller Zeiten.

Eine Rede

Der Abgeordnete Adalbert Graf Sternberg hat in der Debatte über das Finanzgesetz die folgende Rede gehalten:

Es kann nicht gleichgültig sein, welche Bedeutung das Ministerium dem Hause einräumt. Der Finanzminister hat das Finanzgesetz nicht etwa auf den Tisch des hohen Hauses gelegt, sondern auf den Tisch der ‚Neuen Freien Presse'. Er hat es dieser Zeitung allein ausgeliefert, so daß sie das Gesetz veröffentlichen konnte, während die anderen Zeitungen es nicht konnten und das Haus das Gesetz erst aus der ‚Neuen Freien Presse' entnehmen konnte. Ein solcher Fall wäre in keinem Lande der Welt möglich und wird sich auch hier hoffentlich nicht wiederholen. Seit Jahrzehnten führen die ganze hohe Bureaukratie und alle einflußreichen Leute in Österreich einen Tanz um die ‚Neue Freie Presse' auf. In der ganzen Welt wird sie als offiziöses österreichisches Organ angesehen, als Organ des Ministeriums des Äußern,

des Ministeriums des Innern, der ganzen Monarchie. Bei allen Botschaften und Konsulaten findet man als einzige österreichische Zeitung die ‚Neue Freie Presse'. Die Botschaften und Gesandtschaften erhalten Pauschalien, um Zeitungen zu halten. Diese Pauschalien werden aber ausschließlich für die ‚Neue Freie Presse' verwendet. Warum? Weil die Regierungen wieder der ‚Neuen Freien Presse' allein ihre Nachrichten ausliefern. Das ist ein für die Auffassung der Politik Österreichs im Auslande ungeheuer schädlicher Circulus vitiosus. Dabei hat die ‚Neue Freie Presse' ihre Hände in allen Dispositionsfonds des In- und Auslandes. Wenn die ‚Neue Freie Presse' die Politik irgend jemandes schützt, tut sie es nicht umsonst. Ein liberaler Stadtvertreter habe dem Redner gesagt: Die ‚Neue Freie Presse' hat unsere Partei umgebracht, denn sie nimmt nicht einmal die Berichte über die liberalen Versammlungen auf, wenn sie nicht dafür gezahlt wird. Ich bin jetzt in der Türkei gewesen. Da hat mir ein türkischer Würdenträger gesagt: Wir Türken sind ein unglückliches Volk; wir müssen der ‚Neuen Freien Presse' sogar doppelt soviel bezahlen als jedes andere Land. Man wird sagen, das sei nicht wahr. Aber man möge nur die Artikel der ‚Neuen Freien Presse' über den gewesenen Sultan lesen. Es gab keinen großartigeren Monarchen, solange er Geld hatte, und es gibt jetzt keinen größeren Schweinehund, weil er kein Geld hat. Solange Graf Goluchowski im Amte war, war er der fleißigste, begabteste Minister der Welt. Kaum war er gestürzt, konnte die ‚Neue Freie Presse' nicht genug über den unheilvollen Mann sprechen. Die ‚Neue Freie Presse' nimmt nicht nur, sie gibt auch Geld. Gibt man einer Korrespondenz eine Nachricht, so kommt ein Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' und zahlt den Betreffenden dafür, daß er die Nachricht keiner anderen Zeitung gibt. Die ‚Neue Freie Presse' kämpft durch Fälschung der Nachrichten, durch Verschweigung. Der Präsident Dr. Pattai wird am besten wissen, daß sein Name nie in der ‚Neuen Freien Presse' gestanden ist, bis zum Augenblick, wo er zum Präsidenten gewählt worden ist. Ihren wirtschaftlichen Teil hat die ‚Neue Freie Presse' so durchgeführt, daß Herr Benedikt an der Börse der steinreichste Mann von Wien geworden ist. Sie hat Tränen darüber vergossen, daß der flüchtige Wucherer Reicher zugrunde gegangen ist, und die Leute beschuldigt, daß sie zu hohe Zinsen von ihm genommen haben, von ihm, der uns alle, als wir jung waren, mit 20 Prozent durch Jahre ausgewuchert und den ganzen Jockeiklub um sein Geld gebracht hat. Als dieses Parlament die erste Sitzung hielt, las man am nächsten Tage in der ‚Neuen Freien Presse': die ganzen Galerien wurden unruhig und alles rief: Wo ist Hock? Wo ist Hock? Kein Mensch hat gewußt, daß ein Hock existiert. Unlängst erschien ein Feuilleton, worin Krumau als der langweiligste Ort erklärt wurde. Da die deutsch-böhmischen Städte aufgebracht waren und das Blatt zurückschickten, erschien ein zweites Feuilleton, worin es hieß, Krumau sei die unterhaltendste Stadt. Seine eigenen

Diener lasse aber das Blatt verhungern. Als der Abg. Dr Soukup hier dem Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' vorwarf, er wuchere mit Menschengeist und Menschenkraft, hat kein einziges Blatt diesen Passus gebracht, nicht einmal die ‚Arbeiter-Zeitung'. Von dem Journalisten Katz in Prag schreibt die ‚Neue Freie Presse' in einem Leitartikel, die Böhmen hätten ihn ums Leben gebracht. Tatsächlich ist er in eine Kloake gesprungen, weil ihn die ‚Neue Freie Presse' hat verhungern lassen. Als Redner nach dem Burenkriege in London war, habe ihn der englische Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse' angepumpt, indem er sagte, er habe nichts zu essen, weil das Blatt ihn nicht zahle. Die Presse habe die Pflicht, objektiv zu berichten, und Redner wundere sich, daß das Ehrengericht der Journalisten Herrn Benedikt nicht schon seiner Ehre enthoben habe .... Die ‚Neue Freie Presse' ist auch die Mutter des Antisemitismus in Österreich. Sie hat durch ihre Christenverfolgung, durch ihren Haß gegen das Christentum, durch ihr niederträchtiges, verleumderisches Vorgehen gegen Dr. Lueger und solche anständigen Leute, die die ‚Neue Freie Presse'-Korruption aus der Stadt hinausgejagt haben, die Leute zur Abwehr des Antichristentums genötigt. Die ‚Neue Freie Presse' hat sogar die Verurteilung des Hilsner auf dem Gewissen, denn sie hat die Geschwornen zu beeinflussen gesucht und die ganze Sache zu einem Politikum gestempelt. Hilsner wäre nie verurteilt worden, wenn die ‚Neue Freie Presse' das Volk nicht gereizt hätte. Man sagt immer, der Kaiser lese die ‚Neue Freie Presse'. Jeder wisse nun, daß der Kaiser, wenn er von einer Unkorrektheit erfahre, erbarmungslos gegen den Schuldigen vorgehe. Statt aber keine Unkorrektheiten zu begehen, haben die Minister bisher immer versucht, die ‚Neue Freie Presse' zum Schweigen zu bewegen, damit der Kaiser keine Unkorrektheiten erfahre. Das hat dahin geführt, daß das Ministerium eine Art Sklaveneinrichtung, ein Gynäzeum des Herrn Benedikt geworden ist. Sogar das Sinken des dynastischen Gefühls in Österreich hat hauptsächlich die ‚Neue Freie Presse' verschuldet, denn wenn jemand für Geld einen Artikel schreibt, den er nicht fühlt, schreibt er ihn so, wie die ‚Neue Freie Presse' über den Kaiser oder die Erzherzoge schreibt. Das übt auf das lesende Publikum die schlechteste Wirkung aus, und heute genügt in Österreich, daß die ‚Neue Freie Presse' jemanden lobt, damit ihn die ganze Bevölkerung haßt. Deshalb möchte Redner dem Verwalter des Dispositionsfonds des allerhöchsten Kaiserhauses raten, die ‚Neue Freie Presse' dafür zu zahlen, daß sie Angriffe erhebe. Denn diese Lobeshymnen der ‚Neuen Freien Presse' haben das Vertrauen und die Liebe zu Thron und Dynastie erschüttert. Die ‚Neue Freie Presse' ist auch die Quelle des Unfriedens. Wenn sich einmal die Slawen mit den Deutschen vertragen wollen, kommt ein Brandartikel der ‚Neuen Freien Presse'. Ein altes Wort wendet sich gegen das Fischen im Trüben und ein griechischer Dichter hat geschrieben, daß, wenn in einem Staatswesen Anarchie ausbricht, der Herrscher immer der schlechteste Falott ist, und dieser Falott ist

in diesem Falle die ‚Neue Freie Presse' . . . . Jeder Mensch weiß, daß die ‚Neue Freie Presse' käuflich ist, und Redner sei überzeugt, daß auch eine Reihe von Abgeordneten schon in die Tasche habe greifen müssen, damit etwas in der ‚Presse' stehe. Da darf es nicht wundernehmen, daß alle hohen Herren, das Ministerium des Äußern, die Regierung einzig und allein unter dem Banne dieses gefährlichen, rachsüchtigen Revolverjournalisten stehen, von dem man wisse, daß er käuflich ist. Wenn heute ein Krieg ausbricht und die Regierung, wie bisher, im vorhinein der ‚Neuen Freien Presse' alles mitteilen wird und die ‚Neue Freie Presse' dann vom Feinde gekauft wird — denn Skrupel und Nationalitätsgefühl hat so ein Benedikt nicht —, so könne man ermessen, welchen Gefahren man entgegengehe, wenn ein solches Gaunerblatt durch ein ganzes System erhalten wird. Wer weiß, wie viel ausländisches Geld schon durch die Fichtegasse gekommen ist, und welches Unheil schon durch solch ausländisches Geld angerichtet wurde, weil sich dieser käufliche Mensch zu jedem Dienst hergibt.

Für solche Majestätsbeleidigung — die gefahrvollste, die es gibt — sind die wahren Patrioten dankbar. Diese Rede hat Hand und Fuß. Die ‚Arbeiter-Zeitung' aber nannte sie »ein schier endloses Geschimpfe über die ‚Neue Freie Presse', das der Präsident offenbar als zum Finanzgesetz gehörig erachtete und das die Zuhörer mit großer Heiterkeit quittierten«. Die sozialdemokratische Hilfe, die dem Börsenblatt geleistet wird, ist freilich weniger heiter. Nicht einmal so heiter wie die Hilfe, welche die ‚Zeit' dem Grafen Sternberg leistet. Diese würdige Gegnerin der ‚Neuen Freien Presse' hat bekanntlich allen Grund, namentlich den Vorwurf der Ausbeutung zu unterstreichen. Sie hat ja schon lange keinen Mitarbeiter verhungern lassen und zahlt ihre Feuilletonhonorare pünktlich, wenn sie geklagt wird. Und weil die ‚Neue Freie Presse' das Monopol der politischen Nachrichten an sich gerissen hat, ist die gewissenhafte ‚Zeit' gezwungen, sie aus Berliner Blättern zu stehlen. Wenn den Grafen Sternberg der Haß der ‚Arbeiter-Zeitung' lehren sollte, daß er eine gute Sache vertritt, so möge er sich durch die Liebe der ‚Zeit' nicht von solcher Überzeugung abbringen lassen. Der Abscheu vor der

‚Neuen Freien Presse‘ ist ein Thema, das in jede parlamentarische Debatte paßt. Und Graf Sternberg verdient sich den Dank aller, denen Humanität und Scham den Anblick ersparen möchte, wie der ehrwürdige Kadaver dieses Reichs von einer Hyäne beraubt wird.

* * *

Glossen

Wilhelm II. regiert bei bengalischer Beleuchtung. Unermüdlich in dem Bestreben, der ‚Woche‘ neue Gruppenbilder zu liefern, hat er jüngst auch den Kanzlerwechsel öffentlich vorgenommen. Leider mußten die Besucher des politischen Freiluftheaters mit einer Pantomime vorlieb nehmen. Denn wenn man am jenseitigen Ufer der Spree stehen soll, um den Kaiser im Schloßgarten regieren zu sehen, so haperts mit der Akustik. Immerhin kam man auf seine Kosten. Das Programm — von der ‚Neuen Freien Presse‘ gleich zweimal reproduziert — gibt die folgende Anleitung zum Verständnis der Handlung:

Eine Viertelstunde lang schreitet der Kaiser allein mit langen Schritten durch die Gartenwege. Es erscheint ein Lakai. Bald darauf betritt Fürst Bülow den Garten; ernst, im schwarzen Rock, den Zylinder in der Hand. Der Kaiser geht ihm entgegen und schüttelt ihm herzlich die Hand. Nebeneinander gehen nun Kaiser und Kanzler in lebhaftem Gespräch. Bisweilen ergreift der Kaiser den Arm des scheidenden Kanzlers. Die Unterredung währt etwa zwanzig Minuten. . . Der Kaiser ist wieder allein. Wenige Minuten später erscheint der neue Mann, Herr v. Bethmann-Hollweg. . . Eine herzliche Begrüßung, dann eine Promenade von mehr als drei Viertelstunden. Lebhaft gestikulierend, spricht der Kaiser zunächst geraume Zeit. Herr v. Bethmann schreitet neben dem Kaiser her und nickt fortwährend zu seinen Äußerungen. Dann vertauschen sich die Rollen: Herr von Bethmann-Hollweg spricht mit temperamentvollen Bewegungen, der Kaiser geht neben ihm her und erwidert gleichfalls in lebhafter Weise. Zum Schlusse schüttelt der Kaiser

dem Staatssekretär lange die Hand und winkt ihm noch freundlich zu, bis seine hohe Gestalt aus dem Garten schwindet. Pause. Dann nahen drei Herren, die Gesandten und Bundesratsbevollmächtigten der anderen drei deutschen Königreiche. Der Kaiser führt die Unterhaltung. Das Gespräch währt fast eine Stunde. Nach ihnen erscheinen Staatssekretär Sydow, Minister Delbrück, Unterstaatssekretär Wermuth und Oberpräsident v. Trott zu Solz. Die Unterredung, die eine knappe halbe Stunde in Anspruch nimmt, wird auf seiten des Kaisers mit noch größerem Temperament geführt als die vorhergegangenen. Der Kaiser führt ununterbrochen das Wort. Er scheint erhitzt, lüftet wiederholt die Mütze, gestikuliert lebhaft und macht mehrfach eine Bewegung mit der Hand, als ob er die Luft durchschneiden wolle. Die vier Herren stehen an der Laube, die Hände auf den Rücken gelegt, und hören zu . . . Um 1 Uhr mittags verläßt der Kaiser den Garten. . . Fürst Bülow verläßt mit tiefernstem Ausdruck die Szene.

Das Publikum applaudiert. Es hat sich überzeugt, daß in dem Stück kein Intrigant vorkommt. Namentlich das charakteristische Mienenspiel des Hauptdarstellers hat allgemein Anklang gefunden. Die Befürchtung, daß faule Reichsäpfel auf die Bühne geworfen werden könnten, hat sich als grundlos erwiesen. Man glaubt, daß nun endlich die schmerzlichste Lücke im Berliner Theaterleben ausgefüllt ist. Dieser Wilhelm ist der Ferdinand Bonn unter der Monarchen. Er wird bei der nächsten Regierungshandlung ein Violinsolo einlegen. Bei ungünstiger Witterung findet der Kanzlerwechsel auf der Terrasse statt.

* * *

Der Jacht »Hohenzollern«, Kronzeugin homosexueller Launen, ist es diesmal erspart geblieben, im Fjord von Moabit zu landen. Aber der charaktervolle Freund des Fürsten Eulenburg beehrt auch in diesem Sommer wieder Norwegens Küste. Ein Paket alter Zeitungsausschnitte kommt mir zufällig in die Hand, die ich selbst einmal — im Sommer 1901 — von einer norwegischen Reise mitgebracht habe. Im ‚Dagblad' von Christiania, einem Regierungsblatte, war am 11. Juli jenes Jahres ein Artikel — »Brutus« gezeichnet — erschienen, der der Redaktion noch wochenlang auf den Fingern brannte. Seine Meinung wurde in Berlin bekannt, weckte Unruhe in der deutschen Presse, Schadenfreude bei dem gegnerischen ‚Öreblad'

und Reue beim ‚Dagblad' selbst, das mit jedem Tag entschiedener die Gemeinschaft mit jenem Brutus ablehnte und ein redaktionelles Versehen beklagte. Trotzdem hätte sich nicht leugnen lassen, daß die Zuschrift der Ausdruck einer vorhandenen Volksstimmung war. Denn man konnte ja nicht annehmen, daß im weiten Norwegen bloß ein einziger grundsätzlich übelwollender Mann dem deutschen Kaiser aufsässig sei. Die Zuschrift lautet in deutscher Übersetzung:

Ein unvermeidlicher Herr

Kaiser Wilhelm regiert das »große Vaterland« nun schon dreizehn Jahre lang und in jedem dieser dreizehn Jahre ist er dazu gekommen, uns einen Besuch abzustatten. Abgesehen von dem schwülen Empfang im Jahre 1890, als Christiania in der Sommerhitze dastand und wir vor lauter Begeisterung auf Brücken und Straßen hinter ihm her jubelten, haben wir diesen jährlichen Besuch durchgehends mit Ruhe hingenommen. Unsere Behörden haben sich zuvorkommend erwiesen, das Telegraphenwesen hat seine Pflicht erfüllt und der Kabel zwischen Odde und dem Kaiserschiff hat klaglos funktioniert. Der Kaiser hat die Höflichkeit erwidert, indem er 1000 Kronen für die Restaurierung des Domes von Drontheim widmete, des Domes, welcher 1888 zur Abhaltung eines Trauergottesdienstes anläßlich des Hinscheidens des alten Kaisers hergeliehen worden war. Die jährlichen 1000 Kronen haben sich als nicht außer Beziehung stehend erwiesen mit jener uns Norwegern wenig zusagenden Verleihung unseres größten nationalen Heiligtums. Könnten wir nicht die Bilanz über Soll und Haben zwischen uns und dem Reisekaiser ziehen? Ich glaube, ja — und überlasse es ehrerbietigst dem ‚Dagblad', den Anfang zu machen. Man lasse alle diese nichtssagenden Telegramme weg, was der Kaiser Tag und Nacht unternommen habe, und verzeichne einfach die drei Ereignisse: die Ankunft, die 1000 Kronen für den Dom, und die Abreise. Wenn wir davon unterrichtet worden sind, dann sind wir befriedigt und werden uns mit größerer Seelenruhe in das Unvermeidliche schicken.

Brutus

Daß etwa Herr Harden der Urheber war, ist nicht anzunehmen. Denn erstens ist Brutus ein ehrenwerter Mann, und zweitens schreibt er einen prägnanten Stil.

* * *

»Wie schon erwähnt, werden diese von einer dem Hause Rothschild näher bekannten Persönlichkeit mitgeteilten Einzelheiten wohl nicht bestätigt, wenn auch — was ja in diesem Falle selbstverständlich ist — von seiten der Familie über die Todes-

ursache ein gewisses Stillschweigen beobachtet wird.« Und an den Verstorbenen selbst kann sich Herr Lippowitz nicht wenden. Der junge Rothschild würde gewiß noch jetzt, da er eine lokale Sensation verursacht hat, einem Reporter jede Auskunft verweigern. Bei Lebzeiten war er nämlich so. Er ist von einer Weltreise zurückgekehrt, um zu sterben. Aber schon auf der Weltreise wollte er von den Reportern nichts wissen. Vielleicht schneidet Herr Lippowitz den Artikel von ‚The San Francisco Call' (22. Mai) aus. Der Vertreter des Blattes hatte den jungen Baron glücklich photographiert, aber er konnte ihn nicht interviewen. Er hatte den Dampfer in der Quarantäne aufgesucht und erfuhr nichts weiter, als daß der Baron in Begleitung eines österreichischen Offiziers reise. »Daß aber der junge Baron auch imstande wäre, auf sich selbst acht zu geben, bewies er bei seinem ersten Zusammentreffen mit der Presse. ‚Sprechen Sie englisch, Baron?' ‚Gewiß, mit meinen Bekannten. Wer sind Sie?' ‚Ich repräsentiere die Presse.' ‚Mit der Presse spreche ich in keiner Sprache.' Sprachs und wandte sich einer Dame zu« ... Ehre seinem Andenken!

* * *

Die liberale Presse hat sich über den Fall des Tiroler Bauern entrüstet, der in die Irrenanstalt gebracht wurde, weil er einen Wiener Wachmann gefragt hatte, wie er hier zu seiner Erbschaft kommen könne. Ein Leser erinnert daran, daß gerade vor einem Jahre ganze Legionen malerischer Intelligenzen über die Ringstraße zogen und die Wiener ihnen zujubelten. Zeitläufte, Zeitläufte! Ob der heurige Tiroler zu Recht oder zu Unrecht den Psychiatern geschmeckt hat, wird nie entschieden werden können. Man müßte die Entwicklung der Psychiatrie abwarten, einer Geheimwissenschaft, die heute nur sichere Schlüsse darauf zuläßt, daß jene, die sich aktiv an ihr beteiligen, geistesgestört sind. Für künftige Fälle empfiehlt sich Abschiebung in die Heimatsgemeinde ohne medizinische Weitläufigkeiten. Ein Tiroler Bauer, der in Wien unzurechnungsfähig erscheint, kann in seiner Heimat ganz normal sein; er paßt zu seiner Landschaft und stört das Bild der Ringstraße. Daß auch in unserem Fall diese Diagnose zutrifft, scheint eine Nachricht zu

beweisen, die soeben aus Tirol gedrungen ist. Der glücklich Heimgekehrte wurde sogleich wegen Wilddiebstahls verhaftet. Nun dürfte seine Verteidigung die Untersuchung seines Geisteszustandes beantragen und sich darauf berufen, daß der Mann acht Tage in Wien in der Irrenanstalt zugebracht hat. Aber die Tiroler Gerichtspsychiater dürften sich dahin aussprechen, daß er zwar in der Irrenanstalt geistesgestört, aber im Momente der Tat zurechnungsfähig war.

* * *

Oder sollte ein Tiroler doch zur Ringstraße passen? In Wien sind ja noch Genreszenen, wie diese möglich: Ein Blinder und ein Lahmer betteln an der Straßenecke. Ein Passant wirft dem Blinden einen Heller in den Hut. Da reißt der Blinde die Augen auf: »Was, nur an Heller?«, und beschimpft den Wohltäter. Dieser holt einen Wachmann, was die Bettler veranlaßt, die Flucht zu ergreifen, bei der der Lahme, um besser vorwärts zu kommen, die Krücke unter den Arm nimmt. Bei uns geschehen also noch die Witze aus den ‚Fliegenden Blättern'. Ebenso veraltet wie der Humor der Begebenheit ist aber auch ihr sittlicher Ernst. Das Paar wurde verhaftet und abgestraft. Dem Herrn, der die Verhaftung herbeiführte, ist nichts passiert. Um eines Hellers wert zu sein, muß einer den Wahrheitsbeweis der Blindheit oder Lahmheit erbringen. Der Menschenfreund ist entsetzt, wenn sich herausstellt, daß die Gebrechen gar nicht vorhanden sind, die sein Mitleid erregt haben. Er ist um einen Heller betrogen, aber sein sittliches Empfinden begnügt sich nicht mit der Schadensgutmachung, sondern ist erst beruhigt, wenn der Unwürdige auf der Stelle zum Krüppel wird. Da dies nicht zu erreichen ist, ruft man wenigstens den Wachmann. Der Berliner — ausgenommen etwa Herr Harden, der das erweislich Wahre propagiert — würde an einem Surrogatkrüppel nicht Anstoß nehmen und entweder die Findigkeit belohnen oder sein Mitleid jener Not zuwenden, die zu solchen Mitteln der Verstellung greifen muß. Das goldene Wiener Herz, das selbst die Punze der Echtheit trägt, läßt sich nicht täuschen. Darum erlebt es Abenteuer, die in Scherz und Ernst der Fibelanekdotik entstammen.

* * *

»Anwesend waren: Fürst Georg Schwarzenberg, Fürst Montenuovo, Fürst Franz Auersperg, Prinz Radziwill, Gräfin Seefried, eine Enkelin Seiner Majestät des Kaisers, Graf Wilczek, Graf Apponyi, Graf Kuefstein, Graf Van der Straaten, Graf Auersperg, Graf Kinsky, Graf Goluchowski, Graf Wurmbrand u. s. w. Glückwunschtelegramme sandten: Prinz Liechtenstein, Prinz Montenuovo, Markgraf Pallavicini u. s. w.« Was ist denn los? Ein Wiener Gastwirt hat sein zwanzigjähriges Jubiläum gefeiert. Und ich hatte schon geglaubt, sein fünfundzwanzigjähriges!

*

»Der prächtige Wiener mit seinem liebenswürdigen und fröhlichen Charakter hatte es den Berlinern am meisten angetan... Ein liebenswürdiger Zufall wollte es, daß er bei seiner Rückkehr eine freudige und ehrenvolle Überraschung vorfand: nicht weniger als drei Ordensauszeichnungen, die ihm in Anbetracht seines ausgezeichneten humanitären und gemeinnützigen Wirkens verliehen wurden. Vom König von Italien wurde er mit dem italienischen Kronenorden ausgezeichnet, vom Papste empfing er das Ritterkreuz vom heiligen Grabe, der Präsident der französischen Republik übersandte ihm die Palme eines Offiziers der Académie française«. Wer ist denn der Gefeierte? Ein Nachtcafetier. Und ich hatte schon geglaubt, ein Gastwirt!

* * *

Der Wiener Männergesangverein, dessen Mitglieder seinerzeit auf einem Ozeandampfer durch den Ruf »Wo ist denn mei' Reibsackl?« die Delphine enttäuscht und beim Niagara durch die Frage »Bitt'schön, wie komm'i denn auf den Franziskanerplatz?« die Indianer verwirrt haben, läßt es sich nicht nehmen, das Ausland allsommerlich über den Stand der Wiener Kultur zu unterrichten. Diesmal mußte Thüringen daran glauben, und siehe da, alsbald war das Andenken an die heilige Elisabeth in einen Duft von Grieszweckerln gehüllt. Diese Fahrten, versichert der sie begleitende Schmock, »sind kraftvolle Lebensäußerungen. Sie zeigen die ‚Stadt der Phäaken' in etwas ernsterem Lichte und verknüpfen uns selbst reger mit dem großen Weltverkehr. . . . Bald nach der Abreise vom

Nordwestbahnhof hatten sich in allen Ecken Tarockpartien etabliert.« Nun ja, bis Iglau pflegen in solchen Fällen »Scherz und Schabernack die Zeit zu verkürzen«. Aber dann tritt der Ernst des Lebens an die Herren heran, und sie beginnen zu singen. Zwischendurch wird Deutschland, Deutschland über alles gestellt, an Luther angeknüpft, der heiligen Elisabeth, die noch immer eine ganz riegelsame Dulderin ist, ein Kompliment gemacht und der tiefgefühlten Hoffnung Ausdruck gegeben, daß sich »von nun an neue und starke Fäden von Eisenach nach Wien hinüberspinnen werden«. Die Analogie zwischen dem Sängerkrieg auf der Wartburg und dem Udelquartett ist ja verblüffend. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß Goethe in Weimar gelebt hat. Denn es war ausgeschlossen, daß die ‚Neue Freie Presse' die Reise des Männergesangvereins vorübergehen lassen konnte, ohne etwas für Goethe zu tun. Der Chormeister Kremser kommt nach Weimar und so gebietet es die primitivste Pflicht der Courtoisie auch an Goethes Aufenthalt in Österreich zu erinnern. Ein Advokat, der mitsingt, kann sich nicht länger halten und ruft: »Stolz hebt sich hier die Brust, hier, an den jedem Deutschen heiligen Stätten, in dem Vollgefühl: Ich bin ein Deutscher, auch für mich haben diese Geistesheroen gelebt und geschaffen!« Das klingt ein wenig anders als der Ruf, der vor zwei Jahren über den Ozean gellte: »Wo haben's denn wieder mein' Hosenträger hinmanipuliert?« Und nun — außi möcht' i oder auf zur Fürstengruft! Nur hereinspaziert, meine Herrschaften! Hier ruhen jene Persönlichkeiten, die jedem Wiener aus dem Liede »Das hat ka Goethe g'schrieben und auch ka Schiller 'dicht« bekannt sind. Hier ist eine passende Gelegenheit, das Banner des Wiener Männergesangvereines aufzupflanzen! »Heiliges Bangen«, versichert der begleitende Schmock, »ergriff die Männer«. Nun ja, Herr Reimers deklamiert ein Gedicht. Aber im Goethe-Haus ist alles noch wie einst, jeden Moment glaubt man, Goethe werde eintreten und erstaunt ausrufen: »Klienenberger, Sie hier? Wie mich das freut!« Ja, da habn ma an G'spaß g'habt! Aber die ‚Neue Freie Presse' ist über Goethe hinreichend informiert. 13 mal war er in Karlsbad, 114 Tage seines Lebens verbrachte er in Eger, nach Wien ist er nie gekommen. Dagegen hat er »in Tirol Mignon gefunden«. Ah, da schau i ja! »Seiner

Begegnung mit dem Hafner und dem Mädchen verdanken wir Gedichte, die zu den schönsten Blüten der deutschen Lyrik gehören«. Harfner, Sie Esel! korrigiert der eben eintretende Goethe. Das macht nichts, schön war's doch, und wenigstens hat man diesmal die Seekrankheit nicht gekriegt. Gottseidank! Und die Presse hat es sozusagen nicht nötig gehabt, uns über das Befinden der fahrenden Sänger auf dem Laufenden zu erhalten. Bloß die deutsche Brust hat sich gehoben. Die Freunderln vom »Schubertbund« dagegen haben eine Nordlandsreise gemacht. Ujegerl!

* * *

Jemand sagte mir einmal, er sehe es jedem Menschen an, ob er dem Verein »Flamme« angehöre. Mir erscheint die Einteilung der Menschen nach diesem Gesichtspunkte durchaus zweckdienlich. Man kommt wirklich mit der Zeit dahinter, daß es nichts anderes gibt als Leute, die dem Verein »Flamme« angehören, und solche, die dies nicht tun. Es wäre jedoch verfehlt, sich bei dieser Einteilung zu beruhigen, und die Gerechtigkeit erfordert es, der Individualität der Leute näherzutreten, die bei Lebzeiten von der Sorge um das Schicksal ihrer Gebeine niedergebeugt sind und vor der vollen Lebensschüssel sich schon mit der Frage quälen, was mit den irdischen Resten zu geschehen habe. Wenn aber der Psychologe diese Sorge, die sich durch den Beitritt zum Verein »Flamme« kundgibt, als das Bestreben, die Vereinsmeierei bis übers Grab fortzusetzen, entlarvt hat, so wird er entdecken, daß die Mitglieder in ihren sorgenfreien Stunden sich entweder der Freimaurerei hingeben oder gar Schlaraffen sind, daß sie also entweder Handelsgeschäfte treiben oder den Ernst des Lebens durch öden Mummenschanz und den Zuruf »Lulu!« zu unterbrechen suchen. In jedem Falle, ob er nun verbrannt werden will oder sonstigen Unfug treibt, stelle ich mir das geistige Leben eines aufgeklärten Philisters als den Inbegriff des Greuels vor. Auf der Suche nach neuen Kategorien habe ich nun eine entdeckt, die wohl die schlimmste ist. Der Philister hat den unbeirrbaren Drang zur Verewigung. Gehört er einer niedrigen sozialen Schichte an, so schreibt er seinen Namen an die Wände eines Aborts. Anscheinend

den besseren Ständen angehörig, legt er Wert darauf, u. a. in der ‚Neuen Freien Presse' genannt zu werden. Er meldet sich, wenn dort über die Staub- und Rauchplage, über das Recht auf Stille, über den Meldzettel gesprochen wird, wenn ein Erdbeben war oder wenn gar ein Herausgeber der ‚Neuen Freien Presse' gestorben ist. Es sind dieselben Leute, die den Ehrgeiz haben, auf ein Podium zu steigen, sobald der Zauberer gefragt hat, ob zufällig jemand unter den Herrschaften ein reines Taschentuch bei sich habe, die opfermutig selbst ihre Uhr herleihen oder sich die Augen verbinden lassen, wenn sie dadurch der neidvollen Bewunderung einer weniger beherzten Zuschauermenge teilhaft werden. Und da habe ich entdeckt, daß das höchstentwickelte Exemplar dieses Typus der Mann ist, welcher ein Buch schreibt, das in die Fideikommißbibliothek aufgenommen wird. Die praktische Einteilung der Menschen in solche, deren Werke in die Fideikommißbibliothek aufgenommen werden, und in solche, die es nicht erleben, empfiehlt sich von selbst. Wenn wir uns nun aber fragen, warum und zu welchem Ende der Mensch es erstrebt, daß seine Werke in die Fideikommißbibliothek aufgenommen werden, so kommen wir erst hinter das Geheimnis dieses mystischen Dranges, der der Menschennatur nun einmal innewohnt. Denn wir erfahren, daß die Ehre, die hier scheinbar erstrebt wird, nicht der Zweck des Strebens ist, sondern bloß das Mittel zu einem höheren Zwecke. Man schreibt ein Buch, um in die Fideikommißbibliothek zu kommen, um in die ‚Neue Freie Presse' zu kommen. Denn die ‚Neue Freie Presse' tut nichts gegen Bezahlung, wenn nicht auch ein Grund vorliegt, etwas zu tun. Kürzlich ist aber ein Unglück geschehen, das in jenen Kreisen, die von der Hoffnung auf die Fideikommißbibliothek leben, panische Verwirrung hervorgerufen hat. Bis dahin war die Sache ihren ordnungsmäßigen Weg gegangen, das Werk kam in die Fideikommißbibliothek, und man trug Geld in die ‚Neue Freie Presse', um am andern Tag in die Kleine Chronik zu kommen. Eine Kunstmalerin hatte nun neulich gar das Glück, daß »eine ‚Vision' samt Gedicht in die Fideikommißbibliothek aufgenommen« und dazu mit einer allerhöchsten Spende belohnt wurde; sie benützte sofort die Spende, um noch zur ‚Neuen Freien Presse' emporzusteigen — da geschah das

Unglück: die Administration steckte die Nachricht in den Inseratenteil. Die »Annahme Sr. k. u. k. Apostol. Majestät« steht nun zwischen Hotelannoncen. Während die Einkäufe der Königin von Griechenland unter Hof- und Personalnachrichten stehen. So ist das Leben. Wer seinen Ehrgeiz an irdische Dinge hängt, wird oft enttäuscht. Ich trete dem Verein »Flamme« bei!

* * *

Die Geschwornen, die über den Fürsten Eulenburg richten sollten, führten immerhin Namen wie: Lißmer, Vohsen, Wickersheimer, Conradi, Tennigkeit, Behtge, Felsing, Stahl, Hartmann, Lützow, Mühlbrecht, Seidemann und Drake. Ich habe mir zu diesem Fall eine Wiener Geschwornenliste konstruiert, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt: Leopold Anderle, Lohnfuhrwerker; Alois Übelhör, Pfaidler; Franz Xaver Kaindl, Gemischtwarenverschleißer; Ambros Mögele, Privatier; Philipp Bösbauer, Realitätenbesitzer; Sebastian Wagner, Kurschmied; Josef Chramosta, Paramentenerzeuger; Justus Pfanderlik, Hausbesitzer; Peter Maloja, Rauchfangkehrer; Franz Wögerer, Fleischhauer; M. Deiches, Produktenhändler; Anton Köckeis, Lehrer; Leopold Neswedba, Posamentier. (Obmann Deiches). Ergänzungsgeschworne: Mathias Ühlein, Kunstschlosser; Leopold Speisam, Gastwirt; Rudolf Fallenböck, Zeichenlehrer; Vinzenz Hadrawa, Tischler; Eduard Reichle, Kaffeesieder; Franz Edlawy, Viktualienhändler; Wendelin Pschierer, Riemer; Adam Sekira, Hausbesitzer; Stefan Masanetz, Tanzinstitutsinhaber; Aurelius Loquay, Tapezierer; S. Kantorowitsch, Handelsagent; Leopold Buhwein, Gastwirt; Engelbert Nicoletti, Bildhauer; Ruppert Schloißnigg, Wagenbauer; Karl Maria Scheibenhofer, Seidenwarenerzeuger; Sylvester Ruberl, Zimmermaler; Josef Sigmeth, Glaser; Wenzel Hrnžirž, Bürger.

* * *

Das deutscheste Blatt Österreichs, die ‚Ostdeutsche Rundschau', verspricht neu eintretenden Abonnenten »ein schönes

lesenswertes Buch‹ als Prämie. Es handelt sich gewiß nicht um Rezensionsexemplare, vielleicht aber um Besprechungsstücke, die die Schriftleitung erhalten hat. Dabei entfährt nun der ‚Ostdeutschen Rundschau' der folgende Satz: ›4mal 1/4jährige Abonnenten werden als ein ganzjähriges Abonnement angerechnet, wie auch 2mal 1/2jährige Abonnenten; sohin dergestalt auch die vorgeschriebenen Prämien erhalten‹. Man sieht, daß die Lage der Deutschen in Österreich in sprachlicher Beziehung noch immer etwas unbequem ist. Aber die Schriftleitung der ‚Ostdeutschen Rundschau' ist besserer Einsicht gewiß nicht unzugänglich. Wenn sie ihren Satz hier liest, wird sie sagen: Er hat recht; wir hätten schreiben sollen: ›4mal 1/4jährige Bezieher werden als ein ganzjähriger Bezug angerechnet, wie auch 2mal 1/2jährige Bezieher; sohin dergestalt auch die vorgeschriebenen Geschenke erhalten‹. So ist es.

* * *

Zwei Dinge sind, die ich mit Gleichmut ertrage: totgeschwiegen werden und bestohlen werden. Es sind die beiden Formen, in denen die schlechte Presse ihre Beachtung des Guten dartut. Das ist nun einmal so und es wäre sinnlos, ein Ausnahmsschicksal für sich zu verlangen. Wenn ich das Schicksal trotzdem immer wieder bespreche, so geschieht es nicht, um mich über die Art der Presse zu beklagen, sondern um an mir — als einem reifen Beispiel — die Art der Presse nachzuweisen. Das Verhältnis ist einfach dieses: ich würde eine Notiz gegen ein großes deutsches Tagesblatt, die zu schreiben mir eine sachliche oder künstlerische Notwendigkeit ist, nicht unterdrücken, wenn ich sicher wüßte, daß das Erscheinen der Notiz einen Essay des Blattes über mein Buch verhindert. Im Gegenteil würde mir schon durch eine solche Erwägung das Erscheinen der Notiz zur inneren Notwendigkeit. Dem großen deutschen Tagesblatt aber bestimmen andere Motive sein Tun. Es nimmt Rücksicht auf meine Notiz und unterdrückt den Essay. Meine Angelegenheiten sind einmal ein Beweis dafür, daß das Tun und Lassen der Presse nicht Ausdruck ihrer Meinung,

sondern ein Mittel ihrer Meinungspolitik sind. Den Offenbarungsglauben des Lesers zu zerstören, darin und nur darin besteht meine Arbeit. Denn die Autorität der Presse kann den unaufhaltsamen Prozeß der Anerkennung echter Geisteswerte nicht hindern, aber ungebührlich verzögern. Mein Fall ist bloß das beste Beispiel, an dem sich die Geistfeindlichkeit des Journalismus darstellen läßt. Und die Beweiskraft dieses Falles wächst mit der Energie meiner Darstellung, denn es ist sicher, daß sich die Wesenslumperei der Zeitung um so deutlicher zeigt, je deutlicher ich auf sie zeige. Das geht nun freilich oft über ein erträglich Maß. Daß die große Tagespresse — auch die reichsdeutsche, die ja ihre Direktive von Wien bekommt — mein Aphorismenbuch totschweigt, ist ganz in Ordnung und nicht minder, daß sie das Geschmeiß von Essayisten, Feuilletonisten und selbst Aphoristen, die von einer Seite dieses Buches sich mästen werden, tüchtig auflobt. Die Infamie besteht nur darin, daß sie das Erscheinen meines Buches benützt, um alles das, was sie über mich sagen könnte, wenn sie wollte, oder sagen möchte, wenn sie dürfte, über einen beliebigen Gedankensplittererzeuger zu sagen, wie sie deren schockweise in Deutschland herumlaufen; daß sie also mir das Maß nimmt, um einen Haubenstock zu bekleiden. Daß meine Aphorismen, wenn sie unter anderm Namen erscheinen — was hin und wieder vorkommt — ihre Feinschmecker in der Presse finden, ist wirklich noch das erfreulichere Erlebnis. Wo gestohlen wird, ist eine Berufung auf den Bestohlenen nicht zu verlangen. Aber es gibt eine Verknüpfung von Stehlen und Schweigen, die unerlaubt ist. Sie tritt dort ein, wo ein Blatt gewissenhaft genug ist, meine Sätze in Anführungszeichen zu zitieren, und zugleich geschickt genug, jeder Verlockung, mich zu nennen, auszuweichen. Da wird etwa im Wiener ‚Fremdenblatt' ein Artikel über das Ende des alten Café Griensteidl geschrieben. Dieses alte Café ist längst gestorben, aber wenn es genannt wird, so erinnert sich der Wiener Zeitungsleser an meine Satire »Die demolierte Literatur«. Ich lege jetzt keinen Wert mehr auf diese Schrift, aber sie hat vor zwölf Jahren das stärkste Aufsehen gemacht, hat es zu fünf Auflagen gebracht und ist von der gesamten Zeitungskritik fast so laut besprochen worden, wie jetzt über die ‚Fackel'

geschwiegen wird, wiewohl ihr letztes Wörtchen jene ganze Schrift künstlerisch aufwiegt. Nun soll auch das Kaffeehaus gesperrt werden, das an der Stelle des alten Literaturcafés gestanden ist, und diese gleichgiltige Tatsache setzt die feuilletonistischen Federn in Bewegung. Ich halte die Betrachtung der Literatur aus der Kaffeehausperspektive heute für wertlos, über alle Maßen lästig und nur entschuldbar, wenn sie dem Geist und Witz des Betrachters Gelegenheit macht. Das alte Café Griensteidl mag es verdient haben, daß man ihm die Lyriker nachsagte, die aus ihm »hervorgegangen« sind; heute ist die Figur des Literaturkenners ein peinlicher Feuilletonbehelf. Was tut der geistige Pikkolo, der sich im ‚Fremdenblatt' über das Ereignis hermacht? Er krapst nicht nur die satirische Auffassung der Kaffeehausliteratur, wie sie durch die »Demolierte Literatur« geht, er nimmt ganze Sätze aus jener Schrift, setzt sie in Anführungszeichen, um nur ja zu bezeugen, daß er sie vor sich liegen hatte, nimmt Worte, die ich in Umlauf gebracht, beruft sich noch darauf, daß »die Literatur« schon früher »demoliert« worden sei, zählt alle möglichen Leute auf, deren Namen mit der Erinnerung an Griensteidl verknüpft sei, und bringt es fertig, mich, der Autor und Inhalt seines Feuilletons ist, nicht zu nennen. M. P. ist der Artikel gezeichnet, der schon zwei Tage später in reichsdeutschen Blättern mit Lob bedacht wird. »Manu propria« kann die Chiffre nicht bedeuten. Aber wen oder was sie bedeutet, ist schließlich gleichgültig, denn solche Jungen sind jetzt in jeder Redaktion tätig. Das Autorgesetz schützt vielleicht einen Lokalbericht; Auffassungen, Gedanken, Worte dürfen gestohlen werden. Ich würde nun mein Eigentum gewiß nicht reklamieren, wenn die Diebe bloß an die Schweigepflicht des Diebes und nicht auch an die des Journalisten gebunden wären; wenn sie nicht so dumm wären, immer gerade dort zu plündern, wo die Wertsache selbst für den Besitzer zeugt, wo jeder Leser in jeder Zeile die Nennung meines Namens erwartet. Mein Protektor beim ‚Fremdenblatt, meint, daß nun in den Räumen, in denen einst Dichter saßen, »zungengeläufige Kommis Schnittmuster vorlegen« werden, und wo einst »blasse Jünglinge Rainer Maria Rilke kopierten, werde man vielleicht Kalodont und Zahnbürsten bekommen«. Das wäre so übel nicht; und schade, daß diese Einrichtung nicht schon bei Leb-

zeiten der Literatur getroffen wurde. Und was die zungengeläufigen Kommis betrifft, so waren sie ja schon längst da, nur unerkannt und unentdeckt, und hielten sich für Literaten, weil sie Schnittmuster aus meinen Schriften vorlegten.

* * *

»Die Vorstellungen dauern vier und fünf Stunden und die Menschen sitzen da dichtgedrängt, atemlos ruhig, wie gebannt vor einem besonderen Schicksal merkwürdiger Menschen, das da unten spielt und lebt . . . So sitzt man und schaut auf dieses wirbelnde, huschende, nachdenklich-beschwerte, sorglos-leichte, aber immer kraftvoll bewegte Leben.«

Solch einen Satz hebe ich mir gern auf, weil man an ihm den neujournalistischen Stil studieren kann. Eine ganze Horde von Beobachtern ist in alle Lebensgebiete eingebrochen und jeder weiß in jedem Bescheid. Die alten Phrasen sind abgetan. Aber ihr Inhalt war länger lebendig und mußte ehrlicher erworben sein als der der neuen. Dagegen sind die neuen viel handlicher und ermöglichen es jedem ohne Unterschied der Begabung und der Konfession, Literatur zu treiben. Vor einer Sache, über die man nichts sagen konnte, war man ehedem verloren. Jetzt gehts; was man nicht deklinieren kann, das sieht man als »merkwürdig« an. Welcher Art sind die Menschen bei Shakespeare? Merkwürdig sind sie! Das gibt dem Leser zwar nicht einen Begriff von den Menschen bei Shakespeare, aber dem Kritiker einen Nimbus beim Leser. Spricht er nun gar von einem besonderen Schicksal merkwürdiger Menschen, so ist seine Autorität als die eines feinnervigen Erfassers künstlerischer Mysterien gesichert. Nennt er dazu das Treiben jener Menschen ein »Leben« und zwar sowohl ein nachdenklich-beschwertes wie ein sorglos-leichtes Leben, so hat er nicht nur allen Standpunkten, sondern den Besten seiner Zeit genug getan. Und sicher ist schon, daß jeder Leser den Kritiker, der das Wort »nachdenklich« gebraucht, für einen Denker halten wird. Vollends aber bin ich überzeugt davon, daß heutzutage jeder Anfänger, der im richtigen Augenblick das Wort »Möglichkeiten« oder »Zusammenhänge« anzuwenden weiß, vom Chefredakteur das Burgtheaterreferat bekommt, wenn er aber gar

den Plural »Sehnsuchten« kennt, in die Oper geschickt wird, um über den Tristan zu referieren. Wer die Sache erfunden hat, weiß ich nicht. Der Urquell des Übels bleibt jener Heine, der der deutschen Sprache so sehr das Mieder gelockert hat, daß heute alle Kommis an ihren Brüsten fingern können. Aber der richtige Zug kam doch erst durch die neueren Franzosen ins Geschäft, deren psychologische Technik dank der Vermittlung des Herrn Bahr zu einer unsäglichen Behelligung des deutschen Geisteslebens erwachsen ist. In den Redaktionen sitzen jetzt die alten soliden Schmöcke ganz verschüchtert da und müssen eine Spalte nach der andern den impressionistischen Laufburschen abtreten, die selbst einen Beinbruch in Stimmung tauchen und eine Feuersbrunst nicht ohne die allen gemeinsame persönliche Note melden. Das Gräßliche an dem Schauspiel ist die Identität dieser Talente, die einander wie ein faules Ei dem andern gleichen, die Identität ihrer Leistungen bei verschiedenem Thema. Wenn der eine den deutschen Kaiser beschreibt, beschreibt er ihn genau so wie der andere den Bürgermeister Lueger und über die Ringkämpfer weiß dieser nichts anderes zu sagen als jener über das »Gänsehäufel«. Immer paßt jedes zu jedem, und die Unfähigkeit, ganze Worte zu finden, ist ein subtiler Behelf, wenn die halben zu allem passen sollen. Wenn man will, hat ja sowohl der deutsche Kaiser wie der Bürgermeister etwas »Brausendes«, und gewiß ist, daß sie »merkwürdige Menschen« sind. Die Treffsicherheit solcher Behauptungen wird durch die Präpotenz beglaubigt, alles in einem Entdeckerton zu sagen, der eine eben erst erschaffene Welt voraussetzt. Oder mindestens eine Welt, die erschaffen wurde, als der Herr Kohn oder der Herr Zifferer das Sonntagsfeuilleton bekam. Diese jungen Leute sehen ein Bad zum erstenmal, wenn sie als Berichterstatter hineingeschickt werden. Freilich kommt diese Methode, einen Livingston in der dunkelsten Leopoldstadt zu zeigen, der Wiener Phantasielosigkeit zuhilfe, die sich einen Beinbruch nicht vorstellen kann, wenn man ihr nicht auch das Bein beschreibt. Wenn in Berlin ein Straßenbahnunglück geschehen ist, so beschreiben die Berliner Reporter das Unglück. Sie greifen das Besondere dieses Straßenbahnunfalles heraus und ersparen dem Leser das allen Straßenbahnunfällen Gemeinsame. Wenn in Wien ein Straßenbahnunglück geschieht,

so schreiben die Reporter über das Wesen der Straßenbahn, über das Wesen des Straßenbahnunglücks, und über das Wesen des Unglücks überhaupt, mit der Perspektive »Was ist der Mensch?«. Über die Zahl der Toten gehen die Meinungen auseinander, wenn sich nicht eine Korrespondenz ins Mittel legt. Aber die Stimmung treffen sie alle; und der Reporter, der als Kehrichtsammler der Tatsachenwelt sich nützlich machen soll, kommt immer mit einem Fetzen Poesie gelaufen. Der eine sieht grün, der andere gelb, Farben sehen sie alle. Man lese einmal den Stimmungsbericht über eine Parlamentseröffnung in zwei Blättern nach. Hier ein routinierter Appreteur von Beobachtungen, dort ein noch ungeübter — aber es ist ein und dasselbe, und wenn auch der eine den Ministerpräsidenten als Diurnisten, der andere als Raubritter zubereitet ... Dem Journalismus handelt es sich nicht darum, w i e beobachtet wird. Aber dem alten hat es sich immerhin darum gehandelt, w a s, und der neue will nur zeigen, d a ß beobachtet wird.

* * *

Die in Nr. 279/80 enthaltene Skizze »Nachts« von Tschechow war der ‚Fackel' von dem Übersetzer, einem gewissen Paul Barchan in Berlin, mit dem Vermerk »Nachdruck verboten« und mit der Versicherung übergeben worden, daß sie »in Deutschland wohl kaum anderswo zum Abdruck gelangen könnte«. Die ‚Fackel' mußte also an eine erste Übersetzung glauben; eine zweite hätte sie nicht veröffentlicht. Nachträglich wurde ihr bekannt, daß die Skizze bereits in der Zeitschrift ‚Das neue Magazin' – im Jahre 1904 – erschienen war und daß jener Herr, der vor Nachdruck warnte, zunächst darum gewußt hat. Denn von eben jener Zeitschrift wurde ihm seine Übersetzung mit dem Hinweis auf den Vordruck abgelehnt. Die Veröffentlichung einer Skizze von Tschechow muß die ‚Fackel' nicht bereuen; aber sie hätte sie nicht erstrebt, wenn sie über das Vorleben der Übersetzung nur halb so gut informiert gewesen wäre wie der Übersetzer. Der Verlag der ‚Fackel' hat ihm deshalb geraten, sein Honorar den wohltätigen Zwecken des Allgemeinen Schriftstellervereines zuzuwenden. Nicht ohne daß ich

ihm zugleich mein Bedauern aussprechen ließ, daß mit der Erschließung der russischen Literatur für ein deutsches Publikum auch der Zuwachs eines russisch-deutschen Literatentums verbunden zu sein scheine, dessen ethische Eigenart als ein unübersetzbarer Rest sich unserem Verständnis entzieht. Die öffentliche Feststellung erfolgt nun nicht, um die Praktiken des journalistischen Handels an einem Schulbeispiel nachzuweisen, sondern um dem Vorwurf zu begegnen, daß die ‚Fackel' in besonderem Fall mit einem erborgten literarischen Wert geprunkt habe.

* * *

Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat sich soeben zu einem Angriff gegen die ‚Neue Freie Presse' aufgerafft, zu einem Angriff auf der Basis des Zugeständnisses, sie sei »das einzige, das unter den bürgerlichen Blättern Haltung und Temperament besitzt«. Freilich, wie sie totschweigen könne, das mache ihr kein Blatt der Welt nach:

> Ihr Totschweigen ist durch keine Erwägung des Taktes, der Anständigkeit gezügelt. Sie schweigt alle Angriffe tot, die gegen sie gerichtet werden, und sie schweigt alle Angreifer tot. Mausetot; der Mensch, der sich vermißt, dem Herrn Herausgeber einmal die Wahrheit zu sagen, ist für sie fertig und die Rachsucht der ‚N. Fr. Pr.', der des Gottes Jehovah gleich, der die Sünde bis ins dritte Glied verfolgt, kennt keine Grenze; sie beschränkt sich nicht auf den Angriff und Angreifer, sie erfaßt sein Werk, seine Freunde, seine Partei; es ist dann wirklich der große Bann, von dem die rabbinischen Bücher erzählen. Nie wird die ‚N. Fr. Pr.' polemisieren, das hat sie ja nicht nötig und dabei würde ihre Vornehmheit nur Schaden nehmen; sondern sie schweigt tot . . .

Gibts denn wirklich kein Blatt der Welt, das es der ‚Neuen Freien Presse' im Totschweigen nachmacht? Und wie hält es die ‚Arbeiter-Zeitung' damit? Und wie stehts mit dem kleinen Bann? Nein, der Vorwurf, die ‚Arbeiterzeitung' sei von der ‚Neuen Freien Presse' abhängig, war ungerecht. Das sind nicht Bundesgenossen, das sind Rivalen!

* * *

An dem Tage, da Graf Badeni stirbt, stoße ich in dem brieflichen und dokumentarischen Schutt von siebzehn publizistischen Jahren, den aufzuräumen mich eine Übersiedlung zwingt, auf die Erinnerungen meiner politischen Zeugenschaft des Jahres 1897.

Wie viel habe ich nicht zu verleugnen! Aber ich bekenne mich zu allem, was ich zu gestehen habe. Ich glaube ja nicht, daß ich damals den Inhalt der Sprachenverordnungen verstand, aber ich glaube, daß ich in diesem Punkt hinter den deutschen Abgeordneten nicht zurückstand. Ich machte die Geste der Empörung mit, und war vielleicht empörter als die Empörten. Wenn man damals das Wort »Vergewaltigung« aussprach, glaubte man, sie sei einem angetan. Die Politik hatte einen reichen Gefühlsinhalt, und wer auch vom Schachspiel nichts verstand, mußte doch Partei nehmen, wenn die Spieler einander die Figuren auf den Kopf warfen. Ich finde das stenographische Protokoll der letzten drei Sitzungen der XIII. Session, denen ich beigewohnt hatte. Am 25. November lex Falkenhayn, am 26. Einmarsch der Polizei, am 27. Schließung. Erinnere ich mich recht oder ist es eine nachträgliche Konstruktion: der Rummel hatte ein Ende, weil der tschechische Vizepräsident den polnischen Präsidenten mißverstand. Der hatte auf die verzweifelte Frage, was geschehen solle, geantwortet: »Ausschließen!« Und jener verstand: »Haus schließen!« Das Protokoll ist ziemlich blutarm. Als ob die Revolution zur Geschäftsordnung gehörte, verzeichnet es die Tatsache, daß ein Abgeordneter »in Begleitung einiger Sicherheitswachmänner den Saal verläßt«. So glatt verlief die Sache nicht. Die Wache stieg in die Bänke und zog die Männer wie Strudelteig heraus. Der atemlose Augenblick des Einzugs der Wache ist in dem Satze festgehalten: »Inzwischen ist nach einem anhaltenden Tumulte, den die auf der Estrade angesammelten sozialdemokratischen Abgeordneten veranstalteten, welche auch die auf den Tischen des Präsidiums liegenden Mappen und Schriftstücke ergriffen und in den Saal schleuderten, die Tribüne durch das über Verfügung des Präsidiums erfolgte Einschreiten der Sicherheitswache geräumt worden«. Der große Moment hatte also ein kleines Geschlecht von amtlichen Stenographen gefunden. Ich schrieb damals Wiener Briefe für die ‚Breslauer Zeitung':

»... Am Mittwoch, den 24. November, wurde im österreichischen Reichsrat zum erstenmale gerauft. Die polnisch-tschechisch-klerikale Majorität, welche sich bis dahin mit einer Verletzung der Verfassung,

ja oft sogar blos der Geschäftsordnung begnügt hatte, trat endlich aus dieser Reserve der Gewalttätigkeit heraus, um nunmehr auch an die Verletzung der Abgeordneten zu schreiten. Es wurde nachträglich festgestellt, daß die Prügelei nicht der unvermeidliche Ausdruck momentaner Erregung, sondern planmäßig vorbereitet war, und daß sich die Regierung für die Durchsetzung des Ausgleichs-Provisoriums der handfesteren Mitglieder des Polen-Klubs versichert hatte . . . Die vom Präsidenten Abrahamowicz angeordnete Balgerei hatte beinahe eine volle Stunde gedauert, aber der Regierung doch den erhofften Erfolg nicht gebracht. Eine Stunde plagten sich etwa fünfzig polnische und tschechische Lümmel, den Daumen des deutsch-nationalen Abgeordneten Wolf zu brechen . . Eine kleine Quetschwunde zeugt deutlich von den Bemühungen des Polen-Klubs, mit einem deutsch-nationalen Abgeordneten wegen des Ausgleichs-Provisoriums zu verhandeln. Es war also wieder nichts gewesen. So versuchte man es jetzt, die Gewalttätigkeit in gesetzliche Bahnen zu lenken. Der Donnerstag brachte die berühmte lex Falkenhayn, die es den Abgeordneten der Majorität ermöglichen sollte, wo ihre eigenen physischen Kräfte nicht ausreichten, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen . . . Wer Freitag, den 26. November, auf der Galerie des Abgeordnetenhauses saß, schauerte. Der Atem der Geschichte ging durch das Haus. Die Pulse stockten und Todesschweigen verkündete den Einzug der Polizeiwache in das Parlament. Aber nur eine kurze Minute währte das Entsetzen, mit dem uns das Wittern des Historischen umfing. Es löste sich in ein tosendes, schmerzvolles, erschüttertes und erschütterndes »Pfui!«, in das die zu Stillschweigen verurteilte Galerie der Zuschauer ausbrach. Erst ein Schauer, dann die Empfindung und endlich mit dem Sichhineinfinden in das Gegenwärtige, mit dem Begreifen der Tatsachen die Entrüstung, die hellodernde Entrüstung, die sich mit so unheimlicher Rapidität von den Galerien des Abgeordnetenhauses auf die Straße verpflanzen sollte. Eine endlose Schlangenlinie von hundert schwarzen Mänteln und ebensovielen blinkenden Pickelhauben zog sich um die Tribüne. Eine Mauer war um die Minister und um das Präsidium gestellt. Später entfernte sie sich, und eine kleinere Abteilung von Polizisten ward nur mehr dann in den Sitzungssaal gerufen, wenn es galt, an einen Volksvertreter Hand anzulegen. Von Fall zu Fall sah man durch die Türscheiben etwa zwanzig Polizisten den Saal umzingeln und sich durch die Couloirs jener Reihe nähern, in welcher der bezeichnete Abgeordnete stand. Ich glaube, daß an diesem Tage im ganzen vierzehn Abgeordnete an Kopf und Füßen aus dem Saale geschleift oder getragen wurden . . . Der Tag, der mit der sieghaften und blitzartigen Attacke der Sozialdemokraten auf das Präsidium begonnen hatte, brachte grauenhafte Einzelheiten, die von dem Gehirn des Augenzeugen für alle Zeit Besitz ergriffen haben . . . Von Freitag Vormittag bis Sonntag Abend gährt es in Wien, die teilnahmsloseste Bevölkerung der Welt ist auf den Beinen und bereit, die Mißhandlung ihrer Repräs-

sentanten zu rächen. Nach der Obstruktion der Radikalen beginnen am Samstag die Staatsmänner der deutsch-fortschrittlichen Partei zu toben, Gelehrte hämmern mit Briefbeschwerern auf die Tische der Minister, werfen Papierkugeln, Broschüren und Tintenfässer auf den Präsidenten und verjagen ihn mit Pfeifen und Trompeten. Wolf, der die gestern über ihn verhängte Ausschließung ignoriert hat und auf unerklärliche Weise in den Saal gelangt ist, wird gewaltsam entfernt, wobei es die aufgebotene Wache, welche diesmal über die Bänke steigt und den Abgeordneten aus seinem Sitze förmlich heraushebt, besonders auf seinen verbundenen Daumen abgesehen hat. Der Abgeordnete wird auf den Schultern der Wachleute hinausgetragen und in das Landesgericht eskortiert. Stürmische Demonstrationen sind die Folge und der bang erwartete Sonntag bringt blutige Attacken der berittenen Polizeiwache und der Husaren gegen Arbeiter und Studenten. Sonntag 6 Uhr abends werden die Wachleute höflicher und verkünden auf den Straßen und in den öffentlichen Lokalen: Wir haben den Auftrag, mitzuteilen, daß der Ministerpräsident Graf Badeni aus seinem Amt und der Abgeordnete Wolf aus der Haft entlassen ist. Auf allerhöchsten Befehl wird sogar eine Bestimmung des Preßgesetzes übertreten, es ist Sonntag und Extra-Ausgaben des Amtsblattes verlautbaren die kaiserliche Entschließung. Man schwelgt in Befriedigung über die mit einem Mal geänderte Situation und empfindet die Genugtuung, daß der Weg von den Ereignissen der Straße nach oben und wieder zurück von oben auf die Straße diesmal in zwei Stunden zurückgelegt war. Eine dumpfe Woche ist zu Ende, man illuminiert und bevor man sich den Befürchtungen betreffs der neuen Regierung hingibt, will alles noch einmal aufatmen.«

Diesem Wiener Brief war eine »Nachschrift vom Nordbahnhof, 3. Dezember, 3/4 10 Uhr abends« angeschlossen, in der mitgeteilt war, daß das Manuskript mit demselben Zuge nach Breslau gehe, der den Grafen Badeni auf sein Gut Busk in Galizien befördere . . . Das beste Wort hat damals ein Sicherheitswachmann gesprochen. Ich hatte mich nach dem Schluß der letzten Sitzung in den leeren Korridoren des Hauses verirrt und fand irgendwo eine vergessene Abteilung von Polizisten, die auf eine Order zu warten schien. Auf die Frage nach dem Ausgang erwiderte einer der Leute: »Pardon, das wissen wir nicht, wir sind hier nicht zu Hause!« . . . In späteren Jahren, da mir die österreichische Politik von allen Gefühlen nur mehr das des Ekels ließ, verfing sich mir die Erinnerung an jene Zeit in der Vorstellung, daß die Polizei entweiht wurde, weil sie den Boden des Parlaments betreten hat.

* * *

Die Sommerplage jeder Großstadt sind die Bauerntruppen, und so wie Wien alljährlich von den Schlierseern und von den Tegernseern heimgesucht wird, so produziert sich in Berlin, sobald es heiß wird, die Truppe vom Starnbergersee. Der derbkomische Milchmeier Riedl, der auch hinter den Kulissen die Gerichtsdiener mit seinen Lazzi erheitert und den Berichterstattern »Guten Tag, Herr Reporter!« zuruft, und der Fischerjackl, der als sentimentaler Liebhaber einer Durchlaucht immer wieder erzählen muß, was gewesen ist, und der hauptsächlich die Erkenntnis bestätigen kann, daß aus Lustknaben nicht Lustgreise werden. Diese abgründige Scheußlichkeit einer Gerichtsprozedur, die beweisen will, daß die Vergangenheit der podex der Gegenwart ist, dieser konfrontierende Pöbelsinn, diese beispiellose Pein, eine Fürstin und ihre Söhne in der hirschledernen Zeugenschaar zu sehen, hundertmal beklemmender noch als der Anblick des Sterbenden, dem Paragraphen angesetzt werden, — die deutsche Schmach hätte sich auch in diesem Sommer abspielen sollen. Weil Herr Harden bewiesen haben will, daß am Fürsten Eulenburg der »Ruch der Männerminne« hafte. Unter den Zeugen ist wieder der »Rentier Schwulst« da, der aber Wert darauf legt, für kein Pseudonym des Herausgebers der ‚Zukunft' gehalten zu werden. Herr Harden ist der »Verletzte« in dieser Rechtssache. Aber der Tod ist Nebenintervenient, er hat sein Erscheinen rechtzeitig angemeldet und diesen ganzen appetitlichen Gerichtshof wieder einmal auseinander gejagt. Nicht ohne daß vorher Richter, Staatsanwalt und Geschworne einem lebendigen, eben noch lebendigen Fürsten den Puls abgreifen durften. Pfui Teufel, in was für Situationen einen Botschafter das Unglück bringen kann! Nach diesem viehischen Auftritt enunziert der Gerichtshof die Vertagung, mit der Begründung, daß »wir Richter auch Menschen sind«. Man muß die Begriffe eben auseinanderhalten, um einer Verwechslung vorzubeugen. Vorher hatte ein Geschworner sich geweigert, mitzutun. Vorher war um die Frage gerauft worden, ob der Fürst den Atem willkürlich eingehalten habe. Vorher hatten die medizinischen Kapazitäten zugeben müssen, daß sie durch ein leichtfertiges Wort, das bloß die Deutung des Vorwurfs der Simulation zuließ, dem Angeklagten Unrecht getan hatten. Vorher war der ganze Lügenplunder des Herrn

Harden, der dem Fürsten Eulenburg die Arterienverkalkung nicht gönnen will und die Herzfleischentartung nicht in dem Bereich des erweislich Wahren duldet, in die Luft gegangen . . . Der Fürst wurde auf eine Tragbahre gelegt, die Fürstin zog ihren Mantel aus und bettete ihn ihrem Gemahl unter den Kopf. »Als die Tragbahre aufgehoben wurde, hielt der Fürst sich seinen Hut vors Gesicht.« Der Pöbel von Moabit hatte keine Gelegenheit, ihm den Puls zu fühlen. Wilhelm der Zweite überläßt ihn der Pein. Er, der die geistige Persönlichkeit Eulenburgs banalisiert und aus dem Freund Gobineaus den Sänger Ägirs gemacht hat. Der Gastfreund von Liebenberg hält Siesta. Über dem Gerichtstisch hängt das Bild Friedrichs des Großen. Im Namen dieses Königs von Preußen würde Fürst Eulenburg nicht verurteilt werden!

Karl Kraus.

* * *

Detlev von Liliencron

»Wer das Leben kennt und trotzdem liebt, der muß ihn lieben. Keiner vor ihm hat es so als buntes Spiel begriffen.«

Richard Dehmel

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Nr. 287 16. September 1909 XI. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Die Entdeckung des Nordpols. Von Karl Kraus. — **An den unbekannten Freund.** Von Karl Borromaeus Heinrich. — **Aphorismen.** Von Karl Kraus. — **Heilig ist die Leidenschaft!** Von Karl Hauer. — **Meine Schriften.** — **Begräbnis.** Von Detlev von Liliencron.

Erscheint in zwangloser Folge

Preis der einzelnen Nummer 30 Heller

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten

WIEN—BERLIN

Verlag „DIE FACKEL", III. Hintere Zollamtsstraße 3
Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Im Verlag **Jahoda & Siegel,** Wien, II/2, Hintere Zollamtsstraße 3 erschien soeben:

KARL KRAUS

VON ROBERT SCHEU

MIT EINEM BILDNIS)

40 SEITEN 8°, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf.)

Durch alle Buchhandlungen, durch das Berliner Bureau der ‚Fackel', oder direkt durch den Verlag gegen Voreinsendung des Betrages zu beziehen

In demselben Verlag erschien:

Erinnerungen aus meinem Leben

Von JOSEF SCHÖFFEL

INHALT: Meine Jugend — Beim Militär — Vom Wiener Wald — Im Reichsrat — Meine Tätigkeit als Bürgermeister — Im niederösterreichischen Landesausschuß

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—

Durch alle Buchhandlungen oder direkt durch den Verlag zu beziehen

Die Fackel

Nr. 287 16. SEPTEMBER 1909 XI. JAHR

Die Entdeckung des Nordpols

Von **Karl Kraus**

Die Entdeckung, oder wie sie auch genannt wurde, Eroberung des Nordpols fiel in das Jahr 1909. Sie war das Werk eines kühnen Amerikaners und wurde mit umso größerer Genugtuung begrüßt, als in demselben Jahre durch die Abtretung so vieler Amerikanerinnen an die chinesischen Kellner das nationale Ansehen eine empfindliche Einbuße erlitten hatte. Aber nicht nur in Amerika, nein, in der ganzen Welt fühlte sich das kulturelle Selbstbewußtsein gehoben, man begann wieder Mut zu fassen und einer Vorsehung zu vertrauen, die durch die Entdeckung des Nordpols die zivilisierte Menschheit offensichtlich für die unerfreulichen Entdeckungen derselben Saison entschädigen wollte. Ein einziger Missionär der Wissenschaft, der gesund von den Eskimos wiederkehrt, ist reichlicher Ersatz für ein Dutzend Forscherinnen des Glaubens, die im Chinesenviertel zurückbleiben, und man nahm es dabei nicht als Zufall, sondern als eine besondere Aufmerksamkeit des Schicksals, daß gerade der deutsche Stolz wieder an der Eroberung des Nordpols durch einen Mann, der früher Koch geheißen haben soll, beteiligt war, wie im andern Sinne an der Ermordung der Elsie Siegl. Man schwankte keinen Augenblick, welches von den beiden das größere Ereignis sei, hatte doch dieses vor jenem allein schon die Annehmlichkeit voraus, daß man endlich wieder das Maul aufreißen konnte. In diesem Punkte mußte man es geradezu als Erholung empfinden. Denn als die Kunde in die Welt ging, daß die gelbe Gefahr der Geschmack der weißen Frau sei, da wurde —

unseliges Farbenspiel! — der weiße Mann noch weißer, da hatte er eben noch die Geistesgegenwart, die Moral hervorzuziehen, nicht ahnend, daß gerade sie es war, die ihn so weit gebracht hatte, und nun stritten Scham und Furcht um den Vorrang, der Welt den Mund zu schließen. Es entstand jenes eisige Schweigen, in das endlich der erlösende Ruf drang: Der Nordpol ist entdeckt!

Da war es, als ob das Weiß dieser Region der gefundene Hintergrund gewesen wäre, auf dem das Antlitz der weißen Kreatur wieder Farbe bekam, und die erstarrte Welt belebte sich, erwarmte, taute auf an der Erkenntnis, daß die Eskimos doch bessere Menschen sind. Man muß nur, so hieß es, ihre Sprache verstehen, ihnen etwas mitbringen oder in die Hand drücken, so zeigen sie dem Fremden bereitwillig den Weg zum Nordpol. Von ihnen war noch etwas zu hoffen, von den Chinesen alles zu fürchten. Die geben keine Auskunft, wenn man sie nach der Entwicklung fragt, und grinsen nur, wenn ein höflicher Ausländer sich erkundigt, wer von ihnen seine Frau ermordet habe.

Im Jahre 1909 war es, daß die christliche Kultur vor dem Osten zu retirieren und sich nach dem Norden zu konzentrieren begann. Ja, man baute auf die Eskimos. Denn nicht nur als einen Ausweg aus der Verlegenheit, sondern auch als die Erfüllung eines alten Herzenswunsches empfand man die Entdeckung des Nordpols. Seit Jahrhunderten hatte der Menschheit, die immer vorwärts schritt und sich trotz den Hühneraugen des Fortschritts nicht Ruhe gönnte, ein letztes Etwas zu ihrem Glücke gefehlt. Was war es nur? Wovon fieberten Tage und Träume? Was hielt eine Welt in Atem, deren Puls nach Rekorden gezählt ward? Was war das Paradigma aller Begehrlichkeit? Der Trumpf der Streberei? Die Ultima Thule der Neugierde? Der Ersatz für das verlorene Paradies? Die große Wurst, nach der auf dem irdischen Jahrmarkt die Wissenschaft alle Schlittenhunde hetzte? Ach, es litt die Menschheit nicht beim Tag-

werk: der Gedanke, daß da oben noch ein paar Quadratmeilen waren, die ein menschlicher Fuß nicht betreten hatte, war unerträglich. Freudlos wie der Fleck, den es endlich zu finden gelang, war das Leben, solange er nicht gefunden war. Es war eine Blamage, daß wir, denen die Welt gehört, uns ihr letztes Endchen vorenthalten lassen sollten. Wir schämten uns seit der Entdeckung Amerikas und hofften all die Zeit, daß Amerika sich erkenntlich zeigen werde. Es war keine Lust, in einer Welt zu leben, über die man nicht vollständig orientiert war, und mancher Selbstmord aus unbekanntem Motive geschah vielleicht, weil es auch auf Erden noch ein unentdecktes Land gab, von dess Bezirk kein Wanderer wiederkehrte. Und in der Kinderstube der Menschheit scholl der Frage: was möchtest du werden? immer wieder die Antwort entgegen: Entdecker des Nordpols! Aber das Kind lernt die Ideale ablegen, während der Mensch die kurzen Hosen nicht austrägt. Er muß wirklich den Nordpol haben! Wenn es schon seine Lieblingsvorstellung ist, daß der Nordpol entdeckt wird, so genügt sie ihm nicht: er drängt auf Erfüllung. Und undankbar wie der befriedigte Idealist nur sein kann, zögert er nicht, der jungfräulichen Natur die Achtung zu versagen, sobald sie seiner Werbung sich ergab. Ich war enttäuscht! rief Herr Cook, und nannte das Idol der Menschheit einen freudlosen Fleck. Denn an dem Nordpol war nichts weiter wertvoll, als daß er nicht erreicht wurde. Einmal erreicht, ist er eine Stange, an der eine Fahne flattert, also ein Etwas, das ärmer ist als das Nichts, eine Krücke der Erfüllung und eine Schranke der Vorstellung. Die Bescheidenheit des menschlichen Geistes ist unersättlich.

Die Entdeckung des Nordpols gehört zu den Tatsachen, die sich nicht vermeiden ließen. Sie ist der Lohn, den sich die menschliche Ausdauer selbst erteilt, wenns ihr schon zu lange dauert. Die Welt brauchte einen Nordpolentdecker, und wie auf allen

Gebieten sozialer Betätigung entschied auch hier weniger das Verdienst als die Konjunktur. Nie war der Zeitpunkt günstiger gewählt als in jenen Tagen, da der Geist zur Erde strebte und die Maschine sich zu den Sternen erhob, da der entseelte Fortschritt in der Begleitung einer lustigen Witwe zu Grabe ging. Als auf Erden nur mehr jene Witze verstanden wurden, die aus dem gemeinsten Stoff geschnitzt waren, da geschah die Entdeckung des Nordpols. Sie ist ein wirksames Extempore einer abgespielten Entwicklung. Sie geschah und schlug ein. Man brauchte einen Nordpolentdecker, und er war da. Um keinen Preis der Welt hätte sich die Welt ihn ausreden lassen, sie, die die vollzogenen Tatsachen liebt und über den Zweifeln der Wissenschaft mit der Beruhigung schlafen geht: Seien wir froh, daß wir einen Nordpolentdecker haben! Eine rationalistische Kindsfrau ist es, die dem Liebling den Zinnsoldaten, den er umklammert hält, mit der Motivierung zu entreißen sucht, er könne nicht marschieren. Muß man den Nordpol entdecken können, um den Nordpol zu entdecken? Aber die Zweifel der Wissenschaft gehören zum Kinderspiel, das sie zu stören suchen. Als Herr Cook erzählte, woher er komme, vollzog sich die Teilung der Welt in Idealisten und Skeptiker. Nie zuvor hatte es so viele Vertreter beider geistigen Richtungen gegeben. Und sie waren einander wert. Die Idealisten, das waren vor allem die Männer, die die Leitartikel zu schreiben und dafür zu sorgen hatten, daß der letzte langohrige Abonnent und treue Esel unseres Blattes die Würde des Zeitgenossen zu tragen bekam. Die Skeptiker, das waren die Männer der Wissenschaft, also die Herren von der Nordpolkonkurrenz. Denn wie auf allen Gebieten sozialer Betätigung entscheidet auch hier — mit einem Wort, die Idealisten waren die sympathischere Partei. Es war erhebend, als ihr Führer, der Redakteur vom Börsenteil, begeistert ausrief, die Entdeckung des Nordpols sei eine Angelegenheit,

die jeden einzelnen angehe; als er sie einen moralischen Gewinn der Menschheit nannte und den Idealismus pries, der in dieser von materiellen Interessen beherrschten Welt doch noch stecke. Leider besann er sich wieder und fing an, sich um das allerletzte noch ungelöste Problem eines arrivierten Zeitalters zu bemühen, das da lautet: Wem gehört der Nordpol? Der Generalstaatsanwalt von Washington nämlich hatte in dieser Situation sofort getan, was Staatsanwälte immer und mit einer Reflexbewegung zu tun pflegen: er hatte den Nordpol beschlagnahmt. Der Idealist vom Börsenteil aber meinte, das gelte nicht, sondern die Okkupation müsse »effektiv« sein, und begann von der Zeit zu träumen, wo der Zinsfuß die Region des ewigen Eises betreten wird. Die Skeptiker waren aber auch nicht faul und verlegten sich darauf, das Vorleben des Herrn Cook zu erforschen, da sie einsahen, daß zu den größten menschlichen Schwierigkeiten neben der Erreichung des Nordpols der Beweis des Gegenteils gehört. Jenes Geschäft, das den meisten Kredit beansprucht und ihn am leichtesten erhält, ist das des Nordpolfahrers, und auf keinem Gebiet hat die Wissenschaft so sehr mit populären Strömungen und günstigen Winden zu rechnen wie auf diesem. Es gibt Zeiten, wo die Angabe, den Nordpol erreicht zu haben, eine Genietat ist, neben der die Erreichung des Nordpols nur mehr als Fleißaufgabe in Betracht kommt, und wo die Behauptung, man sei aus Christiania eingetroffen, Skeptiker findet, und die Versicherung, man komme vom Nordpol, Idealisten. Da ist es denn auch vergebene Mühe, im arktischen Vorleben eines Menschen eine dubiose Besteigung des Mount Mac Kinley zu entdecken, und nichts wäre imstande, der Welt den Nordpolfahrer zu entreißen, den sie einmal hat.

Erst wenn ihrer zwei sind, wird die Dummheit mißtrauisch. Und das ist der Anfang der Politik. Die Grenze, welche die Idealisten von den Skep-

tikern trennt, verwischt sich, und es bilden sich zwei zielbewußte Parteien, von denen die eine auf Cook, die andere auf Peary schwört, nein, wettet, und vom erledigten Problem des Nordpols erhebt sich der menschliche Geist in die Höhe des welthistorischen Turfskandals. Die Duplizität der Katastrophen ist eine wohltätige Einrichtung, die dem Fassungsvermögen der Gehirne entgegenkommt, indem sie ihnen Zeit läßt, selbst noch das Ah! des Erstaunens zu buchstabieren. Doppelt hält besser, meinte das gutgelaunte Schicksal, als es mit dem Helden bei der Festtafel anstieß und ihm zu verstehen gab, daß er da oben ein Rendezvous versäumt habe. Entgeistert stand Herr Cook. Entgeistert stand die Zeitgenossenschaft vor einer Kühnheit, die dem Gedanken des unlauteren Wettbewerbs bis in die Region des ewigen Eises Bahn gebrochen hat, dorthin, wo der Mensch auf die Vorräte eines andern angewiesen ist und die Benützung fremder Eskimos und Hunde anfängt. Aber allmählig gewann Überlegung die Oberhand und das Volk entschloß sich, die Lorbeern so zu verteilen, daß es einem der beiden Männern unbedingt die Priorität des Nordpolerfinders zuerkannte.

Hätte Pearys Leistung noch auf den Jubel rechnen können, den Cooks Behauptung eingeheimst hat? Die Ehren, die man für ihn noch übrig hatte, waren Lampions neben den Flammen der Begeisterung, die ein aktuelles Wort entzündet hat. So setzt die Welt das Verdienst, den Nordpol erreicht zu haben, auf das verdiente Maß herab. Man hatte sich ja für die Sache begeistert, nicht für die Person. Ob Herr Cook den Sieg davontrug, den Herr Peary errang, ob sich einer zu Unrecht einer Gunst rühmte, die ein Anderer genossen hatte — der gute Ruf des Nordpols war dahin. Das Ideal war erledigt, und alles Interesse gehörte jetzt dem wissenschaftlichen Raufhandel. Herr Cook war unehrlich genug, seinem Nachtreter Prosit! und Herr Peary ehrlich genug, seinem Vorläufer Pfui Teufel! zuzurufen. Herr

Cook war so loyal, jede Nordpolentdeckung nach der eigenen zu glauben. Er hatte längst das seine getan, den unerläßlichen wissenschaftlichen Beweis zu erbringen, denn er hatte sich nicht damit begnügt, zu versichern, daß er kein Schwindler sei und die Bitte hinzuzufügen, daß man ihm dies glauben möge, weil man ihm dann auch die Entdeckung des Nordpols glauben würde. Er hatte sich nicht damit begnügt, Proben einer feuilletonistischen Begabung zu erbringen, die auch den nüchternsten Zeitungsleser davon überzeugen mußte, daß er wirklich den »Gipfelpunkt der Erde« erklommen habe. Nein, er hatte ein übriges getan und die Skeptiker geradezu aufgefordert, selbst nach dem Nordpol zu gehen! Auf eine solche Antwort waren sie nicht gefaßt und horchten auf. Am Nordpol, hatte er gesagt, werde man eine Flagge — eine amerikanische Flagge aus chinesischer Seide — finden und unter ihr vergraben eine Metallröhre, in der er eine Urkunde über seine Expedition deponiert habe. Da wagte sich nur mehr die schüchterne Frage hervor, ob denn das Eis auf dem Nordpol nicht treibe. Dies sei natürlich der Fall, sagte der Forscher, aber er habe sich ja über alles bereits zur Genüge ausgesprochen. Was das Eis auf dem Nordpol treibe, das, wollte er sagen, gehe ihn nichts an, und er hatte wahrlich recht. Denn auf diese Erklärung hin rief das Volk Hurra!, selbst Frau Cook zweifelte nicht mehr, sondern ließ telegraphieren: »Ich wußte, daß es ihm gelingen würde; er war so fest davon überzeugt, als er abfuhr, ich wußte, es konnte ihm nicht mißlingen«, und ein Varietédirektor bot dem Forscher für zehn Wochen 16.000 Mark. Da aber ein amerikanischer Verleger für eine Depesche das Doppelte bot, so meinte Herr Georg Brandes, Cook wäre ein Narr, wenn er zum Varieté ginge. Von dieser Seite hatten die Idealisten den Nordpol noch nicht betrachtet und schon begann das liberale Weltblatt, das mein Freund von der Börse leitet, sich für die Familienverhältnisse des

Entdeckers zu interessieren. Frau Cook, hieß es zuerst, habe mit ihm seinen Ehrgeiz und ihren Reichtum geteilt. Eine andere Meldung entrollte ein düsteres Familienbild. Die Frau hatte während der Abwesenheit des Gatten mit materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen und mußte Wertgegenstände und Kunstobjekte verkaufen, um sich und ihre Kinder zu ernähren, während der Hallodri den Nordpol entdecken ging. Nun erreichte ihn sein Schicksal. Frau Peary, so wurde gemeldet, hat ihm die Fähigkeit wissenschaftlicher Messungen abgesprochen, und wenn nicht im letzten Moment Frau Rasmussen für ihn Partei ergriffen hätte, die Nachbarinnen der arktischen Zone hätten ihm die Nordpolentdeckung nicht geglaubt. Überhaupt kamen da nette Dinge zur Sprache. Von Herrn Peary hieß es, er habe die Geschmacklosigkeit begangen, zu viele Begleiter zuzulassen, und er sei nur deshalb nicht als erster hinaufgelangt, weil er seine Frau und eine Hebamme zum Nordpol mitnahm. Als dann das Kind kam, fehlte es freilich an der Amme. Herr Cook war auch hierin gewitzter. Er brauchte keine Amme, er wußte, daß man ihm die Erzählungen vom Nordpol auch so glauben werde, und fand sogar einen Verleger, der ihm anderthalb Millionen Mark dafür bot. In der Fülle gewinnender Züge, die uns an dem Familienleben zweier Polarforscher teilnehmen ließen, darf aber die Ansprache nicht vergessen werden, die die Frau Peary vom Balkon ihrer Villa an die Kurgäste eines Seebades hielt und in der sie ihre Absicht kundgab, ihren Mann fortan für sich allein zu behalten. Damit schien wenigstens die Frage, wem der Nordpolentdecker gehört, für alle Zeiten entschieden. Doch wie hart klingt auf so rührendes Bekenntnis aus einem Frauenmund die Rede, die ein Kontre-Admiral plötzlich vernehmen ließ: Herr Peary sei der größte Schwindler, den Amerika je hervorgebracht habe. Also auch hier wieder zwei, die um die Palme ringen? Wer hat zuerst den Nordpol nicht entdeckt? Man fängt ernstlich an, sich nicht mehr auszukennen,

und hofft täglich von der Wissenschaft das entscheidende Wort zu hören. Denn die Wissenschaft liest genau, was in den Zeitungen steht und achtet auf alle Widersprüche, um sie sich anzueignen. Sie gibt Gutachten ab, sobald ihr ein erfundenes oder entstelltes Telegramm unter die Nase gehalten wird, sie fühlt sich vor dem Reporter verantwortlich, und sie weiß, daß sie wirklich nicht den Nordpol erreicht haben muß, um zu Ehren zu kommen, sondern bloß die unwirtliche Gegend einer Nachtredaktion. Und nur einem glücklichen Zufall hat es die Welt zu verdanken, daß von der Wissenschaft die Meldung nicht approbiert wurde, Herrn Cook sei es gelungen, »eine von Wilden reich bevölkerte Gegend zu entdecken«. Diese Meldung stand in einem von der Wissenschaft weniger gelesenen Blatte, während in dem führenden Organ der Wissenschaft die richtige Fassung zu lesen war, daß die Expedition »ein wildreiches Gebiet entdeckt« habe. Und das muß wahr sein, denn das hat schon Jules Verne behauptet. Trotzdem kann sich auch die Wissenschaft bei einer so schwierigen Materie, wie es der Nordpol ist, und angesichts des Umstandes, daß er vor den Herren Peary und Cook bestimmt noch nicht entdeckt war, nur darauf einlassen, Kredit abwechselnd zu geben oder zu entziehen. Unbeirrt steht sie auf dem Standpunkt, sie sei nicht geneigt, sich mit zwei Eskimos und einer Fahne aufs Treibeis führen zu lassen. Denn noch unverläßlicher als die Fahne seien die Eskimos. Herr Cook hatte sich auf die Herren Itukisut und Avila als Tatzeugen für die Entdeckung des Nordpols berufen, und sie sollten wie die leibhaftigen Schächer sein Martyrium umrahmen, als die Frage laut wurde: Was ist Wahrheit? Dem Einwand des Herrn Peary, daß die Eskimos bekanntlich lügen, hatte er heftig gewehrt. Als nun Herr Peary depeschierte, die beiden Begleiter Cooks hätten ihm gesagt, daß er keine nennenswerte Entfernung in nördlicher Richtung zurückgelegt habe, da blieb Herrn Cook nichts übrig,

als sich auf das Axiom zu berufen, daß die Eskimos lügen, nachdem es Herr Peary bereits für ein Vorurteil erklärt hatte, und wieder standen wir vor der Frage: Was ist Wahrheit? Denn das ist das spezifische Geheimnis dieses Geheimnisses, daß die Mitternachtssonne nicht jene ist, die es an den Tag bringt. Sie scheint beiweitem nicht so sehr der Wahrheit förderlich wie der Grobheit. Während nämlich Herr Cook noch vorgab, er sei stolz auf Peary, riet diesem schon ein anderer Arktiker, er möge das Maul halten. Ob aber Herr Cook ein Proviantdieb oder Herr Peary ein Koffereinbrecher sei, darüber ließ man die gelernten Geographen sich die Köpfe zerbrechen, und das Bezirksgericht sollte entscheiden, wer den Nordpol entdeckt habe. Mochten diese Instanzen zusehen, wie sie zwischen Ehrendoktorat und Ehrenbeleidigung die Wahrheit fänden. Die Idealisten verhielten sich zu dieser Seite des Nordpols ablehnend. Die ganze Affäre, deren tägliche Wendungen die Satire des Vortags bestätigten, versprach keine Überraschungen mehr. Man hatte den Nordpol satt bekommen. Und nie zuvor war ein Sturz aus allen Himmeln so jäh und schmerzhaft erfolgt. Man war zu einem Fest der Menschheit geladen und es verlief zum Familienkrakeel, bei dem die Heroen einander die Ideale an den Kopf warfen. Eine Kirchweih hatte mit einer Prügelei der Heiligen geendet. Das Volk stob auseinander, der Nordpol war eine so kompromittierte Sache, daß niemand mit ihm zu tun haben wollte, nicht einmal der Präsident der Vereinigten Staaten, und vielfach begann sich bereits die Aufmerksamkeit dem Südpol zuzuwenden . . . Die Wissenschaft wird einen letzten Versuch machen und ihre Schiedsrichter entsenden. Sie werden hoffentlich feststellen, daß es einen Nordpol wirklich gibt, weil sie ihn vom Hörensagen kennen, und er wird froh sein, wenn er mit heiler Haut aus dieser Affäre herauskommt, dieser selbstzufriedene Punkt, von dem aus überall Süden ist und überall Gemeinheit, ein freudloser Fleck, seitdem er mit menschlichen Dingen in Berührung kam.

Denn es steht geschrieben, daß die Welt größer wird mit jedem Tag. Ist sie im Innern so befriedigt, daß sie auf Eroberungen ausgehen kann? Oder führt sie nicht eben der innere Feind, die Dummheit, auf diesen Pfad? Die Presse, der Kropf der Welt, schwillt von Eroberungslust, platzt vor den Errungenschaften, die jeder Tag bringt. Eine Woche hat Raum für die kühnste Klimax menschlichen Expansionsdranges: von der Eroberung Niederösterreichs durch die Tschechen über die Eroberung der Luft zur Eroberung des Nordpols. Kombinationen sind nicht ausgeschlossen und wenn nicht Herr Cook das Wort gehabt hätte, so wäre der Nordpol sicher vom Zeppelin durch die kaum eroberte Luft erobert worden. Die allgemeine Bereitschaft zum Maulaufreißen findet sozusagen ein noch nicht dagewesenes Entgegenkommen bei den Ereignissen, und mit der Dimension der Bewunderung wächst die Dimension der Tatsachen, bis im Wettlauf den Gaffern wie dem Schicksal der Atem ausgeht. Und ein Hinauflizitieren aller Werte und Bedeutungen hebt an, von dem sich jene keine Vorstellung machen könnten, die einst wert und bedeutend waren. Der größte Mann des Jahrhunderts ist der Titel einer Stunde, die nächste schon verleiht ihn einem andern. Es ist erreicht!, kaum noch die Devise einer ad astra weisenden Schnurrbartfasson, ist gleich wieder der Gruß, der kühneren, wenn auch nicht weniger bestrittenen Erfindungen gegönnt wird. Der Fortschritt, der den Kopf unten und die Beine oben hat, strampelt im Äther und versichert allen kriechenden Geistern, daß er die Natur beherrsche. Er belästigt sie und sagt, er habe sie erobert. Er hat Moral und Maschine erfunden, um der Natur und dem Menschen die Natur auszutreiben, und fühlt sich geborgen in einem Bau der Welt, den Hysterie und Komfort zusammenhalten. Er feiert Pyrrhussiege über die Natur. Was nützt ihm das Tempo, wenn ihm unterwegs das Gehirn ausgeronnen ist? Der Fortschritt macht Portemonnaies aus Menschenhaut. Und als der Mensch mit der

Postkutsche reiste, kam die Welt besser fort als wenn der Kommis durch die Luft fliegt. Wie wird man den Erben dieser Zeit die primitivsten Handgriffe beibringen, die notwendig sind, um die kompliziertesten Maschinen in Gang zu setzen? Die Natur kann sich auf den Fortschritt verlassen: er rächt sie schon für die Schmach, die er ihr angetan hat. Sie aber will nicht warten und zeigt, daß sie Vulkane hat, um sich von lästigen Eroberern zu befreien. Ihre Weiber verkuppelt sie mit den Todfeinden der Zivilisation, zündet mit der Moral die Wollust an und schürt sie mit der Rassenfurcht zum Weltbrand. Man tröstet sich und erobert den Nordpol. Aber die Natur klopft ihnen an die Tore der Erde und rüttelt an ihrer angemaßten Hausherrlichkeit. Man tröstet sich und erobert die Luft. Gegen Glatteis hat man keine andere Hilfe als das »Aufstreuen« und wenns regnet, bleibt nichts übrig als den Regenschirm aufzuspannen, aber sonst hat man es gelernt, der Natur auf die kunstvollste Art zu imponieren. Die Natur liest keinen Leitartikel und weiß darum noch nicht, daß man gerade jetzt damit beschäftigt ist, »die Welt der elementaren Gewalten in ein Vernunftreich zu verwandeln«. Würde sie hören, daß die Meldung vom erreichten Nordpol bei allen Laufburschen der Erde »das Gefühl der Überlegenheit über die Natur gesteigert« hat, sie hielte sich den Bauch vor Lachen, und Städte und Staaten und Warenhäuser würden dann ein wenig in Unordnung geraten. Sie zuckt ohnedies schon öfter als es der Überlegenheit ihrer Bewohner zuträglich ist. Binnen ein paar Wochen haben die elementaren Gewalten in einer so deutlichen Weise ihre Bereitwilligkeit bekundet, in ein Vernunftreich einzulenken, daß es auch das große Publikum verstehen muß, indem sie durch Erdbeben, Springfluten, Stürme, sintflutartige Regen Hunderttausende von Menschen und Millionenhunderte von Vermögen in Amerika, Asien und Australien vernichteten, und nur in Europa den

Redakteuren die Hoffnung ließen, daß »der Wille des Menschen« schon demnächst »alle Hebel der Natur bewegen« werde. Jedem Parasiten der Zeit ist der Stolz geblieben, ein Zeitgenosse zu sein. Man führt die Rubrik »Eroberung der Luft« und muß die Nachbarschaft des Ressorts »Erdbeben« nicht beachten, und in dem Jahre von Messina und des täglichen Nachgrollens der Erde bewies der Mensch seine Überlegenheit über die Natur und flog nach Berlin. 1909 opferten die Idealisten den ungnädigen Elementen Makkaroni und schafften für die verlorenen Ideale Ersatz am Nordpol. Denn es ist Sache des Idealismus, sich für den Verlust des Alten damit zu trösten, daß man etwas Neues angaffen kann, und wenn die Welt untergeht, so triumphiert das Überlegenheitsgefühl des Menschen in der Erwartung eines Schauspiels, zu dem nur die Zeitgenossen Zutritt haben.

Die Entdeckung des Nordpols war unabwendbar. Sie ist ein Schein, den alle Augen sehen, und vor allen anderen jene, die blind sind. Sie ist ein Ton, den alle Ohren hören, und vor allen anderen jene, die taub sind. Sie ist eine Idee, die alle Gehirne fassen, und vor allen anderen jene, die nichts mehr fassen können. Der Nordpol mußte einmal entdeckt werden. Denn Jahrhunderte lang war durch Nacht und Nebel der menschliche Geist gedrungen, in hoffnungslosem Ringen mit den mörderischen Naturgewalten der Dummheit. Den Weg bezeichnen die Blutspuren jener Ungezählten, die für die künstlerische Tat den Kampf gegen eine erstarrte Menschennatur immer wieder gewagt hatten. Wie viele Pioniere des Gedankens waren verhungert und wurden ein Fraß jener wahren Bestien des Eismeers, deren bloßes Dasein die Sperre der geistigen Zone bedeutet! Nicht einen Fußbreit hat Phantasie dem Reich jenes weißen Todes abgewonnen, dort, wo selbst die Hoffnung versank, die Welt der menschlichen Gewalten in ein Vernunftreich zu verwandeln. Man hat so lange den Walrossen Gedichte vorgelesen, bis sie

schließlich die Entdeckung des Nordpols mit verständnisvollem Kopfnicken begleiteten. Denn die Dummheit war es, die den Nordpol erreicht hatte, und sieghaft flatterte ihr Banner als Zeichen, daß ihr die Welt gehörte. Die Eisfelder des Geistes aber begannen zu wachsen und rückten immer weiter hinunter und dehnten sich, bis sie die ganze Erde bedeckten. Wir starben, die wir dachten.

An den unbekannten Freund.

Von **Karl Borromaeus Heinrich.**

(. . . Auf seiner zweiten Bekehrungsreise kam der Apostel auch nach Athen. Dort fand er einen Altar mit der Inschrift: »Dem unbekannten Gotte!« . . . Neues Testament)

Mein unbekannter Freund, weißt du noch, wie ich meine Heimat verließ, um mein Vaterland wiederzusehen? es war genau vor drei Jahren.

— Die Torheit geschah genau vor drei Jahren, meinst du. Wie kann man eines Vaterlandes wegen, seine Heimat verlassen!

— Du hast Recht, Geist des unbekannten Freundes. Aber vergiß nicht, daß ich damals einundzwanzig Jahre alt war . . ., majorenn, aber unmündig. Vergiß nicht, daß mir meine Schwester, um mich von Paris wegzulocken, fünfzig Mark in Fünf-Mark-Scheinen schickte, mit der Bitte: »Wechsele dieses um in französisches Geld und fahre zurück in dein Vaterland; dort kannst du alles recht vollenden, und ein sicheres Einkommen begründen.« Fünfzig Mark, noch dazu in zehn einzelnen Scheinen. Ich konnte mich des Eindruckes der Banknoten nicht erwehren, fuhr aus der Heimat ins Vaterland, und es blieben mir, dritter Klasse, sogar noch zehn Mark übrig.

*

Ich gestehe selbst zu, daß ich nicht sehr gut gekleidet war, als ich damals, vor drei Jahren, die Grenze passierte. Aber einen solchen Empfang in Deutschland hatte ich dessentwegen noch lange

nicht verdient. Unbekannter Freund, du allein weißt, wie mir das weh tat: Als mich in Deutsch-Avricourt die zudringlichen Schutzmannsaugen, weil ich sozusagen mittelmäßig gekleidet war, vom Kopf bis zum Fuße musterten, und sich mit einer heuchlerisch-plumpen Freundlichkeit an mich heranglotzten: — »Na, junger Freund, wo geht die Reise hin?« fragte mich einer dieser Burschen — obwohl ich vorher einem anderen meinen Paß gezeigt hatte, der doch durchaus in Ordnung war und vollkommen erwies, daß ich nicht als Deserteur in mein Vaterland zurückkehrte . . . »Na, junger Freund, junger Freund«, sprach mich dieser Dienstbote an. Ein deutscher Kriminal-Unterdienstbote nannte mich »junger Freund«! Damit fing es an in diesem komischen Vaterland.

*

In meiner Vaterstadt hatte ich einen jungen Freund, den ich damals, nach dreijähriger Trennung, immer noch so liebte, wie keinen Menschen auf der Welt. Ihm schrieb ich gleich bei meiner Ankunft, er möge am folgenden Tage mit mir zusammenkommen; und ich schlug ihm, um die Schönheit des Wiedersehens zu erhöhen, einen stillen, waldumsäumten Ort in der Umgebung vor (denn das Rauschen des deutschen Tannenwaldes hat oft die Melodie meiner Seele begleitet). Ich fuhr zwei Stunden früher hinaus, als ich ihn bestellt hatte. Und zwei Stunden lang schlug ihm mein Herz entgegen. — Er kam. »Entschuldige«, sagte er, »ich verstehe zwar sehr gut, warum du dieses entlegene Nest für unser Wiedersehen gewählt hast — es ist jedenfalls wegen der Romantik. Aber ich muß in zehn Tagen ein kleines Examen machen, da hab' ich heut' höchstens zwei Stunden frei.« Zehn Tage für ein Examen — zwei Stunden für eine Freundschaft. Er erklärte dies vorwegnehmend, indem er sagte: »Ich bin älter geworden.«

*

Unbekannter Freund, ich war damals so jung und gut und dumm. Du allein weißt es.

Ich bat meine Freunde: »Wir müssen eine Brüderschaft gründen. Eine Brüderschaft, die uns alle erzieht. Indem wir gegenseitig das Höchste von uns verlangen. Damit sprengen wir eine Welt, die . . .«

»— Ja, das ist eine ausgezeichnete Idee. Wir können uns auch in unserer Karrière dabei helfen. Gegenseitig, mit den Kon-

nexionen, die jeder hat. Überhaupt fest zusammenhalten, damit jeder was Ordentliches wird.« So antwortete einer.

»... indem wir gegenseitig das Höchste von uns verlangen. Damit sprengen wir eine Welt, die ...«

*

Die Einen waren zum Korps gegangen und hatten für nichts mehr Interesse. Die Anderen hatten nicht einmal für das Korps Interesse.

Im Übrigen waren sie alle »aufgeklärt«. Nichts mehr, wovon sich diese jungen Leute noch etwas hätten träumen lassen. Nichts. Selbstzufriedene Seelen; Weltanschauung: Die sieben gelösten Rätsel, Volksausgabe, zu einer Mark.

Wenn diese Leute durch den Wald gingen, hörten die deutschen Tannen auf zu rauschen. Und die Quelle plätscherte geringschätzig: Wer mir keine Geheimnisse mitbringt, für den habe ich auch keine übrig.

*

»Liebst du eigentlich deinen Beruf?« fragte ich einen mir befreundeten Studiengenossen und künftigen Erzieher.

»Na ja, es ist ja auch in unserm Fach schon recht überfüllt«, lautete die Antwort. »Ich meine zwar nicht gerade wegen der Chancen und Aussichten ...« »Ach so, du meinst im Allgemeinen! ... Ja, im Allgemeinen sind wo anders die Chancen auch nicht besser.«

Wenn ich in späteren Jahren nicht so reich sein werde, um mir Hauslehrer auszusuchen, fällt vielleicht einmal ein Sohn von mir diesem Fachmann in die Hände.

Unbekannter Freund, welche Opfer erheischt ein Vaterland!

*

Ich streichle Bäume, Blüten und Gräser. Denn die Menschen hier wollen keine Zärtlichkeiten verstehen; sie nennen es unmännlich.

Ich habe ein Gänseblümchen geküßt.

Man lachte mich aus dafür.

Die Freunde in meinem Alter wollen alle männlich sein. Es muß sehr schwer sein, dieses Männliche zu definieren; noch mehr, es zu erlernen.

Ich bin in der Kirche zum Kruzifix hingegangen, das unter der Kanzel hängt, und küßte ihm leise die Füße. Da klopfte mir

der Mesner auf die Schulter und redete mir zu: »Gehn S', san S' doch net so auffällig! Tun S' Ihnen doch beruhigen. Fromm sein — aber net glei verruckt sein, gelten S'!« Man ist hier für eine herbe, zurückhaltende Männlichkeit eingenommen.

»Wir Götter«, sprach ein Gott, »fürchten die Deutschen, aber sonst nichts in der Welt!«

*

Zeitungsbericht:

Beim Empfang der Pilger küßte der Papst zweimal die Schleifen der französischen Fahne.

*

Da war ein Mensch, gut zwei Jahrzehnte älter als ich, den ich viel mehr liebte als mich selbst, und durchaus höher achtete. In allem suchte ich ihm nachzueifern; denn er war in sich vollkommen. Und wie eine in sich selber ruhende Sonne leuchtete seine Liebe lächelnd und manchmal spöttisch über meine Unrast.

Wir liebten uns und trugen einander alles zu, was wir erlebten. Wenn mich Zweifel befielen, in was auch immer, fragte ich meinen älteren Freund.

Einmal aber geriet mein Freund selbst in die schwersten Zweifel. Die Frauen machten ihm zu schaffen.

Ich wartete voller Sehnsucht, daß er mich frage, denn so gut wie ich, fühlte niemand, welcher Frau mein Freund bedurfte.

Er aber fragte mich überhaupt nicht. »Für all dies ist er zehn Jahre zu jung«, sagte er sich und besprach lieber mit eingeschrumpften Altersgenossen sein Leid. Mit Entsetzen sah ich, daß sie ihm, in ihrer Schwerfälligkeit und Müdigkeit, das Verkehrte geraten hatten.

»Sie sind zu jung«, sagte er, »was verstehen Sie davon!« Meine Seele errötete tief und kroch in sich selbst zurück. Kein stolzer Mensch läßt sich lieben, wenn er zu jung befunden wird.

*

Unbekannter Freund, du weißt wohl, Goethe ist kein Argument für dieses Vaterland. Die »Iphigenie« hat er in Italien geschrieben.

*

Einen liebte ich, der wirklich zart von Gemüt war, reich an Geist, vornehm und diskret. Die deutsche Schamhaftigkeit verbot ihm aber, diese Eigenschaften auch nur ahnen zu lassen. Um sie möglichst gut zu verbergen, pflegte er die Zote und bediente

sich niedriger Ausdrücke. Darin vervollkommnete er sich so weit, daß er überhaupt nicht mehr über seine anständigen Gefühle reden konnte.

*

Ein anderer war heiter von Charakter.

Er verdarb sich, indem er aus seiner Heiterkeit Pointen schlug und auf Effekte ausging.

Um ihn habe ich geweint, unbekannter Freund.

*

Warum muß alles verzerrt erscheinen in diesem Lande? Drei Jahre, drei lange Jahre bin ich jetzt unter den Menschen meiner Vaterstadt herumgewandert. Diese Menschen finde ich nun alle »bös und fremd«.

Zuletzt hat es meine Freundschaft mit einem ganz alten Mann versucht. Den liebte ich gleichsam aus der Ferne, und ich saß still und andächtig am Tisch, wenn er mit Anderen sprach. Als er mich einmal um etwas fragte, antwortete ich bescheiden und nur von mir und meinem Standpunkt aus. Ich hielt dafür, daß es einem jungen Menschen so gezieme. Der alte Mann erwiderte rauh und streng: »Sie sind immer nur mit sich selbst beschäftigt! Sie sind ein eingebildeter Mensch. Alles betrachten Sie von sich aus.«

Meine Art von Freundschaft versteht hier niemand. Alle Menschen hier finde ich »bös und fremd.«

Das macht, der Himmel ist hier niedrig, die Luft grau und undurchsichtig, der Winter dauert sieben Monate und die Herzen sind mit ewigen Schnee bedeckt.

Unbekannter Freund, ich will dich wieder in meiner Heimat, in Paris suchen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Paris. Ich suche dich auch hier vergebens. Hier, wo sich alles so geändert hat. Hier gehört jetzt jeder Mensch zu einem Syndikat. Man trifft sie nur mehr rudelweise an. Wenn man einen lieben will, muß man gleich eine ganze Organisation lieben!

*

Bis jetzt habe ich hier in Paris zwei Menschen kennen gelernt, die noch zu keinem Syndikat gehören. Der eine war ein Hochstapler. Aber wie sollte ich mich mit ihm befreunden? Ich bin zu arm, als daß er mich bestehlen konnte. Ich verstehe daher, daß er mich nicht liebte, obwohl er mehr Zärtlichkeit mit sich herumträgt als tausend andere zusammen.

Der andere ist ein Theologe.
Wärst du das am Ende, unbekannter Freund?

Er war es nicht. Er liebte mich innig. Aber anstatt Gott in mir zu lieben, liebte er mich in Gott.

*

Ich will weiter suchen. Einstweilen baue ich einen Altar, auf den ich dieses Tagebuch lege und der die Inschrift trägt: »Dem unbekannten Freunde.«

* * *

Aphorismen*)

Von **Karl Kraus**

Ein Kellner ist ein Mensch, der einen Frack anhat, ohne daß man es merkt. Hinwieder gibt es Menschen, die man für Kellner hält, sobald sie einen Frack anhaben. Der Frack hat also in keinem Fall einen Wert.

*

Vor dem Friseur sind alle gleich. Wer zuerst kommt, hat den Vortritt. Du glaubst, ein Herzog sitze vor dir, und wenn der Mantel fällt, erhebt sich ein Schankbursche.

*

Wenn Prostitution des Weibes ein Makel ist, so wird er durch das Zuhältertum getilgt. Man sollte bedenken, daß sich manch eine für die Gewinste, die sie erleidet, durch reichlichen Verlust entschädigen kann.

*

Die Sprache entscheidet alles, sogar die Frauenfrage. Daß der Name eines Weibes nicht ohne den Artikel bestehen kann, ist ein Argument, das der Gleichberechtigung widerstreitet. Wenn es in einem Bericht heißt, »Müller« sei für das Wahlrecht der Frauen eingetreten, so kann es sich höchstens um einen Feministen handeln, nicht um eine Frau. Denn selbst die emanzipierteste braucht das Geschlechtswort.

*

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Der Ausdruck sitze dem Gedanken nicht wie angemessen, sondern wie angegossen.

*

Lieben, betrogen werden, eifersüchtig sein — das trifft bald einer. Unbequemer ist der andere Weg: Eifersüchtig sein, betrogen werden und lieben!

Heilig ist die Leidenschaft!

Von **Karl Hauer**

Die Selbsterschaffung des Menschen ist noch nicht vollendet. »Du wirst sein wie Gott«, ruft sein Stolz, in Wahrheit aber ist seine Sehnsucht eine Trauer um das verlorene Paradies, um das Glück des Tieres. Denn im Tiere ist kein Zwiespalt und Zweifel, keine Torheit und kein Wahnsinn. Das Sein des Tieres ist Harmonie, seine Triebe sind Vernunft, nicht eine kleine, schwächliche Vernunft, wie es die des menschlichen Denkens ist, sondern eine leibhaftige, leibgewordene, allem Irrtum entrückte Vernunft. Der tierische Organismus mit seinen unverkümmerten Instinkten stellt ein so hohes Maß von Vernünftigkeit dar, daß die junge, unfertige, kurzsichtige Vernunft des menschlichen Geistes dagegen recht kläglich erscheint. Und in der Tat stützt diese »kleine Vernunft«, wie Nietzsche sie einmal nennt, bei ihren Gehversuchen sich, wissentlich oder unwissentlich, auf die »große«, überlegene Vernunft der ungebrochenen Instinkte. Die im tierischen Leibe fleischgewordene Weisheit, in der alle Erfahrung unendlicher Vergangenheit einverleibt ist, diese Weisheit des Tieres ist das Licht, das aller menschlichen Weisheit voranleuchten muß, da sie sonst im Finstern stünde und nicht wüßte, wohin. Deshalb zollte der Mensch

dem Tiere und seiner Instinktweisheit von jeher die höchste Verehrung. Nicht nur der kindliche Mensch der Urzeit, sondern auch der Mensch der Hochkultur. In den religiösen Zeremonien des Steinzeitmenschen spielten Wildpferd und Wildkatze eine hervorragende Rolle, bei den Indianern genoß schon in Urzeiten der Bär religiöse Verehrung. Die Totems, die heiligen Stammesabzeichen der Indianer, sind durchwegs Tiere, vorzugsweise Bär, Schlange, Adler und Fisch, und indianische Häuptlinge führen mit Vorliebe Tiernamen. Die genaue Analogie hiezu finden wir in den Wappentieren unserer Adelsgeschlechter, in vielen Adelsprädikaten und in Herrscherbeinamen wie »Löwenherz«. Gestirne und gewaltige Naturerscheinungen erschienen primitiven Völkern als mächtige Tiere: die Sonne als ein Löwe, der Blitz als eine gefiederte Schlange. Die alten Ägypter hielten Stier, Krokodil, Nilpferd, Sperber und Katze heilig, und ihre Götter haben fast durchwegs Tierhäupter und andere tierische Zutaten. Gott und Tier schienen den Ägyptern eins. Die ältesten Symbole des Christentums sind Lamm, Taube und Fisch. Den Indern erscheint jedes Tier beseelt und unverletzlich; der Araber schätzt das Pferd höher als das Weib, die arabische Sprache kennt mehr als zweihundert verschiedene zarte Schmeichelnamen für das Pferd. Kinder und Frauen fühlen sich zu den Tieren aufs lebhafteste hingezogen. Das Kind sieht im Tier nichts Niedriges und Verächtliches, sondern etwas durchaus Gleichgestelltes, ja vielfach etwas Überlegenes und Verehrungswürdiges. Gottfried Keller konnte sich als Knabe keine Vorstellung vom lieben Gotte machen, von welchem man ihm erzählt hatte; als er aber in einem Bilderbuche einen grimmigen Tiger sah, war ihm allsogleich klar, daß dies der liebe Gott sei. Das Volk schuf in den verschiedensten Ländern und zu den verschiedensten Zeiten Tierfabel und Tiermärchen, und wer die Kosenamen belauscht, die Liebende einander geben, wird entdecken, daß es in allen Spra-

chen vorzüglich Tiernamen sind. Ein breiter und tiefer Strom von Sympathie, von Zusammenhangsgefühl und Verehrung führte und führt vom Menschen zum Tiere.

Die Wurzel solcher Tierverehrung ist des Menschen ahnendes Begreifen, daß die Gottähnlichkeit, die er für sich erträumt, nicht in körperloser Geistigkeit bestehen kann, daß vielmehr der Weg zu seiner Vervollkommnung ein Weg zur Einheitlichkeit und körperlichen Vollkommenheit des Tieres ist. Das Tier nämlich ist ein Ganzes, Ungeteiltes, ein Individuum. Der Mensch aber ist etwas Zwiespältiges, verschieden Bedingtes: ein Dividuum. Das Tier ist zu Ende organisiert, seine Triebe sind untereinander ausgeglichen, es hat ein konstantes Gleichgewicht und lebt in steter Gegenwart. Der Mensch macht noch den Krampf des Sich-Gebärens durch, er ist ein Kampfplatz zwischen Intellekt und Instinkt, zwischen Geist und Trieb, zwischen einem zentralen und peripherischen System, er ist zugleich ein Täter und ein Wisser, und die Gegenwart ist für ihn nur die Scheide von Vergangenheit und Zukunft. Das Tier lebt unbewußt, unberechnend und doch höchst weise; der Mensch aber ist mit einem Wissen belastet, das zu unvollkommen ist, ihm ein sicherer Führer zu sein, und trotzdem schwerwiegend genug, seinem Empfinden und Wollen die Naivität zu rauben.

Der Mensch kann jedoch nicht mehr zurück; er kann sich des Geistes nicht mehr begeben, wie er auch dem Triebe niemals entrinnen kann. Die »reine Vernunft« ist reiner Unsinn. Vernunft und Trieb, Geist und Leib müssen wieder eins werden. Und um eins zu werden, muß die Vernunft zu einem wirksamen Triebe werden; sie muß die andern Triebe durchdringen und verstärken, sie muß gewissermaßen Leib werden. Der Leib ist das, was bewahrt und bewehrt werden soll. Alle menschliche Wirklichkeit ist Leib. Eine herrschsüchtige Vernunft, eine Vernunft um der Vernunft willen, eine selbständige Vernunft ist eine Gefahr für den Menschen. Der

Geist, der sich vom Leibe lossagt, der asketische Geist schwächt und verdirbt die Triebe, den Leib, den Menschen. Die bare Vernunft ist nicht besser als die bare Unvernunft. Und der nur vernünftige Mensch wäre der unvernünftigste aller Menschen. Ja, ein Mensch, der den Verstand verloren hat, ist noch weit mehr ein Mensch als einer, der nur seinen Verstand behalten hätte.

Trotzdem zielt alles, was man heute Fortschritt, Kultur oder mit andern Schwindelnamen nennt, darauf ab, den Menschen zu einem unglückseligen Verstandesautomaten zu machen. Das städtische Leben, das heute auch schon die Landbewohner in seine Wirbel zieht, besteht in einem fortwährenden Sich-Reiben aller an allen, es läßt keinerlei Einsamkeit zu und zwingt jeden zu unaufhörlichen Rücksichtnahmen. Da aber der Mensch trotz der Behauptung des Aristoteles von Natur aus kein zoon politikon, keine Biene oder Ameise ist, sondern eher ein Fischer, Jäger oder unbekümmerter Waldläufer, ein nur in lockern Rudeln lebendes Tier mit dem ausgeprägten Bedürfnis häufiger Einsamkeit, so müssen seine natürlichen Triebe in einem extremen Stock- und Haufenleben entarten und verkümmern. Sie können ihm nicht nur keine Führer sein, er muß sie sogar als ständige Gefahr empfinden, denn sie verleiten ihn fort und fort zu Verbotenem. Andere als Ameiseninstinkte sind im Ameisenhaufen polizeiwidrig. Der zur Ameise entartete Mensch, der Mensch der sinnlosen Emsigkeit, muß sich auf seinen Verstand — was für einen Verstand! — verlassen. Der Verstand aber ist verschliffener Geist. Wie der Geist ein Produkt der Einsamkeit ist, ein langsames, tiefes Besinnen der leiblichen Wirklichkeit auf sich selbst, so ist der Verstand buchstäblich ein Produkt des Verkehrs, die schnelle und oberflächliche Festlegung des Konventionellen. Geist ist Edelmetall, Verstand ist Konventionsmünze.

Der Verstand erweist sich umso nützlicher, je

mehr er mit dem Verstand anderer übereinstimmt. Der ganze moderne Zwangsbildungsbetrieb hat nur den einen Zweck, eine möglichst ausgeprägte Uniformität des Verstandes herbeizuführen. Jene Menschen, die ihren Verstand genau aufeinander abgestimmt haben, heißen die »Gebildeten«. Die Bildung ist eine Art drahtloser Telegraphie, wobei Urteile von bestimmter Wellenlänge von allen richtig abgestimmten Empfangsapparaten gleichzeitig aufgefangen werden können. Und diese »allgemeine« Bildung, die gewissermaßen nur in einer mechanischen Weiterleitung fertig empfangener Urteile besteht, wird von ihren Besitzern als köstlichster Besitz aufgefaßt, als das, was ihr Menschentum erst begründe, was sie erst zu ganzen Menschen mache. »Bildung macht frei«, sagen sie. Man kann aber leicht sehen, daß Bildung erstaunlich unfrei macht. Während ein Mann von Geist und ein Weib von natürlichem Empfinden in jedem Augenblicke Welten von Geist und Empfindung zu durchmessen vermögen, bleiben die Gebildeten stets in der engen Sphäre ihrer Konvention, sie sind stets »unter sich« und in die Bildung eingenäht wie in eine Rindshaut. Der Glaube an den auszeichnenden Wert der Bildung ist eigentlich nur der uralte Aberglaube von der magischen Macht des Wissens. Ein Aberglaube, der durchaus nicht abgestorben ist, denn wie man ehemals glaubte, durch eine Zauberformel den Teufel vertreiben zu können, so glaubt beispielsweise der Pädagoge heute noch, einen wilden Rangen durch gehöriges Zureden in einen artigen Knaben zu verwandeln. Glücklicherweise aber widersteht der Range dieser Magie. Das Wissen ist an und für sich völlig ohnmächtig, und wie man einen Irrsinnigen nicht durch logische Beweise heilen kann, so bleibt das Wissen, das mit einem Hohlkopf zusammentrifft, ein hohles Wissen. Dem Geiste fliegt das Wissen, das ihm nötig ist, aus allen Welten von selber zu; das hohle Wissen aber erzeugt nur einen hohlen Skeptizismus, der der Ignoranz so verwandt

ist, wie der moderne Freigeist dem Dogmatiker. Der Gedanke, der nicht persönlich erlebt ist, ist nicht nur wertlos, er ist ein Bleigewicht, das niederzieht, er ist ein Grab des Lebens. Diese Wahrheit sollte in einer Zeit, in der die Menschen ihre Muße mit Lektüre und gebildeten Gesprächen verbringen, allstündlich unter Trommelschall verkündet werden.

Warum aber ist bei den heutigen Menschen ein so besonders starkes Bedürfnis vorhanden, sich selbst ein volles, lebendiges Menschentum vorzutäuschen, sich mit Hilfe der Bildung als »ganze« Menschen zu fühlen? Woher all dieser Bildungstrieb? Doch wohl daher, daß keiner von all diesen Menschen ein Ganzer ist, daß jeder im Grunde nur ein Stück, ein spezielles Instrument, ein Berufsmensch ist. Die bei maßloser Arbeit natürlich auch ins Maßlose gehende Arbeitsteilung macht aus jedem Menschen ein bloßes Instrument. Das, was man heute Beruf nennt, erweist sich stärker als der moderne Mensch. Der Beruf ist ein körperloser Vampyr, der seinem Opfer alles Menschliche aussaugt, um daraus eine seelenlose Maschine, allenfalls mit allgemeiner Bildung, zu machen. Die Arbeitsteilung ist recht eigentlich ein Ameisenprinzip, ein Prinzip, das bei wirklichen Kulturvölkern nur auf Sklaven Anwendung fand. Allerdings sind durch folgerichtige Anwendung der allgemeinen und gleichen Menschenrechte alle Menschen bereits mehr oder weniger Sklaven geworden. Und die lebendigen Rechenmaschinen etwa, die heute im Gefühl ihrer besonderen Wichtigkeit herumstolzieren, scheinen mir weniger nützlich als eine Leibeigene von ehemals, die nur das eine zu tun hatte, ihrer Gebieterin das Bett zu wärmen.

Das einzige, was die Vernunft mit Inhalt erfüllen und ihr fruchtbare Wirkung verleihen kann, ist der lebendige Trieb. Und diese Erfüllung und Wirksammachung der Vernunft ist die Leidenschaft. Es scheint aber, daß man heute allgemein die Leidenschaft, die gesunde Harmonie von Vernunft und Trieb, für etwas Krankhaftes, ja für etwas höchst

Gefährliches hält. Das Wort Leidenschaft bedeutet unter Zeitgenossen manchmal fast dasselbe wie das Wort Laster. Man verwechselt die Leidenschaft wohl mit der Ausschweifung oder mit dem Fanatismus. Aber sie ist von beiden gleich weit entfernt. Ausschweifung ist eine Verranntheit verirrter Triebe, Fanatismus ist eine Verranntheit verirrter Vernunft, Leidenschaft aber ist die befruchtende Durchdringung von Vernunft und Trieb: vorwärts getriebene Vernunft und klar vernommener Trieb! Ausschweifung und Fanatismus sind Formen des Absterbens, Leidenschaft ist die Form des Lebens. Ausschweifung führt zum Nihilismus. Hänge Dein Herz an nichts, sagen die, die nicht mehr die Kraft haben, ihr Herz an etwas zu hängen. Hänge Dein Herz an eine Sache und verschließe Dich allem andern, predigt der Fanatismus. Wer aber sein Herz an nichts mehr hängt, ist schon tot, und wer es nur mehr an eines hängt, wird alsbald ersterben. Die Leidenschaft ruft: hänge Dein Herz an alles! Und wenn Dir eine Welt erstirbt, erblühen Dir dann hundert neue Welten. Bestand hat nur, was Leben in sich hat, und Leben hat nur der in sich, der Leidenschaft in sich hat. Keines der Worte Christi dünkt mich tiefer als dieses: »Das Reich Gottes wird gestürmt, und die Stürmer reißen es an sich«. Der Sohn des Menschen wußte es, daß man ins Himmelreich nicht bei Windesstille gelangen kann, sondern nur im Sturme. Und er sagte auch: »Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen«. Die Lebendigen aber sind nicht die Müden, die nur mehr liegen wollen, nicht die in Krämpfen sich Windenden, die bald liegen werden, und auch nicht die Verzauberten, die starren Auges einer Vision nachrennen, sondern die Stürmer mit sehenden Augen, die den Ruf der Natur vernommen haben, die Menschen der Leidenschaft, die Menschen des lustvollen Erleidens, die tieffröhlichen Menschen, denen wie den alten Ägyptern Gott und Tier keine Gegensätze sind.

* * *

Meine Schriften

Ein Essay über »Sittlichkeit und Kriminalität« war im ‚Mährisch-Schlesischen Korrespondenten' (Brünn, 3. August 1909) enthalten:

Man fängt damit an, einer Sache zu vergessen, indem man ihr einen Namen gibt, und man vernachlässigt ein Buch, indem man ein Programm daraus hervorholt. Und gerade an Programmen ist Überfluß in der Sammlung von Aufsätzen, die Karl Kraus unter dem Titel »Sittlichkeit und Kriminalität« (Bei L. Rosner, Leipzig und Wien 1908) erscheinen ließ.

»Das ‚Rechtsgut der Sittlichkeit' ist ein Phantom, mit der ‚Moral' hat die kriminelle Gerichtsbarkeit nichts, hat nur die des Bezirksklatsches zu schaffen. Was die Justiz hier erreichen kann, ist der Schutz der Wehrlosigkeit, der Unmündigkeit und der Gesundheit. Auf diese noch arg vernachlässigten Rechtsgüter werfe sich die Sorge, die heute das Privatleben von Staats wegen belästigt.« Oder: Es ist ein »Naturrecht der Frau, die Summe ihrer ästhetischen Vorzüge an wen sie will zu verschwenden oder von wem sie will in eine geltende Währung umsetzen zu lassen«.

Zu dem allen ist so vieles zu bemerken. Schutz der Wehrlosigkeit, der Unmündigkeit, Natur- oder anderes Recht der Frauen, das sind Fragen, die zum eisernen Vorrat der öffentlichen Diskussion gehören. Wir leben im Zeitalter der aktuellen Frage; die aktuelle Frage nimmt das allgemeine Interesse in Anspruch, nichts Neues, Unzeitgemäßes wird neben ihr gehört. Wie viele Antworten sind schon unbeachtet geblieben, weil man sich mit der Frage beschäftigte.

Die Schriften des vielgenannten Wiener Publizisten sind von wirklichem Werte, trotzdem sie Programme enthalten und zu Tagesfragen Stellung nehmen. Nicht ob und wie zur Frauenfrage, zum sexuellen Problem, zur Prostitution gesprochen wird, ist das Wesentliche in ihnen, nicht ob der Autor für oder gegen ein Schlagwort Partei ergreift. Dort, wo er selbst Partei ist, jene, so wenig aktuelle Partei eines vornehmen Menschentums, eines unantastbaren Begriffes der Persönlichkeit, dort liegt Wert und Kern des Gebotenen. Nicht Debatte, sondern Idee ist der wirkliche Gehalt dieser Aufsätze; es ist eine Idee von Menschenwürde, die sich gegen den kulturellen Tiefstand der Sittlichkeitsauffassung unserer Gesetze wehrt. Sie ist es, die dieses Aufgebot von Geist und polemischer Kraft zu Felde schickt. Für sie kämpft Kraus mit beispielloser Schärfe und Rücksichtslosigkeit gegen alles, das ihr entgegensteht. Das sind Personen und Einrichtungen, ein veraltetes Strafrecht, eine unwürdige Interpretation der Gesetze und ein ebenso unwürdiges Interesse am Privatleben des andern, das im Gerichtssaale seinen Ausdruck findet. »Die Justiz bedrängt das Privatleben, und die Publizistik müßte dazu ihr prinzipielles Wort sagen. Aber sie ziehen sich gemeinsam ins Gemütliche zurück und schlagen augenzwinkernd das Strafgesetzbuch auf, dort, wo die ‚pikanten Blätter' beginnen.«

Karl Kraus hat manche Fehde geführt, und der Parteien Gunst

und Haß verwirren das Bild seiner literarischen Persönlichkeit. In diesen Aufsätzen aber scheinen mir Leistung und Sache über dem Bereiche persönlicher Gegnerschaft und Anhängerschaft zu stehen und andere Erörterungen auszuschließen. Hier gilt nur eines: Diese Schriften sind Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes, und es brauchte eines Publizisten von soviel Kampfesfreude und Kampfesschulung, um diese Arbeit zu tun.

Die Frage nach der Entstehung des Sittengesetzes drängt sich jedem denkenden Beurteiler der Zeit auf. Wie konnte es zu jener Beziehung zwischen Sittlichkeit und Kriminalität kommen, wie sie tatsächlich vorhanden ist? »Es reifte ein hundertjähriges Gesetz zur Menschenqual: — Der Eifer, der da schützt, was des Menschenschutzes nicht bedarf, hatte es mit der Langmut gezeugt, die gewähren läßt, was dem gesunden Sinne strafwürdig scheint. Aus der Beschränktheit einer Generation erschaffen, hat es dennoch für alle Zeiten, die es währte, gelebt, weil es den Schlechtesten seiner Zeit genug getan.« Diese Satzung, die im Reiche des menschlichen Fühlens das Strafrecht walten läßt, wird einst, vor den Augen einer Nachwelt schlimmes Zeugnis gegen den Geist unserer Zeit ablegen. Man fragte die menschliche Sinnlichkeit nach ihren Pässen, man wollte es ganz genau wissen, welche Zwecke die Natur verfolgte, als sie dem Menschen sinnliche Triebe verlieh. Neugier und Selbstüberschätzung kamen zu einem Urteil. Es wurde festgestellt, daß es sich dabei nur um die Sicherstellung der Fortpflanzung und der Bezüge einiger Gerichtsfunktionäre handeln konnte. Vielleicht lag es noch in der Absicht der Natur, auch etwas für notleidende Erpresser zu tun; das war aber alles. Daß sinnliche Triebe ihren Teil haben an jedem Geschehen des Lebens, daß in den Schöpfungen der Kunst sie die gewaltige Triebkraft darstellen, die von Urbeginn an wirkte, wie heute noch, das bleibt vergessen. Und vergessen bleibt auch, wie innig diese unsere Kultur, deren wir uns so gerne rühmen, mit dem Begriffe der Persönlichkeit verknüpft ist, eben jener Persönlichkeit, an deren notwendigsten Daseinsfreiheiten, die Kontrolle unberufener Sittenrichter zehrt. Indem man alle Folgen der Sinnlichkeit mit Ausnahme der Fortpflanzung übersah, hat man einen unglückseligen Wertmaßstab des Empfindens geschaffen. Man richtet über Gut und Böse nur nach dem einen, der Natur für alle Fälle unterschobenen Zweck, man richtet einseitig und — viel zu viel.

Gegen dieses Mißverstehen der Natürlichkeit wird heute ein Kulturkampf geführt, indem Publizist und Forscher Seite an Seite stehen.

Auch die Gegenseite hat wissenschaftliche Hilfstruppen. Die Medizin erhebt den Anspruch auf das Richteramt über die menschliche Sittlichkeit. Sittlichkeit und Medizin. Es ist eine Variation desselben Themas, das immer von Herabsetzung der Menschenwürde handelt. Auch hier trifft ein Wort dieses Buches zu: »Im ewigen Reich der sinnlichen Triebe, die selbst älter sind als der Drang nach Heuchelei, wird der Gesetzgeber immer vergeblich stümpern.« Das gilt ebenso, wenn statt mit »Gut und Böse« mit »Gesund und Krank« zu Gericht gesessen wird. Aufgabe einer höheren Kultur kann es nur sein, zu schützen, und zwar ebenso die Persönlichkeit vor der Zudringlichkeit unnötiger

Eingriffe, als die Gesellschaft, gegen die kaum so häufigen Übergriffe des Einzelnen. Heute kommt noch ein Schutz dazu; der von Dogmen über Moral und Sittlichkeit gegen beide: Persönlichkeit und Gesellschaft. (Man erinnert sich der Mahnung: »Schutz der Wehrlosigkeit, Unmündigkeit und Gesundheit.«)

Keinen literarischen Streit, kein Wortgefecht führt Karl Kraus in diesen Blättern. Und wenn der Angriff schärfer wird, als man bei ruhigster Überlegung ihm zubilligen kann, wenn ab und zu ein Wort zu viel gesagt scheint — was bedeutet das dagegen, daß diese Dinge wirklich geschehen sind und geistig hochstehende Menschen dazu schweigen konnten! Es sind keine Fabeln in dem Buche, die erfunden wurden, um Witz und Scharfsinn an ihnen zu üben, keine von der Künstlerlaune geformten Bildchen. Vor uns entrollt sich die Glossierung des öffentlichen Lebens, zu dessen Ereignissen der Autor keinen Strich dazu gab. Diese Raubzüge in menschliches Gefühlsleben sind Wirklichkeit gewesen; dem Moloch eines Sittengesetzes wirklich dargebracht wurden sie, diese »Menschenopfer unerhört«. Und das erst vervollständigt das Bild, gibt den notwendigen Hintergrund zu diesem Buche voll Gift, Haß und Überzeugung.

Und nicht vergessen sei dem Autor, daß die Hüter der gesellschaftlichen Ordnung nirgends so eifervoll sind, daß diese Ordnung selbst nirgends von so krankhafter Empfindlichkeit ist, wie auf dem Gebiete des Kampfes um moralische Werte. Gilt im allgemeinen, was Kraus dahin präzisiert, daß dem, der für eine Sache eintritt, nur das Interesse für eine Person geglaubt wird, so läßt sich hier ein Zusatz machen. Als diese Person wird der Übelwollende immer die eigene des Autors bezeichnen; man spricht für ihn immer pro domo. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In diesen Arbeiten fühlt man die Nervenerregung. Aus Theorien sind sie nicht entstanden, Sie enthalten die impulsive Reaktion eines feinfühlenden Menschen auf eine kulturwidrige Wirklichkeit. Es sind elementare Ausbrüche, die ihren Ursprung in der Überzeugung haben, daß Unrecht geschehen ist, Kraus überträgt die Empfindlichkeit des modernen Nervenmenschen auf Ethik und Kulturgefühl. Er ist so sensibel für Unkultur, wie der Musikfreund für falsche Töne. Und die publizistischen Angriffe in diesen Schriften, so logisch und konsequent sie sind, bleiben immer Ausbrüche der Nervosität voll rachsüchtiger Schärfe. Ich möchte nicht sagen, daß das Rechtsgefühl seine Anklagen diktiert, das richtige Wort ist hier Unrechtsgefühl. Seine unausbleibliche, innere Reaktion gegen Unrecht treibt ihn zur Tat, oft noch ehe das Recht sich ihm klärte. So sind seine Ansichten für die Öffentlichkeit ein untrügliches Maßinstrument geschehenen Unrechtes. Er kann einseitig werden, wirklichen Wert übersehen, Milderungsgründe und Rechtfertigungsmöglichkeiten vergessen — aber sein Angriff trifft immer wunde Stellen. Überfluß an Kraft ist der Eindruck, den seine literarische Persönlichkeit beim ersten Überblick macht. Die Sympathie kann man ihm je nach der Parteizugehörigkeit verweigern, die Achtung vor der Leistung nicht. Und die Einseitigkeit des Angriffes ist vielleicht ein notwendiges Attribut dieser Kraft und muß als solches in den Kauf

genommen werden, wie Strindbergs Frauenhaß oder Maupassants Chauvinismus.

Als Waffe im Meinungsstreite hat er sich seinen eigenen Stil geschmiedet, eine Klinge, so fein und geschmeidig, daß sie in den engsten Spalt des Sinnes dringt und doch so widerstandskräftig und hart, daß kein Problem vor ihrem Angriff gefeit ist. Aber bei aller Kunst der Form, bei allem Werte, den dieser Apparat von Geist und Witz repräsentiert, bleibt das Buch in erster Linie doch ein Inhaltsbuch und ist für solche geschrieben, die einen Gedanken aufnehmen und unter einem Gedanken leiden können.

Für alle anderen rechtfertigt Karl Kraus den publizistischen Kampf dieser Blätter mit gelindem Spotte; »Nur mir sonderbarem Schwärmer macht es noch Vergnügen, die ehrbaren Genießer dieser Stadt beim Essen zu stören. Aber wenn ich ihnen durch das Aussprechen von Bitterkeiten den Appetit verderbe, so räche ich mich bloß dafür, daß sie mir durch ihren Appetit die für das Leben unentbehrlichsten Wahrheiten verderben.« Damit ist das Motiv seiner Angriffe klar und treffend ausgesprochen.

Otto Soyka

*

Die neue illustrierte Halbmonatschrift ‚Das Theater' (Herausgeber Herwarth Walden, Berlin) bringt in ihrem ersten Heft Zitate aus »Sprüche und Widersprüche« und dazu die Anmerkung:

Auswahl aus der bei Albert Langen verlegten Aphorismensammlung »Sprüche und Widersprüche« von Karl Kraus. Sie bietet eine Fülle tiefer und scharfer Beobachtungen aus weiter Perspektive, gestaltet mit einem künstlerischen Vermögen. Karl Kraus, der in Wien lebt, wird in Deutschland nicht genügend beachtet. Einen Essay über ihn veröffentlichte vor kurzem Robert Scheu (Verlag Jahoda & Siegel, Wien).

Zitate und ein Hinweis waren auch in der Zeitschrift ‚Die neue Welt' (Nr. 26, Berlin) enthalten. Die ‚Xenien' (Nr. 8, Leipzig) brachten die folgende Besprechung:

Der österreichische Kulturpolitiker Karl Kraus ist bei uns wohl hauptsächlich durch seine Angriffe auf Harden bekannt geworden. Über die Berechtigung dieser Angriffe mag man denken, wie man will: daß Kraus nicht zu denen gehört, die (wie Kerr) sich der Hetze einer neidischen Meute namenloser Zeitungsschreiber anschlossen, das beweist dies Buch zur Genüge. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Gegnerschaft zwischen Wilamowitz und Nietzsche, ja selbst die zwischen Nietzsche und Wagner als Analogie zu jener Polemik anführe: ich persönlich, der ich Harden von jeher stets mit begeisterter Bewunderung gegenüberstand, ich danke Kraus dafür, daß seine Kritik mich davor bewahrt, in Harden schließlich einen Halbgott zu sehen, der leicht zum Götzen werden kann.

Aber selbst wer Kraus jene Polemik nicht verzeihen mag, muß dieses Buch als eine Leistung von einer für die heutigen literarischen Verhältnisse ganz überraschenden Größe anerkennen. Ja wirklich, diese Sprüche und Widersprüche sind Aphorismen; Aphorismen, keine Café-geistreichigkeiten, keine »Brillanten« im Sinne Schmocks, keine billigen Kunststückchen, die dadurch verblüffen wollen, daß sie irgend eine gangbare Meinung auf den Kopf stellen. Man überlege sich einmal, was das heißt, dieser so beängstigend diskreditierten und mißbrauchten Form des Aphorismus neues Leben zu verleihen, einerseits die Nachfolge La Rochefoucaulds und Nietzsches, anderseits die Nachbarschaft der »Gedankensplitter« in den ‚Fliegenden Blättern' nicht zu fürchten! Dies Ziel hat vor Kraus wohl nur die Ebner-Eschenbach erreicht; die Aphorismenbücher von P. N. Coßmann, selbst von Peter Hille und gar von Otto Weiß sind banal gegen diese Sprüche, welche, wie Maria von Ebner fordert, in Wahrheit die letzten Ringe einer langen Gedankenkette sind, an der jedes Glied aus tausend Erfahrungen und Erlebnissen, Wonnen und Qualen geschmiedet wurde. Hier bietet uns ein Geist von seltener Tiefe und Kraft in der präzisesten, künstlerisch verwendeten Form die Resultate seines Forschens und Ringens, ein Geist, der die geheimsten Strömungen unserer Zeit, unseres Lebens mit feinem Ohr belauscht,, der ihre Quelle erforscht, ihren Gehalt geprüft, ihre Richtung erspürt hat. Sprüche und Widersprüche sind es — oft möchte man auffahren, das Buch an die Wand werfen: aber gerade darin liegt sein Wert. Kraus macht uns denken, macht uns kritisch nicht sowohl gegen das Dogma, das Althergebrachte, Überlebte, als vielmehr gegen die Dogmatik in allem, was sich als kulturfördernd, als Fortschritt ausgibt und doch so oft Phrase, gedankenlos weitergegebene Flachheit ist und, weil das liberale Gepräge die Kritik nicht leicht aufkommen läßt, eben viel kulturhemmender wirkt als alle bewußte und erkennbare Reaktion und Philisterei. Und dies ist das unbestreitbare Verdienst, das sich Kraus durch diese Sprüche und Widersprüche erworben hat, ein Verdienst, das man anerkennen muß, gerade wenn man im einzelnen ganz anders als Kraus denkt. — Ein Massenerfolg kann einem so feinen und tiefen Buch nicht beschieden sein; aber alle, die im Leben und in der Kunst das Echte, das Starke, das Große suchen und die Phrase, die Halbwahrheit, die eklige Allerweltsplattheit, welche uns erst von der höheren Schule und dann von der Zeitung (nach Lagardes Ausdruck) gekaut in den Mund gespukt wird, hassen — sie alle werden dies Buch mit Entzücken und Bewunderung lesen.

Adolf Grote

*

Im ‚Tag' (Berlin, 17. August) war von der »Chinesischen Mauer« die Rede:

. . . Karl Kraus in Wien, mit seiner grausamen Lust an der erbarmungslosen Kompromittierung mitteleuropäischer Hochkultur, hat in einem von köstlich frechen und feinen Übertreibungen strotzenden Artikel den Ruin dieser bleichgesichtigen Zivilisation durch das weiße Weib prophezeit . . .

Wo stand dieser Artikel? Das Dasein der ‚Fackel' bleibe ein Geheimnis.

* * *

Richard Dehmel hat mir die Ehre erwiesen, der ‚Fackel' freiwillig das Schlußgedicht aus Liliencrons Nachlaßband »Gute Nacht«, der bald erscheinen wird, als Manuskript zu senden:

Begräbnis

»Laudat alauda Deum, tirili tirilique canendo«

Wenn letzter Donner fern verrollt
Nach dunkler Sommerstunde:
Schon winkt ein erstes Wolkengold
Dem regensatten Grunde:

Die Sonne küßt die Gräser wach,
Die lieben Lerchen singen,
Es trägt der Wind den blauen Tag
Empor auf kühlen Schwingen:

In solcher Stunde senkt mich ein,
Viel Müh ist nicht vonnöten,
Es wird die Erde hinterdrein
Mir rasch den Sarg verlöten.

Streut Rosen, Rosen in das Grab,
Und spielt Trompetenstücke;
Dann brecht mir meinen Wanderstab
Mit fester Hand in Stücke!

Es fiel ein Blatt vom Baum, es fiel
Durch fruchtbeschwerte Äste.
Nun geht zu euerm eignen Ziel,
Ihr meine letzten Gäste!

Zum eignen Ziel geht spielbereit,
Schwenkt hoch die Trauerfahnen,
Froh, daß ihr noch auf Erden seid
Und nicht bei euern Ahnen!

Detlev v. Liliencron

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf, Berlin.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: **KARL KRAUS**

Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	. . . . .	K 4.50
	36	„ „	. . . . .	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	. . . . .	Mk. 4.—
	27	„ „	. . . . .	„ 6.—
	36	„ „	. . . . .	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelnummer in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen
Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Doppelnummer 285—286, 27. Juli:.
Die chinesische Mauer. Von Karl Kraus. — Der Stundenzeiger. Von Alfred von Winterstein. — Josef Schöffel. Von Robert Scheu. — Aphorismen. Von Karl Kraus. — Eine Rede. — Glossen. Von Karl Kraus.

Korffs Cacao

Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

In Folge der zahlreichen Bestellungen, die auf Grund der Ankündigung

„Zehn Jahre Fackel"

eingelaufen sind, können wir, da der Vorrat nahezu vergriffen ist, die 10 Jahrgänge **nur zum Originalpreise** abgeben.

Der Verlag kauft die ‚Fackel' die Nummern 1, 2, 48, 152 u. 162 für 50 Heller pr. Exemplar zurück.

Der **Verlag der ‚FACKEL'**

Telephon Nr. 187 **WIEN, III. Hintere Zollamtsstraße 3**

Soeben erschienen:

GAIUS PETRONIUS ARBITER

SATYRICON

(Die Begebenheiten des Enkolp)

Übersetzt von **Wilhelm Heinse**

(Wortgetreuer Abdruck der ersten deutschen Ausgabe „Rom 1773")

Herausgegeben und eingeleitet von **Karl Hauer**

Mit sechs ganzseitigen Illustrationen von **Franz Christophe**

(Vgl. Karl **Hauers** Essay **„Spiegel sterbender Welten"** in Nr. 217 der ‚Fackel')

Einmalige Ausgabe in 750 numerierten Exemplaren in Halbpergament gebunden . . . . . M 16.–

Luxusausgabe (die ersten 25 Expl.) in Ganzpergament und auf echt Bütten „ 25.–

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen

MÜNCHEN, Franz Josefstr. 9/0 **VERLAGSGESELLSCHAFT MÜNCHEN** O. m. b. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus

Druck von Jahoda & Siege, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Nr. 288 11. Oktober 1909 XI. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Die weiße Kultur oder: **Warum in die Ferne schweifen?** Von Karl Kraus. — **Briefe Ferdinand Kürnbergers.** — **Gedichte.** Von Else Lasker-Schüler. — **Aphorismen.** Von Karl Kraus. — **Glossen.** Von Karl Kraus. — **Gegen den Mädchenhandel.** Von Karl Kraus.

Erscheint in zwangloser Folge

Preis der einzelnen Nummer 30 Heller

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten

WIEN / BERLIN

Verlag „DIE FACKEL", III. Hintere Zollamtsstraße 3

TELEPHON Nr. 187

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

URCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN.
ROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.50

In zweiter Auflage erschien:

Sittlichkeit und Kriminalität

rster Band der ausgewählten Schriften von **Karl Kraus**

Broschiert . . M 6.– Ganzleinen . . M 7.25

(L. Rosner, Wien und Leipzig)

estellungen nimmt jede Buchhandlung, der Verlag der ‚Fackel', Wien
/2, Hintere Zollamtsstraße 3 und das Berliner Bureau der ‚Fackel',
Berlin-Halensee, Katharinenstraße 5, entgegen.

Im Verlage **Jahoda & Siegel,** Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3
schien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 **SEITEN** 8°, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Die Fackel

Nr. 288 — 11. OKTOBER 1909 — XI. JAHR

Die weiße Kultur

oder:

Warum in die Ferne schweifen?

(Aus einer Berliner Zeitung)

Von **Karl Kraus**

»Die Tatsache, daß deutsche Mädchen unter dem Vorwande des Briefmarkensammelns mit Negern der deutschen Kolonien in einen keineswegs einwandfreien Briefwechsel traten, erregte hier — wie seinerzeit berichtet — sehr unliebsames Aufsehen. Nun veröffentlicht die Kolonialverwaltung unter der Überschrift ‚Eine Mahnung an deutsche Eltern und Erzieher' folgende amtliche Kundgebung: Vor kurzem sind durch die Presse Fälle bekannt geworden, in denen Neger unserer Kolonien versucht haben, einen Briefwechsel mit deutschen Mädchen anzubahnen. Die amtlicherseits veranlaßten

Für **Bankier,** 30 Jahre, mos., vorn. Ersch., mit üb. 100 Mille Verm. suche passende Partie. Off. nur mit Photographie.

Zahnarzt, Ende Dreißig, Isr., 6000 Mk. Eink., w. s. m. vermög. j. Dame z. verh. Vermittler erbeten.

Disponent, 27, mos., w. Bekanntschaft j. Dame (unt. 23 J.) zw. Heirat. Eink. 7—8000, welches durch Eintr. in d. Firma auf 10.000 erhöht werden kann.

Suche f. m. Neffen, appr. **Apotheker,** ev., liberal denkend, Mitte 30, ca. 5000 Eink., pass. Lebensgefährtin mit Verm. Eltern auch Vormünder werd. u. genaue Mitteil. d. Verh. geb. Discr. selbstverst.

Ermittlungen haben ergeben, daß die Anregung zu solchen Korrespondenzen nicht immer von seiten der Neger ausgegangen ist. Vielmehr ist in der Mehrzahl der Fälle festgestellt worden, daß sich außer Schülern, jüngeren Angestellten und Studenten auch Mädchen verschiedenen Alters an Eingeborene der Schutzgebiete gewandt und sie zum Briefwechsel aufgefordert haben. Während die männlichen Briefschreiber fast durchwegs den Zweck verfolgen, auf diesem Wege afrikanische Briefmarken, Kuriositäten usw. zu erhalten, scheint bei den jungen Mädchen vielfach die Freude an der Romantik eines Briefwechsels mit einem Neger, möglichst mit einem ‚schwarzen Prinzen', der Beweggrund zu sein. Bedauerlicherweise ist aus dem Inhalt der von den Schwarzen — meist Jungen von 17 bis 20 Jahren — harmlos vorgelegten Briefe zu ersehen, daß einige der Briefschreiberinnen bei Abfassung der Briefe in bedenklicher Weise das Bewußtsein

Fabriksbesitzer, Ende 40er, gesund, von großer Figur, sucht auf diesem Wege das Glück der Zukunft. Damen mit mindestens 100 Mille, welche Sinn für Häuslichkeit haben, wollen gefälligst . . .

Einheirat wünscht langjähr. **Reisender,** mos., vermögend, in lukratives Unternehmen. Bedingung hübsche anselml. Dame. Anonym. ausgeschl.

Rechtsanwalt, Doktortit., stattl. Ersch., w. zw. Heirat jüd. Dame, 100.000 M. Photographie.

Für nah. Verw., **Prokurist,** gr. eleg. Ersch., suche passende Frau bis 28, v. Herz u. Gemüt u. gleich guter Ersch. Erw. Mitg. ca 50—75 Mille. Nur ernstgem. Zuschr. m. Photographie erwünscht. Einheirat nicht ausgeschlossen.

Mit einer hübschen u. klugen Frau möchte ich meinen besten Freund, 39 Jahre alt, **freidenk. Jude,** kleiner Figur, weltgereist, verheiratet sehen.

Kaufmann, 28 Jahre, groß, gegenwärtiger Jahresgehalt über 2000 Mk., wünscht Heirat mit vermög.,

der eigenen Stellung verloren haben. Die Übersendung der Photographien der Briefschreiberinnen ist nichts außergewöhnliches. Jedenfalls haben die Spenderinnen dabei nicht bedacht, daß ihre Photographien von den Negern in ihren Wohnungen neben allerlei anderen Bildern aufgehängt werden, und daß es auf den weißen Beschauer einen befremdenden Eindruck macht, wenn er die Photographie eines offenbar den besseren Ständen angehörenden deutschen Mädchens im traulichen Verein mit dem Bild einer ‚schwarzen Schönheit' unbekannter Herkunft findet. Es darf daher nicht wundernehmen, wenn es bei der farbigen männlichen Jugend einiger Schutzgebiete nachgerade zum guten Ton gehört, eine ‚Freundin' in Deutschland zu haben. Die Schuld an dieser bedauerlichen Tatsache dürfte in erster Linie das heimische deutsche Publikum treffen, die Eltern und Erzieher der Mädchen, die aus Unkenntnis der Verhältnisse der Unsitte des Korre-

wirtsch., liebenswürd. Dame aus christl. Fam. Angebote möglichst mit Phot.

Geb. Kfm., 26 J., r. Lbserf., Verm. 15 Mille, w. Bek. frdsprl. geb. wirtschl. tcht. Dame m. entspr. Mitgift.

Ernst gemeint. Jg. Mann, 30 J., mos., wünscht in ein Möbel- oder Teppichgesch. einzuh. oder etablieren.

Rittergutspächt., jg., stattl. Ersch., w. Neigungsehe m. einf. erz. h. jg. Dame, d. Gem. u. Herzbld. bes., Relig. gl., Verm. erw.

Sonniges Heim durch Ehe sucht Kaufm., Isr. Angem. Mtgit. Bedingung.

Einheirat i. f. Herren-Moden-Maßgeschäft wünscht erstklassiger Zuschneider und Verkäufer f. Herren-Garderobe, mos., 1·67 groß und kerngesund.

Suche als Lebensgefährtin Frl. aus bess. Fam., makellos, gesund, 35 bis 50 Mille. Bin **Großkaufmann**, 41 J.. jugendfrisch, freid. Israel., nicht unvermögend. Nur

spondierens mit Negern in der geschilderten Weise nicht steuern, oder die ihrer Erziehung anvertrauten Mädchen in dieser Hinsicht nicht genügend überwachen. Im Interesse aller Beteiligten erscheint es dringend geboten, auf Abstellung des nicht immer harmlosen Unfugs hinzuwirken. Ein Nachlassen des gedachten Briefwechsels wird indes nur dann zu erwarten sein, wenn alle dazu Berufenen den jungen Mädchen in der Heimat immer wieder zum Bewußtsein bringen, wieviel sie sich durch einen solchen Briefwechsel mit den Eingeborenen der Kolonien vergeben und wie sehr sie durch ihn der Kolonialverwaltung die Aufgabe der Erziehung der Eingeborenen erschweren.«

streng reelle Offerten mit Photographie.

Neigungsheirat wünscht **Diplomingenieur**, 1·80 groß, mit evangelischer, vermögender (nicht unter 25.000 Mk.) jungen Dame.

Mittlerer Beamter in östl. Provinzialhauptstadt, 45 Jahre alt, 1·68 m, wünscht mit geb. Dame in Verbindung zu treten. Offerten möglichst mit Phot.

Kaufm., 29 Jahre alt, Isr., v. kl. Figur, sucht Einheirat in ein Konfektions- oder Schuhgeschäft. Betreffendes Mädchen nicht über 20, mit Herzensbildung bevorzugt.

In feinst. isr. Familien best. eingef. hochachtbarer **Vermittler** empfiehlt seine Dienste unter strengster Diskretion.

Briefe Ferdinand Kürnbergers

Am 14. Oktober jährt sich zum dreißigsten Male der Tag, an dem einer der seltenen Männer in diesem jetzt von Schwätzern zu einem »neuen Österreich« hinaufgeschwätzten Trösterreich gestorben ist. Die

Briefe, die hier nebst einer Quittung zum erstenmal veröffentlicht werden, sind zum Teil in Kürnbergers letztem Lebensjahre entstanden und an die Frau seines Freundes, des Reichsratsabgeordneten Dr. J. Kopp, gerichtet. Kürnberger, den Krankheit von einer Reise abhielt, sollte bald darnach auf einer Reise sterben. Er erkrankte in München, wurde im Hause Kaulbachs gepflegt und später ins Spital überführt. Sein Grab ist in Mödling. Die Zeitungsmacher hatten, wie man auch aus diesen Dokumenten ersieht, nicht viel dazu beigetragen, seine letzten Jahre behaglicher zu gestalten. Er hat mit seinem Lebenswerk nicht annähernd so viel verdient, wie Herr Victor Leon mit seiner Idee, einen Operettentenor die Worte »Njegus, Geliebter, komm her!« sprechen zu lassen.

Verehrte Frau!

Verschmähen Sie es nicht, beifolgendes Büchlein auf Ihren Weihnachtstisch zu legen. Ich bitte aber wohl nachzuzählen, ob es tausend Gedanken sind; vielleicht könnte der Dienstmann unterwegs einige verloren haben.*)

Jedenfalls hat das Kindlein, dessen Geburt wir jetzt feiern, zu mehr als tausend guten Gedanken Veranlassung gegeben. Einen der hübschesten hörte ich neulich erzählen:

An einem Wirtstische schimpfte man über die Jesuiten. Am Nachbartische wurde man stutzig und Einer rief herüber: »Wir müssen bitten, Ihren Reden Einhalt zu tun. Sie beleidigen uns!« — »Wieso?« — »Wir sind selbst von der Gesellschaft Jesu.« — »Von welcher Gesellschaft? — Von der Gesellschaft seiner Geburt? Das waren Esel und Ochs. Von der Gesellschaft seines Todes? Das waren zwei Verbrecher.«

Gar nicht zu verachten, wie?! Soll auch dem Herrn Reichsratsabgeordneten Dr. Kopp zur Gelegenheit einer der nächsten Jesuitenreden bestens empfohlen sein!

Bis dahin empfehle ich mich selbst und wünsche Ihnen und Ihrem ganzen hochpreislichen Hause fröhliche Weihnachten. Die

---

*) Bezieht sich wahrscheinlich auf Berthold Auerbachs »Tausend Gedanken eines Kollaborators«, ein Werk, das man »eine langweilige Krümchensammlerei« nannte.

meinigen pflege ich immer auswärts zuzubringen. Vor meiner Abreise meinen besten Gruß auf baldiges Wiedersehen!

Hochachtungsvoll
Ferdinand Kürnberger.

Wien, Donnerstag morgens,
23. Dezember 1875.

*

Gratz.

Quittung.

Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, bei Iwan dem Schrecklichen, beim dreibeinigen Holz und gedrehten Hanf, bei Allem, was mir heilig ist; ich schwöre beim Dualismus, beim Militärbudget, beim Defizit, bei Bosnien und Herzegowina, bei Novibazar und Salonichi; bei allem, was uns theuer ist,
daß ich von Doktor Joseph Kopp, katholisch, verheiratet, geimpft, unbescholten,
an einem unvergeßlich schönen Tage, da man schrieb Sancta Scholastica den zehnten Februar und der liebe Mond in der ersten Hälfte des abnehmenden Viertels stand (eppes ain Achtel!) und nach der Geburt unseres Herrn und Erlösers zählete: 1879 — daß ich an diesem Tage und in diesem Jahr von vorbemeldeter Respektsperson und im Auftrage des sehr fähigen und zahlungsfähigen Herrn Heinrich Reschauer's*)
einen unverpesteten Brief aus dem Norden mit der Provenienz von hundert Gulden österreichischer am längsten = Währung empfangen und vollkommen sanitätsmäßig befunden habe.

Zur Urkund dessen meine eigenhändige Tinte.
Am Fastnachts-Mittwoch, eine Woche vor Aschermittwoch, d. i. 19. Febr. 1879.

Ferdinand Kürnberger.

*

Gratz, 22. Mai 1879.

Gnädige Frau!

Meinen umgehenden Dank für die Übersendung der Freikarten. Wer bedauert mehr als ich, daß ich sie nicht abwarten konnte?! Ich meldete sie am Donnerstag an und glaubte, Reschauer

---

*) Herausgeber der ‚Deutschen Zeitung'.

würde sie am Sonntag Abend, wo wir uns gemeinsam bei Ihnen treffen, mitbringen. Durch irgend ein Mißverständnis war es aber noch nicht geschehen. Das Mißverständnis wurde besprochen und aufgeklärt und nun würde ich sie morgen abends haben, sagte Reschauer, nämlich Montag abends. Ich hatte sie aber weder am Montag abends, noch am Dienstag abends, noch am Mittwoch mittags. Was Wunder, daß ich am Mittwoch mittags abreiste?... Das mündliche Adieu bei Ihnen versäumte ich wegen meiner heftigen Heiserkeit.

Frau Dr. J. kann mir's bezeugen, bei der ich die letzte Stunde zubrachte. Die Kosten der Unterhaltung trug sie; ich warf manchmal ein heiseres Wort dazwischen, denn ich war keines Lautes mächtig. Bei Ihnen wär's umgekehrt gewesen. Sie hätten meinen Entschluß mit Lebhaftigkeit bestritten; ich hätte ihn standhaft festgehalten, lebhaft vertheidigt, kurz ich hätte sprechen müssen. Und von wem sprechen? Von R.! Von dem ich soeben gesprochen und wahrlich stark genug. Sollte ich nach 48 Stunden das Alles wiederholen? Ist es meine Rolle, den Kopps mit meinem Verdruß über R. beständig in den Ohren zu liegen? Er ist nun einmal Hausfreund. Er ist sogar mehr als ich, er ist auf Du und Du. Und sage ich denn etwas Neues? Weiß das der Doktor nicht Alles selbst, nur daß er's leider nicht ändern kann? Und ist es freundlich, immer von Neuem an Übel zu erinnern, die man zu seiner Ruhe vergessen, die man des lieben Frieden wegen am liebsten todtschweigen möchte? Es hat mich schon peinlich genug berührt, wie ich am Montag sprechen mußte, und wie man zu einem Freunde von einem Freunde nicht spricht. Mein Feingefühl hätte sich's am liebsten erspart und ich that's nur, weil ich ja nicht als Ankläger, sondern blos zu meiner Selbstvertheidigung sprach; ich hatte gefühlt, das ich den Sonntagabend in einer Verstimmung bei Ihnen zugebracht, die ich nachträglich erklären mußte. Zwei Tage später dieselbe Variation dieses Themas mit kreischender und distonierender Heiserkeit durchzuspielen, wäre mir moralisch unmöglich gewesen.

Meine Abreise, mein Verzicht auf die Freikarten, das Alles war jetzt meine Sache allein und es gab keine Pflicht, kein Recht mehr, die Kopps mit meinen Diatriben gegen Reschauer zu behelligen. Es würde mich aufrichtig schmerzen, wenn sich der Doktor »gekränkt« fühlte, denn das Gegenteil ist mein Gefühl: ich

glaube ihn nicht gekränkt, sondern geschont und verschont zu zu haben. Was sollte ein widerwärtiges hin und her Reden um mein Reisen oder Nichtreisen? .... Wie hätte ich Ihnen von Neuem mit diesem Thema ins Haus fallen mögen? Nimmermehr! Es ging mich allein an, ein Federzug genügte, und ohne den Mund zu öffnen, schied ich still und verzichtend aus meiner Vaterstadt oder Stiefvaterstadt!

Leben Sie recht wohl.

Mit treuem Gruße

Ferd. Kürnberger.

*

Gratz, Sonntag den 25. Mai 1879.

Verehrteste Frau!

Ich habe das Reschauer-Du nicht etwa im Sinne einer eifersüchtigen Nebenbuhlerschaft betont, sondern — was ich nicht oft genug wiederholen kann — blos zum Gebrauch meiner Rechtfertigung. Ich wollte nicht zweimal nacheinander einem Freunde recriminirend von einem Freunde sprechen, mit dem er Du und Du ist: das war der Sinn meiner Worte. Doktor Kopp's Freundschaft — mit oder ohne Du — weiß ich am Maße meiner eigenen zu beurtheilen; es ehrt mich, zu wissen und zu fühlen, was ihre Bedeutung und was ihr Charakter ist, und ich bin zufrieden damit. Das Du könnte kein höherer Ausdruck dafür sein, denn in den seltensten Fällen drückt das Du die reine Freundschaft allein aus; meistentheils kommt es angeflogen aus Ursache irgend einer äußeren Beziehung, einer collegialen Ähnlichkeit oder Gemeinsamkeit, welche mit einer Art von Tropus das gleichartig Äußere für das Innere setzt und demgemäß ausdrückt. Wenn alle Offiziere oder Reichsräthe, welche auf Du sind, Freunde wären! Das Ausdrucksmittel ist daher für die wirkliche Freundschaft technisch unvollkommen und psychisch überflüßig.

Ein Schritt, wie meine Mittwochs-Abreise, setzt sich aus gar manchen Feinheiten zusammen, aus denen das Lebensgewebe überhaupt besteht, während nach außen hin gewöhnlich nur ein Faden gesehen wird — grob von Gespinnst und grell in der Farbe. So sah es nach außen hin aus: ich ging von Kopp's ohne Adieu fort. Aber wer sagte, daß es überhaupt eines Adieus bedurfte? Daß ich nicht in wenigen Tagen vielleicht wieder kam? Diese wenigen Tage aber machten in meiner Hotelrechnung schon

mehr, als es ausmacht, von Gratz nach Wien auf meine Kosten wieder zurückzufahren.

Zwar das wußte ich, daß ich auf die Freikarten nicht mehr tagelang, sondern höchstens stundenlang würde warten müssen, mit dieser Ritardation traf aber gleichzeitig die längere des Katarrhs zusammen. Er trat so heftig auf, die Wärmewallungen des katarrhalischen Fiebers, das sich in ähnlichen Fällen nur abends einstellte, griffen mich so ernstlich auch am Tage an, daß beides zusammen ausschlaggebend wurde. Fort! Wohlfeiler ist meine Rückfahrt nach Wien, als das Abwarten in Wien. Das war das erste, nächste, einzige Motiv und drüber hinaus blieb jede Frage noch offen. Als ich abfuhr, brauchte ich Berlin noch nicht definitiv aufgegeben zu haben; ich hatte daher auch kein förmliches Adieu versäumt, wenn ich ja doch innerhalb einer Woche zurückkam. In meiner Fantasie bleibt Gratz immer eine Vorstadt von Wien und inzwischen sah ich zuhause doch nach, was angekommen sei, ob dringende Einläufe zu erledigen, — kurz, es war ein Sprung!

Ein kleiner Seitensprung vom vorgezeichneten Weg, aber noch nicht ein beschloßenes Aufgeben des Weges. So machte ich mit der Rothenthurmstraße diesmal nicht mehr Umstände, indem ich nach Gratz ging, als sonst, wenn ich in meine alte Wollzeile ging. Es war kein Gegenstand, wie man sagt! Ich konnte aus meiner, nur 6 Stunden entfernten Vorstadt, demnächst wieder bei Ihnen sein. Berlin war nicht aufgegeben, aber ein Abschied bei Ihnen hätte mich alle Worte gekostet, womit man für Provisorien so gut sprechen muß, wie für Definitiva — die Ausgleichs-Politiker wissen es! — und ach, ich konnte überhaupt nicht sprechen.....

Ich wartete meinen Katarrh in Gratz ab und ich demonstrierte gegen R., damit er doch einmal einen Ernst sieht und inne wird, daß man eine Geduld zu verlieren hat. Das war Alles. Im Übrigen konnte ich aus meiner Beethovenstraße so bald wieder zurück sein, wie aus meiner Wollzeile. Daraufhin braucht man nicht eben Abschied zu nehmen und sich Adieu zu sagen.

Erst im Lauf dieser Tage führt mich eine reife Überlegung der Umstände nun doch zu dem Facit, daß ich auf meinen Berliner Besuch für diesmal verzichten soll.

Ich wollte bekanntlich eine Vorlesung in Berlin halten und dafür ist die Saison jetzt vorbei. Auch die politische Stimmung scheint mir ungünstig. Deutschland vollzieht soeben einen der

größten Systemwechsel, den Übergang vom Freihandel zum Schutzzoll und alle Geister sind jetzt in volkswirthschaftliche Ideenkreise gebannt. Meine Ideen »Über das antik und modern Tragische« kämen dahergesaust — wie Meteorsteine von einem andern Planeten. Und doch möchte das hingehen. Sie können sagen, Berlin versinkt mir ja nicht; es bleibt mir für die Vorlesung und für einen zweiten Besuch noch immer stehen, mein diesmaliger erster widme sich den Lipperheide's allein. Sie haben Recht, wenn Sie es sagen, ich sagte mirs selbst im hin und her-, auf und ab-Überlegen. Nun kommt aber mein Katarrh in Betracht. Zwar alle Hauptsymptome sind rasch verschwunden, aber noch immer habe ich eine rauhe Stimme und die rekonvalesciert erfahrungsmäßig schon langsamer. Man reist jetzt bei offenen Wagenfenstern. Ich werde also diese Stimme und diese Kehle von Gratz bis Berlin dem Rauch der Eisenbahn auszusetzen haben. Ist das räthlich?

Ferner: Sie wissen, daß die Norddeutschen einer Geselligkeit nur ganz froh werden können, bei vielem Trinken. Darin sind sie Berserker und Riesen. Mit meinem Trinken müßte ich Berlinern schon in gesunden Tagen den Eindruck eines Todkranken machen; wie ich aber auf mindestens 14 Tage Wein, Bier und Tabaksrauch noch heiklicher fliehen müßte, so würden sie gar glauben, ich sterbe ihnen unter den Händen. Und ich hätte mich außer den Lipperheide's doch noch vielen Berliner Freunden und ihren Tischgesellschaften zu widmen. Mein ganzer Berliner Aufenthalt wäre fast nichts als ein ewiges zimperliches Protestieren gegen die Berliner Gewohnheiten und die Derbheit ihrer Genüsse. Damit erfreut man die Menschen nun doch auch wieder nicht. Warte ich aber noch weitere 14, ja nur 8 Tage ab, so packen die Lipperheide's ihren Koffer und gehen selbst wieder fort, denn die Saison steht just auf ihrer äußersten Schneide. Wenige Tage entscheiden und entschieden den Verlust des Ganzen. Ich hoffe, das Alles approbieren Sie bei ruhigem Blut . . . . .

Zum Schlusse noch Eins. Die kleine Pfingstreise nach Wildon und Steinhof wird Ihnen hoffentlich nicht auch so vereitelt, wie mir die große Berliner Reise. Gratz ist eine Station von 25 Minuten Aufenthalt und dabei möchte ich Sie persönlich begrüßen. Ich bitte um genaueste Nachricht, mit welchem Zuge Sie anzukommen gedenken. Ich höre, Heilsberg räth Ihnen übrigens, statt in Wildon in Gratz zu übernachten und da schwingen Sie sich wohl gar

zu einem Besuch bei mir auf, denn die Pferdebahn geht vom Bahnhof an meine Straßenecke (Station Beethovenstraße) und fast ganz vor mein Haus. Aber ob 25 Minuten, ob eine ganze Nacht, ich erlaube mir in beiden Fällen zu bitten, mir einige Ex. der Deutschen Zeitung mitzubringen. Meine vier Jänner-Feuilletons habe ich mir im Gratzer Zeitungsverschleiß bei Kienreich gekauft, teilweise sogar noch zehn Tage nach ihrem Erscheinen. Als ich mir aber den »häuslichen Narrenabend« blos am vierten Tage kaufen wollte, fand ich die Nummern schon vergriffen und mein Pichler-Feuilleton vom Feiertag fand ich gar schon am zweiten Tag nicht mehr. Entweder schickt der Verschleiß die unverkauften Exemplare nach einer neueren Praxis zu früh zurück, oder der Detailverkauf nimmt reißend zu, ohne daß die Leute gescheidt genug wären, dem entsprechend sich auch eine stärkere Exemplarenanzahl kommen zu lassen .... Die Wiener Zeitungsauflage kommt mit dem Schnellzug mittags um halb eins an und geht in den Verkauf über. Die Sonntagsnummer kostet um 2 kr. mehr, weil sie Sonntagsnummer ist, dafür kann man sie aber erst Montag kaufen! K. hält Sonntagsfeier, obwohl es behördlich nicht mehr geboten ist, auch viele andere Laden halten offen, nur den seinigen schließt er, schließt ihn mit einer Waare, deren ganzer Wert der Tag, ja die Stunde ist, läßt die Sonntagsnummern 20 Stunden lang müßig unter Verschluß liegen und verkauft sie dann altgebacken um 2 kr. teurer!!

Ich bitte Sie also mir drei meiner Deutschen Zeitungs-Feuilletons mitzubringen und zwar: Häuslicher Narrenabend, Sonntag, den 9. Februar, ferner die zwei neuesten Pichler-Feuilletons vom Feiertag und dem heutigen Sonntag. Jedes in zwei Exemplaren.

Und da es immer gut ist, einen Geldbrief zu vermeiden, wo man sich persönlich berührt, so bitte ich den Doktor, auch das Honorar von 50 fl. zur persönlichen Übergabe an mich mitzubringen.

Jetzt weiß ich gar nichts mehr, als daß ich mich auf Ihre Ankunft freue! Leben Sie recht wohl und theilen Sie meine Grüße zwischen Ihnen und dem Doktor, aber so, daß Jedes statt der Hälfte das Doppelte bekommt.

Der Ihrige Ferd. Kürnberger.

*

Gnädige Frau!

Ich bitte demnach an Lipperheides zu schreiben. Ich kann leider nicht Ihnen folgen, sondern nur dem Kürnberger. Wenn ich schreibe, so schreibe ich nicht, was Ihnen einfällt, sondern was dem Kürnberger einfällt, und wenn ich handle, so kann ich eben auch nur Kürnbergerisch handeln. Die Eisenbahn ist mir unter allen Umständen ein Attentat auf die Menschenwürde und daß der Mensch stundenlang keine andere Freiheit hat, als die der Augen, bleibt mir immer zu wenig. Nachts (wo ich nicht schlafen kann) auch noch auf diesen einzigen Sinn zu verzichten und gar nichts zu sein, als ein Packet Fleisch-Transport, ist nicht Kürnbergerisch. So hält denn auch mein Trinkbedenken, wenn nicht vor Ihnen, doch vor dem Kürnberger Stich, — kurz, ich könnte mich nur wiederholen und schweige daher, umsomehr als die gefaßten Entschlüsse und Willensmeinungen eines mündigen und zurechnungsfähigen Menschen überhaupt nicht discutirbar sind, sondern nur ad notam genommen werden können.

Bitte demnach an Lipperheide zu schreiben. Ich habe mich gestern, gleichzeitig mit meinem Schreiben an Sie, für die Mitte Juni in Bregenz bei Robert Byr und Alfred Meißner angemeldet. — Ich werde Sie nicht im »Florian«, sondern am Bahnhof erwarten. Möge Landesausschuß und Politik nicht alle Gratzer Stunden consumieren. Ich machte erst gestern wieder einen Spaziergang, — nur auf 3/4 Stunden im Umkreis meines Hauses, kaum so weit, als Sie von Ihrem Haus zu Fuß zum Schwender brauchten, und wie ich dabei in Bergen, Wäldern und Wiesen und unter den reizendsten Nah- und Fernsichten schwelgte, ließ ich mich im Geiste fortwährend von Ihnen begleiten. Da würden Sie fühlen, warum man nach Gratz geht, dachte ich mir. Es ist nicht einmal ein Nachmittags-, nur ein Abendspaziergang und ist mehr als Weidlingau und die Brühl! Und zwar ohne Wagen, ohne daß sich ein einzigesmal ein Rad umzudrehen brauchte!

Beste Grüße auf freudenreiche mündliche Wiederholung in 48 Stunden!

Der Ihrige

Gratz, Mittwoch 28. Mai 1879. Ferd. Kürnberger.

* * *

Gedichte

Von **Else Lasker-Schüler**

Siehst du mich —

Zwischen Erde und Himmel?
Nie ging einer über meinem Pfad

Aber dein Antlitz wärmt meine Welt
Von dir geht alles Blühen aus.

Wenn du mich ansiehst,
Wird mein Herz süß.

Ich liege unter deinem Lächeln
Und lerne Tag und Nacht bereiten

Dich hinzaubern und vergehen lassen,
Immer spiele ich das eine Spiel.

Und suche Gott

Ich habe immer vor dem Rauschen meines
Herzens gelegen
Und nie den Morgen gesehen
Nie Gott gesucht.
Nun aber wandele ich um meines Kindes
Goldgedichtete Glieder
Und suche Gott.
Ich bin müde vom Schlummer
Weiß nur vom Antlitz der Nacht.
Ich fürchte mich vor der Frühe
Sie hat ein Gesicht
Wie die Menschen, die fragen.
Ich habe immer vor dem Rauschen
Meines Herzens gelegen
Nun aber taste ich um meines Kindes
Gottgelichtete Glieder.

* * *

Aphorismen*)

Von **Karl Kraus**

Der christlichen Ethik ist es gelungen, Hetären in Nonnen zu verwandeln. Leider ist es ihr aber auch gelungen, Philosophen in Wüstlinge zu verwandeln. Und gottseidank ist die erste Metamorphose nicht ganz so verläßlich.

*

Der Ausweg: Wenn die Menschen für die Erfindung eines Vehikels Ideale und Leben geopfert haben, nimm das Vehikel, um den Leichen zu entfliehen und den Idealen näher zu kommen!

*

Die Hysterie der Weiber gleicht dem Schimmel, der sich auf Dinge legt, die lange in feuchtem Raum eingesperrt waren: man ist leicht geneigt, ihn für Schnee zu halten.

*

Eine Moral, welche aus der Gelegenheit ein Geheimnis gemacht hat, hat auch aus dem Geheimnis eine Gelegenheit gemacht.

*

Die Moral sagte: Nicht herschauen! Damit war beiden Teilen geholfen.

*

Die Liebe des Geschlechts ist in der Theologie eine Sünde, in der Jurisprudenz ein unerlaubtes Verständnis, in der Medizin ein mechanischer Insult, und die Philosophie gibt sich mit so etwas überhaupt nicht ab.

*

Die Sprache ist die Mutter, nicht die Magd des Gedankens.

*

Von einem, der auf die Jungfräulichkeit seiner

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

Angebeteten schwor, fand ich es nicht merkwürdig, daß er sich das einreden ließ, sondern daß er sich das einreden ließ.

*

Die Frauenseele =

$$\frac{x^2+\sqrt{31{\cdot}4-20+4{\cdot}6}\ -(4\times 2)+y^2+2xy}{(x+y)^2-3{\cdot}8+6-6{\cdot}2} -\cdot 0{\cdot}53+0{\cdot}47)$$

Glossen

Von **Karl Kraus**

Es ist erfreulich zu sehen, wie unbeirrbar — trotz einer »Chinesischen Mauer« — der Glaube des Publikums an die Mission der ‚Fackel' sich zu meinem Schreibtisch Bahn bricht. Eine und dieselbe Post brachte mir: eine Beschwerdeschrift, unterzeichnet von mehreren Leuten, Lehrern, Beamten und sonstigen Standespersonen, über die Grobheit eines Försters, der dem Pintsch einer Dame in der Sommerfrische auf den Fuß trat, so daß die Dame aufschrie, worauf der Förster mit der Tötung des Hundes, der ihm überhaupt unsympathisch war, drohte, so daß die Dame in Ohnmacht fiel, so daß die Herren nicht wußten, was sie machen sollten, und den Beschluß faßten, es der ‚Fackel' zu sagen. Ferner: die Zuschrift eines Bäckers, die mit den mir unvergeßlichen Worten beginnt: »Entschuldigen Sie meine Freiheit! Ich habe soeben in Erfahrung gebracht, daß Sie unerschrocken jede Wahrheit, welche das Publikum interessiert, vor die Öffentlichkeit bringen und erlaube mir . . .«, und die mit dem lockenden Versprechen schließt, daß »sehr viele Sachen ans Tageslicht kommen« werden. Dann: die Mahnung eines Ungeduldigen, es sei schon höchste Zeit, daß sich die ‚Fackel' für den Kampf um den Direktorsposten bei der Kreditanstalt interessiere. Endlich: die Klage eines Luftschiffers: »Obwohl ich seit Erscheinen der ‚Fackel' so ziemlich deren sämtliche Nummern gelesen und was noch mehr ist, gekauft

habe, bin ich doch bisher nicht in der Lage, mir ein Urteil über Ihr aviatisches Glaubensbekenntnis zu bilden« . . . Nun, wenn ich die Erwartungen der Leser auch nicht immer zu erfüllen im Stande bin, so werde ich doch stets bereit sein, die Distanz, in der ich zurückbleibe, zu bekennen.

* * *

Nun haben wir von einem amerikanischen Philantropen das Modell jenes großen fossilen Reptils erhalten, das unter dem Namen Diplodocus Carnegiei bekannt ist. Spät, aber doch. Eine Anzüglichkeit ist darin nicht zu erblicken; denn London, Paris und Berlin haben längst ein solches Modell. Der Diplodocus bezieht sich also nicht auf unsere Rückständigkeit, vielmehr bezieht sich unsere Rückständigkeit auf den Diplodocus. Jedenfalls ist es erfreulich, wenn man ausging, ein Luftschiff zu suchen, und einen Diplodocus findet. Carnegie wußte, wo uns der Schuh gedrückt hat; »sein Herz«, sagte der Überbringer des Diplodocus einem Interviewer, »ist stets den Bedürftigen zugewendet«. Er wird mit Bettelbriefen aus allen Teilen der Welt überschwemmt.

* * *

Die »Findigkeit der Post« ist eine angeborne Eigenschaft. Ich habe lange nicht an sie glauben wollen. Denn daß die Post eine populäre Persönlichkeit findet, wenn ein scherzhafter Zeichner statt der Adresse das Konterfei auf eine Postkarte gesetzt hat, ist nicht weiter erstaunlich. Die Post dieses malerischen Landes verweilt gern bei einem Bildel und läßt sich's eben auch ein wenig Kopfzerbrechen kosten, wenn nur am andern Tag im ‚Extrablatt' der Ruhm unter die populäre Persönlichkeit, den scherzhaften Zeichner und die findige Post verteilt wird. Kürzlich aber bekam ich einen Expreßbrief aus Stuttgart, und dieser Fall war es, der mich wirklich an die Findigkeit der Post glauben lehrte. Wäre das Kuvert einfach mit meinem Namen und der Adresse »Wien« versehen gewesen, traun, die Post hätte nicht lange gefackelt und wie in zahllosen anderen Fällen auf mich geraten. Die Sache war aber nicht so einfach, sie war vielmehr außerordentlich kompliziert, und dennoch gelang es der Post, mir den Brief zuzustellen. Er war von Stuttgart am 2. Oktober abends abgeschickt worden und ich hatte ihn am 3. Oktober, Sonntag, um 8 Uhr abends erwartet. Statt dessen bekam ich ihn aber erst am Montag nachmittags. Dieser Eilbrief war achtundvierzig

Stunden von Stuttgart nach Wien gegangen. Ein einfacher Brief wäre rascher zugestellt worden. Aber ein einfacher hätte eben nicht die Sorgfalt der Behandlung verdient, die dem Expreßbrief zuteil wurde. Er war nämlich statt »Wien, I. Elisabethstraße« »Wien, IV. Elisabethstraße« adressiert worden. Die Post ließ sich das nicht zweimal sagen. Sie war so gewissenhaft, den Eilbrief nicht in die Elisabethstraße, sondern in den IV. Bezirk zu dirigieren. Dort rannte der Eilbriefträger auf und ab und suchte die Elisabethstraße. Der Adressat war bekannt, aber von der Straße wußte man im ganzen Bezirk nichts. Aufruf erfolglos. Schon wollte der Briefträger den Vermerk hinsetzen: Straße unbekannten Aufenthalts oder verreist oder gestorben. Da kam ihm der rettende Gedanke, den Brief in meiner früheren Wohnung, die ja im gleichen Bezirk liegt — was eben auch den Irrtum des Absenders erklärt — zu hinterlegen. Dort erfuhr er, daß ich nach dem I. Bezirk, Elisabethstraße übersiedelt sei, und richtig, am 4. Oktober nachmittags traf der Brief bei mir ein. Der Post ist kein Vorwurf zu machen. Sie hatte kein Mittel unerschöpft gelassen, die Elisabethstraße im IV. Bezirk zu eruieren. Eine solche war unauffindbar, und so mußte sich die Post wohl oder übel an den Adressaten halten. Ein Eilbrief ist ein gut Ding, das Weile braucht, und die Findigkeit der Post ist ein Dogma, an das fortan auch ich glaube. Man kann ihr Hindernisse in den Weg legen, so viele man will, sie findet doch zum Ziel. Und wenn man ihr die Bestellung eines Expreßbriefes zumutet, auf dem die ganz korrekte Ortsangabe: Wien bei Linz stünde, sie würde zuerst bei Linz suchen und dann doch schnurgerade den Weg nach Wien gehen. Auch wenn niemand in der Nähe ist, der ihr durch Zurufe: Feuer, Feuer! vorwärts hilft. Diesmal habe ich, während der Eilbote den vierten Bezirk nach der Elisabethstraße absuchte, viel Geld an Telegramme verschwendet, die durch das Ausbleiben des Eilbriefes notwendig wurden. Der Staat, der Filou, ersetzt es mir nicht. Ich habe eine lange Geduld. Aber das sage ich: wenn mir nicht die Postbüchel am Neujahrstag pünktlich zugestellt werden, schlage ich Lärm!

* * *

Die fürchterlichste Tortur, die die Presse bereit hat, ist die Mechanik des Nachdrucks. Ein geheimnisvolles Schneeballsystem ermöglicht heute eine Verbreitung der Dummheit, die früher auch nicht einmal geahnt worden wäre. Schreibt ein kleiner Wiener

Schmock über die ziemlich gleichgiltige Tatsache der Schließung eines Kaffeehauses, das zufällig auf derselben Stelle stand, auf der einst das sogenannte »Literaturcafé« gestanden war. Die Beziehung des Kaffeegenusses zur literarischen Produktion, seit jeher überschätzt, hat längst ihre Humorhaftigkeit eingebüßt, sie besteht seit dem Ende jenes Café Griensteidl überhaupt nicht mehr, und das Schicksal der drei lyrischen Kommis, die nunmehr wirklich aus dem Café Reil auswandern müssen, bewegt keinen Menschen auf dem weiten Erdenrund. Aber Zeilenhonorar läßt sich daraus schlagen. Man zitiert wieder einmal die Stirnlocke des Herrn Bahr, die längst nicht nur ihre Berechtigung, sondern auch ihre Aktualität verloren hat — der Mann liebt jetzt eine Melange aus Andreas Hofer und Wotan —, und läßt um seinen Tisch sich »die jungen Talente scharen, die ein für allemal die Vergangenheit über Bord geworfen hatten«. »Da saßen Artur Schnitzler, Richard . . .«, dann kommen die Probleme des Lebens, die dort »gelöst« wurden, der bekannte Absynth, von dem noch nie ein Glas in einem Wiener Kaffeehaus ausgeschenkt wurde, und schließlich die »nachdrängende junge Generation«. Zuletzt — o tempora — saßen hier: »Paul Wertheimer, Raoul . . .« und nicht etwa, »um eine Tasse Kaffee zu trinken, sondern um über Literatur zu reden«. Nun, das ist zum Kotzen, wenn man's nur einmal liest. Was geschieht aber? Das Unglück will, daß der Schmock ausnahmsweise so ehrlich war, meine »Demolierte Literatur« — hätte ich sie nie geschrieben! — zu nennen. Lieber bestohlen werden! Denn ein ebenso gewissenhaftes Bureau schickt mir seit drei Wochen täglich Ausschnitte aus sämtlichen deutschen und österreichischen Blättern sämtlicher Haupt- und Provinzstädte. Und nun sieht mein Blick zum hundertsten Mal die Stelle, auf der Paul Wertheimer saß, und ich male mir aus, wie die Kunde allmählich über ganz Deutschland und Österreich kriecht: In Dresden, Düsseldorf, Bremen, Nürnberg, Breslau, Hannover, Frankfurt und Bromberg, in Pilsen, Gablonz und Morchenstern, überall wissen sie es bereits: »das Ende eines Literaturcafés« ist gekommen, und er saß darin, und natürlich nicht, um eine Tasse Kaffee zu trinken, sondern . . . Das Ausschnittbureau arbeitet unermüdlich, die Post kann kaum nachkommen und in jeder Stunde keuchen die Boten und bringen mir neue Beweise von der Unersättlichkeit des deutschen Literaturinteresses. Und ich ewiger Querulant habe mich durch all die

Zeit beklagt, daß nichts von dem, was hierzulande geschaffen wird, über die Grenze dringe!

* * *

Ein Zirkular, das zufällig in meine Hände kam, gibt über deutsche Literaturverhältnisse prägnante Auskunft:

Der ergebenst gefertigte Verleger und Herausgeber der Zeitschrift . . . . . hat in Erfahrung gebracht, daß am morgigen Sonnabend in L. unter dem Namen . . . . . eine »Wochenschrift« auf dem Plan erscheinen wird, die in erster Linie einem Zwecke dienen soll, nämlich: den Unterzeichneten »moralisch zu vernichten«.

Damit nun diesem Blatte und allen, die von ihm hören, von vornherein einigermaßen der Beweis erbracht werde, daß wir seinen Ursprung leidlich genau kennen, sei von ihm folgendes verkündet:

Chefredakteur des . . . . . ist Herr K. P., genannt W. Das ist aber derselbe W., der

erstens: von uns wegen verschiedener Geldunterschlagungen und Betrügereien neulich der Staatsanwaltschaft angezeigt werden mußte; der

zweitens: als Redakteur aus unserem Betriebe nicht bloß deswegen ausscheiden mußte, weil er uns immerfort beschwindelte, sondern weil er außerdem an einer ekelhaften Krankheit (nämlich der »Krätze«) erkrankt war, so daß es niemand in seiner Nähe aushalten konnte, bezw. wollte; und der

drittens: als Chefredakteur des neulich ins Untersuchungsgefängnis eingelieferten G. m. b. H. Dr. L. & Co. aller Welt den Beweis erbrachte, daß er für Geld zu jedem Bluff zu haben ist.

Verleger des . . . ist Herr W. K., früher »Chef« einer Firma in der . . . straße Nr. . . ., jetzt, nachdem Herr K. selber fallierte, Prokurist der gleichen Firma, über deren Wert jede Auskunftei nähere Angaben macht. Herr K. saß bereits im Frühjahr 1909 wegen Wechselgeschichten in Untersuchungshaft. Er ist ein Freund von H. R., der erst neulich in Berlin hinter schwedischen Gardinen saß.

Kapital-Schieber des . . . ist — über die Brücke des H. R. hinweg — der ehemalige Verlagsbuchhändler J., von dem ich unter Beweis stellen kann

erstens: daß er dreimal mit Gefängnis und auch mit fünf Jahren Ehrenrechtsverlust vorbestraft ist; daß er

zweitens: von verschiedenen Seiten verdächtigt wird, Meineide geschworen und zu solchen Schwüren dritte angestiftet zu haben; und daß er sich

drittens: trotzdem öffentlich wiederholt seines allerintimsten Verkehrs mit dem Staatsanwalt Herrn Dr. M. rühmte, demselben Herrn Staatsanwalt, der mich neulich im Zusammenhang mit der F.'schen Mordsache in Untersuchungshaft nahm.

Das besagt alles und dürfte jeden anständigen Menschen dazu

bestimmen, mir in diesem neuesten Kampfe mit mehr oder minder sauberen Feinden die alte Treue zu bewahren.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. jur. A. P.

Verleger und Herausgeber des ‚Deutschen Kampfes'.

* * *

In ‚Az ujság' (Budapest, 26. September) ist ein Aufsatz von Franz Herczeg über den Roman »Drut« von Bahr Hermann erschienen, der die Affaire Hervay behandelt. Ein Leser übersendet mir die Übersetzung des folgenden Passus:

»Der Verfasser beendet an dieser Stelle seinen Roman, die Wirklichkeit spann aber den ihren weiter. Der Wiener Karl Kraus kommentierte seinerzeit mit einer in Feuer und Galle getauchten Feder die scheußliche Gerichtsverhandlung, in der die gelehrten kaiserlichen Richter mit verzweifelter Anstrengung der gequälten Frau auf den Kopf beweisen wollten, daß sie eine ‚Vergangenheit' habe. Die steirischen Puritaner warfen ihr vor, daß sie ein Badezimmer besessen hätte; die in Jägerwäsche gekleidete Mürzzuschlager Tugend aber entrüstete sich über die Seidenjupons der Frau v. Hervay. Schließlich mußte man sie doch freilassen. In der ganzen Hetze spielte die Staatsgewalt und die Gesellschaft wirklich eine schändliche Rolle. Der Staat benahm sich so grausam und tölpelhaft wie ein wild gewordener Stier. Er ermordete einen Menschen und beschmutzte das Leben einer Frau, um sich dann mit dem Bewußtsein der wohlerfüllten Pflicht zu trollen. Von dem Benehmen der Gesellschaft sprechen wir lieber nicht. So viel sei genug: Menschen, die häufige Gäste des Hauses Hervay waren, gerieten in einen heulenden Freudentaumel, als sie die ‚schöne Baronin' inmitten von Bajonetten sahen. Zu bemerken ist, daß niemand von der Vernichtung der Hervays Nutzen hatte. Die Täter taten alles selbstlos, nur der aufregenden Hetze zu lieb. Unter dem Schlagwort der moralischen Reinheit wurde losgeschlagen; es war aber weder Moral, noch Reinheit im Spiele, sondern sadistischer Schmutz.«

* * *

Dr. Sigwart Graf zu Eulenburg

Helene Gräfin zu Eulenburg

geb. Staegemann.

Vermählte.

Liebenberg Leipzig

den 21. September 1909.

Dazu bemerkt das ‚Neue Wiener Journal':

Wir müssen gestehen, daß Fräulein Helene Staegemann ziemlich vorurteilslos und couragiert ist, wenn sie es riskiert, in die etwas anrüchig gewordene Familie des Liebenbergers hineinzuheiraten.

Künftige Kulturhistoriker werden den Jammer unserer Zeit

vielleicht in die Formel fassen, daß auf hundert Federn kaum eine Hundspeitsche kam.

* * *

»Seit 13 Jahren zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert, sehe ich mich wieder vis-à-vis de rien« — so klagt mir einer. Ein Pumpbrief? Nein, der Schmerzensschrei eines Mannes, der den Ehrgeiz hat, mit den wissenschaftlichen Neuerungen Schritt zu halten, aber einsehen muß, daß jeder neue Tag seine Schulweisheit beschämt. Was ist denn nur wieder geschehen? Herr v. Bethmann-Hollweg war in Wien, und der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' hat ihn im Hotel Imperial besucht. Auf dreimaliges Läuten ist dort pünktlich der »Schatten Bismarcks« erschienen. Nachdem dies geschehen war, sprach der neue Reichskanzler »von der großen Vervollkommnung der Presse«. Und mit vollem Recht. Denn der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' hat eine wissenschaftliche Entdeckung gemacht. »Die Netzhaut der in einem sanften Bogen zugeschnittenen Augen«, schrieb er am nächsten Tag, »ist von der Anstrengung beim Lampenlicht bis tief in die Nacht hinein gerötet.« Einem unserer Mitarbeiter ist es also gelungen, die Netzhaut des Reichskanzlers ohne Augenspiegel zu untersuchen, und die Wissenschaft erfährt wieder einmal aus der Tagespresse, was sie zu wissen hat.

* * *

Fragmente aus einem Zeitungsbericht:

»Josef Pullitzer wanderte vor mehr als vierzig Jahren als siebzehnjähriger Jüngling aus Ungarn nach Amerika ein, und er war nicht nur mittellos, sondern — er erzählte dies sehr oft selbst — Analphabet. Nur den deutsch-jüdischen Jargon konnte er in hebräischen Lettern schreiben . . . Er wurde Reporter bei der ‚Westlichen Post' . . . und war bald Chefredakteur und Teilhaber des deutschen Blattes. Später gründete er ein englisches Blatt in St. Louis, und bald darauf lenkte er die amerikanische Journalistik durch die Gründung des New-Yorker ‚World' in neue Bahnen.«

* * *

Ein Schauspieler faßte den verzweifelten Entschluß, aus der Kritik zu lernen. Er hatte den Galomir in »Weh dem, der lügt« gespielt und mit dem unbestimmten Gefühl, daß sich manches noch besser machen ließe, den Morgen erwartet. Man brachte ihm zwei Zeitungen. Da las er: »Als Galomir, der lallende Trottel mit Helm und Schwert, übertrieb Herr L. mehr als ausgiebig«. Und: »Herr L. war so diskret, wie es der Galomir erlaubt«. Man brachte ihm zwei andere Zeitungen. Da las er: »Anders mimte Herr L. den Galomir. Er faßte ihn als das vielgesuchte Zwischenglied auf: zu vierfüßig für einen Menschen und zu idiotisch für einen Affen. Er schwelgte in einer übermäßig breit gedehnten seriös-naturalistischen Soloszene, in Tierlauten und -Grimassen wildester Sorte, und war von einer humoristischen Grauslichkeit, die sich weit vom Stil des klassischen Verslustspiels entfernte«. Und: »Eine schwere Aufgabe war Herrn L. zugefallen, dessen blöder Galomir dank kluger Mäßigung nicht nur erträglich, sondern fast sympathisch wurde«... Wie der Schauspieler, der sich von der Kritik tatsächlich beeinflußen ließ, den Galomir das zweite Mal gespielt hat, hat man nicht erfahren, weil zur zweiten Vorstellung von »Weh dem, der lügt« (einer muß es getan haben) keine Referatsitze ausgeschickt wurden. Vielfach verlautet aber, daß das bekannte Gedicht »Finster wars, der Mond schien helle« auf den Einfluß zurückzuführen ist, den die Wiener Nachtredakteure auf den Mond ausüben.

* * *

»Wer lacht heute noch darüber«, rief eine Frauenrechtlerin in der ‚Neuen Freie Presse', »wenn er hört, die Dame studiert Medizin und jene Philosophie?« Ich!

Gegen den Mädchenhandel

Von **Karl Kraus**

In Wien versammelte sich die Internationale Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Nach dem Empfangsabend im Hotel Bristol — dieses

Haus hat schon besseren Zwecken gedient — schrieb eine Zeitung: »In den nächtlichen Straßen trafen die Delegierten genügend Studienmaterial, freche Gemeinheit und verkümmertes Elend, das vom Laster ein armseliges Dasein fristet«. Das ist fast eine Indiskretion. Die Privatangelegenheiten der Herren Kongreßteilnehmer gehen keinen Menschen etwas an. Uns hat nur die öffentliche Tätigkeit der Herren zu beschäftigen. Es sind, hieß es, »bekannte Streiter in dem Kampfe gegen das schmähliche Gewerbe, das sich zur Nachtzeit in den Straßen breit macht oder sich in verschwiegene Winkel des Lasters zurückzieht«. Ob die Herren, die ja nach Wien als Fremde kamen, desgleichen taten oder sich mit einer oberflächlichen Musterung des Studienmaterials begnügten, das darf uns hier nicht bekümmern. Nur ihre Kongreßtätigkeit ist von Belang. In den nächtlichen Straßen und in den verschwiegenen Winkeln wird das Laster mit den Geheimräten, Asketen und Statistikern schon allein fertig. Wichtig ist nur, daß es sich am grünen Tisch beschmutzen lassen muß und heutzutage gegen die Übergriffe der Sittlichkeit wehrlos ist. So weit haben wir es glücklich gebracht. Es traut sich ja schon keine Kupplerin mehr, der Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels beizutreten. Was ist die Folge? Daß sich dort die Betschwestern und Blaustrümpfe breit machen. Nun ist es der Natur ja herzlich gleichgiltig, in welche sozialen Formen sich der geschreckte Sexualtrieb flüchtet. Schon manche verhinderte Schnepfe hat als Frauenrechtlerin zum Kreuzzug gegen die Prostitution gepredigt. Und man sollte doch nachgerade daran gewöhnt sein, die Tendenzen, die in einem Frauengehirn reifen, in keinem Falle unabhängig vom übrigen Körper zu betrachten. Eine Betätigung müssen die Weiber haben, und wenn sie sich der Abschaffung der Prostitution hingeben, so ist es noch die vernünftigste, weil sie dabei mit der Hauptsache in Beziehung bleiben. In der unerschrockenen Vorkämpferin, die dem Laster

in seine verschwiegenen Winkel nachgeht, ist hinter der Form noch die Materialechtheit erkennbar. Solcher Sozialpolitik ließe sich mit einer Umarmung beikommen. Es dreht sich doch um den Brand, auch wenn die Weiber nicht mehr brennen, sondern löschen wollen. Wie anders die Männer, die gegen die Unsittlichkeit rüsten! Sie sind keineswegs durch Geilheit zu entschuldigen; denn die Geilheit des Mannes ist kein kulturschöpferischer Faktor. Sie ist uninteressant, ob sie sich nun in draufgängerischer Tatkraft oder in eifernder Zurückhaltung auslebt. Nur Torheit kann die beschämenden Exzesse erklären, zu denen sich die Führer der Sittlichkeitsbewegung am hellichten Tag zusammenfinden und die uns gewiß nicht weniger belästigen, als die öffentliche Schaustellung der Dinge, um deren Unterdrückung es jenen zu tun ist. Der Mädchenhandel mag, wie jede andere soziale Einrichtung, seine Auswüchse haben; ihn einen Auswuchs nennen, bedeutet nichts anderes als den Zuckerhandel verbieten zu wollen, weil das Zuckerkartell korrupt ist. Ob das Geschäft, dessen Ware die Menschen weniger als irgendeine andere entbehren können, es an Reellität nicht mit jedem bürgerlichen Betrieb aufnehmen kann, mag zweifelhaft bleiben. Sicher ist, daß es sich neben den idealen Angelegenheiten dieser Gesellschaft sehen lassen kann. Freilich, das Schicksal jener Ärmsten, die aus der Karriere einer Phosphorarbeiterin gerissen und in ein Freudenhaus geschleppt wurden, ist fürchterlich. Aber verdient das Schicksal der Mädchen, die aus den heißen Träumen ihres jungen Lebens geweckt, zum Altar geschleift und einem schweißfüßigen Vertreter erster Firmen auf die Reise mitgegeben werden, nicht auch seine Träne? Ist der Mädchenhandel, bei dem Priester und Rabbiner helfen, nicht seinen Kongreß wert?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf, Berlin.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Aufruf

betr. Veröffentlichung Liliencronscher Briefe

Im Einverständnis mit Frau Baronin Liliencron mache ich als testamentarisch eingesetzter Verwalter des literarischen Nachlasses von Friedrich Detlev v. Liliencron darauf aufmerksam, daß niemand außer der Baronin und mir das Recht hat, irgend welche Manuskripte des Dichters zu veröffentlichen. Dies gilt insbesondere auch für seine Briefe, selbst für die kleinste Postkarte. Da sie nach Form wie Inhalt ästhetischen oder literarhistorischen Wert haben, also den sogenannten Schriftwerk-Charakter aufweisen, sind sie der neueren Rechtssprechung zufolge urheberrechtlich geschützt; lediglich die Witwe des Dichters hat als seine Gesamt-Erbin die Befugnis zur öffentlichen Verwertung. Auch aus Gründen des sogenannten Persönlichkeitsrechtes hat einzig sie darüber zu entscheiden, inwieweit sich solche ursprünglich privaten, bloß für den Empfänger bestimmten Schriftstücke jetzt vielleicht für die Öffentlichkeit eignen, gleichviel ob ganz oder teilweise, ob urheberrechtlich geschützt oder nicht. Ich ersuche also alle Besitzer von Briefen oder sonstigen ungedruckten Manuskripten Liliencrons, sich wegen der Erlaubnis zur Veröffentlichung — auch wenn es sich nur um Bruchstücke handelt — entweder an die Baronin (Adresse: Alt-Rahlstedt bei Hamburg) oder an mich (Blankenese bei Hamburg) zu wenden. Jede unerlaubte Verwertung verbiete ich im Namen der Erbin; dies umso strenger, als der Dichter selber einen Abscheu vor der wahllosen Auskramung intimer Korrespondenzen hatte. Literarisch oder journalistisch achtbaren Wünschen werden wir selbstverständlich so sehr wie möglich entgegenkommen. Ganz besonders aber bitte ich auch solche Briefbesitzer, die nicht mit der Absicht einer Veröffentlichung auf eigne Hand umgehen, sich unverzüglich mit uns in Verbindung zu setzen. Denn wir bereiten eine Ausgabe Liliencronscher Briefe in der vom Dichter gewünschten Weise vor; und ich leiste Sicherheit für jegliches Material, das man uns zur Prüfung

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: **KARL KRAUS**

Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Osterreich-Ungarn:	18 Nummern, portofrei	. . . . .	K 4.50
	36 „ „	. . . . .	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18 „ „	. . . . .	Mk. 4.—
	27 „ „	. . . . .	„ 6.—
	36 „ „	. . . . .	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelnummer in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Nummer 287, 16. September: Die Entdeckung des Nordpols. Von Karl Kraus. — An den unbekannten Freund. Von Karl Borromaeus Heinrich. — Aphorismen. Von Karl Kraus. — Heilig ist die Leidenschaft! Von Karl Hauer. — Meine Schriften. — Begräbnis. Von Detlev von Liliencron.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 289 25. OKTOBER 1909 XI. JAH

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Luftgaukler. Von Karl Kraus. — **Aus dem Papierkorb.** Von Karl Kraus. — **Der Schatten.** Von Otto Stoessl. — **Bekannte aus dem Varieté.** Von Karl Kraus. — **Glossen.** Von Karl Kraus.

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN — BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 1
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

URCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN.
ROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.50.

In zweiter Auflage erschien:

Sittlichkeit und Kriminalität

Erster Band der ausgewählten Schriften von **Karl Kraus**

Broschiert . M 6.– Ganzleinen . . M 7.25

(L. Rosner, Wien und Leipzig)

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, der Verlag der ‚Fackel', Wien I/2, Hintere Zollamtsstraße 3 und das Berliner Bureau der ‚Fackel', Berlin-Halensee, Katharinenstraße 5, entgegen.

Im Verlage **Jahoda & Siegel**, Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 erschien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 **SEITEN** 8°, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Durch alle Buchhandlungen, durch das Berliner Bureau der ‚Fackel', oder direkt durch den Verlag gegen Einsendung des Betrages zu beziehen.

Die Fackel

Nr. 289 25. OKTOBER 1909 XI. JAHR

Luftgaukler

Von **Karl Kraus**

Herr Isidor Singer wird es also sein, der uns das Fliegen gelehrt hat. Es gibt Vorstellungen, die einem die ganze Entwicklung verleiden können. Auch wir werden unsere Luftschiffe haben, aber immer wird es heißen, daß wir es Herrn Isidor Singer verdanken. Ich würde keinen Komfortable benützen, wenn ich wüßte, daß Herr Isidor Singer das Unternehmen begünstigt. Ich täte es nicht. Die Österreicher aber lieben den Fortschritt und es geniert sie nicht, wer ihn ihnen beigebracht hat. Soeben erst hat ihre Polizei Gehvorschriften erlassen, und sie werden pünktlich gehen lernen. Und schon wollen sie auch fliegen. Da verschreibt sich Herr Isidor Singer einen Luftballon aus Graz und zeigt den Wienern, wie mans machen muß. Über ein gestürztes Einspännerroß kamen wir nicht hinweg, der Taxameter ward hier Ereignis, und ein Automobil hinderte den Verkehr. Nun aber fordert die ‚Zeit' die rückständigen Abonnenten zur Erneuerung Österreichs auf, und siehe da, wir fliegen. Nichts liegt mir ferner als ein Vorurteil in aviatischen Dingen. Ich kann vielleicht einen Blériot von einem Renner-Buben unterscheiden. Aber es ist möglich, daß der Unterschied zwischen unseren heimischen Aëronauten und den Renner-Buben wirklich darin besteht, daß jene sachverständig sind und diese bloß fliegen können. Daß diese bloß Akrobaten sind und jene Knockabouts. Wovon ich aber etwas verstehe, das ist die Mischung aus Wichtigmacherei und Feschität, die in der Vorführung der Grazer Artistenfamilie durch den Herrn

Isidor Singer zu spüren ist. Das ist das Betragen eines Zeitungsadministrators, der aus Unfähigkeit zum Protektor des vaterländischen Fortschritts wird, und jene bodenlose Gemütlichkeit, die neben einem »Xandi« und einem »Toli« auf einmal auch einen Isi gewähren läßt. Unsere Geduld ist schließlich kein Hangar für eine Reklamesucht, die in Strebersdorf landet! Und in der Erwartung des Herrn Blériot können wir die Vordringlichkeit, mit der uns die Erkenntnisse aus der Kleinen Luftschiffgasse offeriert werden, getrost ablehnen. Der Kaiser hätte sich nicht dazu bestimmen lassen, der Produktion der »Renner-Buben« beizuwohnen, wenn er gewußt hätte, daß es sich viel mehr um eine Produktion zweier havarierten Zeitungseigentümer handeln würde, die auf Erden nicht genügend Abonnenten haben und darum mit der Luft das Geschäft machen wollen. Der Kaiser hätte diese Leute keiner Ansprache gewürdigt, wenn er geahnt hätte, welch eine spekulative Anwendung das Dichterwort: Es soll der Singer mit dem König gehen, am andern Tag zu gewärtigen habe. Und es ist gar kein Zweifel, daß der Generaladjutant des Kaisers nicht in einem Schreiben an die ‚Zeit' »mit besonderem Vergnügen die sich ihm bietende Gelegenheit ergriffen hätte, um Euer Hochwohlgeboren meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern, in der ich mich zeichne als des Herrn Professor ergebenster Graf Paar«, wenn er von den Rekords der unterschiedlichen ‚Zeit'-Prozesse Kenntnis gehabt hätte. Damit er aber wenigstens nachträglich erfahre, von welcher Art das Blatt sei, durch dessen Hände eine kaiserliche Spende geht, damit ferner die Luftschiffe des Stolzes sich nicht allzu hoch versteigen, und damit schließlich der Erkenntnis gedient sei, daß es bei einer Zeitung noch immer mehr auf Originalberichte als auf Luftballons ankomme, möge hier das folgende Dokument Raum finden:

Wir sind gegen literarische Piraterie, die gegen uns verübt wird, ziemlich abgehärtet und verschmähen es, über jeden zu unserer

Kenntnis gelangenden Fall solcher Art gleich ein großes Geschrei zu erheben. Mitunter wird uns aber so keck mitgespielt, daß uns doch die Geduld reißt und wir uns, weniger im eigenen Interesse, als vielmehr in dem des journalistischen Anstandes, bemüssigt fühlen, einzuschreiten. Ein solcher Fall liegt neuestens vor, er betrifft die Wiener Tageszeitung ‚Die Zeit'. Schon vor einigen Jahren haben wir der Redaktion der ‚Zeit' Vorhaltungen darüber machen müssen, daß sie immer wieder Originalberichte der ‚Vossischen Zeitung' ohne Quellenangabe, ja als »eigene« Meldungen veröffentliche, erzielten aber damals nur verlegene Ausflüchte. In den letzten Wochen hat nun die ‚Zeit' zahlreiche unserer Konstantinopeler Telegramme, die ihr offensichtlich von einem Berliner Mitarbeiter drahtlich übermittelt worden waren, wörtlich übernommen und sie ihren Lesern als ihre eigenen Telegramme vorgesetzt, indem sie sie mit einem Konstantinopeler Datum versah, sie ferner ausdrücklich als ihre Privattelegramme bezeichnete und zur Vollendung der Täuschung obendrein einen Halbmond als Korrespondentenzeichen vorsetzte. Die ‚Zeit' erhob einst bei ihrer Gründung den Anspruch, eine neue Moral in die Wiener Presse hineintragen zu wollen; man sieht auch an diesem Beispiel, wie das Blatt dieser von ihm angekündigten Aufgabe gerecht wird.

‚Vossische Zeitung', Berlin, 7. August 1908

Aus dem Papierkorb

Von **Karl Kraus**

Und wenn der geistige Unflat des neuen Deutschland eimerweise auf den Markt geschüttet wird, man befaßt sich doch immer wieder gern mit jenen seltenen Büchern, die nicht erscheinen. Wie stehts, so fragt man, mit den gesammelten Schriften Ludwig Speidels? Es ist, als ob der Journalismus die wertvollste Beute, die er je errafft hat, nie mehr herausgeben wollte. Grauenhaft, zu denken, daß es für einen Künstler, den der Tag als Geißel der Unsterblichkeit gefangen hielt, auch nach dem Tod keine Befreiung geben soll. Er starb, aber aus dem Sarg der Zeitlichkeit, in dem er gelebt hatte, durfte er nicht auferstehen. Und kein deutscher Verleger

findet sich, der den Journalisten den Schatz entrisse, den sie so sorglich hüten, weil er ihre angestammte Armut verraten könnte. Nie zuvor und nie seither hat die Sprachkunst eine ähnliche Gastrolle auf den Schmieren des Geistes gespielt. Das Leben Speidels mag die Presse als einen Zwischenfall empfinden, der störend in das von Heine begonnene Spiel trat. Er schien es mit dem leibhaftigen Sprachgeist zu halten; er lud ihn an Feiertagen auf die Stätte der schmutzigsten Unterhaltung, damit er sehe, wie sie's treiben. Nie war ein Kollege bedenklicher als dieser. Wohl konnte man mit ihm Parade machen; aber sein Lebenswerk, führte man es heute vor, es brächte jene Demütigung, die man damals eßlöffelweise als Stolz einnahm. Man hat ihm die Unsterblichkeit des Tages, wie er sein Feuilleton nannte, gegönnt; aber eine Sammlung seiner Feuilletons könnte den Tag der Unsterblichkeit einläuten. Und die Journalisten handeln pietätvoll, berufen sich auf seine Bescheidenheit, die ihm eine Buchausgabe versagte, und gehen hin und schenken uns ihre eigenen Bücher.

*

Denn es ist das böse Zeichen dieser Krise: der Journalismus, der die Geister in seinen Stall getrieben hat, erobert ihre Weide. Markierte Personen, die jahrelang unter dem Strich gelebt haben, drängen sich in die gute Gesellschaft. Tagschreiber möchten Autoren sein. Es erscheinen Feuilletonsammlungen, an denen man nichts so sehr bestaunt, als daß dem Buchbinder die Arbeit nicht in der Hand zerfallen ist. Brot wird aus Brosamen gebacken. Was ist es, das ihnen Hoffnung auf die Fortdauer macht? Das fortdauernde Interesse an dem Stoff, den sie sich »wählen«. Wenn einer über die Ewigkeit schwätzt, sollte er da nicht gehört werden, so lange die Ewigkeit dauert? Von diesem Trugschluß lebt der Journalismus. Er hat immer die größten Themen und unter seinen Händen kann die Ewigkeit aktuell werden; aber sie wird

ihm auch ebenso leicht wieder inaktuell. Der Künstler aber gestaltet den Tag, die Stunde, die Minute. Sein Anlaß kann zeitlich und lokal noch so begrenzt und bedingt sein, sein Werk wächst umso grenzenloser und freier, je weiter es dem Anlaß entrückt ist. Es veralte im Augenblick: es verjüngt sich in Jahrzehnten. Was vom Stoff lebt, stirbt vor dem Stoffe. Was in der Sprache lebt, lebt mit der Sprache. Wie leicht lasen wir jenes Geplauder am Sonntag, und nun, da wirs aus der Leihbibliothek beziehen können, vermögen wir uns kaum durchzuwinden. Wie schwer lasen wir die Sätze der ‚Fackel', selbst wenn uns das Ereignis half, an das sie knüpften. Nein, weil es uns half! Je weiter wir davon entfernt sind, desto verständlicher wird uns, was darüber gesagt war. Wie geschah dies? Der Fall war nah und die Perspektive war weit. Es war alles vorausgeschrieben. Es war verschleiert, damit ihm der neugierige Tag nichts anhabe. Nun heben sich die Schleier.

*

Dawider vermag die wertverschiebende Tendenz des Journalismus nichts auszurichten. Er kann den Uhren, die er aufzieht, Garantiescheine für ein Säkulum mitgeben: sie stehen schon, wenn der Käufer den Laden verlassen hat. Der Uhrmacher sagt, die Zeit sei schuld, nicht die Uhr, und möchte jene zum Stehen bringen, um den Ruf der Uhr zu retten. Er macht die Stunde schlecht oder schweigt sie tot. Aber ihr Genius zieht weiter und macht hell und dunkel, obschon das Zifferblatt es anders will. Wenn es zehn schlägt und elf zeigt, können wir im Mittag halten, und die Sonne lacht über die gekränkten Uhrmacher.

*

Daß doch alle Überhebung der Mechanik, die sich mit dem Ruhm sozialer Nützlichkeit nicht bescheiden will, die Naturnotwendigkeiten nicht zu »richten« vermag! Die Journalisten versichern einander, ihre Werke seien unsterblich, aber nicht

einmal die Versicherung bleibt erhalten, wiewohl sie wahrlich Anspruch darauf hätte. Daneben hat ein Geheimnis die Kraft, sich selbst in aller Mund zu bringen. Österreich ist das Land, wo am lautesten gesprochen wird und wo die Geheimnisse am strengsten gewahrt werden. Es ist das Land, in dem Festzüge veranstaltet und Tropfsteinhöhlen entdeckt werden. »Dabei stellte es sich heraus, daß man es nicht mit einer der vielen unbedeutenden Höhlen, wie sie im Kalkgebirge häufig vorkommen, sondern mit gewaltigen unterirdischen Räumen, die sich stundenweit ins Innere des Berges erstrecken, zu tun habe. Die Höhle führt zunächst so regelmäßig wie ein Eisenbahntunnel durch festes Gestein horizontal in den Berg und kann bis zur Tiefe von dreihundert Metern ohne jede Gefahr von jedermann begangen werden. Auch weiterhin sind die Schwierigkeiten des Eindringens nicht erheblich und stehen gar nicht im Verhältnis zu dem wunderbaren Anblick, der sich dem Beschauer bietet. Ein Spitzbogengewölbe von unabsehbarer Höhe umschließt herrliche Tropfsteinbildungen. Auf dem Boden liegen ganz absonderlich geformte Gebilde aus Kalzit und noch nicht erstarrter Bergmilch. An den Seitenwänden finden sich zarte Figuren von weißer und blauer Struktur, Bergkristall und Eisenblüte. Die Forscher drangen stundenweit gegen die Mitte des Berges vor und konnten in den Gängen und Stollen kein Ende finden . . .« Ist dies die Sprache der Höhlenkunde oder der Literaturforschung? Wir sind andere Sehenswürdigkeiten gewohnt: Festzüge, die das Auge der Zeitgenossen blenden wie ein Gebilde aus Wunder und Krida.

*

Kein Zweifel, Herr Felix Salten besitzt das riesigste Sortiment der Monarchie. Er ist Kommerzialrat geworden. Bedeutet das nicht die Unsterblichkeit in diesen Kreisen? Oder bedeutet die Unsterblichkeit in diesen Kreisen etwas anderes? In einer Berliner

Revue, der ‚Schaubühne', war davon zu lesen. Ich habe mir's gemerkt, denn es ist mein Fluch, mich mit den Kleinigkeiten abzugeben, die diese Zeit zu Größen macht. Herr Salten hat eine Feuilletonsammlung erscheinen lassen und der Kritiker erweist Ludwig Speidel die Ehre, seiner bei diesem Anlaß zu gedenken. Man kann sagen, daß Speidel gut bei dem Vergleich wegkommt, denn es wird ihm eine Ähnlichkeit mit einem Teil Saltenscher Wesensfülle zugeschrieben, die auch noch den ganzen Sarcey nebst den Herren Bahr und Muther in sich schließe und durch welche die Formel der Madame de Staël: c'est un esprit neuf et hardi . . ., für »einen andern Dichter-Kritiker«, nämlich Lessing, erdacht, erst »lebendige Wahrheit geworden« sei. Ich sehe die ‚Schaubühne' gern. Nicht nur, weil mir — die Ausschließlichkeit des Theaterinteresses und die Verwissenschaftlichung des Tinterltums zugegeben — mancher Beitrag Freude gemacht hat, sondern auch weil ihr Notizenteil eine gute Handhabe bietet, sich jeweils über den Stand des psychologischen Schmocktums in Deutschland zu informieren. Dabei lassen sich namentlich die Fortschritte überblicken, welche die subtilen Persönlichkeiten, die in den Wiener Redaktionen nicht recht reüssieren konnten, auf Berliner Boden machen. Der Journalismus in Wien bringt's über den Geschichtenträger und Gebärdenspäher nicht hinaus. Er ist Amüseur oder Beobachter. In Berlin darf er's mit der Psychologie halten. Nun ist es das Verhängnis allen Geistes aus zweiter Hand, daß sein Unwert dort leichter in die Augen springt, wo er sich der schwereren Leistung vermessen möchte. Der Plauderer ist gewiß eine der schalsten Kreaturen, die in unserem geistigen Klima fortkommen. Aber er hängt immer noch eher mit dem schöpferischen Wesen zusammen als der Beobachter und vollends der Psychologe, die bloß den Hausrat der Chuzpe benützen müssen, den die technische Entwicklung des Geisteslebens ihnen in

die Hand gespielt hat. Der Amüseur sticht durch eine wertlose Begabung von der Geschicklichkeit des Beobachters ab, so wie sich dieser wieder von der wertlosen Bildung des Psychologen vorteilhaft abhebt. Das sind so die Grundtypen des geistigen Elends, zwischen denen natürlich ebensoviele Varietäten Platz haben, als die organische Welt des Geistes Gelegenheiten zum Abklatsch bietet. Nah beim Beobachter steht der Ästhet, der durch Liebe zur Farbe und Sinn für die Nuance ausgezeichnet ist und an den Dingen der Erscheinungswelt so viel noch wahrnimmt, als Schwarz unter den Fingernagel geht. Er kann aber auch mit dem Psychologen zu einer besonderen Art von feierlichem Reportertum verschmelzen, zu jenem zwischen Wien und Berlin, also in Prag beliebten Typus, der aus Zusammenhängen und Möglichkeiten zu neuen Sehnsuchten gelangt und der in schwelgerischen Adjektiven einbringt, was ihm die Natur an Hauptworten versagt hat. Bei dem jähen Übergang, den gerade dieser Typus von der kaufmännischen Karriere in die Literatur durchmacht, wäre ein Dialog wie der folgende nicht bloß kein Zufall, sondern geradezu die Formel für die Komplikationen eines fein differenzierten Seelenlebens: »Hat Pollak aus Gaya bezahlt?« »Das nicht, aber er hat hieratische Gesten.«

•

Oder zum Beispiel: »Es gibt Tagesschriftsteller, deren expansiver Wille die aktuelle Einfallslinie in die Sphäre des Unendlichen und Ewigen schwingt«. Und diesen scheint, wenn ich den Text richtig verstehe, Herr Salten zuzugehören. Soweit es in solchen Dingen auf den expansiven Willen ankommt, dürfte der Mann in der ‚Schaubühne' recht haben. Der expansive Wille, der die Persönlichkeit von Westungarn nach Wien oder direkt nach Berlin schleudert, vermag manches. In Wien sichert er einem ungemein anstelligen Beobachter, der vor ein paar Jahren noch von der »Erfindung des Dampfes und der Elektrizität«

sprach und heute bereits für die Luftschiffahrt schwärmt, sein »unsterblich Teil«, macht ihn zum Rekommandeur der modernen Kultur, läßt seine Seele, ja wahrhaftig seine Seele, »scharf gespannt unter den leisesten Vibrationen der Strömungen unsrer Gegenwart erbeben« und macht sie zur »willigen Resonanz für alles Große und Schöne der neuzeitlichen Promethiden«. In Berlin selbst macht er — der expansive Wille — einen schlauen Theaterkassier zu »einem unserer feinsten Kulturmenschen«. Es ist gar kein übler Zufall, daß die zweispaltige ‚Schaubühne' just neben der Entdeckung des Herrn Salten auch für die Offenbarung der Wesensechtheit des Herrn Reinhardt Platz hat. Nein, es genügt eben nicht, den Dampf und die Elektrizität zu erfinden, man muß sie auch entdecken, wenn anders die Menschheit den Glauben an sie nicht verlieren soll. Herr Reinhardt ist kein Schriftsteller, sondern ein Theaterdirektor. Aber der expansive Wille hätte ihn ebenso zum Schriftsteller machen können, und er hätte auch als Schriftsteller seinen Mann gestellt und sich auch in dieser Karriere einen Koch für sechstausend M. halten können. Es ist mir peinlich, das sagen zu müssen; denn von Herrn Reinhardt ist in der ‚Schaubühne' nur gerade deshalb die Rede, weil ihn ein Schmierfink angegriffen hat. Aber ich sage es auch nur deshalb, weil ihn ein Schmierfink verteidigt. Ich brauche ihn übrigens lediglich als Beispiel für eine gelungene Willensexpansion und es fällt mir nicht ein, bei diesem Anlaß dem Gastmal des Trimalchio nahezutreten, durch das sich die Berliner Dramaturgie jetzt durchfressen muß. Ganz Deutschland macht lange Zähne, und ich muß warten, bis die ‚Fackel' in ganz Deutschland gelesen wird, um zu sagen, was nur jene angeht, die es heute nicht hören würden.

•

In diesen Tagen, da Herr Bahr nicht nur Dalmatien erobert, sondern auch die Erneuerung Österreichs durchgesetzt hat, da gegenüber den Forderungen des Verlags S. Fischer (Willensexpansion

Budapest—Berlin) Nachgiebigkeit ein Gebot der Klugheit war und am Wiener Hofe die Friedenspartei siegte, in diesen Tagen ist es von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, der vermittelnden Mission des Herrn Salten zu gedenken. Ist er doch wie kein zweiter Feuilletonist in Österreich mit der habsburgischen Tradition verwachsen. Die Intimität, die ihn an allen Geschicken des Erzhauses teilnehmen läßt, so daß die ‚Zeit' als das erste Blatt in der Lage war, Leopold Wölflings Vorgeschichten zu publizieren und seine Photographie im Depeschensaal auszustellen, diese hohe Kennerschaft hat ihn auch dazu befähigt, über die Rangserhöhung der Fürstin Hohenberg ein kompetentes Wort zu sagen. Erstaunlich war da vor allem die Vorurteilslosigkeit, die einen in der höfischen Sphäre heimischen Feuilletonisten sein bedingungsloses Ja zu der Eheschließung des Thronfolgers sprechen ließ: »Wir unterscheiden nicht so genau, rechnen nicht nach, daß die Choteks kaum zweihundert Jahre lang die Grafenkrone tragen, wägen die Vorrechte der Ebenbürtigkeit nicht allzu sorgfältig ab«. Bereit, das Familieninteresse den staatlichen Rücksichten unterzuordnen, erkennt er, daß »diese Ehe andauernd ein Ereignis bleibt« und daß sie »wichtig bleibt für uns in Österreich, für unsere Gegenwart wie für unsere Zukunft«. Freilich mußte er einsehen, daß eine Komtesse Chotek nicht Erzherzogin von Österreich werden kann und warum sie es nicht werden kann. Aber mit ehrlicher Teilnahme hat er »den Weg gemessen, den sie seit ihrem Hochzeitstag zurückgelegt hat: Fürstliche Gnaden . . . Durchlaucht . . . Herzogin . . . Hoheit . . .«, und kann heute, zurückblickend, von den Schwierigkeiten sprechen, von dem »unendlichen Aufwand an Takt und Taktik, an Energie und Widerstandskraft«, den es gekostet haben mag. »Wir haben's nicht gewußt; aber jetzt erkennen wir's«, sagt er schlicht, mit verhaltener Empfindung, um sich dann erst in erschöpfender Aufzählung das Herz einer Herzogin zu

erleichtern. Wir haben's nicht gewußt. »Merken jetzt erst, daß es keineswegs etwas Selbstverständliches war, wenn usw.« »Erinnern uns jetzt erst, was es zu bedeuten hatte, daß der Erzherzog mit seiner Frau jahrelang im Burgtheater nur eine gewöhnliche Loge einnahm, und was es bedeutet, daß er jetzt mit ihr in der Hofloge Platz nimmt.« Rose Bernd durfte bekanntlich überhaupt nicht mehr ins Burgtheater, aber der Seufzer »Was muß die gelitten haben!« liegt uns auch im vorliegenden Fall nahe. »Es hat neun Jahre gedauert«, sagt Salten nicht ohne Bitterkeit; »es mag schon nicht leicht gewesen sein.« Nu juju, — nu neenee . . . Und dabei weiß man nicht einmal, »wie das Wesen dieser Frau ist«, kann »nur vermuten, daß sie ungewöhnliche Eigenschaften besitzt, eine starke und eigenartige Persönlichkeit ist.« Und in den Grenzen der Vermutung kann man wieder nur raten. »Hinter all dem mag eine große Kraft des Wollens sein, eine eiserne Festigkeit des Charakters, oder eine unwiderstehliche Güte, oder eine tausendfältige Weisheit des Lebens, oder eine geniale Feinheit der Instinkte, oder auch Urwüchsigkeit, oder selbst völlige Passivität, Zielbewußtsein oder gelassenes Vertrauen auf das Glück. Wir wissen es nicht.« Der suchende Geist resigniert vor den letzten Dingen. Wer löst das Problem der Herzogin von Hohenberg? »Das berechtigte Interesse ist dieser Frau stürmisch zugewendet«: wird sie hervortreten, wird sie nicht hervortreten? Wir wissen es nicht. »Vielleicht ist jetzt der Kampf vorüber. Wir vermögen ja auch das nicht zu beurteilen; wissen nicht, was noch geschehen muß, damit die Frau des Thronfolgers auch äußerlich all die Rechte üben darf, die sie, menschlich genommen usw.« Mit einem Wort, wir sehen, daß wir nichts wissen können. Also hoffen wir! »Sie wird und sie muß den größten Einfluß und die erste Stimme haben, dereinst beim Kaiser.« Und wenn sie auch nicht seinen Titel teilen wird, »die Kinder, die zu unserem künftigen Monarchen Vater sagen, nennen sie: Mutter«. So

entläßt uns der tief pessimistische Denker doch mit einem gemütvollen Hinweis auf die Entwicklung. Freilich nicht ohne mit einer aus seiner Weltanschauung geholten Maxime zu schließen: »Der Herzogin von Hohenberg gehört die Zukunft Österreichs an. Aber kein Mensch weiß, was die Zukunft bringt.« . . . Dieses ist Herr Felix Salten. Man sagt, seine Seele sei eine willige Resonanz für alles Große und Schöne der neuzeitlichen Promethiden.

*

Aber tun wir einem tüchtigen Menschen nicht Unrecht. Ziehen wir ihn aus der Unsterblichkeit zurück und lassen wir ihn hienieden sich nützlich machen. Scheiden wir endlich die soziale Funktion des Journalismus von den Müßigkeiten der Literatur. Kein besseres Beispiel kann uns solche Einsicht empfehlen. Der beste Journalist Wiens weiß über die Karriere einer Gräfin wie über den Aufstieg eines Luftballons, über eine Parlamentssitzung wie über einen Hofball zu jeder Stunde das Wissenswerte auszusagen. In Westungarn kann man nachts Wetten abschließen, daß der Zigeunerprimas binnen einer halben Stunde mit seinem ganzen Orchester zur Stelle sein wird; man läßt ihn wecken, er tastet nach der Fiedel, weckt den Cymbalschläger, alles springt aus den Betten, in den Wagen, und in einer halben Stunde gehts hoch her, fidel, melancholisch, ausgelassen, dämonisch und was es sonst noch gibt. Das sind unerhörte praktische Vorteile, die nur der zu unterschätzen vermag, der die Bedürfnisse der Welt nicht kennt oder nicht teilt. In Bereitschaft sein ist alles. Wenn nur die Welt selbst nicht ungerecht wäre! Sie sagt, einer sei der beste Journalist am Platz, und er ist es zweifellos. Sie sagt aber nie, einer sei der bedeutendste Bankdisponent. Und doch dient er ihr so gut wie jener, und steht den Müßigkeiten der Literatur genau so fern.

* * *

Mit den perfekten Feuilletonisten ließe sich leben, wenn sie es nicht auf die Unsterblichkeit abgesehen hätten. Sie wissen fremde Werte zu plazieren, haben alles bei der Hand, was sie nicht im Kopf haben, und sind häufig geschmackvoll. Wenn man ein Schaufenster dekoriert haben will, ruft man nicht einen Lyriker. Er könnte es vielleicht auch, aber er tut's nicht. Der Auslagenarrangeur tut's. Das schafft ihm seine soziale Position, um die ihn der Lyriker mit Recht beneidet. Auch ein Auslagenarrangeur kann auf die Nachwelt kommen. Aber nur, wenn der Lyriker ein Gedicht über ihn macht.

•

Die Grenzen der Persönlichkeit scheint indeß auch der Berliner Psychologe zu spüren. Salten führe »nie über das Sicht- und Hörbare hinaus in das Reich der Mütter«. Ein Mangel, den man zum Beispiel dem Willi Handl nicht nachsagen könne. Ein andermal weiß man aber in Berlin auch wieder die Spannweite der Persönlichkeit zu erfassen. Jede künstlerische Äußerung trage von selbst — wie wahr! — das Zeichen der innern Eigenart, »durch das der Kunstsinnige trotz mancher Gemeinschaft einen vollgültigen Teniers von einem anerkannten Breughel und einen guten Salten von einem echten Polgar unterscheidet«. Ins Reich der Mütter aber führen Handl und etwa noch Willi Shakespeare. Jenem bin ich bereits in einer Würdigung begegnet, die unser Psycholog dem Lebenswerk des Feuilletonisten Hevesi angedeihen ließ. Damals hob Ferdinand Kürnberger viel Ehre auf, denn es hieß, zwischen Kürnberger und Handl könne man noch »Stammbäume legen«. Um ihn aber, Hevesi, »ist die große Stille; er trägt seinen Anfang und Ausgang in sich«. Dies nun möchte ich nicht so ganz unterschreiben. Herr Hevesi ist ein älterer Herr, der vom jüngsten Nachwuchs abstammt und sich immer weiter entwickelt. Er hat mehr Einfälle, als seinen Jahren ziemt, was entschieden ein

Vorzug wäre, wenn er nicht auch mehr Eindrücke hätte, als er verarbeiten kann. So muß er manchmal einen Kalauer unterdrücken, sehr zum Schaden der augenblicklichen Wirkung des Feuilletons und ohne durch solche Abgeklärtheit seinen Büchern zu nützen. Denn sein Stil ist zwar prickelnd, aber obschon Sodawasser den Vorteil bietet, daß man es auch stehen lassen kann, so schmeckt es darum doch nicht wieder, wenn man es nach Jahren wieder trinkt. Ein Flaneur älteren Stils, den die Muse über und über mit Konfetti beworfen hat und der sich nun schüttelt und mit kurzem Atem die Freude hervorpustet, daß er bei solchen Unterhaltungen noch mittun darf, wobei er der Losen eine ganze Menge von Fremdwörtern, griechischen Zitaten und Fachausdrücken nachwirft. Denn er ist kein Spielverderber, aber ein Polyhistor. Sein Humor ist von einer Frische der Senilität, die wieder auf den Nachwuchs ansteckend wirkt, und seine Weisheit ist hüpfende Wissenschaft. Wenn wir aber dem Berliner Psychologen glauben wollen, so liegt der Kernpunkt seines Wesens in dem »Vagieren zwischen den Zwielichtgierden des Bluts und den Zwitterstimmungen der Seele«. »Sein Assozion« — ein Fremdwort, das selbst Herrn Hevesi unbekannt ist — werfe seltsame Schnörkel. »Sonnensystem und Bazillus« seien in seinem Hirn »bloß zwei Gedanken verschiedener Stärke, aber nicht verschiedener Art. Auf überirdischer Höhe schwinden die Unterschiede zwischen Welt und Spinne, Stern und Sternchen auf einem Stern, und beide werden nur Spielball einer göttlichen Phantasie. Er hat das große Gelächter über Leben und Tod, Jehovah und Menschlein . . .« So sah ich unsern Hevesi nie. Nicht einmal damals, als er einer verstorbenen Ballberichterstatterin die Charakteristik nachrief: »Dämonische Automatik des modernen Reportertums, in einer das Aparte streifenden, oft im Exklusiven sich bewegenden Sondersphäre«...

Der ihn hauptsächlich auf dem Gewissen hat, ist Herr Hermann Bahr, der hierzulande noch die Jugend jeden Alters verdorben hat. Die »dampfenden Jünglinge« aber, die er seinerzeit entdeckte, sind längst Journalisten geworden, die überall Kritiken über Herrn Bahrs Bücher unterbringen können, und das neue Österreich ist fertig. »So viele Stimmen im Staate sein mögen, aus allen dringt nur ein Ruf: der Jugend werde Kraft, Mut, Freiheit! Nur ein Gefühl pulst in unserem Österreich: eine freie, starke, ehrliche Jugend erstehe unserer Zukunft!« Der Starke, der es zur Einführung des Bahrschen »Buchs der Jugend« sagt, ist jener Zeuge, der bei meiner Verurteilung im Prozeß Bahr-Bukovics ohnmächtig wurde. Zuerst verließ ihn die Erinnerung, später auch die Besinnung. Ich hatte mich, ohne ihn zu kennen, seiner angenommen und sein Autorenerlebnis als typischen Fall besprochen. Ich hatte behauptet, ihm sei von der Theaterdirektion ein Ehrenwort nicht gehalten worden. Drei Zeugen, die es aus seinem Mund gehört haben wollten, stützten die Behauptung. Er sagte, er könne sich nicht erinnern. Im Gerichtssaal wurde vom beeideten Kläger die Aufführung des Stückes versprochen. Es ist bis heute nicht aufgeführt. Fast zehn Jahre sind es her. Er wird sich nicht erinnern können. Aber er will ein neues Österreich und eine Jugend, die Kraft und Mut hat. Das sind berechtigte Ansprüche. Wie sich Herr Bahr ihre Erfüllung denkt, zeigt er in dem Buch, das eben jenen typischen Vertreter des neuen Österreich begeistert hat. Es enthält eine Vorrede, die an ein zweiundeinhalbjähriges Kind gerichtet ist und ihm bestätigt, daß es sich von den österreichischen Mächten noch nicht habe kirre machen lassen. Der kleine Karli hätte nämlich vor Herrn Bahr, als er auf Besuch kam, einen »schönen Diener« machen sollen. Er aber wollte nicht (aha!) und seine »Nänä« war bös darüber. Herr Bahr war begeistert. »Mach keinen Diener! Nie sollst du und niemandem den Diener machen!« Natürlich,

meint Herr Bahr, sind darüber die Nänäs alle sehr bös, denn die Nänäs glauben ja noch, die Macht in Österreich zu haben. »Aber die Nänäs werden vertrieben werden, und keiner wird einen schönen Diener machen, dann werden aus euch Menschen werden. Auf diese warte ich. Und mein ganzes Sein und Tun ist immer nur ein solches Warten auf die menschlichen Menschen in Österreich. Beeilt euch doch ein bißchen, beeilt euch heranzuwachsen! Ich möchte so gern erleben, daß eine Jugend kommt, die mich erkennt und spricht: Seht, das ist der, der auf Österreich gewartet hat! Denn, wenn dir die Nänäs sagen, daß ich ein schlechter Österreicher sei, ist das eine Lüge«. Nachdem er nun noch dem kleinen Karli — dem Sohn des Gründers der »Wiener Werkstätte« — erzählt hat, daß Österreich in den Künsten stark genug sei, es mit allen Völkern aufzunehmen, schließt er: »Habt den Mut zu Österreich! Seit Jahren rufe ich hinaus: Habt den Mut zu Österreich!« So steigt diese Anrede von einer herzigen Symbolik zu den erschütternden Tönen eines ganz alten Attinghausen empor. Was werden aber die Nänäs dazu sagen, daß man die zweieinhalbjährigen Kinder auffordert, sich ans Vaterland, ans teure anzuschließen? Man mag begierig sein, wie sie sich daraufhin entwickeln. Oh, ich sehe es kommen. Mit drei Jahren fangen sie an, Feuilletons zu schmieren. Mit vier bringen sie ihre ersten Stücke an. Zehn Jahre warten sie auf die Aufführung. Mit zwanzig fallen sie im Gerichtssaal um. Dann aber gehen sie hin und haben den Mut — zu Österreich. Karli! Karli! Ich kenne dich nicht mehr.

Der Schatten

Von **Otto Stoessl**

Es steht ein Mann in seiner Kraft,
Eisen in Faust und Willen.
Und was er schafft,
Das äfft ein Feind im Stillen,
Der steht und schlägt mit Antwortschlag
Den Reim auf was da werden mag,
Auf Herz fällt Haß, auf Liebe Leid,
Kalt hat heiß und schwarz hat weiß gefreit.
Ein Paaren schlimmer Gatten:
Ein Mann und Mannes Schatten.

* * *

Bekannte aus dem Varieté*)

Von **Karl Kraus**

Nur ein schmales Plätzchen ist dem Varieté geblieben, um seinen Spiegel aufzustellen, der die großen Sonderbarkeiten des Lebens reiner spiegelt als das Theater die kleinen Regelmäßigkeiten. Denn das Leben will vom Leben nichts wissen und von der Kunst nichts anderes, als was es ohnehin schon weiß. Daß aber zweimal zwei am Ende doch fünf sind, ist eine jener Erfahrungen, bei welchen dem Rechner die Pulse stocken. Das Theater erspart sie ihm. Es befriedigt seine Neugierde, während das Varieté sein Wissen enttäuscht. Das Theater kitzelt, das Varieté peitscht. Das Theater bietet Handlung und Meinung, die der Durchschnittsmensch fast so notwendig zum Leben braucht wie die Nahrung: rauchlosen Unterhalt des Gehirns. Im Theater darf bloß geschwitzt werden, wie vor jeder höheren Offenbarung. Die Geheimnisse des Varietés bleiben in eine Wolke gehüllt. Man kann sie mit dem Messer schneiden, aber man kommt nicht durch. Was sich hier abspielt, ist ganz danach angetan, dich zu beunruhigen. Du kannst es nicht nachmachen. Und spendest schließlich eine kalte Bewunderung, die sich mehr der heilen Glieder freut als daß sie sich der trägen Glieder schämte. Dies Übermaß erschreckt dich, ermuntert dich nicht. Dieser halsbrecherische Humor

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

macht dich nicht munter, sondern beklemmt dich, als ging's dir selbst an den Hals. Treibt es das Schauspiel noch so bunt, »sie spaßen nur, vergiften im Spaß, kein Ärgernis in der Welt«, kann Hamlet den besorgten Nachbar trösten. Wo viel Worte gemacht werden, ist Zeit, zwischen Tat und Spiel zu unterscheiden. Akrobaten aber und Clowns spielen jenseits der Grenze unserer Möglichkeiten und bieten darum schon im Spaß das Ärgernis. Daß zwei übereinander purzeln und auf die Nase fallen, das ist ein Humor, zu derb für unsern Geschmack und zu dürftig für unsern Verstand. Wir sagen, es sei ein kindisches Spiel, weil seine tiefere Bedeutung uns beleidigt.

Ein Humor, so grundlos wie wir selbst. Nichts stellt er dar als uns selbst. Also alles, was wir nicht wissen. Er läßt uns Familie spielen, ehe er uns ins Leben stößt. Eine erstklassige Akrobatentruppe tritt auf. Ist das Wesen der Sippschaft in Freud und Leid sinnfälliger darzustellen? Wie hier alles doch, vom erwachsenen Sohn bis zum jüngsten Schößling beiträgt, den Eltern ein sorgenfreies Alter zu sichern! Mit berechtigtem Stolze sieht das Mutterauge im Hintergrund auf die Tochter, von der man lange befürchtet hat, sie werde es über den Sautpérilleux nicht hinausbringen, und die heute bereits durch einen dreifachen Saltomortale für ihr Leben ausgesorgt hat, während der leichtsinnige Schwiegersohn unaufhörlich die Welle schlägt. Russische Tanzfamilien waren mir stets unsympathisch, weil ich die tiefe Kniebeuge beim Laufen als einen übertriebenen Beweis slawischer Schicksalsergebenheit auffaßte. Aber unter dem Gesichtspunkte des Familienlebens brachte ich auch diesen Produktionen Verständnis entgegen und ich stellte mir gerne vor, daß im Kaukasus die Kinder wippend zur Welt kommen, auf das bereit stehende Podium springen und den Tanz ums Dasein aufnehmen, für den sich die Eltern nicht mehr elastisch genug fühlen. Sicherlich ist kein künstlerischer Beruf so mit dem Wesen seines Trägers verwachsen wie der des Akrobaten. Kommt er von Kräften, so bleibt ihm immer die Geste, die dem kundigen Auge verrät, daß er einst in besseren Tagen Hanteln gestemmt hat. Kommt er aber in Lebensumstände, die es ihm ermöglichen, endlich zu genießen, nachdem er so lange nur gearbeitet hat, dann kann es geschehen, daß ihn plötzlich eine tiefe Nostalgie befällt. In Offenbachs lieblicher »Prinzessin von Trapezunt« wird gezeigt, wie eine Artistenfamilie sich aufführt, wenn sie unglücklicher-

weise den Haupttreffer gemacht und die Baronie erlangt hat: der Herr Sohn kann nicht anders als über den Tisch springen, wenn er sich auf den Stuhl setzen will, und der Alte wird dabei betreten, wie er heimlich in die Küche schleicht und Feuer frißt. Das Familienleben droht in Fransen zu gehen, und es findet sich erst wieder, bis sie alle zusammen wieder auf dem Podium stehen.

Draußen aber stürmt das Leben mit seiner Unrast und seinen Gefahren. Die Knockabouts treten auf. Ward das Wesen der Familie, mit ihren Vorzügen und ihren Fehlern, an der Solidarität einer Akrobatentruppe erkennbar, so eröffnet die Leistung der Knockabouts tiefere Perspektiven. Hier steht nicht mehr der Bruder dem Bruder nah, hier steht der Mensch dem Menschen im Wege. Der Blutsverwandte kann ein Auge zudrücken, wenns einmal auf dem Trapez schief geht. Aber hier offenbart sich der menschliche Charakter dem erbarmungslosen Auge des Nebenmenschen. »Oh, lieber Freund, was machen Sie hier?« beginnt es, und mit Püffen und Knüffen endet es. Am Hintern seines Nächsten zündet einer sein Streichholz an. So ist das Leben. Einer will Bier trinken. So bohrt er seinen besten Freund an und hält ein Gefäß unter die so entstandene Öffnung. Was ist der Mensch! Taugt er zur Maschine nicht, mag er kaput gehen. Wir voltigieren über alle Widerstände der Materie, wir schwingen uns in die Luft, nichts scheint uns unerreichbar, und am Ende wären wir wirklich die Sieger über das Leben, wenn wir nicht im letzten Moment über einen Zahnstocher stolperten. Der Knockabout — das ist der Triumph der maschinellen Kultur: Hurtigkeit, die nicht vom Fleck kommt, Zweckstreberei, die ein Loch in die Luft macht. Der Komfort aber ist mit aller Humanität der Neuzeit ausgestattet, und wenn es praktisch ist, einem Menschen den Schädel einzuschlagen, so ist es doch wieder feinfühlig, ihn dabei zu fragen, ob er es bemerkt hat. Er könnte es übersehen haben, denn im Gemetzel der Automaten fließt kein Blut. Der Knockabout stellt uns alle zusammen dar. Sein Humor ist grundlos, wie wir selbst es sind. Er hat Wirkung ohne Ursache, wie wir selbst von nirgendwo kommen, um fortzuschreiten. Sein gewalttätiger Humor umfaßt die ganze Tragik unserer Zweckbeflissenheit, und das Riesenmaß seiner Gesten hat kein Vorbild in einem einzelnen Lebenstypus.

Nur einer friedlichen Abart des Knockabout ist jeder

von uns schon begegnet. Sie gleicht ihm aufs Haar, bis zu dem Punkt, wo er seine Lebensauffassung mit der Hacke durchzusetzen beginnt. Bis dahin ist er bloß der Mann, der weitläufig wird, um nur ja keine Umstände zu machen, einer, der die Berge kreißen läßt, um der Geburtshelfer einer Maus zu sein, und der viel Lärm macht, wenn er eine Omelette bereitet, weil er wie alle anderen Künste selbstverständlich auch die Kochkunst aus dem FF versteht. Sein Lebensmotto ist die Versicherung: »Das werden wir gleich haben!« Das Resultat seiner Bemühungen ist aber, daß wir es nicht nur nicht gleich, sondern daß wir es überhaupt nicht haben, ja, daß wir es noch weniger haben als vor seiner freundlichen Intervention. Wenn du ein Wimmerl hast, das dich nicht geniert, so zieht er ein Pflaster aus der Tasche und du hast am andern Tag einen Karbunkel. Der Knockabout ist edel, hilfreich und gut. Er schlüge dir die Schädeldecke ein, um deinen Kopfschmerz wegzubringen. So radikale Mittel wählt er im Leben freilich nicht. Er hat es auf dein Wohl abgesehen, aber er erzwingt es nicht mit Gewalt. Wenn du an Hühneraugen leidest, so gibt er dir den Rat, dir das Bein amputieren zu lassen, aber er legt in so verzweifelten Fällen nicht selbst die Hand an. Der Knockabout ist entgegenkommend und praktisch. Aber wenn er dir entgegenkommt, weiche ihm aus, die Vereinfachung des Lebens, die er sich und dir ansinnt, erfordert Aufwand und viel Geduld. Er trägt zehn Westen auf dem Leib und erspart sich deshalb, sie zu wechseln. Er ist der Mann des »omnia mea mecum porto«. Nun bedeutet es gewiß eine der größten Schwierigkeiten des Lebens, im Kaffeehaus einen Brief schreiben zu wollen. Aber ist der arme Teufel nicht viel bedauernswerter, der Papier, Füllfeder, Löschpapier, Siegellack und Marken mit sich und für die Erneuerung dieses Inventars immer Sorge tragen muß? Schnupfen bekommen ist fatal. Aber viel schlimmer denke ich mir die Selbstkasteiung, immer ein Mittel gegen Schnupfen bei sich zu haben, weil einmal der Fall eintreten könnte, daß man Schnupfen bekommt und die Apotheke geschlossen ist. Und das Schlimmste dabei ist, daß jener, der zu solcher Vorsicht inkliniert, zuverlässig auch ein Mittel gegen Kopfschmerzen, eines gegen Zahnweh und etwa auch eins gegen Magendrücken sich zuziehen wird, weil es eben ein ganz lächerlicher Optimismus wäre, zu glauben, daß Schnupfen die einzige Gefahr ist, die den Menschen bedroht, wenn die Apotheke geschlossen ist. Der Knock-

about bepackt sich mit Dingen, die überflüssig sind, so lange sie nicht notwendig sind. Schafft es ihm bloß der Trieb der Selbsterhaltung? Gewiß nicht. Er hat die Eigenschaft, sich den Menschen wohlgefällig zu machen. Da aber in der Fülle der Gelegenheiten Irrtümer unterlaufen können, darfst du dich nicht beklagen, daß dir einmal gegen Zahnweh das Mittel gegeben wird, das eigentlich für Magendrücken bestimmt war. Auch die Eile, dir das Mittel anzubieten, ehe du noch die Schmerzen hast, könnte einen Mißgriff entschuldigen. Der Knockabout streift die Asche von seiner Zigarre mit der Kleiderbürste ab und läßt sie auf deinen Anzug fallen. Denn er hat selbstverständlich eine Kleiderbürste bei sich, und wenn sein Kleid rein ist, wozu sollte man sie sonst verwenden? Mit Kleidern weiß er überhaupt umzugehen. Er macht sich sofort erbötig, dir deinen Koffer zu packen, wenn du nur den Wunsch äußerst, auf Reisen zu gehen. Oh, das werden wir gleich haben! sagt er, denn er hat eine Methode, die Kleider so zu legen, daß sie ein Jahr lang im Koffer bleiben können, ohne zum Schneider wandern zu müssen. Aber du begehst eben den Fehler, sie nicht ein Jahr lang im Koffer zu lassen, sondern schon nach einem Tag herauszunehmen, und wunderst dich dann, daß sie vollständig zerknittert sind und zum Schneider wandern müssen. Der Knockabout ist der Mann der Übertreibungen, aber er behält nur deshalb nicht recht, weil die Leute so kleinmütig sind, sie nicht wörtlich zu nehmen. Sonst würde er zweifellos reüssieren. Er hat einen praktischen Zweck im Auge und ist bereit, ihm alle unwichtigeren Interessen unterzuordnen. Wenns finster wird, zündet er das Haus an, um sich bei der Lektüre nicht die Augen zu verderben. Er ist durchaus der Mann der Resultate, die um nichts bedeutungloser sind, weil sie auf Kosten unserer Gesundheit, Ehre, Freiheit oder wirtschaftlichen Wohlfahrt erzielt wurden. Der Knockabout ist der Fortschritt. Wahrlich, er verschluckt Kamele, aber keine Mücke bleibt in seinem Sieb!

Wenn er gezeigt hat, daß das Leben ein grober Unfug ist, der mit dem Tod nicht schwer genug gestraft wird, tritt ein Philosoph auf die Szene, ders ganz anders treibt. Der Jongleur hat das Leben hinter sich. Was muß er alles durchgemacht haben, ehe er so weit kam, nämlich zu sich selbst. Er keucht keinem Zweck entgegen und spielt mit den Dingen. Er lebt im

sichern Port der Skepsis, hantiert mit zehn Bällen und weiß, daß einer wie der andere ist. Mißlingt ein Wurf, so hat er eine wundervoll resignierte Miene und wendet das Malheur zum Trick. Viele Illusionen können ihm nicht mehr zerstört werden, und im Bedarfsfalle hat er immer eine andere bei der Hand. Bis ein Teller herunterkommt, hat er noch Zeit, ein Messer hinaufzuwerfen, und findet stets einen gedeckten Tisch. Er ist ein Sonderling. Mit Weibern gibt er sich längst nicht mehr ab. Die Erfahrungen der Liebe haben ihm die Nase abgefressen, aber sein Verstand ist ganz geblieben. Ihm ist so viel geschehen, daß ihm zu geschehen fast nichts mehr übrig blieb.

Im Spiegel des Varietés wird uns bei unserer Menschenähnlichkeit bange. Darum wird ihm der Platz streitig gemacht, und Tiere und Schauspieler, die von allen Seiten eindringen, sollen uns darüber beruhigen, daß wir doch bessere Menschen sind. Das Varieté kämpft einen Verzweiflungskampf. Mit den boxenden Känguruhs könnte es paktieren, aber die Librettisten sind ein Pfahl in seinem Fleische. Ein Kalauer weckt die Lebensfreude der versammelten Intelligenz, die sich vor dem kindischen Spiel der Akrobaten, Clowns und Jongleure fürchtet. Der Geschmack des Publikums hilft ihm zur Flucht. Hier wie allerwärts klauben sich die Gourmands die Fliegen aus dem Honig.

Glossen

Von **Karl Kraus**

Ich glaube, es wird sich allmählich so herausstellen, wie ich es in dem Augenblick gesehen habe, als die Nachricht von der Entdeckung des Nordpols durch Herrn Cook eintraf: Er hat das Bedürfnis der Welt nach einem Nordpolentdecker entdeckt und einfach getan, was zu tun war. Er hat das richtige Wort zur richtigen Zeit gesprochen. Hätte er gesagt, daß er aus Christiania komme, wäre ihm niemand hereingefallen. Da er sagte, er käme geradenwegs vom Nordpol, umarmten sich die Menschen zweier Hemisphären.

Allmählich wird sich's herausstellen, daß es so ist. Für die feuilletonistische Begabung, die ich ihm nachrühmte, hat er inzwischen die Belege beigebracht. Die Artikelserie »Die Eroberung des Nordpols« erschien gleichzeitig im ‚Newyork Herald' und in der ‚Neuen Freien Presse', aber da zeigte es sich doch, daß man dergleichen in beiden Redaktionen ohne jede arktische Vorschulung besser getroffen hätte. Ein Feuilletonist soll ein Feuilletonist sein, und wenn man über Gegenden, die man nicht kennt, zu schreiben hat, dann soll man besser gar nichts von ihnen wissen, weil eben auch schon das geringste Maß von Fachkenntnis dem Schwung der Darstellung hinderlich ist. Man kann aus dem Café des Westens Petersburger Briefe für das ‚Berliner Tageblatt' schreiben, und da schadet es schließlich nicht, wenn man Land und Leute von früheren Gelegenheiten aus Bjalystok kennt. Was aber Herr Cook über den Nordpol liefert, hätte unser Zifferer, ohne Schlittenhunde einzuspannen — und diese vorbereitende Handlung kann man Herrn Cook nicht bestreiten —, zweifellos viel besser getroffen. Man lese nur nach, wie er dem größten Ereignis, an das die Welt bisher glaubte, gerecht wird. Der große Tag ist da, er fühlt — jetzt oder nie:

. . . Die melancholischen Hunde peitschten sich mit den Schweifen und liefen rascher. . . . Obgleich sie viel vom munteren Bellen und Heulen der ersten Tage eingebüßt hatten, so unterbrachen sie doch zuweilen noch die totenstille Frosteinsamkeit mit ihrem urwüchsigen Konzert. . . . Unsere abgemagerten, erfrorenen, verbrannten, verrunzelten Antlitze glichen Landkarten, auf denen alle Strapazen der Reise eingegraben waren. . . . Die Eiszapfen an Augenbrauen und Wimpern trugen zur Erhöhung der dekorativen Wirkung bei. . . . Wir mußten fortwährend die größten Anstrengungen machen, diese Fenster der Seele offen zu halten. . . .

Und nun schildert Herr Cook, wie das Auge über farbenglänzende Ebenen zu tanzenden Horizonten schweifte, und macht die auffallende Bemerkung, daß »je mehr wir uns dem Pol näherten, desto lebendiger die Einbildungskraft spielte«. Gewöhnlich pflegt bei solchen Geschichten das Gegenteil der Fall zu sein. Aber hören wir nur, was weiter geschah:

Am 19. April um 8 Uhr morgens lagerten wir auf einem malerischen alten Eisfeld, umgeben von mächtigen Eiswällen, auf die wir leicht hinaufklettern konnten, um häufigen Ausguck zu halten. Das Zelt wurde aufgeschlagen, die Hunde mit ein paar Klumpen Pemmikan zum Schweigen gebracht. In unserer Brust entzündete sich das edle Feuer der Begeisterung aufs neue an einem mächtigen Topf heißer Erbsensuppe und ein paar Schnitten gefrorenen Fleisches. Dann badeten wir uns in

den belebenden Sonnenstrahlen, welche die schneidend kalte Luft durchdrangen. Es war ein wundervoller Tag. . . . Die Eskimos waren bald in tiefen Schlaf versunken, den einzigen Trost in ihrem harten Leben. Aber ich blieb meiner Gewohnheit gemäß wach, um Positionsbestimmungen auszuführen. Die Längenbeobachtungen ergaben 94 Grad 3 Minuten westlicher Länge. . . . Mein Herz tat vor Freude einen Sprung, und ohne daß ich es wollte, weckte meine Aufregung Etukishuk. Ich erzählte ihm, daß wir in zwei Märschen den »Tigi Shu« (den großen Nagel) erreichen könnten. Etukishuk weckte Ahwelah mit einem kräftigen Puff. Sie stiegen zusammen auf einen Eiswall und suchten durch das Fernrohr nach dem großen Nagel. Sie konnten sich die Erdachse nicht ohne eine bedeutungsvolle räumliche Marke vorstellen. Ich versuchte ihnen zu erklären, daß der Pol für das Auge nicht wahrnehmbar sei, daß seine Lage nur durch wiederholten Gebrauch verschiedener Instrumente ermittelt werde. Das befriedigte ihre Neugier und sie brachen in Freudenhurras aus. Zwei Stunden lang tanzten und sangen die Burschen wie die Wilden. Es war das erste Zeichen von Freude und geistiger Erregung, das sie seit einigen Wochen gezeigt hatten. . . . Wir brauten eine große Kanne Tee, bereiteten eine famose Pemmikansuppe, gönnten uns ein Extradessert von Biskuit und füllten uns mit allen diesen guten Dingen so weit an, als es die Rücksicht auf die uns noch bevorstehende Fastenzeit erlaubte. Die Hunde, die in den Freudenchorus mit einstimmten, erhielten eine Extraration Pemmikan. Ein paar angenehme Ruhestunden wurden noch im Zelt verbracht, dann erfolgte der Aufbruch zum Pol. Wir glühten alle in Fieberhitze. . . . Unser Enthusiasmus hatte die Hunde angesteckt. Sie stürmten in einem Tempo vorwärts, das es mir schwierig machte, den richtigen geraden Kurs nach Norden einzuhalten. Die Augen durchsuchten den Horizont nach einer Marke, welche die Nähe des Polarzentrums bezeichnen könnte, aber nichts Außergewöhnliches ließ sich erblicken. . . . Nur durch unsere freudigen Augen gesehen, gewann das gewohnte Bild einen neuen Nimbus. Das waren goldene Ebenen zwischen purpurnen Mauern, die mit vergoldeten Zinnen gekrönnt waren. . . . Während die Eskimos sangen und die Hunde heulten, brachen wir am 21. April um Mitternacht auf. Die Hunde sahen imponierend und vornehm aus, als sie an diesem Tage einherkamen, während Etukishuk und Ahwelah, obgleich dürr und abgemagert, eine Würde zur Schau trugen, gleich den Helden der größten Männerschlachten, die jemals mit bemerkenswertem Erfolge ausgefochten wurden. Wir fühlten uns alle in das Erobererparadies versetzt. . . . Der Boden unter unseren Füßen erschien uns fast geweiht. Als der Schrittzähler 14½ Meilen wies, kampierten wir und schliefen ruhig in dem Gefühl, daß wir uns auf der Erdachse drehten. . . . Etukishuk und Ahwelah verbrachten den Tag in beschaulicher Ruhe, aber ich schlief nur wenig. Mein Ziel war erreicht, der Ehrgeiz meines Lebens erfüllt. Wie hätte ich in einem solch überwältigenden Momente zu schlafen vermocht! Der Traum der Nationen war verwirklicht. Wir hatten im Rennen der Jahrhunderte gesiegt. . . .

Nun, die Eskimos behaupten das Gegenteil. Wohl gaben sie einander einen kräftigen Puff, aber das soll sich nur auf die Erzählungen des Herrn Cook bezogen haben. Denn Herr Cook sei umgekehrt, als er auf offenes Wasser stieß. Und inzwischen hat auch der Bergführer vom Mount Mac Kinley eidlich bekräftigt, daß der höchste Punkt, den Herr Cook damals erreicht hat, noch mehrere tausend Fuß vom Gipfel entfernt gewesen und das Tagebuch den Bedürfnissen, nicht den Erlebnissen angepaßt worden sei. Und ein Photograph hat beeidet, daß die Photographien in geringer Höhe aufgenommen worden seien. Herr Cook tat solchem Einwand gegenüber, was er gegenüber dem großen Nordpolzweifel tat. Er riet, eine Expedition auf den Gipfel zu entsenden, dort werde man die von ihm hinterlegten Aufzeichnungen finden. Es ist aber auch in diesem Falle nicht ganz sicher, daß man die unbequemste Methode wählen wird, um Herrn Cook das Gegenteil zu beweisen. Es ist sogar möglich, daß man ihm bedeuten wird, endlich andere Witze zu machen. Schließlich reißt auch der Dummheit die Geduld. Die Newyorker Damen freilich müssen es nicht bereuen, Herrn Cook abgeküßt zu haben. Denn erstens kommt bei einem so reellen Zweck, wie es das Küssen ist, die wissenschaftliche Würdigkeit des Petenten nicht in Frage; und zweitens entbehrte das Vorbringen nicht der lyrischen Begründung. Es sind Heineische Stimmungen, die das Erlebnis des Herrn Cook auslöst. Die Eskimos behaupten, daß er und der Nordpol nicht zusammenkommen konnten, weil das Wasser zu tief war. Und die Schlittenhunde bellten so laut . . .

* * *

Zur Hebung des Fremdenverkehrs. Herr Hermann Bahr, um seine Meinung über dieses alle Geister bewegende Problem befragt, schrieb die Antwort:

. . . Gebt den Leuten von der Kunstschau die Mittel, ein Gartentheater nach ihrem Sinn zu machen! Führt einen Monat lang uns auf! Den ganzen Schnitzler, den ganzen Hofmannsthal, den ganzen Schönherr, Beer-Hofmann und mich! Und statt auf uns zu schimpfen, sagt den Fremden: ‚Das ist das Beste, was wir haben, und in dieser Art können Sie nirgends was besseres sehen!‘ . . .

Ein Traum verwirklicht sich, die Wiener kriegen einen Fremdenverkehr. Das Einfachste war zu tun, und nun glückt die

Sache. Die Engländer strömen massenhaft nach Wien: man bekommt den ganzen Beer-Hofmann zu sehen!

* * *

Herr Nordau, der eben in vollster körperlicher Frische seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat, schrieb den Satz:

. . . Aber kaum hatte Schack ihn fallen lassen, als ein anderer Verehrer erschien, Dr. Konrad Fiedler aus Leipzig, der ihn zwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode, gegen alle nüchternen Sorgen verteidigte, alle Prosa des Lebens von ihm abwehrte, nicht nur seine gemeine Notdurft versah, sondern usw. Fiedler verlangte von ihm nichts im Austausch . . .

Nun, so einem alten Ritter kann schon auch einmal etwas Menschliches passieren. Sprechen wir weiter nicht davon. Übrigens hat ihm der Gratulant der ‚Neuen Freien Presse' bestätigt, daß er als Kunstkritiker »den Fachmann ganz hinter dem Weltmann verschwinden läßt«. Das ist wahr, denn Herr Nordau ist gewiß noch immer eher zimmerrein als kunstverständig. Der rüstige Jubilar hat erst kürzlich die Dichtung Mallarmés für das »Wortgesabber eines blödsinnigen Faselhanses« erklärt, und der Jargon des Herrn Nordau läßt ihn gewiß als Weltmann erscheinen, sofern man die »Welt« als zionistisches Organ auffaßt. Mit Recht meint der Gratulant, die Montaignesche Devise »Que sais-je?« lasse sich auf keinem seiner Werke anbringen, denn »das feine Lächeln der Skepsis erhelle nie das Antlitz dieses Schriftstellers, dem die naturwissenschaftliche Erkenntnis usw.« Sehr richtig! »Que sais-je« nicht, aber eine Übersetzung: Weiß i c h?

* * *

Norddeutsche Blätter bringen unter dem Titel »Preßgemeinheit« die folgende Notiz:

Kürzlich war folgende Anzeige in den Zeitungen zu lesen:

Dr. Sigwart Graf zu Eulenburg
Helene Gräfin zu Eulenburg
geb. Staegemann.
Vermählte.

Liebenberg Leipzig
den 21. September 1909.

Dazu bemerkte das ‚Neue Wiener Journal':

»Wir müssen gestehen, daß Fräulein Helene Staegemann ziemlich vorurteilslos und couragiert ist, wenn sie es riskiert, in die etwas an-

rüchig gewordene Familie des Liebenbergers hineinzuheiraten.« Karl Kraus meint in der ‚Fackel' anläßlich dieser erstaunlichen Rüpelei mit Recht: Künftige Kulturhistoriker werden den Jammer unserer Zeit vielleicht in die Formel fassen, daß auf hundert Federn kaum eine Hundspeitsche kam.

Ebenso ging vor einiger Zeit die Rede des Grafen Sternberg aus der ‚Fackel' in die deutsche Presse über, und die Blätter machten dazu Bemerkungen wie die folgende:

Auf diese furchtbaren Anklagen, die selbst durch Sternbergs Persönlichkeit nichts an Wucht verlieren, hat das angegriffene Weltblatt bisher mit keiner Silbe geantwortet. Sollte Herr Benedikt warten wollen, bis sich einer findet, der diese Verteidigung in Form eines bezahlten Inserates einfordert?

Die norddeutsche Presse kennt den Mann nicht. Er ist für Geld zu keiner ehrlichen Regung zu haben.

* * *

Sie hatte sich also zu den Ideen der Heilsarmee bekehrt. Das ließ man angehen. Reklame oder Religion? Komödie oder Ekstase? Man schwankte lange. Da stellte es sich heraus, daß ein Leutnant der Heilsarmee im Spiele sei. Die Wahrheit lag also, wie überall, auch hier in der Mitte. Und da sich somit ergab, daß die Dame gesund sei, so blieb nichts übrig, als sie ins Irrenhaus zu sperren.

* * *

Während die ‚Zeit' die Renner-Buben hoch leben läßt, ist die ‚Neue Freie Presse' unaufhörlich damit beschäftigt, der Lage der Deutschen in Österreich aufzuhelfen. Vor allem beklagt sie die Zurücksetzung, welche sich die deutsche Sprache hierzulande gefallen lassen muß. Und von einem Angeklagten schrieb sie neulich: »Er versuchte auch, sich durch ein stets bei sich führendes Rasiermesser das Leben zu nehmen«. Es ist bezeichnend, daß dieser Mann Dworzak heißt und offenbar kein Deutscher ist. Aber nichts als Not und Tod an allen Enden. »Von Pulitzers Verwandten«, hieß es gleich in der benachbarten Spalte, »konnte sich niemand zum Begräbnis einfinden. Pulitzers Gattin, die in Amerika lebt, ist vor einigen Monaten gestorben«. Wiederum bezeichnend; denn von einem Pulitzer haben wir neulich gehört, daß er Analphabet war und sich erst den deutsch-jüdischen

Jargon aneignete, ehe er Chefredakteur einer großen Zeitung wurde. Was aber die deutsche Sprache anlangt, so schrieb der Chefredakteur der ‚Neuen Freien Presse' die Erkenntnis nieder: »... das heißt die deutsche Sprache geradezu zum Paria machen und sie unter die übrigen Landessprachen herabstoßen.« Und das heißt wiederum: sie ist jetzt dort angelangt, wo der Schreiber steht und wo die Landessprache der Herren Benedikt und Pulitzer gesprochen wird. Nun wollen sie ihr auch noch durch eine stets bei sich führende Feder das Leben nehmen.

* * *

Eine immer bereite Legende wartet nur den Tod der Dichter ab, um im Land herumzuerzählen, sie seien Hungers gestorben, während die Librettisten in Fülle leben. Damit möchte die Legende das Volk gegen die Herren Leon, Bodanzky, Dörmann, Stein und Jakobsohn aufhetzen und ihnen die Freude am Schaffen vergällen. Es wird ihr nicht gelingen. Umso weniger, als ihr jetzt auch von maßgebender Seite aufs Maul geschlagen wurde. Im ‚Neuen Wiener Journal', das sonst nur berufen wäre, sozusagen die Interessen der dem Redaktionsverbande angehörenden Schöpfer der neuen Werke der leichten Muse zu vertreten, veröffentlicht der Kürnberger-Biograph selbst eine Erinnerung zum dreißigsten Todestag, deren Schlußpassus geeignet ist, jener aufrührerischen Legende den Garaus zu machen und das Volk auch bezüglich der Einkommensverhältnisse jener Autoren, die nicht Libretti geschrieben haben, zu beruhigen:

»Und dann sprach noch Oskar Falke, der Abgeordnete, ein Jugendfreund Kürnbergers, der seine Hinterlassenschaft zu ordnen hatte. ‚Wien hat oftmals vergessen', sagte er, ‚was es an Kürnberger besessen; jetzt weiß es, was es an ihm verloren.' Kränze und Palmzweige, auch von den fernen Freunden und Verehrern des Dichters, schmückten das Grab. — Kürnberger ist nicht, wie man häufig hört, mittellos gestorben. In seinem Tagebuch sind im Jahre 1879 allerdings nur 170 fl. 41 kr. als Vermögen eingetragen. Aber er hatte Angloaktien bei Oskar Falke deponiert, die durch eine günstige Konstellation noch knapp vor seinem Tode um 1200 fl. verkauft werden konnten. Den größeren Teil davon haben freilich die Spital- und Begräbniskosten wieder verschlungen. Aber immerhin: diese literarhistorische Unrichtigkeit sollte einmal berichtigt werden.«

Na alstern!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf. Berlin.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Um zahlreichen Wünschen weiblicher Leser und männlicher Leserinnen zu entsprechen:

$$\frac{x^2+1}{(x+y)^2} \quad \frac{31\cdot4-20+4\cdot6}{3\cdot8+6-6\cdot2} \quad \frac{(4\times2)+y^2+2xy}{} \quad -(0\cdot53+0\cdot47)=0$$

Ferdinand Kürnbergers gesammelte Werke

werden in 8 Bänden herausgegeben und sollen binnen 2 Jahren vollständig vorliegen. — Als erster Band wird noch im Oktober dieses Jahres die vergriffene Sammlung politischer Feuilletons: »Siegelringe« erscheinen, die in einem Anhang wesentlich vermehrt werden soll. — Die Einteilung der Gesamtausgabe in 8 Bänden ist folgende: 1. Band: Politische und kirchliche Feuilletons (»Siegelringe«). 2. Band: Literarische und dramaturgische Feuilletons (»Literarische Herzenssachen«). 3. Band: Touristische und vermischte Feuilletons. 4. Band: »Das Schloß der Frevel«, Roman. 5. Band: »Der Amerikamüde«, Roman. 6. Band: Novellen (u. a. »Das Goldmärchen«). 7. Band: Novellen (u. a. »Der Haustyrann«). 8. Band: Tagebücher, Aphorismen, Gedichte. — Wie bei der textlichen Gestaltung möglichste Vollkommenheit erstrebt wird, so soll auch die buchtechnische Ausstattung mustergültig sein. Der Preis würde trotzdem möglichst niedrig angesetzt. — Alle, die das Zustandekommen dieser Ausgabe fördern wollen, werden gebeten, ihre Subskriptionserklärung möglichst bald an den unterzeichneten Herausgeber oder Verleger zu senden; eventuell mit dem Namen des Buchhändlers, durch den das Werk bezogen werden soll. Ein Verzeichnis der Subskribenten erscheint im letzten Band.

Otto Erich Deutsch
Wien I, Bartensteingasse 16

Georg Müller Verlag
München, Josephplatz 7

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Osterreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: **KARL KRAUS**

Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das Deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelnummer in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Nummer 288, 11. Oktober: Die weiße Kultur oder: Warum in die Ferne schweifen? Von Karl Kraus. — Briefe Ferdinand Kürnbergers. — Gedichte. Von Else Lasker-Schüler. — Aphorismen. Von Karl Kraus. — Glossen. Von Karl Kraus. — Gegen den Mädchenhandel. Von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel Wien, III. Hintere Zollamtstr. 3

Nr. 290 11. NOVEMBER 1909 XI. JAHR

30h

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Zum hundertfünfzigsten Geburtstag Schillers und zum fünfzigsten der ›Concordia‹. Von Otto Weininger. — **Balzac.** Von Otto Stoessl. — **Aphorismen.** Von Karl Kraus. — **Meine Bücher.** — **Glossen.** Von Karl Kraus. — **Berechtigte Interessen.** Von Rudolf Blümner, Herwarth Walden und Karl Kraus. — **Wer war denn dabei? Was ist denn dabei!** Von Karl Kraus.

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN—BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
BERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN.
BROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.50.

In zweiter Auflage erschien:

Sittlichkeit und Kriminalität

Erster Band der ausgewählten Schriften von **Karl Kraus**

Broschiert . . M 6.– Ganzleinen . . M 7.25

(L. Rosner, Wien und Leipzig)

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, der Verlag der ‚Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 und das Berliner Bureau der ‚Fackel', Berlin-Halensee, Katharinenstraße 5, entgegen.

Im Verlage **Jahoda & Siegel,** Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 erschien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 SEITEN 8°, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Durch alle Buchhandlungen, durch das Berliner Bureau der ‚Fackel', oder direkt durch den Verlag gegen Einsendung des Betrages zu beziehen.

Die Fackel

Nr. 290 11. NOVEMBER 1909 XI. JAHR

Zum hundertfünfzigsten Geburtstag Schillers und zum fünfzigsten der »Concordia«

Von **Otto Weininger***)

In so schlechte Gesellschaft man sich leider heute begibt, wenn man an das Ansehen dieses Namens tastet, indem hauptsächlich er es ist, gegen welchen die Schuljungen-Opposition der Modernen wider alle offiziellen Größen der Historie sich richtet, so sollte diese Furcht doch nicht dazu verleiten, Schiller für einen wahrhaft bedeutenden Menschen zu erklären, ihn für mehr zu halten, als einen extrem begabten Mann und zugleich den tüchtigsten Journalisten, den die Welt bisher gesehen hat. Diese Wertung läßt sich mit wenigen Worten begründen; das übrige ist in Otto Ludwigs »Dramatischen Studien« nachzulesen.

Schillers einzige Größe ist darin zu erblicken, daß er die Tragödie vollkommen ruiniert hat: sie hat sich noch lange nicht davon erholt. Die Helden seiner Dramen haben nie die geringste innere Vergangenheit; einzig der »Fiesco«, sein bestes und wohl darum von den Literaturgeschichtsschreibern so schlecht behandeltes Stück, weniger bereits die »Jungfrau von Orleans« könnten als Ausnahme in Betracht kommen. Er selbst ist so völlig ohne Verständnis für Probleme im Menschen, es fällt ihm sowenig ein, den Mord oder die Liebe, den Erkenntnistrieb oder die Eitelkeit, die Herrschsucht oder die Opferwilligkeit irgendwo

*) Die Abhandlung »Über Friedrich Schiller«, die in Weiningers nachgelassenem Band »Über die letzten Dinge« enthalten ist.

wahrhaft ernstlich zum Vorwurf einer Dichtung zu machen, daß er vielmehr stets die »größere Hälfte« aller Schuld »den unglückseligen Gestirnen« zuschreibt. Damit ist das Schicksal seiner Dichtung besiegelt und Schiller das Urteil gesprochen. Die Konstellation der Gestirne ist relativ zum Menschen immer Zufall, und sie kann selbst bei Schiller nur in die alleräußerlichste Verbindung mit der Handlung treten.

Der Zufall ist das absolut Atragische, auf ihn baut sich gerade das Lustspiel auf. Es gehört der ganze Waffenlärm der beredten Schillerschen Heroen dazu, um die Erkenntnis zu übertäuben, das hier die entgegengesetztesten Dinge überhaupt, Fatum und Zufall, verwechselt werden. Ist es nicht kläglich, einen Don Carlos an einem überlegenen Spionage-System scheitern, einen Wallenstein an einer äußeren, nie wiederholten Schuld zugrunde gehen zu lassen (daß er einmal einen ehrgeizigen Soldaten in einer allzuungeschickten Weise als Mittel für seine Pläne benutzt hat)? Diese Dichtung das größte Drama der Deutschen? Eine spannende Intrigue, wie in allen Schillerschen Stücken, ein hohler diplomatischer Klapperapparat, keine kosmische Gegensätzlichkeit, bilden ihr Getriebe. Es sind keine Spuren eines inneren Kampfes an Schillers Personen wahrzunehmen, sie atmen eine verdammt verdächtige Objektivität, aber nicht die Naivetät alles dreifach ausgedehnten Natürlichen, sondern die Anämie flächenhafter Schatten; als ob sie nichts vom Herzblut des Dichters empfangen hätten; Schiller ist im Grunde ein Epiker und kein Dramatiker, oder es mangelt ihm wenigstens, was der Dramatiker vom Lyriker übernehmen kann: die Subjektivität des Helden. Hier sind nicht ein Unbegrenztes und Begrenztes im Menschen entzweit, hier steht nicht die geistige mit der sinnlichen Welt im Kampfe. Es ist im Grunde nur die Tücke und die Gemeinheit der Außenwelt, welcher der Held schließlich zum Opfer fällt. Darüber beklagt sich Schiller noch in seiner

letzten, völlig phraseologischen und das Laster der Rachsucht verherrlichenden Dichtung, dem »Tell«: »Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.« Den Feind in der eigenen Brust, die Einsamkeit und ihre Schrecken, das Schicksal im Menschen, scheint Schiller kaum gekannt zu haben. Die »Braut von Messina« hat den »König Oedipus« schlecht nachgeäfft; was diesem seine Größe und seine alles überragende Wirkung verleiht, ist ja nur die Einbeziehung des Zufalls in die Schuld, die der Held selbsttätig vollzieht, der höchste Heroismus des Nicht-Entlastet-Sein-Wollens, der jede Entschuldigung verschmäht.

Merkt man übrigens nicht, wie gänzlich seicht, wie ametaphysisch Schillers Dramen sind? — »Aber die Gedichte!« wird man einwenden; »sind sie nicht eher zu philosophisch?«

Was ist es doch, das an jenen Gedichten so beleidigt? Es ist das Verletzende an Schiller überhaupt, es ist seine Freude im Chor, in der Herde; sein ganz ungeniales Glücksgefühl, gerade in der Zeit zu leben, in der er lebte;*) seine willige Selbstbegrenzung innerhalb der Geschichte, sein befriedigter Zivilisationsstolz. Er hat recht eigentlich den Dünkel des Europäers und den verlogenen Enthusiasmus des Fortschrittsphilisters begründet — Eigenschaften, deren vollgültige Repräsentanten heute zumeist Juden sind, auch wenn sie von Schillers Namen sich loszusagen erklären. Was tiefere Menschen von Schiller immer abstoßen sollte, was Goethe trotz Schillers Zudringlichkeit in der Annäherung, wie im Begreifen-Wollen, von diesem stets in so großer Entfernung gehalten hat, ist jener voraussetzungslose Optimismus in ihm, kein transzendent-religiöser, kein nach dem Herausbrechen aus der Zeit verlangender, kein des Gottesvertrauens voller, sondern ein

*) Wenn man es zu wörtlich nicht nimmt, muß man Hebbel Recht geben: »Schiller ist ein Verdienst des großen französischen Kaisers.« (Anm. d. Autors.)

immanent-historischer Optimismus; ein Optimismus, der sich freut, wenn die Menschheit um tausend Jahre älter geworden ist, und begeistert die Addition in seinen Kalender einträgt; ein Optimismus, der nichts hofft, sondern selbst in seinen Hoffnungen schon gesättigt ist, weil ihm die Erscheinungen nicht das Mittel sind, um zu den Symbolen durchzudringen, sondern die Symbole ihm nur die Erscheinung sollen verschönern helfen. Darum ist Schiller nicht sehnsüchtig, sondern nur sentimental, wenn die Erscheinung mit der Idee nicht kongruiert.*)

Er ist so auch der eigentliche Schöpfer des Asthetentums, das unter den modernen Juden die meisten Anhänger zählt: es flüchtet vor aller Tiefe, oder heuchelt Tiefe, um den Schein sich retten zu können. Schiller ist der eminent unerotische Mensch; und niemand sowenig wie er Dichter des Einsamen, niemand so ganz wie er Dichter der Familie. Und neben der ungeheueren technischen Routine seiner Werke ist es diese verlogene Vergoldung des Philistertums, diese raffiniert-künstliche Weihe des Alltagslebens (»Die Glocke«), aus dessen Perspektive er alle geschichtlichen Erscheinungen erblickt, um sie zum Hintergrunde des bürgerlichen Idylls zu machen, welche zu seiner Popularität das meiste beigetragen hat.

Hierdurch erst wird das Bild Schillers vervollständigt. Seine Philosophie ist so monistisch wie seine Dichtung, seine Weltanschauung sowenig tragisch wie seine Tragödien. Er ist der Typus jener Menschen, die auf die Gründe des Seins gekommen zu sein glauben, bloß weil sie seine Abgründe nie empfunden haben. Schillers Kantianismus ist ein pures Mißverständnis; leicht konnte er den Pflichtbegriff ins Lächerliche ziehen und die Kantische Ethik dort verspotten, wo sie am tiefsten ist. Denn die Resignation der Vernunftkritik verwandelt sich

*) Die Sentimentalität ist noch mehr jüdisch als weiblich; sie ist der Weltschmerz der Schmöcke. (Anm. d. Autors.)

bei ihm zur Süffisance der Immanenz, und die teilt er mit dem stets positivistisch veranlagten Judentum; nicht ohne Grund war auch er Antisemit.

Einen Journalisten durfte ich ihn mit Grund nennen. Denn er ist dem Journalismus durch seine Versatilität verschrieben, die ihn in »Wallensteins Lager« goethisch, bald darauf wieder romantisch, nun griechisch, nun shakespearisch sein läßt; und daß er gewisse Gedichte und vieles aus dem »Tell« bloß nach Erzählungen Goethes über Italien und die Schweiz abfassen konnte, das ist eben der stärkste Beweis für meine Meinung, daß er nicht aus eigenstem Erleben heraus singen mußte, sondern in raffinierter und affektierter Steigerung anderen, was sie geschaut hatten, nachleben konnte. Was ihn aber endgültig zum Journalisten stempelt, ist die Rührseligkeit, die von einem tragischen Geschehnis schwätzt, wenn ein Mensch auf der Gasse überfahren wird; und es ist vor allem eben jene Bindung an den Tag und die Stunde, jene Philistrosität, die sich am kosmischesten gestimmt dann fühlt, wenn ein Jahrhundertwechsel vor sich geht. In Schiller haßt die journalistische Moderne nur sich selbst.

Balzac*)

Von **Otto Stoessl**

Indem uns das Kunstwerk sein »Dies bin ich« oder sein »So seid ihr« entgegenhält, erweckt es in uns jenes Menschheitsgefühl, das unser höchstes Erlebnis, unser eigentliches Schicksal, die Religiosität der geistigen Menschen einer entgötterten Erde be-

*) Bemerkungen anläßlich der deutschen Ausgabe der »Menschlichen Komödie« (Leipzig, Inselverlag).

deutet. Die Urformen dieser subjektiven und objektiven dichterischen Offenbarung sind Lyrik und Epik. Beide machen die Welt als Ordnung und umfassende Einheit sichtbar und leuchtend. Das schöpferische Vermögen ist sonnenhaft wie das Sehen selbst. Die allwissende Gerechtigkeit der Sprache nennt darum den Dichter auch »Seher«. Der subjektive Schöpfer blickt in sich und erschließt aus der Unendlichkeit seines Innern das Wesen der Welt, er ist »anschaulich«, der objektive sieht von sich ab, er »schaut an«.

Zu diesen objektiven, anschauenden Darstellern gehört Balzac.

Der elementare, innerlich gehaltene, schon durch die Mystik des Rhythmus zwingende Vers der alten epischen Gesänge fällt mit der rhapsodischen Unmittelbarkeit des poetischen Wirkens. Der »Seher« legt das Purpurgewand des Priesters ab, ohne auf den Gemütsreichtum seiner Weihe zu verzichten. Aber es gibt freilich feine Schattierungen dieser Herablassung zur Prosa, welche das notwendige demokratische Übel des modernen Erzählers bedeutet. Balzacs Sprache gewinnt wie die Mimicry von Tieren das Ansehen seiner Umwelt, sie paßt sich ihrem Stoff an und wird — seiner objektiven Natur gemäß — so sachlich wie ein Gerät des Gebrauchs. In dieser Zweckgestaltung der Sprache war Balzac wie in seinen Motiven der erste neue Epiker der neuen Zeit. Wer aber den Herzschlag einer Prosa als ihre poetische Rechtfertigung vornehmen kann, wird auch in der seinen zuweilen jenes unsachliche Wunder der elementaren persönlichen Notwendigkeit, jene Urkraft erbrausen hören, die mit ihrer inneren Rhythmik, ihrem auffliegenden Pathos den Dichter ausmacht, zwingt, hervortreibt. Da scheint ein Haupt, das abgewandt in die Weite sah, uns plötzlich anzuschauen. Im erzählenden Stil gibt es unvergeßliche Momente, wo der Erzähler all das Warum des Erzählens durch einen solchen Blick aufs ergreifendste verständlich macht.

Inhalt und Wirkung seiner Gestaltungen haben die bleibende Gemeingültigkeit der epischen Art.

Balzac geht aus dem Frankreich der Restauration hervor, aus dem wilden Werden einer unbekannten Ordnung. Neue soziale Kategorieen werden durch Revolution und Empire zusammengefaßt und heraufgeführt. Das Ergebnis: Kapital und Maschine erobern den Erdkreis ohne Waterloo, ohne Napoleon. Der Zeitgeist ist kein Genie, der Sieg der Masse sticht allen Einzelwert aus. Es beginnt die Epoche der papierenen Vertretbarkeit, des ausgleichenden Verkehres. Die Gesellschaft wird aus ihren bisherigen Gruppierungen und Gebieten gerissen und zu neuen Vereinigungen gedrängt, in neuen Existenzformen erweisen sich neue Gaben der Anpassung, welche neue Charaktere erzeugen, gleichsam eine neue psychologische Flora und Fauna in einem neuen geistigen Klima. Die Umwandlung erfolgt unter der steten Gegenwirkung der vorhandenen Organisationen. So wird mit dem gegebenen sozialen Material des monumentalen historischen Aufbaues der neue errichtet, wie man im alten Rom die Marienkirche über den Minervatempel stellte und mit den Säulen der antiken Heiligtümer die neuen stützte. Maschine, Kapital, Verkehr, Demokratie, vier Namen für eine Sache, schaffen in einem fieberhaften Unmaß das moderne Stadtungeheuer Paris. Dort wird dieser Prozeß einer unwillkürlichen Neubildung wie in einem Reagenzglase sichtbar. Das weite Land draußen kennt die unsterblichen natürlichen Kategorieen der primitiven Ordnung: den Bauer, Jäger, Hirten, den Handwerker, den großen Grundherrn, der die irdische, die Kirche, welche die geistige Schutzhand über diese Gesellschaft hält. Das Land behauptet mit der Zähigkeit des Naturgegebenen den wirkenden fruchtbaren Widerspruch gegen das fressende Unwesen Stadt. Innerhalb dieser Gegensätze rundet sich alles Leben zum Schicksal. Die Stadt bedeutet Bewegung, das Land Ruhe. Vermischung und Ausgleichung

setzen in der städtischen Demokratie ein und schlagen gegen den Konservatismus von draußen ihre Maschinenpranken, als gelte es, selbst die Gewohnheiten der Jahreszeiten zu zernichten, das Surrogat kniet sich dem Produkt wie ein Alp auf die Brust.

Das sind die ungeheuren epischen Elemente des neuen Dichters, des ersten und größten der neuen Erde. Er hat die Dämonie dieser Gegensätze mit jener schöpferischen Anschauung durchdrungen, die den Dichter göttlich macht und mit jenem ruhevollen Mitgefühl, dessen Lust der Anschauung und Notwendigkeit der Gestaltung das höchste Maß von Macht bedeutet, das im Leben überhaupt zu vergeben ist. Diese Fülle von Figur wird ihrem irdischen Gefäß zum Schicksal, das Epos hat seine angestammte Funktion einer umfassenden Erkenntnis und darstellenden Schlichtung, es ist selbst eine soziale Aufgabe.

Balzac hat sie vollendet, er war, wie nur einer der ewigen Erzähler, der Herr der Dinge: er gab dem Chaos Ordnung, indem er es als Ordnung wahrnahm, er erhellte es und schied Tag von Nacht, Feste von Wasser. Und alles dies mit der schlichten, sachlichen, freilich romanisch durchdringenden Klarheit der Prosa. In seinem Gehirn dünkt uns die ganze Erfahrung der Menschheit bis in die mikroskopischen Einzelheiten versammelt, das gehorsamste Gedächtnis bietet sie dem fordernden Augenblick und sie erscheinen selbstverständlich und wunderbar, wie am ersten Tag. Er kennt zum Beispiel die Finten eines Wechselprotestkreislaufes, eines Zivilprozeßverfahrens, einer Börsenspekulation bis in ihre äußersten Möglichkeiten ebenso genau, wie die Schliche der Spionage und die Methoden der Gauner. Er weiß, daß wer einmal im Bagno die Kette geschleift, auch in der Freiheit, wenn auch unmerklich, das ehedem gefesselte Bein nachzieht. Er setzt das Verfahren des Buchdrucks und die Arten der Papiergewinnung auseinander. Die Wirksamkeit einer komplizierten technischen Arbeit ist ihm gleich deutlich, wie der Mechanismus

des Denkens und Fühlens und er sieht das Ineinandergreifen der menschlichen Regungen, welche sich vor sich selber verbergen, wie das offene Räderwerk einer Maschine. Immer wieder machen überraschende, doch selbstverständliche Einzelheiten für die untrügliche Wahrheit des Ganzen Beweis und dies mit einer Einfalt, die über ihre Genialität gleichsam zu lächeln scheint, wie dem schöpferisch Erhabenen eben Bewußtheit und unwillkürliches Walten des Gefühls in eine Lebenskraft zusammenfließt. Seine Helden sehen wir noch heute in unseren Städten um Troja und Helena kämpfen trotz einem Odysseus und Achill. Politik, Kunst, Lebensgenuß, Spielerleidenschaft, Weiberlist, Intrigue, Verbrechen, Karriere, Adel, Schönheit, Ehrgeiz, Leichtsinn, Habsucht sind in einer Reihe ewig typischer Gestalten verkörpert, deren Erlebnisse ineinander verschlungen, doch deutlich heraustreten, wie das Muster in einem Gewebe. Eine Einsicht, die viel wunderbarer scheint als die Erfindung, faßt mit der zartesten Sicherheit das wesentliche Problem jedes Charakters.

Die Schicksale der Männer schreiten durch Reihen von Weibern hin, der Glanz von Schönheit, von lustvollem Weiberfleisch, von sinnlicher Freude und Freiheit macht einen verwirrenden Vordergrund aus, von dessen Pracht die schroffen Geschehnisse sich unheimlich absetzen. Die Fülle dieser Weiberwelt unter, neben, über der männlichen wird gleichwohl aufs deutlichste umrissen durch die genial vereinfachende Überzeugung: Das Weib ist in allem Tun, Wollen und Denken durchaus vom Geschlecht bedingt, von jenem Schoße, der zur Lust und zur Mutterschaft gemacht, seinen ewigen Funktionen zustrebt. Alles Erlebnis der Frau ist ihrer Natur, ihrer Lebensquelle zugewandt und es gibt nur mannigfache Verschwisterungen zweier Schicksale: der Mutter und der Geliebten. Aber welcher Blick für diese Abschattungen! Er zeigt einmal die Mutter zweier Söhne. Der eine ist ein kindlich reiner

Künstler, der andere ein ruchloser Schurke. Die Mutter hängt ihr ganzes Herz an den mißratenen, eben weil er ihrer mehr bedarf, und der um ihre Liebe verkürzte Sohn versteht als schöpferischer Mensch auch aufs innigste dieses schmerzliche Muß der Mutterschaft. Auf der anderen Seite die Kurtisane, dazwischen alle Lebensstufen der weiblichen Natur und überall der Heroismus des Geschlechtes als die reine Blüte des Instinkts. Er zeigt ein andermal das Martyrium einer verdorbenen Kurtisane, die ein zweites, wahreres, weil willentliches Magdtum gewinnt, um es zu opfern, einer raffinierten Weltdame letzte Lust der erfundenen und darum höheren zweiten Unschuld. Er sagt gelegentlich über ihren Blick: »es war einer jener Blicke, die eine blonde Frau brünett erscheinen lassen« und in einem Scherze formuliert er, was den Frauenzimmern das Genie des Mannes bedeutet, indem er eben diese Weltdame, da sie den scheuen Handkuß eines Dichters empfängt, sich nach dieser Probe »von der Literatur sehr viel versprechen« läßt.

Alles Männliche aber nimmt gleichsam vom Haupte seinen Ausgang und ist vielfältig wie das Denken selbst.

Er fesselt jeden Mann an sein typisches Sckicksal und die Zahl der ewig sinnbildlichen Ereignisse läßt sich nicht einmal beiläufig angeben, denn seine Komposition kennt keine Nebenfiguren und keine unentschiedenen Konflikte, sondern schließt in ihrer ineinandergreifenden Gliederung die Probleme aller Berufe, Stände, Individuen zusammen, wie steinerne Pfeilerbündel, die das Gewölbe tragen. In eine Erzählungsreihe tritt der junge Provinziale, der Paris erobern will, von einem Verbrecher gefördert, von Frauengunst getragen und von der eigenen Haltlosigkeit endlich gestürzt wird. Gleich steht ihm der ungeheure Missetäter zur Seite, welcher von der Einsicht eines Gottes zum Weiberfeind bestimmt wird, denn wenn das Genie des Verbrechens die endgiltige Verneinung

der Gesellschaft bedeutet, muß es von der Natur selbst zur Unfruchtbarkeit verdammt sein. Und auf die Spuren dieses erhabenen Ungeheuers tritt wieder der lauernde Spion, auf ihn folgt der Richter und erlebt an seinem Objekte seinen tragischen Konflikt, indem der Richter nicht Diener einer absoluten, sondern einer relativen Gerechtigkeit bleibt, kein zwingendes, sondern ein letzten Endes willkürliches, relatives, bezwungenes Gesetz verwaltet, so daß der Schutz der ihm anvertrauten Ordnung zuweilen die Befreiung des Schuldigen, nicht die Strafe verlangt. Der Einzelne setzt das Recht des Stärkeren selbst gegen das Gewissen des Gesetzes durch. Es gibt eine Legitimität des solidarischen Unrechts. Und in der gleichen epischen Reihe stehen die Verwicklungen der Politik und Verschwörungen; Ehrgeiz und Habsucht liegen wie Spinnen auf der Lauer; das Leben der Menschen vergegenwärtigt die allgemeine furchtbare Friedlosigkeit der ganzen Natur, die fortgesetzte Vernichtung zu ihrer Erneuerung verlangt. So kehren auf wechselnden Schauplätzen verwandte Ereignisse wieder, kein Geschehen mündet ins Leere, kein Faden verliert sich, vielmehr reicht jeder in die Ferne und die Anschauung ist so vollkommen, daß sie im Keim der Gegenwart den künftigen Baumriesen der Entwicklung vorherbestimmt und nichts Folgenloses auch nur denken kann. Balzac spricht vom Journalismus, der aus einem Beruf eine Eigenschaft geworden ist und durchdringt diese Pest des Gedankens so ganz, daß uns heute ein Schauer überläuft, da wir erleben, was er voraussah. Es ist, als zeigte eine Hand aus dem Grabe.*)

Und inmitten des gewaltigen Stromes von Handlung und Erscheinung blitzt wie tausendfältige Sonnenbilder im Wasser, Erfahrung in unvergeßlichen Worten auf. Nur eines dieser unzählbaren Worte will

*) Siehe die Komposition von Zitaten in Nr. 283/84 der ‚Fackel'. Anm. d. Herausgeb.

ich wiederholen: »Die Macht beweist sich selbst ihre Kraft nur durch den seltsamen Mißbrauch, daß sie irgend eine Absurdität mit den Palmen des Erfolges krönt und zwar dem Genie zum Spott, der einzigen Kraft, die die absolute Macht nie erreichen kann.«

Diese Erfahrung, in einem Satz eine Welt ergreifend, war in diesem einzigen Manne einer Kraft gesellt, welche der ungeheuren Organisation des Lebens eine künstlerische des Abbildes entgegenhielt, deren Geist und Reichtum der Wirklichkeit gewachsen war, ja sie zu übertreffen scheint.

Es ist die Erhabenheit der epischen Sendung: sie kommt aus ihrem Tag, aber sie überholt ihn durch die Macht ihrer Anschauung und ordnenden Erkenntnis um eine Ewigkeit. Die Dichtung ist dem Leben so weit voraus, wie die Menschheit dem Menschen. Solcher Flug hat Balzac über seine Zeit getragen.

* * *

Aphorismen*)

Von **Karl Kraus**

Die Kunst des Schreibenden läßt ihn auf dem Luftseil einer hochgespannten Periode nicht schwanken, aber sie macht ihm einen Punkt problematisch. Er mag sich des Ungewohnten vermessen; aber jede Regel löse sich ihm in ein Chaos von Zweifeln.

*

Den Polen wurde die Weltgeschichte zum Exekutionsgericht. Aber sicher nur, weil sie einen Termin versäumt, einen Gang unterlassen, eine Formalität nicht erfüllt haben. Die Pfändungskosten waren größer als die Schuld.

*

Jede Art von Erziehung hat es darauf ab-

*) Aus dem ‚Simplicissimus'.

gesehen, das Leben reizlos zu machen, indem sie entweder sagt, wie es ist, oder daß es nichts ist. Man verwirrt uns in einem fortwährenden Wechsel, man klärt uns auf und ab.

*

Humanität ist das Waschweib der Gesellschaft, das ihre schmutzige Wäsche in Tränen auswindet.

* *
*

Meine Bücher

Im ‚Juristischen Literaturblatt' (Bd. XXI, Nr. 8, Berlin, 15. Oktober), dem kritischen Zentralorgan der Rechtswissenschaft ist ein Artikel über »Sittlichkeit und Kriminalität« von einem mir unbekannten Autor erschienen. Es verdient erwähnt zu werden, daß der Herausgeber des ‚Juristischen Literaturblattes', in welchem so meiner Kritik der Sexualjustiz zugestimmt wird, »Geheimer Ober-Regierungsrat und vortragender Rat im Ministerium des Königl. Hauses« ist. In Österreich hat noch kein einziges Juristenblatt, nicht einmal das sozialdemokratische, den Mut gehabt, den sogenannten Fachleuten die Lektüre des Buches zu empfehlen, wiewohl gerade jetzt die sogenannte Strafgesetzreform die Rehabilitierung der alten Schande verheißt. Pfui über unsere Juristen, Sozialdemokraten, Fachleute, Reformer u. s. w., u. s. w.! Die Besprechung lautet:

Sieht man sich die kleine Zahl der heutigen Kulturmenschen an, so bemerkt man an ihnen einen Konservativismus eigener Art. Der Künstler — und welcher Kulturmensch hätte nicht etwas vom Künstler — ist ja im Grunde immer konservativ: er hat an allem, sei es im landläufigen Sinne schlecht oder gut, seine menschliche Freude und bringt deshalb für umstürzende Veränderungen wenig Interesse auf. Die Fabel vom Radikalismus des Künstlers ist aus einer Verwechslung der seelischen Labilität mit der Seele des Künstlers entstanden. Hatte aber noch Hebbel einen Konservativismus, der einen starken Einschlag von Disziplin und Patriarchentum aufwies, so ist die erhaltende Tendenz unserer Jüngsten durchaus individualistisch gerichtet. Man ist nicht umsonst durch Nietzsche hindurchgegangen. Und dieser konservative Individualismus ist ästhetisierender Art. Man hat nicht umsonst Oskar Wilde kennen gelernt. Das Leben ist so paradox, daß man Paradoxe braucht, um es einzufangen.

Wir verlieren also langsam unsere Gewichtigkeit. Das ist für

Schulmeister — und der zweite Deutsche ist ja ein Schulmeister — eine fürchterliche Angelegenheit, für Menschen aber, die außer Sozialpolitik auch noch anderes kennen, das Leben heller zu machen, eine recht erfreuliche Tatsache.

Einer der Hauptführer gegen Gewichtigkeit und Demokratie — ist beides eigentlich nicht dasselbe? — ist heut der Wiener Karl Kraus. Man würde ihn beleidigen, hieße man ihn einen Feuilletonisten — dazu hat der Mann zu viel Geist und ist zu wenig »geistreich«. Er hat so ewige Worte geprägt wie dies: »Die Demokratie teilt die Menschen in Arbeiter und Faulenzer. Für solche, die keine Zeit zur Arbeit haben, ist sie nicht eingerichtet.« Man kann in weniger Worten nichts Treffenderes beibringen.

Nun veröffentlicht Kraus dies Buch über Sittlichkeit und Kriminalität, das ich mit größtem Vergnügen hier anzeige. Es sind lose Aufsätze, die vordem in der ‚Fackel' — dem Blatte von Kraus — erschienen sind. Sie richten sich sämtlich gegen die Überspannung der Sexualjustiz, die in der Tat zu den unangenehmsten Erscheinungen unserer öffentlichkeitstollen Zeit gehört. Unter allen Umständen sollte der Kriminalist sich das Buch vornehmen. Er wird oft genug erschrecken über die Formullerungen des Verfassers, aber er wird doch nirgends reiche Anregung vermissen. Wenn Kraus z. B. behauptet: »Ein Sittlichkeitsprozeß ist die zielbewußte Entwicklung einer individuellen zur allgemeinen Unsittlichkeit, von deren düsterem Grunde sich selbst die erwiesene Schuld des Angeklagten leuchtend abhebt«, so klingt das zunächst ungeheuer lästerlich. Man wird aber beim Nachdenken finden, daß hier ein sehr gesunder Gedanke, wenn auch in recht starker Zuspitzung, vorliegt.

Daß Kraus dabei das Kind durchaus nicht mit dem Bade ausschüttet, sagt folgender Satz: »Der Gesetzgeber, der heute so ahnungslos am Geschlechtsleben herumstümpert, könnte sich wohl nützlich machen, wenn er ins freie Feld der Lust die Vogelscheuche des Paragraphen stellte, aber nur um drei Rechtsgüter zu schützen: die Gesundheit, die Willensfreiheit und die Unmündigkeit.«

Sehr schlecht kommt bei Kraus die Gerichtspsychiatrie fort, sie sei von allen Gesellschaftsspielen das unterhaltendste. Man wird fragen: Kommt denn überhaupt etwas gut fort bei dem Verfasser? O ja — die freie Menschlichkeit, die nicht nach Pöbelwünschen und Pöbelinstinkten fragt. Und so steckt denn in der Schrift am Ende trotz der mangelnden »Gewichtigkeit« ein prächtiger Ernst. Was manchen Deutschen besonders verwundern wird.

Berlin. Adolf Grabowsky.

‚Die neue Generation' (V. 11., Berlin, November) bringt die folgende Besprechung:

Der Herausgeber der Wiener ‚Fackel' reproduziert hier die schärfsten und unterhaltsamsten Stücke seiner Essaykunst. Man glaube nicht, daß es sich nur um eine brillante Glossierung von Lokaltratsch oder Sensationsprozessen handle. Hinter diesem atemberaubenden Stil, diesen wirbelnden Paradoxen erbaut sich eine Weltanschauung im besten

Sinne, die gesamte Wesenheit einer Individualität, die in der Tat mehr Farbnuanzen zu sehen weiß, als das bloße Lokalkolorit. Man wird finden, vielleicht wo man's am wenigsten vermutet, daß sich plötzlich eine Weite auftut, die sich dahinaus erstreckt, wo wir alle nichts als Menschen sind. Das erzeugt ein Gefühl, das ich nicht definieren kann; eine gewisse Sicherheit, ein Erfülltsein bei dem ewigen Tasten nach Wahlverwandtschaft. Diese Befriedigung ist die höchste, die uns ein Buch gewähren kann.

Dr. Alfred Kind.

*

Über »Sprüche und Widersprüche« brachte das Literarische Echo' (XII. 3., Berlin, 1. November) einen Essay von Felix Stössinger unter dem Titel »Spruchweisheit«, dem auch Proben aus dem Buch und ein Porträt beigegeben waren. Dieser kritischen Arbeit, die vor der Wiener Auffassung wieder dadurch beglaubigt wird, daß man angibt, dem Kritiker persönlich völlig ferngestanden zu haben, danke ich vor allem die Genugtuung, eine der größten Gemeinheiten abgewehrt zu sehen, die je von der journalistischen Blutrache an meinen Geisteskindern verübt wurden. Ein Herr Otto Weiß, »dessen humorvolle Gasthausstudien den Lesern der ‚Münchener Neuesten Nachrichten' gewiß noch in angenehmer Erinnerung sind« und der überhaupt einer der banalsten Menschen zu sein scheint, die es zur Zeit in Deutschland gibt, hat ein Aphorismenbuch unter dem Titel »So seid Ihr!« herausgegeben und erntet dafür in allen Literaturrubriken wie auf ein Signal just die Anerkennung, die das triste Pack, das sie redigiert, über höheren Auftrag mir vorenthält. Aber nicht mein Anspruch auf eine Meinung, die wertlos genug ist, um verschleudert zu werden, sondern der Anblick besudelten Kunstwerts treibt mich zum Protest. Daß Romane von Reportern geschrieben werden, daran hat man sich allmählich gewöhnt; die journalistische Versauung des Aphorismus ist unerträglich. Schließlich kann man in der Nordsee baden, auch wenn einer einmal hineingespuckt hat. Wer aber wollte unter der gleichen Voraussetzung ein Glas Quellwasser trinken? Die ‚Neue Freie Presse' offeriert trotzdem das Buch des Herrn O. W. und bekundet bei dieser Gelegenheit ein tiefes Verständnis für das Genre. »Je kürzer gefaßt, desto treffender sind die Aphorismen«. Wie wahr! Als Beleg dafür zitiert sie den folgenden des Herrn Weiß: »Im Leben wird oft besser Komödie gespielt, als auf der Bühne«. Wie wahr! Und Herrn Georg Brandes hat es

direkt dazu begeistert, Herrn Weiß eine Vorrede zu schreiben. »Gewiß einer der berufensten Beurteiler dieser Literaturgattung«, bemerkt die ‚Neue Freie Presse'. Wie wahr! Daß sich Herr Brandes, der immerhin bessere Tage gesehen hat, wenn man bedenkt, daß Nietzsche und Ibsen sich für alle Zeiten durch ihre Verbindung mit ihm befleckt haben, daß also Herr Brandes sich nicht selbst unerhört schäbig vorkommt und anstatt Selbstmord zu begehen, hingeht und Herrn Weiß eine Vorrede schreibt — das ist das Sensationelle an dem Fall. Dieser alte Rekommandeur ist tiefer gesunken, als es eigentlich erlaubt ist. Er hat der Welt gute Sachen aufgeschwätzt; das war seine Mission. Was er heute tut, ist nur mehr ein Verrat an den Renommeen, die er begründen half. Man sollte ihm die Provision geben und ihn hinauswerfen. Oder man wird es noch erleben, daß er für Weiß mehr erreicht, als für Ibsen. Ich fürchte ohnedies, daß ihm jener persönlich näher steht. Weißens Lebensanschauung wird nun in dem Essay des ‚Literarischen Echo' gewürdigt, der zum Schluß auch ein Aphorismenbuch von Arno Nadel bespricht. Er beginnt mit den Sätzen:

In einer Aphorismensammlung suche ich den Abdruck einer Persönlichkeit oder Weltanschauung. Innerlich zusammenhanglosen Gedankensplittern fehlt der Boden des Charakters. Der Verfasser stammt wahrscheinlich aus Meggendorf oder ist ein Epigone von Wilde und Shaw oder redet kluge Dinge wie tausend andere Deutsche, die im Gegensatze zu ihm die Mühe scheuen, alles niederzuschreiben, was ihnen ein- und ausfällt. . . .

Im Aphorismus ist Sprache und Gedanke ineinander verschmolzen. . . . Er verschlingt Voraussetzung und Beweis in sich und tritt dem Leser als Behauptung gegenüber. Die Sprache aber gibt erst dem Gedanken die Geschlossenheit, aus der er die Fähigkeit zur selbstständigen Existenz schöpft, und der Gedanke wiederum muß so tief in die Sprache gedrungen sein, daß beide ein ineinander verschränktes Hysteron-Proteron bilden, daß die Sprache ebensosehr Formulierung des Gedankens ist, als der Gedanke aus der Sprache gerissenes und gegriffenes Produkt. Im Aphoristen soll deswegen die Klarheit des Denkens die Form der Sprache, die Klarheit der Sprache die Form des Denkens befruchten.

Von den Spruchbüchern, aus denen ich die Gesetze des Aphorismus abstrahierte, ist die Sammlung von Otto Weiß am minderwertigsten. An und für sich bestände kein Grund, das Buch überhaupt zu erwähnen, schiene es nicht für Deutschlands geistige Insanity symptomatisch. Jener tiefe Denkersinn, der sich in Friseur-Witzblättern mit schlauen Dackeln, schnoddrigen Gardeleutnants, saufenden Studenten, eleganten Dienstboten und verliebten Hochzeitspaaren befaßt, betastet dumm und unverfroren geistiges Leben und wagt ein beschämendes

Abbild seiner Wichtigtuerei ein Konterfei der Menschen zu nennen: So seid Ihr! Mit gleichem Recht schreibt ein Schuljunge unter seine Kritzeleien den Namen seines Lehrers, nur daß er aus einem positiven menschlichen Naturtrieb handelt, während für die Autorschaft und den Druck dieser Banalitätssplitter bloß negative Gründe mitgesprochen haben. Herr Weiß hänselt die Kultur wie ein Schusterjunge die Passanten oder redet gescheit wie eine Zimmervermieterin, stößt die Nase des Lesers durch Gedankenstriche und Sperrdruck auf seine »ironischen« Pointen und erleichtert durch ein Register die Stichproben, über welche Begriffe er das Albernste gesagt haben mag.

Es folgen Beispiele. Dann:

Die Feder gewechselt, einen tiefen Atemzug, und ich versuche, Karl Kraus zu charakterisieren,

Wie viele in Deutschland kannten bis vor wenigen Monaten diesen jungen Österreicher, der sich seit zehn Jahren in der ‚Fackel' mit der Presse schlägt oder, da er konsequent totgeschwiegen wird, besser gesagt, auf die Presse losschlägt. (Eine besondere Schrift über Karl Kraus hat der Wiener Schriftsteller Robert Scheu soeben im Verlage von Jahoda & Siegel in Wien erscheinen lassen.) Bald zertrümmert er mit dem Pathos eines elementar Leidenden das geistig-sittliche Bürgermilieu und wirft wie Polyphem mit Felsblöcken um sich; dann setzt er wie ein Panther dem Feind in den Nacken und saugt ihm das Blut aus dem Genick, bis er zusammenbricht; wie ein Kätzchen die Maus zwischen die Zähne nimmt, sie kratzt und mit den Krallen ohrfeigt, sie bis zum letzten Athemzug herumschleudert, so spielt er mit der Ohnmacht des Gegners, ohne ekelhaft, oder grausam zu wirken, weil jeder ein artistisches Vergnügen an dem sprudelnden Witz und der sprungbereiten Lauer findet, in die Blößen seine Klauen zu schlagen. Mitten in die Analyse des Menschen leitet das Bild des Kämpfers, der in subjektivster Weise Distanz empfindet und Distanz wahrt. Er schießt nicht mit Kanonen nach Spatzen und mit Bolzen nach Adlern, sondern legt sich die Taktik des Kampfes so zurecht, wie er das Pathos des Stiles nach der Wirkung der Eindrücke anschlägt. So kann ihm ein vielleicht geringer Anlaß das Gebrüll des verletzten Löwen entlocken, während ihn ein tieferes Problem kaum zur Satire aufstachelt. Es ist also schwer, eine so vielflächige Persönlichkeit in wenigen Sätzen zu charakterisieren. Sie ist zu groß, um sich in eine Formel sperren zu lassen, und scheint jeder Klassifizierung zu spotten. In die Erkenntnis einer Seite klingt die Dissonanz anderer Saiten hinein, und jagt man einem greifbaren Punkte nach, so schwillt er an, zeigt sich vielfach zusammengesetzt, wie ein Molekül aus Atomen. Kraus läßt sich wahrscheinlich nicht auf einen Grundstoff zurückführen, weil seine wahre Art der Kampf zwischen mehreren Grundstoffen ist. Daraus erklärt sich auch seine polemische Natur, die wahrscheinlich polemisch mit und feindlich gegen sich selber ist. Kraus ist ein durchaus realer Mensch, der unter den Realien leidet und sie deshalb wütender und mannhafter als heute ein anderer Deutscher bekämpft. Ich habe oft einen sentimentalen Satz oder eine träumerische Stimmung oder eine utopistische Forderung von ihm erwartet.

Aber diese Regungen schweigen in ihm, obgleich sie nicht immer geschwiegen haben werden. Die klugen Augen, die so viel sagen, weil sie so viel verschweigen wollen, sind trüb umflort wie die eines Menschen, der zu elementar empfindet, um den zertrümmerten Träumen melancholisch nachzuschwärmen. Kraus muß kämpfen, weil der Kampf sein Element ist, und der Kampf ist sein Element, weil die Satire sein Wesen fundiert. Er ist zu gesund, um an Enttäuschungen zugrunde zu gehen, trafen sie ihn auch härter als andere. Ihn erweckte der Zusammenstoß mit dem Leben zum pathetischen Satiriker, weil er sich aus seinen Träumen riß und die Kämpfernatur in ihm auftischte. Ein Schwächerer wäre Don Quixote geworden, dem der klare Blick fehlt, das Leben zu begreifen, das Leben zur Waffe zu schmieden und mit ihr die Riesen zu erschlagen, ob sie nun Windmühlen sind oder nicht. Der Satiriker mit Ethos wird Pathetiker, der Bourgeois sinkt zum Witzbold herab. Das unterscheidet Swift von Saphir. Und Kraus stammt zweifellos aus dem Geschlechte des Iren. Daß er also seinen Witz zur Waffe gegen die natürlichen Feinde seiner Seele erhebt, zeugt schon für den wahren Wert seines Menschentums. Ginge er ironisch über die Widersacher hinweg, so empfände er sie wohl gar nicht feindlich, sondern posierte nur Neid und Haß gegen Mächte, mit denen sich billig streiten läßt. Der Grundunterschied zwischen ihm und den meisten feuilletonistischen Gesellschaftskritikern besteht nun in seinem eingewurzelten Haß gegen die Gesellschaft und dem tiefen Zwang, unter der Gesellschaft zu leiden. Kraus ist ferner kein Pessimist, denn er zweifelt nicht am Leben, sondern preist seine Herrlichkeit und flucht der Dummheit und Massenverblödung, die aus dem Paradies ein Irrenhaus, aus der Landschaft einen Acker, aus der Kunst eine Volksbelustigung gemacht hat. Das Leben meiden? Nein — es leben: und deswegen Kampf den Feinden der Lebensherrlichkeit. Und hier entwickelt sich nun der grausame Humor, daß seine eingewurzelte Waffe die Gesellschaft fesselt, daß die vielen nicht namentlich Getroffenen (betroffen sind natürlich alle) an ihm Gefallen finden und seinen Witz zum Zeitvertreib genießen. Und so stachelt ihre Impotenz, seine Sprachkunst zu begreifen (in Klammer: er sollte sie übrigens weniger beredt preisen, sondern sie für sich wirken lassen; Dummköpfe überzeugt seine Selbstverhimmelung doch nicht), so stachelt sie ihn also wieder zum Ekel und Kampf auf und entfesselt seinen Witz, wodurch er diesen Lebenskreis beschließt. Den Menschen Kraus erklärt des weiteren seine Zusammensetzung aus Sensibilität und urkräftigem, elementarem Lebenswillen. Das überfeinerte Empfinden sträubt sich gegen die blasse, schale Farbe, die das Leben durchtränkt hat. Wie sich das Auge und das Ohr nach sattem Kolorit und vollen Harmonien sehnt, so verlangt die Seele Größe und Wahrheit und vollkommene Entfaltung der brach gehaltenen Lebensmächte. Sein Kulturverlangen ist durchaus rein und groß, das Licht der Sonne, in dem der elementare Mensch leben muß, ist auch die Nahrung für ihn, den Verfeinerten und Zarten, der die Natur anders, sehnsüchtiger sucht, sie aber genießen möchte und kann. Daraus ergibt sich das Leid über den Zwang, unter den er das Leben gestellt sieht. Wo ein anderer lacht, schrickt er zusammen, wo ein anderer genießt, ekelt es ihn, wo ein

anderer richtet, blickt er auf in gläubiger Bewunderung. Sein Glücksgefühl stillen weniger befriedigende Eindrücke der Außenwelt als vermiedene Berührungen mit ihr. Ein anderer verwünschte das Leben; er aber kann es nicht übersehen und muß es erleben. Er muß sich in diesen Trubel von Dummheit und Häßlichkeit stürzen, sich gegen die Lebensäußerungen des Kleinbürgertums wehren, weil sie ihn zu tiefsten Erlebnissen und tragischen Erschütterungen aufrütteln. Wenn man seine Schriften liest, wundert sich mancher, daß dieser scharfe Kopf, der die Bildung haßt, weil er das Denken vergöttert, keine tieferen Probleme berührt und die vorletzten und letzten Gründe nicht näher zu kennen scheint. Hier entpuppt sich aber der tragische Konflikt zwischen seinem Können und Müssen. Gewiß ist Kraus kein philosophischer Kopf, aber er kann es nicht sein, obgleich er es könnte. Die Schale des Lebens ist für ihn das Leben, durch die er nicht dringen kann. Sein Wille zum Leben wird von seinen mimosenhaft feinen Nerven umstrickt, die ihn zwingen, die Torheit zu sehen, statt sie zu überwinden. Vor ihm wächst ein Wall turmhoch empor und umschließt ihn, wohin ihn auch sein Angstgefühl treibt: Rettung vor der Zivilisation, sie ist unmöglich zu ertragen! Wie über die Weltordnung schreiben, wenn er über die bürgerliche nicht hinwegkommt? Das sind tiefe Probleme, an die er gekettet ist und aus denen ihn kein Sturm losreißt. Stürmt das Leben um ihn, so stemmt er sich ihm nur noch wütender entgegen und sucht den Jammer zu stillen, der aus der Gigantomachie tönt. Und empfindet das Leben, je tieferen Jammer es erweckt, um so gewaltiger, brutaler. Da dringt aber wieder sein Positivismus durch, und er, der noch eben gegen Mensch und Nebenmensch, Moral, Polizei, Familie, Psychiater, Politik, Presse, Dummheit, Kunstpfuscher und Feuilletonisten kämpfte, läßt aus dem Lärm die tiefe Sehnsucht nach Größe und Macht, Persönlichkeit und Recht auf Einsamkeit durchdringen. Da zeigt sich, daß alles, was er bekämpft, dem Elementaren feind ist, und daß sich das Elementare zum Sensiblen wie Praxis zur Theorie, wie Tat zur Sehnsucht verhält. Dadurch, daß die beiden Grundfaktoren des Kosmos: Können und Wollen in ihm vereinigt sind, entsteht der große Kampf seines Innern, der von Jahr zu Jahr immer machtvoller tobt und doch in unfruchtbarem Jammer eines unglücklich Konstruierten verlaufen muß.

Die Sprüche und Widersprüche enthüllen nicht das ganze Bild des Menschen. Natürlich ist jeder Satz ein Abbild seines Charakters, wie auch die Samenzelle eine Trägerin der ganzen Art ist. Aber man muß doch einige Jahrgänge der ‚Fackel', dieses amüsantesten, kulturellsten, europäischsten Kunst- und Witzblattes kennen, um zu dem Hasser und Schwärmer ein Verhältnis zu gewinnen. Die jungen Leute in Wien haben ihre Krausjahre, wie sie ihre Bahrjahre und wie die Berliner ihre Kerr- und Hardenjahre haben. Die Aphorismen und Glossen dieses Buches, auf das ich nur noch kurz eingehen kann, so daß der Schriftsteller Kraus hier nicht mehr erschöpfend gewertet werden kann, standen im ‚Simplicissimus' und haben dort auf mich wenigstens keinen sonderlich günstigen Eindruck gemacht. Es fanden sich eine Unmenge lustiger Bemerkungen und allerlei Glossen, über die man lachte und dachte; aber das Profil fehlte. Das haben sie in der neuen Zusammenstellung

gewonnen. Man erkennt die Gesetze, nach denen der Autor das Leben richtet, und sieht seine lebhafte, bewegliche Art, Probleme darzustellen und zu entwickeln. Man erkennt den Ursprung manches Wortes, das aus dem vorhergehenden herausgewachsen ist, und findet manche Brillanten wieder, die aus dem Geschmeide früherer Aufsätze ausgebrochen sind. Man bewundert die Kunst, eine Weltanschauung in einen Satz zu pressen, und empfindet deren Formulierung als endgültig. Man fühlt den unterirdischen Zusammenhang der Worte, die Blasen gleichen, auf einer Wasserfläche treibend. Kraus kann zweifellos seine Anschauung an einem konkreten Fall erschöpfend erörtern, aber zweifellos könnte er nicht seine Philosophie als abstraktes Lehrgebäude aufführen. Er wendet die Weisheit metaphorisch zum Witze, der meistens mit einem Sprachwitz identisch ist. Aber von den Feuilletonepigonen, die er famos »Wanzen aus Heines Matratzengruft« nennt, scheidet ihn die tiefe Kluft seiner Persönlichkeit. Oft liebt er es, gleichbedeutende Wörter gegeneinander auszuspielen, Teile von stabilen Phrasen auseinanderzubiegen oder durch kleine Verschiebungen des Tonfalles oder der Ordnung zwerchfellerschütternde Wirkungen auszulösen. Witz und Stil und Gedanke und Stoff und Charakter sind aufs engste verwachsen. Wie das Leben sein künstlerischer Vorwurf ist, so hebt er das Alltagsdeutsch, manchmal journalistischen Sprachgebrauch zu seinem Stil empor. Deswegen ist seine Sprache so leicht, flüssig, körperlos, der Rede nachgeformt. Aber zu ihr verhält sie sich wie der Konversationston der Schauspieler zu dem im Zimmer. Mit seinem Wesen füllt er die Sprache aus, gibt ihr lebendige Biegsamkeit, weiche Grazie, feurigen Rhythmus, der dem Leser vorausjagt. Schon anfangs erwähnte ich sein Distanzierungsvermögen. Dieses überträgt er auch in seinen Stil, indem er ihn im Pathos durch Substantivierung der Begriffe und Relativsätze zu einer an Shakespeare geschulten Geschlossenheit verhärtet. Dann neigt aber Kraus auch zur Manier und zum Schwulst, der aus Überkonzentration entstanden ist. Die Adern sind zu eng um das Blut gespannt. Wie dem auch sei, wo man sein Buch aufschlägt, finden sich tief gedachte oder tief empfundene Worte, intuitive Gedanken, Esprit und Selbstbewußtsein, das dem Leser ins Gesicht lacht, Witz, der ihn herzhaft lachen macht. Und wenn man nun bedenkt, daß dieser Mann elf Jahre in prachtvoller Entwicklung und Vervollkommnung ridendo verum dicit, und so wenige sehen, daß sein Lachen blutendes Leid verbirgt, begreift man erst den Reichtum und die Tragkraft seiner Menschlichkeit.

Foigt eine Besprechung der (leider recht belanglosen) Nadel'schen Aphorismen mit vielfachen Beziehungen auf mein Buch. Nur gegen die parenthetische Kritik der »Selbstverhimmelung« möchte ich mich wehren. Das bin ich einem so verständigen Beurteiler schuldig. Daß ich Rezensionen abdrucke, ist Notwehr. Daß ich sie über mich selbst schreibe, ist tiefere Rücksicht. Ich spreche nie von mir, sondern

immer an mir von der Sprache. Ich habe nie einen Satz über mich geschrieben, ohne selbst noch an diesem Stilproblematisches zu erörtern. Ich bin nur das nächstbeste Beispiel für mich. Das nächste, wie ich selbst zugeben muß, das beste, wie auch mein Kritiker zugibt. Von den Nadel'schen Aphorismen, die er ausgewählt hat, möchte ich einen — mit Weglassung des platten Abschlusses — zitieren: »Goethe hat viel über sich geschrieben: weil ihm nur das Geschriebene als rechtes Eigentum galt, weil er seinen Entwicklungsgang an sich für wertvoll genug hielt, um durch dessen Darstellung den Menschen zu dienen, und endlich, um einer Entstellung seiner Persönlichkeit vorzubeugen . . .« Das muß jedem zustehen, der's tut. Es tut's keiner, der's nicht darf. Ich sagte einmal, daß, »wer mit einer Sache verschmolzen ist, immer zur Sache spricht und am meisten, wenn er von sich spricht«. Daß, »was sie Eitelkeit nennen, jene nie beruhigte Bescheidenheit ist, die sich am eigenen Maße prüft und das Maß an sich, jener demütige Wille zur Steigerung, der sich dem unerbittlichsten Urteil unterwirft, welches stets sein eigenes ist. Eitel im schlechten Sinne wäre eine Frau, die nie in den Spiegel schaut.«

Glossen

Von **Karl Kraus**

Der Nigger, den Herr Peary mitgenommen hat, stellt sich soeben der Welt, die noch immer nicht genug hat, als dritten Nordpolentdecker vor. Ich sei, gewährt mir die Bitte — — Die Entdeckung des Nordpols ist überhaupt eine passende Ehrung fürs Schillerjahr. Der große ideale Bauchaufschwung der Menschheit, Aeonen, Regionen, wo keine Menschen wohnen etc. Nur daß im großen Fortschrittsballabile zum Schluß ein Nigger auftritt, der der weißen Menschheit fletschend die weißen Zähne zeigt, paßt nicht ganz ins Programm. Wenn du entdecken Pol, ich auch

entdecken Pol — und die eben noch in den idealsten Sphären schwelgende Andacht plumpst in die Drastik einer erstklassigen Varieténummer hinunter. Herr Cook, ein Anführer der Menschheit, wurde bereits aus einer wissenschaftlichen Versammlung hinausgeworfen, und das Ende wird sein, daß es zwischen Herrn Peary und seinem Neger zur engeren Wahl kommt. Dieser ist im Vorteil; denn während Herr Peary sich bloß auf die Zeugenschaft eines unzuverlässigen Negers berufen kann, kann sich der Neger auf die Zeugenschaft eines bewährten Arktikers stützen. Was mir selbst dabei einen Heidenspaß macht, ist die Beobachtung, wie jetzt sämtliche Glossenschreiber, über welche die deutsche und österreichische Presse verfügt, satirische Expeditionen gegen den Nordpol ausrüsten. Am ersten Tage, da die ganze papierne Welt noch im heiligen Glauben brannte, erkannte ich die satirische Nichtigkeit des entdeckten und die satirische Realität des nicht entdeckten Nordpols. Heute spielen sie sich alle als Entdecker des Nordpolhumors auf. Man vergleiche, was dieselben Federn vor zwei Monaten geschmiert haben. Man lese meine getreue ‚Wiener Allgemeine Zeitung' — im Schillerjahr muß man sie von der gemeinen Zeitung für Alle wohl unterscheiden —, deren vorlaute satirische Jugend manchmal Anschauungen produziert, die sie nach Lektüre der ‚Fackel' dann doch wieder zurückziehen muß. Woran sollen sich die Leser der ‚Allgemeinen Zeitung' halten? Ach, wie hat sich nur das Bild des Herrn Cook in diesen paar Wochen verändert! »Er lügt wie der Satan«, sagten die Eskimos, als sie die Behauptung des Herrn Cook vernahmen, er habe mit ihnen den Nordpol erreicht. Die Eskimos glauben also wenigstens an den Satan. Woran aber sollen die Juden glauben?

*

»Und wenn die bürgerliche Gesellschaft wirklich daran vergessen haben sollte, daß in Zeiten der schwersten politischen Not Journalisten die einzigen waren, die das Amt der Volksvertretung geführt haben, so erachten wir es umsomehr als unsere Pflicht, die Erinnerung an die Tage der Gründung der ‚Concordia' hochzuhalten. Der Journalistengeneration, die heute dem Volke täglich seine geistige Nahrung bietet, schweben andere Ideale vor, als es jene waren, die einst die Gründer der ‚Concordia' bewegten. Aber wir dürfen und wollen nicht daran

vergessen, daß sie es waren, die uns den Weg geebnet, auf dem wir vorwärts schreiten . . .«

*

Die ‚Neue Freie Presse' spricht von einer »vox alterae partis«. Nun, zu den Berufen, die ein Journalist verfehlt hat, muß nicht unbedingt auch der eines Lateinprofessors gehören, und da man auch an das bischen Latein vergessen hat, das man auf der Schulbank lernte, so mag man froh sein, daß man wenigstens ein gutes Deutsch schreibt. Und in diesem Sinne wollen wir auf dem einmal betretenen Wege vorwärts schreiten. Denn wie sagt doch Schiller, in dessen Zeichen wir jetzt wieder einmal die Schauspieler zur Gratismitwirkung an einer Vorstellung zu Gunsten unserer eigenen Wohltätigkeit — Concordia soll ihr Name sein — pressen, wie sagt er doch so treffend: Mut zeiget auch der Mameluk, Gehorsam ist der Schmuck jener, die nicht dem Redaktionsverbande eines liberalen Blattes angehören.

*

Der bekannte Neu-Österreicher Hermann Bahr schreibt im Feuilleton des ‚Berliner Tageblatts':

»Wir freuen uns zu wenig über die Menschen, welche wir haben, und über die Werke, die sie tun. Das denk' ich mir immer und denk mir's jetzt wieder, so oft ich an die zwei Prachtbuben denke, die Rennerbuben in Graz. Wär' das in England oder Frankreich ein Tumult, wenn sie so zwei hätten, die Welt würde davon hallen! . . . Pindar hat geringere Helden angesungen, d'Annunzio hätte die zwei mit dantesken Oden verbrüht, in England wären sie durch öffentliche Spenden schon für ihr ganzes Leben versorgt . . . . Es gibt jetzt zwei Buben in Österreich, über die man sich freuen kann.«

Also wohl gemerkt, nicht die Herren Bahr und Burckhard sind gemeint, sondern die Rennerbuben. (Schon bei dem Wort wird mir übel). Doch — pardon, wir sind im Schillerjahre — das Unglück schreitet schnell. In derselben Nummer, auf der anderen Seite, bemerkt die Redaktion des ‚Berliner Tagblatts':

»Das Schauspiel, das die Rennerbuben dem Wiener Publikum bieten, wird immer kläglicher . . . . Unser Wiener Korrespondent telegraphiert uns: Gestern wollte der Ballon wieder nicht fliegen. — Die Polizei verbot einen weiteren Aufstieg. Siehe das Feuilleton.«

*

»Gehören wir doch zusammen!« sagte der österreichische Ministerpräsident auf dem Fest der Presse von der Regierung und den Journalisten. Gehören schon zusammen!

* *
*

Berechtigte Interessen

Ich werde um die Aufnahme der folgenden Erklärungen ersucht:

Durch Vertrag vom 21. Jänner 1909 wurde Herwarth Walden als Reorganisator und Redakteur der Deutschen Bühnen-Genossenschafts-Zeitung engagiert, die auf seinen Vorschlag den Namen ‚Der neue Weg' erhielt.

Durch einen Vertragsbruch des Genossenschaftspräsidenten Hermann Nissen wurde Herwarth Walden am 14. Februar 1909 unter Mitteilung einiger mühselig zusammengesuchter Scheingründe entlassen.

Am 12. März 1909 erschien ein von mir und einigen anderen Schriftstellern angeregter Protest, der Waldens Diskreditierung durch die unwissende und unfähige Leitung der Bühnengenossenschaft in den Augen einer schlecht unterrichteten Öffentlichkeit paralysieren sollte.

Am 15. März 1909 kam auf Anregung der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger zwischen ihrer Leitung und Herwarth Walden ein sogenannter Vergleich zustande, durch den Herwarth Walden sämtliche Forderungen bewilligt wurden, die er nach seiner Entlassung gestellt hatte.

Jeder Einsichtige stellt fest: Falls Herwarth Walden sich während seiner Tätigkeit auch nur das Geringste hätte zu Schulden kommen lassen, wäre es die Pflicht der Genossenschaftsleitung gewesen, ihm nicht den kleinsten Teil seiner Ansprüche zu bewilligen.

In der Delegierten-Vorversammlung vom 8. April 1909 wurde der Präsident Nissen wegen der Entlassung Waldens zur Rede gestellt. Die Verhandlung war nicht öffentlich und der Wortlaut der Nissenschen Rechtfertigung wurde nicht bekannt. Aber schon am nächsten Tage ergab sich aus Munkeln, Tuscheln, Anspielungen, Andeutungen und versteckten Fragen, daß Nissen in dieser Versammlung über Walden Mitteilungen gemacht hatte, die ihn als im höchsten Grade schuldig hinstellen sollten. So viel des Näheren zu erfahren war, stellten diese Mitteilungen, falls Nissen sie nicht beweisen konnte, Verleumdungen im Sinne des § 187 D. Str.-G.-B. dar. Anstatt aber seine Vorwürfe, wie es die Pflicht eines anständigen Menschen ist, klar und deutlich zu formulieren, beging der Präsident der Genossenschaft die Feigheit, durch versteckte Andeutungen den Anschein zu erwecken, als habe Herwarth Walden sich in seiner Geschäftsführung unlauterer Manipulationen schuldig gemacht.

Herr Nissen hatte früher gegenüber einer schweren Beleidigung durch den Intendanten a. D. Dr. Bürklin auf dessen gerichtliche Belangung öffentlich verzichtet, weil der Beleidiger vermutlich den Schutz des § 193 D. Str.-G.-B. (Wahrnehmung berechtigter Interessen) in Anspruch nehmen werde.

Da Herr Walden befürchten mußte, daß Nissen gegenüber seinem (Waldens) Vorwurf der Verleumdung sich wiederum auf jenen, seinem Gegner zustehenden § 193 berufen, also eine gerichtliche Aufdeckung des Tatbestandes vermeiden würde, erhob ich in einem an alle Delegierten versandten Zirkularschreiben gegen Herrn Nissen den Vorwurf der Lüge und Verleumdung.

Obwohl Herr Nissen wußte, daß mir der Schutz des § 193 nicht zustand, obwohl er wußte, daß mein Angriff wegen der beleidigenden Form unbedingt zu einer Verurteilung führen mußte, hat er mich nicht verklagt. Statt dessen erschien im ‚Neuen Weg' eine lendenlahme Erklärung, worin der Zentralausschuß der Genossenschaft bemerkte, man werde auf derartige »Schreibereien« nicht eingehen. Daß ihr Präsident auf den öffentlichen Vorwurf der Lüge und Verleumdung nicht reagiert, blieb durch diese harmlose Charakterisierung meines schweren Vorwurfs den Genossenschaftern unbekannt.

Daraufhin erhob Walden gegen Nissen die Beleidigungsklage. Er wußte zwar, daß Nissen mit ziemlicher Sicherheit der Schutz des § 193 zustehe, hoffte aber, daß Nissen sich nicht auf diesen Paragraphen berufen werde, und wollte auf keinen Fall das tun, was Nissen im Falle Bürklin getan hatte.

In der gerichtlichen Verhandlung vom 16. Oktober 1909 hat sich Nissen auf den Schutz des § 193 berufen. Das Gericht hat ihm den Schutz der Wahrnehmung berechtigter Interessen zuerkannt, und Nissen hat es wiederum durchgesetzt, sich einer gerichtlichen Aufdeckung der Wahrheit zu entziehen.

Ich stelle fest:

Herwarth Walden sowohl wie ich haben bis jetzt alles getan, um eine gerichtliche Klarstellung zu erreichen.

Nissen hat bis jetzt alles getan, um einer gerichtlichen Klarstellung aus dem Wege zu gehen.

Allen jenen nun, die nicht bereit sind, unter dem Deckmantel der Humanität Vertragsverletzungen, Verleumdungen und Wahrheitsunterdrückungen zu begehen oder zu dulden, lege ich die Fragen vor:

Wenn Nissen im Recht ist, warum hat er Waldens Forderungen befriedigt? Warum verteidigt er sich im Geheimen, scheut er die Öffentlichkeit; sucht er noch jetzt die Gründe der Entlassung geheim zu halten; geht er jeder gerichtlichen Klarstellung, die Walden wünscht, aus dem Wege. Warum ist gegen Walden bei seiner Entlassung keiner jener schweren Vorwürfe erhoben worden? Ist keinem einzigen der Delegierten aufgefallen, das Nissen ihnen Dinge mitgeteilt hat, die er selbst erst nach der Entlassung erfahren haben konnte? Daß Nissen ihnen keinen einzigen jener lächerlichen Entlassungsgründe genannt hat, die Walden am 14. Februar bekanntgegeben wurden?

Der Orts-Verband des Deutschen Theaters hat mich für den kommenden Delegiertentag zum Delegierten gewählt. Ich irre mich wohl nicht, wenn ich befürchte, daß man wie bisher mit den

unwürdigsten Mitteln dagegen kämpfen wird, daß durch mich die Wahrheit an den Tag kommt. Ich werde trotzdem mit allen Mitteln des menschlichen Anstands an der Aufdeckung der Wahrheit arbeiten. Das sittliche Niveau derer, die mich dafür mit dem leisesten Worte tadeln, trägt alle Schuld. Daß die Affäre für die im Kampfe gegen die Direktoren (die auch ich bekämpfe) stehende Genossenschaft mehr als unerquicklich ist, weiß ich. Ich weiß auch, daß die Leitung der Genossenschaft mehr verdecken will, als einen von einer humanitären Anstalt begangenen beispiellosen Rechtsbruch. Aber gerade aus diesem Grunde werde ich jetzt, als Delegierter, zu überzeugen versuchen, daß durch Verschleierung skandalöser Ereignisse und Zustände mehr Unglück angerichtet wird, als durch Aufdeckung der Wahrheit, die nur den wenigen zum Schaden gereicht, die sich ihr widersetzen.

Da ich wie bisher eine gerichtliche Verhandlung wünsche, wiederhole ich:

In der Delegierten-Versammlung vom 8. April 1909 hat der Präsident der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger in Beziehung auf Herrn Herwarth Walden verschiedene Tatsachen behauptet. So weit sie wahr sind, handelt es sich um die notwendigen und selbstverständlichen Maßnahmen eines Organisators und Redakteurs, die Herr Nissen mit dem Pathos eines dem Verlags- und Redaktionswesen fremd Gegenüberstehenden aufgebauscht hat. Sonst hat Herr Nissen in dieser Versammlung Tatsachen behauptet, die geeignet sind, Herrn Herwarth Walden verächtlich zu machen, in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen und seinen Kredit zu gefährden. Er hat es wider besseres Wissen getan.

Berlin. Rudolf Blümner.

Es ist mir peinlich, mich mit der Person des für mich völlig interesselosen Herrn Hermann Nissen fortgesetzt beschäftigen zu müssen. Nur seine gegenwärtige Eigenschaft als Präsident der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger zwingt zur Beachtung seiner Tätigkeit. Soweit sie mich betraf, bestand sie in einem Vertragsbruch. Da mir nach dem Vorgefallenen die Lust zu einer weiteren durch die Gerichte zu erzwingenden Zusammenarbeit mit Herrn Nissen abging, nahm ich einen Vergleich an, der meine Forderungen völlig befriedigte. Trotzdem beliebte es Herrn Nissen, in einer Geheimversammlung der Delegierten der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger unwahre Tatsachen über mich zu verbreiten. Dies wurde durch meine Beleidigungsklage neuerdings festgestellt. Statt den Wahrheitsbeweis für seine Behauptungen zu erbringen, versteckte sich Herr Nissen sorgsam hinter den § 193 des Deutschen Strafgesetzbuches (Wahrnehmung berechtigter Interessen). Gründe zu meiner Entlassung als Schriftleiter des ‚Neuen Wegs' waren nie vorhanden. Sie mußten also erfunden werden.

Gegenüber der Taktik des Herrn Nissen, die ganze Angelegenheit auf ein geschäftliches Gebiet zu schieben, betone ich: Nur die ernste literarische Haltung des ‚Neuen Wegs' führte zur

»Katastrophe«. Wiewohl sie durch Vorverhandlungen und Vertrag beschlossen war. Zur Leitung eines offenbar gewünschten Familienblattes hätte ich mich nie erboten. Meine Mitarbeiterliste lag dem Präsidium vor. Sie wurde anstandslos gebilligt. Konnte ich ahnen, daß Herr Nissen nie etwas von Strindberg, Lublinski, Wied, Scheerbart u. s. w. gelesen hatte? Von diesen Autoren enthielten die drei von mir redigierten Nummern des ‚Neuen Wegs' Beiträge. Sie gefielen Herrn Nissen nicht. Und deshalb wurde ich entlassen.

Ich kann kein Pathos gegenüber diesen Tatsachen aufbringen. Aber etwas Humorvolles soll doch noch den alten Weg in die Öffentlichkeit finden, weil es charakteristisch für die Tätigkeit des Herrn Nissen ist. Ich hatte für die zweite Nummer des ‚Neuen Wegs' einen Beitrag von René Schickele »Am Grabe Coquelins« angenommen. Die Veröffentlichung wurde mir (vertragswidrig) »untersagt«, mit der Motivierung, sie beleidige den deutschen Schauspielerstand. Drei Wochen später erschien der Essay in der ‚Neuen Rundschau' (seinetwegen war eine halbe Auflage des ‚Neuen Wegs' eingestampft worden). Und im neunten Heft des ‚Neuen Wegs' wird der Essay aus der ‚Neuen Rundschau' zum größten Teil abgedruckt! Aber noch nicht genug. Der Beitrag war in Form einer Rede eines deutschen Schauspielers gehalten und schloß mit den Worten: »Solche Selbstverständlichkeiten sprach ein deutscher Schauspieler am Grabe Coquelins«. Die Redaktion des ‚Neuen Wegs', der ein sogenannter »Überwacher« beigesellt ist, hielt die Rede für wirklich gehalten und fügte hinzu: »René Schickele bemerkt in der ‚Neuen Rundschau' Heft 3: Die Franzosen sehen erstaunt auf den Deutschen, der sich in solchen Selbstverständlichkeiten entlud. Wir freuen uns, daß Herr Schickele u. s. w.« Man war also auf dem Präsidium der Meinung, daß die ‚Neue Rundschau' Reden irgendeines Schauspielers abdruckt und der unterzeichnete Autor eine gleichgiltige Bemerkung dazu macht.

Diese Herren waren berufen, meine redaktionelle Tätigkeit zu »überwachen«. Ich kann kein Pathos dazu aufbringen. Aber wie schützt man sich gegen die »Wahrnehmung berechtigter Interessen«?

Berlin. Herwarth Walden.

Die berechtigten Interessen der Verleumdung und die unberechtigten Interessen der Ehre: das ist ein spannendes Kapitel der deutschen Justiz. Berechtigt sind die Interessen des Brotgebers, der einen Angestellten grundlos beschuldigt. Er ist ein unerbittlicher Altruist, denn er bewahrt seine Berufsgenossen vor Schaden, selbst um den Preis der Existenz des Angestellten. Wer im öffentlichen Interesse ein Wort zu viel gesagt hat, wird verurteilt,

weil öffentliche Interessen keine berechtigten Interessen sind. Er mischt sich in Dinge, die ihn nichts angehen. Geschäftliche Interessen aber machen jede Verleumdung straflos. In Österreich ist solche Grenzbestimmung der Ethik dem freien Ermessen der Geschwornen überlassen; in Deutschland ist sie durch Entscheidung des Reichsgerichts den gelehrten Richtern vorgeschrieben. Derlei Justizkatastrophen spornen mich längst nicht mehr zur Hilfeleistung, weil ich mich bei dem Glauben an eine Weltordnung, der man ein paar Schurken und ein paar Dummköpfe glücklich exstirpiert hätte, nicht mehr beruhigen könnte. Immerhin ist meine Erinnerung an die Tage des Glaubens stark und wertvoll genug, um fremder Klage Raum zu geben, wenn der Mensch, den ich dem »Übelstand« geopfert sehe, der Beachtung wert ist. Herr Herwarth Walden ist es. Er macht im Stillen Musik und Lärm für die Musik der Andern. Er hat den »Verein für Kunst« gegründet und hat von einer großen Fähigkeit, sich zu begeistern, und von einem kleinen Besitz an Nervenkraft und sonstigen Lebensgütern nichts für sich behalten, um alles an die undankbare Aufgabe zu wenden, den Künstlern zu einem Publikum, an die trostlose Aufgabe, einem Publikum zu den Künstlern zu verhelfen. Die literarische Propaganda der Tat, die ein Handwerk der Routiers und Schwindler geworden war, hat durch ihn ihre Ehre wiedergewonnen. Aber die Ehre dieses Ehrlichen sollen wir einem Komplott formalistischer Geistlosigkeit und standesbewußter Bosheit geopfert sehen. Das wollen wir nicht. Und wollen eintreten, wo eine luderige Berichterstattung es versäumt hat, die Folgen juristischer Mechanik durch die laute Feststellung gutzumachen, daß der Freispruch des Beleidigers durch keinen Wahrheitsbeweis erfolgt ist. Jener Herr, der die verbürgerlichende Tendenz des deutschen Schauspielerstandes vertritt, scheint es für weniger erstrebenswert zu halten, daß seine Berufsgenossen eine Ehre erhalten, als daß sie sie straflos

anderen nehmen dürfen. Und er weiß sich bei solcher Ambition der Unterstützung der deutschen Presse sicher. Denn dieser genügt es, daß die deutschen Schauspieler in Furcht vor dem letzten Nachtreporter aufwachsen, und sie läßt es hingehen, wenn sie dafür gegen einen Künstler frech werden. Die Leute, die »Komödche« spielen, sind Bürger geworden und haben somit alle Prärogativen des Bürgers. Sie verachten die Narren, die für die Kunst leben und von ihr nicht leben können. Sie verachten die Kolleginnen, die für die Liebe leben und sich die Toiletten durch eine Prostitution erwerben, die beiläufig hundertmal ehrenvoller, gesünder und naturgemäßer ist als das soziale Bewußtsein von Männern, die den schäbigsten Revolverjournalisten »Doktor« titulieren. Die Sittlichkeit ist es, in der jetzt ein Komödiant einen Pfarrer lehren könnte. Aber darum, weil man heute vor ihnen die Wäsche nicht mehr in Sicherheit bringt, sondern ihnen im Gegenteil das sächsisch-ernestinische Hauskreuz umhängt, sollten sie nicht üppig werden und in der Wahrung berechtigter Interessen es nicht zu weit treiben. Noch gibt es faule Äpfel, und wir könnten einmal Lust verspüren, sie gegen Leute, die in Delegiertenversammlungen verständlicher sprechen als auf der Bühne, unter dem Schutze des § 193 hervorzuholen.

Karl Kraus.

Wer war denn dabei? Was ist denn dabei!

Von **Karl Kraus**

Der Geheimrat v. Leyden soll wegen jener Affäre, in der etlichen Berliner Kapazitäten ein gewisser Übereifer im Streben nach Erweiterung ihrer Klientel nachgewiesen werden konnte, diszipliniert

worden sein. In Wien liegen die Verhältnisse anders. Da die Hebung des Fremdenverkehrs eine Herzenssache der Wiener Bevölkerung ist, so würde keine medizinische Instanz dem Herrn Professor Noorden einen Vorwurf machen, wenn er der Anziehungskraft, die schon sein Name ausübt, etwa noch durch Zutreiber ein wenig nachhelfen wollte. Ich habe nie einen der aus Warschau eintreffenden Schnellzüge auf dem Perron des Nordbahnhofs erwartet und darum nie feststellen können, ob unter den von den Lohndienern ausgerufenen Gasthöfen sich auch das Sanatorium des Herrn Noorden befindet. Ich bin aber davon überzeugt, daß es nicht der Fall ist. Denn abgesehen von der Selbstlosigkeit der Hotelportiers und Fremdenführer, die auch einem andern Wirtsgeschäft gelegentlich etwas zukommen lassen, scheint mir die Insertion allein vollkommen auszureichen, um den Ruf der Wiener Wissenschaft im Ausland zu verbreiten. Zumal die auf dem Noordenbahnhof ankommenden Fremden dürften sich einer Empfehlung der ‚Neuen Freien Presse' nicht unzugänglich zeigen, und selbst jene unter ihnen, die das Grand Hotel und das Hotel Imperial bereits kennen, werden heute nicht zögern, dem Cottage-Sanatorium den Vorzug zu geben. Denn während die Gäste jener anderen hygienischen Institute bloß in die Fremdenliste des ‚Fremdenblatts' kommen, haben die Passagiere, die im Hotel des Herrn Professors Noorden absteigen, Aussicht, im redaktionellen Teil der ‚Neuen Freien Presse' genannt zu werden. Was abgesehen von den teuren Preisen, den Konzerten und der gelegentlichen teilnahmsvollen Erkundigung des Herrn Noorden nach dem Stuhlgang gewiß eine große Annehmlichkeit ist. Leider wird diese nicht von allen Reisenden gewürdigt, und während sich zum Beispiel der akademische Senat und sogar das Gremium der Hoteliers längst mit einem Etablissement abgefunden haben, das als den höchsten Komfort der Neuzeit eine weltstädtische Reklame bietet, haben sich einige Patienten

entschlossen, sich bei mir über die Unverschämtheit zu beschweren, mit der man ihre Namen ohne ihre Erlaubnis in die Zeitung setzte. Es hat sich nämlich ereignet, daß die Bezeichnung »Sanatorium« auch ein paar Kranke anlockte, die mit der Absicht, ihr Leiden vor Vätern, Söhnen, Bräuten, Freunden oder Feinden zu verbergen, sich in eine Heilanstalt zurückziehen wollten, um dort ihre Genesung abzuwarten und dann zu ihrer alten Lebensweise wieder zurückzukehren. Sie hatten aber ihre Rechnung, auf deren Höhe sie ja gefaßt waren, ohne den Wirt gemacht, der das Cottage-Sanatorium leitet. Sie wurden entdeckt, die ‚Neue Freie Presse' hatte ihre Namen in der wöchentlichen Besucherliste veröffentlicht. Ich habe diesen Patienten den Rat erteilt, künftig ihre Krankheiten auch vor den Ärzten zu verheimlichen, weil sie nur dann sicher sein könnten, daß das ärztliche Berufsgeheimnis gewahrt wird; diesmal aber die gerichtliche Anzeige zu erstatten, weil ich nämlich der Ansicht bin, daß ein Arzt nicht nur über die Art der Erkrankung seines Klienten, sondern auch über die Tatsache der Erkrankung das Maul zu halten hat. Wir in Wien haben es vor ein paar Monaten erlebt, wie Sanatoriumsleiter, Samariter und dergleichen Mitarbeiter der liberalen Presse sich ihrer Diskretion rühmten und die Fälle andeuteten, an denen sich diese bewährt hatte. Wir sind also gegen die Zumutungen der ärztlichen Ethik schon ein wenig abgehärtet. Die Veröffentlichung der Patientenliste eines Sanatoriums aber dürfte wohl selbst das ortsübliche Maß medizinischer Moral insanity übersteigen. Der Meldezwang in den Gasthöfen wird manchmal lästig genug empfunden, und bei aller Einsicht, daß die Polizei eine Kontrolle der Hochstapler braucht, dürfte man nicht immer von einer Publikation seines Namens in der Fremdenliste erbaut sein. Muß aber der Kranke, der sich in eine Mastkur zu Herrn Professor Noorden begibt, es sich gefallen lassen, daß am nächsten Tag die Be-

völkerung einer Großstadt teilnahmsvoll nach seinem Leidenslager blickt? Die medizinischen Instanzen, die in Berlin über die Ehre der Wissenschaft zu wachen haben, beurteilen Ansehen und Alter jener, die sich an ihr versündigen, nicht als Entschuldigung, sondern als Vermehrung der Schuld. Hier in Wien, wo die Welt schon auf dem Krepierstandpunkt geboren ist und wo man sich vor jeder neuen Häßlichkeit mit einem »Eh schon alles wurscht« oder »Was ist denn dabei!« auf die andere Seite legt, um weiter zu schnarchen, hier wäre die Enthüllung eines Systems von Patientenschacher kaum einen akademischen Rülpser wert. Was ist denn dabei! Und daß die Alma mater eine Pensionsmutter ist, welche die Kunden, die sie einfängt, auch noch ausruft, ist uns keine erhebliche Sensation. Die einzige Regung, die sie weckte, wäre das Bedauern, daß wir nicht auch die Namen der Krankheiten in der Zeitung zu lesen bekommen. Denn die Menschen dieser Stadt sind auf das Genanntwerden eingerichtet. Nicht die wenigen von großem Wuchs, die da leben und sterben, ohne daß die kleine Chronik von ihnen Notiz nimmt. Aber die vielen, die dabei sind, wenn Herr Blériot fliegt, oder sonst etwas geschieht. Wer war denn dabei? fragen wir, und alle, alle, ob Ärzte oder Patienten, werden dann genannt. Die Frau Pinkeles trug ein taillor-made-Kleid und eine Toque à la Turque, und der kleine Advokat mit dem Doppelnamen — für den Fall, daß der eine durch einen Druckfehler verstümmelt wird — war auch dabei. Immer ist er dabei, wenns einen Fortschritt der Menschheit zu erringen gilt, immer, immer, und wenn darob die große Flucht der Menschheit vor dem Fortschritt anheben wird, ist er dabei, und alles, was nicht Namen hat, aber genannt wird. Was ist denn dabei!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Krondorfer natürlicher alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf. Berlin.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eigensten Interesse die Konditionen des alten bewährten Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig** H. 4200 D.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Karl Kraus:

MAXIMILIAN HARDEN

Eine Erledigung

Preis 60 h = 60 Pf.

Ein Nachruf

Preis 60 h = 60 Pf.

HARDENS ANTWORT

Preis 60 h = 60 Pf.

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: **KARL KRAUS**

Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelnummer in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Nummer 289, 25. Oktober: Luftgaukler. Von Karl Kraus. — Aus dem Papierkorb. Von Karl Kraus. — Der Schatten. Von Otto Stoessl. — Bekannte aus dem Varieté. Von Karl Kraus. — Glossen. Von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstr. 3

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Sie gehören zusammen! — Sie gehören nicht zusammen! — Der Giftmord, die Moral und der Postverkehr. — Glossen. — Schrecken der Unsterblichkeit. Sämtliche Beiträge von Karl Kraus.

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN—BERLIN
EN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
ERLINER BUREAU: HALENSEE, KATHARINENSTRASSE 5

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHE
BROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.5

In zweiter Auflage erschien:

Sittlichkeit und Kriminalitä

Erster Band der ausgewählten Schriften von **Karl Krau**

Broschiert . . M 6.– Ganzleinen . . M 7.25

(L. Rosner, Wien und Leipzig)

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, der Verlag der ‚Fackel', Wie III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 und das Berliner Bureau der ‚Fackel' Berlin-Halensee, Katharinenstraße 5, entgegen.

Im Verlage **Jahoda & Siegel,** Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße erschien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 **SEITEN** 8°, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Durch alle Buchhandlungen, durch das Berliner Bureau der ‚Fackel', oder direkt durch den Verlag gegen Einsendung des Betrages zu beziehen.

Die Fackel

Nr. 291 30. NOVEMBER 1909 XI. JAHR

Sie gehören zusammen!

Von **Karl Kraus**

Die »Concordia«, der Verein gegen Verarmung und für Bettelei, hat also richtig dank der sinnigen Erfindung, sich am gleichen Tag in die Welt zu setzen, den größeren Teil der Schillerehren abbekommen. Ihr Präsident, jener emeritierte Börsenredakteur des Herrn Benedikt, von dem das geflügelte Wort stammt: »Ich lass' mich nicht länger sekieren, ich geh, ich hab' genug!«, hielt eine Festrede, in der er ausdrücklich dementierte, daß der Idealismus tot sei, und rief: »Sind denn die Menschen, denen die Errungenschaften der Freiheitskämpfer in den Schoß fielen, wirklich allesamt dem reinen Eigennutz, der nackten Selbstsucht untertan? Ich wage es, die Frage zu verneinen . . . Ich bestreite entschieden, daß die neue Generation dem herzlosen Materialismus verfallen sei«. Man blicke nur um sich. Im Leitartikel und im Feuilleton zeige sich »neben vollendeter Darstellung stupendes Wissen, Scharfsinn, sprühender Geist, Liebreiz und feinster Geschmack. Selbst kleine Tagesnotizen sind oft literarische Kabinettsstücke, die den Meister der Sprache, die den Dichter verraten«. Auf diese Eröffnung hin konnte sich der Ministerpräsident Freiherr v. Bienerth, den man unter den Anwesenden bemerkte, nicht länger zurückhalten. Er rief aber nicht etwa: »Ich hab' genug!«; wie er denn auch in seiner amtlichen Tätigkeit noch immer jener Gefühlsregung ausweicht, die sich in dem Entschluß ausdrücken

ließe: »Ich geh'!«. Im Gegenteil. Er ließ ein Lied auf die Wiener Presse aus der Kehle dringen, von dem er in seiner Anspruchslosigkeit gewiß glaubte, daß es Lohn sei, der reichlich lohnet. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht, der ihm noch draufzahlte. Wie mag er überrascht gewesen sein, als er schon am nächsten Tage sich extra belohnt und als genialen Staatsmann in eben jenen Blättern gefeiert sah, die ihm bis dahin auch nur die bescheidensten Fähigkeiten abgesprochen hatten. Wahrlich, er hatte ein Recht, zu sagen, die »Concordia« zähle heute »zu den stolzesten Schöpfungen des Mutualismus in Österreich«. (Stürmischer Beifall). Wohl, er hatte ein Recht zu behaupten, »das ganze öffentliche Leben der Epoche« sei »auf Publizität aufgebaut«. Und wahre Publizität werde heute »fast nur noch durch die Presse vermittelt, lebe nur in der Presse und durch die Presse«. Zweifellos. Denn was nützt es dem Herrn v. Bienerth, daß das Gerücht von seinen staatsmännischen Fähigkeiten im Wege des Tratsches christlichsozialer Hausmeisterinnen verbreitet wird? Wenns in der Judengasse nicht kolportiert wird, also nicht schwarz auf weiß zu lesen ist, kann eine österreichische Regierung mit den schönsten Talenten Pleite machen. Darum muß ein österreichischer Minister von Zeit zu Zeit die Gelegenheit wahrnehmen, der ‚Neuen Freien Presse' zu sagen, daß er ohne sie nicht regieren könne, ja, wenns sein muß, daß er ohne sie nicht frühstücken könne. Und von Zeit zu Zeit muß ein österreichischer Minister sich genau so gebärden, als ob er der bekannte Schabbes-Goi wäre, jener Funktionär, den die liberalen Redaktionen sich halten, damit er an hohen Festtagen die den Redakteuren unerlaubten Handlungen für sie verrichte, oder solche, die sie selbst nur mit geringerer Autorität verrichten könnten. Wenn es nun die Unschuld des Hilsner oder

die Denkmalswürdigkeit Heines gilt, genügt in der Regel Herr Pötzl als Eideshelfer oder sonst ein bodenständiger Jochanaan, den der Redaktionsherodes in der Zisterne schmachten läßt, bis er eines Tages — doch nicht den König von Cappadocien meint. Die ‚Neue Freie Presse' verschreibt sich für solche Zwecke einen arischen Hofrat und fünf Ärzte, die eidlich begutachten. Jetzt aber haben sie es alle zusammen bis zum Ministerpräsidenten gebracht, der bei einem so außerordentlichen Anlaß, wie dem des fünfzigsten Geburtstages des Journalistenvereins, der berufene Mann ist, der Welt zu sagen, daß der Reinertrag der kulturellen Entwicklung der »Concordia« zufällt. Daß die deutschen Dichter und alle anderen abhängigen Kaufleute, Musikanten und Komödianten mit ihrem Glückwunsch aufwarten, ist gar nichts. Solche Heerschau bietet auch die Präsenzliste eines gewöhnlichen Concordiaballes oder der Inhalt seiner Damenspende. Daß ein Gerhart Hauptmann, bekanntlich »Deutschlands erster Dichter«, die Concordia die »große Kulturträgerin« nennt, ist auch noch nicht viel, und nicht einmal, daß er sich ihren sprachlichen Anregungen dankbar erweist, indem er »das Wachsen und Blühen der Concordia aufrichtig beglückwünscht«. Auch ist es noch immer kein Ereignis, daß Herr Bernhard Shaw, der schon bald den Trebitsch wird ins Deutsche übersetzen können, die feinsinnige Bemerkung macht, er beglückwünsche die Concordia »nicht, weil sie sechzig Jahre alt ist, sondern weil sie ihre Jugend mit jeder neuen Journalistengeneration erneuert«; nicht ohne die Pointe hinzuzufügen, je jünger sie sei, desto besser verstehe sie seine Stücke. (Der Schäker!) Und nicht einmal die Carmen Sylva macht mit ihrem Sprüchlein das Kraut fett, wiewohl ihr so wirtschaftliche Abwechslung in ihrem Dichterleben immerhin gut anschlüge. Ja, selbst der Archivar Albert Josef Weltner, der wie der gute Krondorfer

nie auf unserm Geburtstagstische fehlt, dürfte mit seinen Versen das Selbstbewußtsein der »Concordia« noch nicht wesentlich gehoben haben. Nichts, was sie nicht schon hundertmal gehabt hätte. Aber ein österreichischer Ministerpräsident, christlichsozialer Sympathien dringend verdächtig, der unter sie tritt und ihr faustdicke Liebenswürdigkeiten sagt — das konnte sie brauchen. Er suchte nach Genossen der Schmach. Er langte sichtlich nach Teilnehmern der Situation, deren peinliche Neuheit er fühlte. Er redete sich auf die Epoche aus, er berief sich auf die Entwicklung, er appellierte an das Schicksal, er holte Tod und Teufel herbei, um nicht so ganz nackt unter den Reportern zu stehen. Da verfiel er auf die Wissenschaft. Hat sich die nicht längst schon mit der Presse kompromittiert? Jawohl, »selbst die Wissenschaft«, sagte Herr v. Bienerth, »erkennt die Presse heute als den ebenbürtigen jüngeren Bruder an, der ihre Geistesschätze in Scheidemünze umprägt und in Verkehr bringt«, und wies in sinniger Weise darauf hin, daß die feierliche Versammlung von Geschichtenträgern sich im Festsaal der Akademie der Wissenschaften breitmache. Versteht sich, auch der große Bruder ist auf Reklame angewiesen, und wie stünde der Herr Professor Noorden mit seiner Wissenschaft da, wenn ihm die ‚Neue Freie Presse' nicht die Patientenliste abdruckte und wenn man nicht heute auch die Geistesschätze nach einem bestimmten Tarif in Verkehr zu bringen vermöchte. Wobei freilich bemerkt werden muß, daß die Annahme des Ministerpräsidenten, daß dergleichen gegen Scheidemünze zu erreichen sei, noch immer eine gewisse Geringschätzung der Presse bedeutet. Davon können sich die offiziellen Herren eben doch nicht ganz freimachen. Und wenn sie die Presse selbst so dringend brauchen wie der Herr v. Bienerth. Er bekannte seine Notdurft mit wohltuender Aufrichtigkeit, ja, er nahm sich kein

Blatt vor den Mund, als er allen Blättern zum Munde sprach. Er begann damit, von den »großen Schwierigkeiten« zu erzählen, die man ihm jetzt in der österreichischen Politik mache, und drückte die Überzeugung aus, daß das »erlösende Wort« bald gesprochen würde. »Von dieser Zuversicht erfüllt, bin ich gerne der freundlichen Einladung gefolgt, in Ihrer Mitte zu erscheinen.« Am nächsten Tag schon stand das erlösende Wort in den Zeitungen. Es war ein Erfolg, als ob Herr v. Bienerth die Antrittsvisite des Debutanten in den Redaktionen mit einem einzigen Bückling nachgeholt hätte. Der Wunsch, daß sämtliche Bureaux, in denen die Chefredakteure sitzen, nur einen hintern Aufgang hätten, schien erfüllt zu sein. Der Ministerpräsident sollte erfahren, daß er nicht zu viel gesagt habe, als er der Wiener Presse außer Geschmack und Anmut auch die »Beweglichkeit« nachrühmte, die in ihren Spalten lebe, und hervorhob, es sei »das Wunderbare an ihr, daß sie selbst die Wunden heilt, die sie schlägt«. Sie tat es. Aber sie konnte nicht anders. Der Herr hatte ihr Komplimente angetan, auf die auch die anständigste Person hereingefallen wäre. Er hatte sogar alle Verdächtigungen ihrer Unschuld abgewehrt, um sie dranzukriegen. Und er hatte beteuert, daß gerade die Schönheitsfehler, die man ihr immer vorwerfe, einen erotischen Reiz auf ihn ausüben. Was entschuldigte er nicht alles! »Selbst der Plural der Majestät, den der Journalist anwendet«, rief er, »ist nicht der Ausdruck von Stolz oder Überhebung, sondern nur ein Zeichen der Hingebung und des Entsagens, denn in diesem ‚Wir' opfert der einzelne sein ‚Ich' auf und läßt seine Persönlichkeit, seine Individualität ganz im Wesen des Blattes aufgehen, dem er dient.« Gewiß ist diese Bordelltreue ein sympathischer Zug; aber ich möchte den Wert der Persönlichkeiten und Individualitäten nicht wägen, die das Zeug

dazu haben, sich der Lebensaufgabe einer geistigen Madame Riehl unterzuordnen. Liegt Vergewaltigung der Menschenwürde vor, geht es wirklich um den Verzicht auf Ruhm und Nachruhm, wie Herr v. Bienerth meint, dann hinaus mit einer Regierung, die anstatt die Gitterstäbe des publizistischen Lebens zu brechen und eine strenge Untersuchung anzuordnen, solchem System öffentlich das Wort redet! Natürlich haben wiederum, wie damals, ein paar Beamte den Vorteil gehabt, indem sie gratis zur Liebe gekommen sind. Pfui Teufel! »Generationen stiller Arbeiter und Diener am Worte«, sagte dieser Ministerpräsident, »sind dahingegangen, und die Presse ist immer höher gewachsen«. Natürlich, die Bordellmütter sind umso reicher geworden, je widerspruchsloser ihre Opfer sich ausnützen ließen. So und nur so fasse ich die stille Dienerschaft am Wort auf. Denn daß Herr v. Bienerth meinen Aphorismus kennt, der das Wesen des Sprachkünstlers in die nämliche Formel faßt, will ich nicht glauben. Er wird doch nicht auch noch meine Gedanken, durch die ich die Distanz des Künstlers vom Journalisten abstecke, zur Verherrlichung des Journalismus verwenden wollen? Wehe ihm! Daß die Presse durch den »immer großartiger werdenden Nachrichtendienst ein unlösliches Band um Völker und Staaten schlingt«, mag er ihr nachsagen. Wenn den Bau der Welt sonst nichts zusammenhält, mir kanns recht sein. Einstweilen scheint aber der Nachrichtendienst nicht die Völker untereinander, sondern bloß die Regierungen und die Redaktionen zu verbinden. Gehören wir doch zusammen! sagte Herr v. Bienerth, als er beim Fest der Presse erschien; und damit hat er wahrlich eine Wahrheit ausgesprochen, die jenes erlösende Wort ist, auf das die Schwierigkeiten der Politik, aber auch die Beschwerden der Kultur gewartet haben!

* * *

Sie gehören nicht zusammen!

Die folgende Gegenüberstellung enthält wie durch ein Wunder alle Sätze, die von den beiden Staatsmännern über dasselbe Thema gesprochen worden sind:

v. Bienerth:	v. Bismarck:
Ich war der Meinung, daß die Regierung nicht fehlen dürfe, wenn eine angesehene Vereinigung heimischer Publizisten ein so bedeutsames Jubiläum begeht.	Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische, das ist mir gleichgiltig. Ich lege nur Wert auf die Geschichte, was die später über mich sprechen wird. (1890)
Gehören wir doch zusammen, ergänzen wir doch einander, und diese Gemeinsamkeit, die uns an Werktagen verbindet, darf auch an Festtagen nicht versagen.	In ihrem gegenwärtigen Zustand gewährt die Tagespresse weder für die Regierung noch für die politische Bildung der Bevölkerung einen Nutzen, vielmehr das Gegenteil. (1873)
Der ernste und ehrliche Journalist von heute strebt nicht, über sich selbst hinauszuwachsen, er tritt im Gegenteile genügsam zurück, bescheiden fügt und ordnet er sich ein . . . Ein reiches ursprüngliches Lebenswerk taucht auf diese Art nicht selten in Namenlosigkeit unter, für die es keinen zeitlichen und keinen Nachruhm gibt. So mancher schafft da sein ganzes Leben, spricht täglich zu den Lesern seines Blattes, aber sein Name wird vielleicht dann zum erstenmal genannt, wenn seine Augen sich geschlossen haben.	Wenn jemand in einem anonym geschriebenen Brief verleumdet, so hält man das im allgemeinen für eine ehrlose Beschäftigung; wenn jemand aber in gedruckten Blättern verleumdet, ebenso anonym, so ist es »Freiheit der Presse«, für die einzutreten ist gegen jedermann, der sich gegen diese Verleumdung wehren will. (1885)
So sind Generationen stiller Arbeiter und Diener am Worte dahingegangen, und die Presse ist immer höher gewachsen. Aus dem geistigen und materiellen Leben unserer Zeit läßt sich die Zeitung gar nicht mehr wegdenken. Man kann sagen, das ganze öffentliche Leben der Epoche ist auf Publizität aufgebaut.	Wir haben uns gegen die Autorität des Gedruckten erst allmählich abstumpfen können, und das ist namentlich seit 1848 gelungen; bis dahin hatte für einen großen Teil der Bevölkerung alles Gedruckte seine besondere Bedeutung; jeder, der auf dem Lande nur ein Amtsblatt las, hielt das Gedruckte

Wahre Publizität aber wird heute fast nur noch durch die Presse vermittelt, lebt nur in der Presse und durch die Presse.

Sie ist es auch, die durch ihren immer großartiger werdenden Nachrichtendienst ein unlösliches Band um Völker und Staaten schlingt und diese einander näher bringt.

Das ist eben die große, völkervereinigende Sendung der Journalistik, eine Sendung, der sich gleich bedeutsam ihre Aufgabe als das rege kritische Gewissen der Zeit zugesellt.

Gewiß ist auch die Presse wie alles Menschenwerk unvollkommen, aber das ist das Wunderbare an ihr, daß sie selbst die Wunden heilt, die sie schlägt.

für wahr, ungeachtet des üblichen Sprichworts: er lügt wie gedruckt; es wird vielleicht auch dahin kommen, zu sagen: er lügt wie telegraphiert. (1869)

Denn gegen den Mißbrauch, der mit diesem Beförderungsmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute noch auf der Hut; sie denken nicht an den Reichtum von Geldmitteln, der es jemandem möglich macht, zum Telegraphieren aller in drei bis vier Sprachen übersetzten Tendenzlügen in verschiedenen Weltstädten Lektoren zu bezahlen . . . (1869)

Es wird in unseren Zeitungen zu viel auf Sensationelles gesehen, als ob alle Tage so etwas passieren müßte . . . Da setzt er (der Korrespondent) sich dann hin und berät sich mit seiner Phantasie oder er macht sich an auswärtige Gesandschaften, die ihn natürlich gern mit Nachrichten versehen, welche ihren Zwecken entsprechen. (1875)

. . . Verdrehungen, zum großen Teil in der ohne Zweifel patriotischen Absicht, das Ausland auf die Abwege der Regierung aufmerksam zu machen . . . (1863)

Sie (die Presse) hat die drei letzten Kriege veranlaßt. Die dänische zwang den König und die Regierung zur Einverleibung Schleswigs, und die österreichische und die süddeutsche hetzte gegen uns, die französische hat zur Verlängerung des Feldzuges beigetragen. (1877)

Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich. (1868)

Große Anforderungen werden heute an den Journalisten gestellt, dafür aber wird ihm die Genugtuung zuteil, daß sein Werk immer mehr im allgemeinen an Geltung und Bedeutung gewinnt.

Die Gedanken, die Einfälle, die Pläne, die seines Geistes eigen sind, werden in dem Augenblicke, da sie in Druckerschwärze erscheinen, zum Gemeingute . . .

Indem jede Meinung zum Worte gelangt, ist ein freier Wettkampf der Ideen möglich.

Selbst die Wissenschaft erkennt sie als den ebenbürtigen jüngeren Bruder an . . . Die Zeitung wirkt als die tagtäglich sich fortsetzende Schule der Erwachsenen.

Ich fürchte sehr, Sie werden mir den Vorwurf machen, daß ich viel zu viel von der Presse im allgemeinen und viel zu wenig von unserer heimischen Presse spreche. Ich gestehe offen, daß ich diesen Fehler nicht ohne Absicht begehe, denn, wenn ich von unserer heimischen Journalistik sprechen soll, so empfinde ich einige Verlegenheit . . .

Ich würde mich aber einer Unterlassung schuldig machen, wollte ich nicht der höchst erfolgreichen charitativen Tätigkeit unserer Presse gedenken . . .

Die »Concordia« zählt heute zu den stolzesten Schöpfungen des Mutualismus in Österreich.

Denn manches, das in den Zeitungen steht, ist denn doch wahr, wenn auch nicht alles.
(1869)

Druckerschwärze auf Papier,
(1888)

Es gibt kaum eine absichtliche Entstellung, kaum eine Verdrehung, die in dieser Sache von der Presse nicht geübt worden wäre . . .
(1863)

Die Zeitungen sind gegenwärtig kein Bildungs-, sondern ein Verbildungsmittel, das keine Begünstigung verdient. (1873)

Wenn jemand wie ich weiß, wie die Freiheit der Presse von prinzipienlosen gebildeten Männern, die den Wert der Wahrheit kennen oder doch kennen sollten, benützt werden kann, wie unendlich gefährlicher muß es dann sein, einen solchen Spielraum einem unerzogenen und nicht unterrichteten Volke zu gewähren. (1887)

Es dürfte in der ganzen Monarchie von der höchsten Wichtigkeit sein, unsere Mitbürger so schleunig als möglich vor dieser moralischen Brunnenvergiftung durch die Presse zu schützen. (1850)

Mir aber ist es klar, daß wir heruntergekommen sind; das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse wieder verdorben. (1881)

Ich kenne keinen anderen Beruf, der an seine wahrhaftigen Bekenner einen solchen Anspruch von Opfermut und Entsagungskraft stellt, wie der journalistische. Der Beruf der Publizisten gleicht dem Baume, der nicht für sich blüht und grünt, dessen Frucht und Schatten immer andere genießen.

Sie befindet sich zum großen Teil in den Händen von Juden und unzufriedenen Leuten, die ihren Lebensberuf verfehlt haben. (1862)

An der Wiener Presse besonders wird allerorten die große technische Vollendung anerkannt, der Geschmack, die Anmut und Beweglichkeit, die in ihren Spalten leben, der Eifer, womit sie bestrebt ist, die Koryphäen des geistigen Lebens heranzuziehen und in den Dienst der Volksaufklärung zu stellen.

Die Presse ist hier in Wien schlimmer, als ich mir vorgestellt hatte, und in der Tat noch übler und von böserer Wirkung als die preußische. (1864)

Es gereicht mir zur Genugtuung, Ihnen zu den großen Errungenschaften die wärmsten Glückwünsche und die aufrichtige Anerkennung der Regierung aussprechen zu dürfen.

Sie begreifen, daß ich jetzt von der Presse nur noch mit ironischer Geringschätzung rede. (1890)

Der Giftmord, die Moral und der Postverkehr *)

(Situationsbericht vom 26. November)

Von **Karl Kraus**

Die Bevölkerung ist in größter Erregung. Sie bestürmt die Presse, die gleichfalls in größter Erregung ist, mit Anfragen und die Polizei, die nicht nur in größter Erregung ist, sondern auch »fieberhaft arbeitet«, mit Vorschlägen. Alles ist auf den Beinen, alles nimmt den Mund voll, alles Interesse ist jener Rubrik des öffentlichen Lebens zugewendet, wo die kriminellen Bilderrätsel stehen: »Ein Offizier macht einen Brief auf. Wo ist der Mörder?«

*) Affaire Hofrichter

Die bekannte Unterstützung, die die Polizei vom Publikum erfährt, wenn es sich darum handelt, einen zu fangen, hat diesmal ihren besondern Sporn. Es geht jeden an. Aber nicht, weil jeder in Gefahr schwebt, einen Giftbrief zu bekommen — er braucht ja die Pille nicht zu schlucken —, sondern weil in so aufgeregten Zeiten jeder in Gefahr schwebt, als Giftmörder verhaftet zu werden. Schließlich hat jeder Mensch ein Merkmal, das die Daktyloskopen, Schriftgelehrten und Pharisäer in den Spuren des Täters gefunden haben. Zur Zeit, da ein stadtbekannter Mörder einen Havelock trug, ging es allen an den Kragen und alle wurden erwischt, die das Kainszeichen dieser Kleidung trugen. Jetzt hat der Polizei jemand gesagt, daß der Mensch irrsinnig sein müsse, der solche Dinge tut, wie sie jener Giftmörder getan hat. Die Folge davon ist, daß sie in die Irrenanstalten eindringt, um den Mörder zu suchen, und die Insassen, die bisher nur von Psychiatern beobachtet waren, nun auch der Obhut der Detektivs unterstellt Weil bei einem Mörder Irrsinnsverdacht vorliegt, lenkt sie den Mordverdacht auf die Irrsinnigen. Es könnte immerhin sein, daß ein Internierter Urlaub bekommen hat, um die Giftbriefe aufzugeben. Aber auch jener Teil der österreichischen Bevölkerung, der auf freiem Fuß ist, muß sich stündlich von dem Arm der Gerechtigkeit gestreift fühlen. Es herrscht die bange Spannung einer Schulstunde. Und dabei ist es nicht so sehr die Frage, wer drankommen wird, die alle Gemüter bewegt, als die Erwartung, die sich so oft einer Klasse bemächtigt, wenn einer etwas angestellt hat, der sich nicht melden will, und die Untersuchung auf einem toten Punkt steht: Einer muß es gewesen sein, und wenn er sich nicht freiwillig meldet, bleibt die ganze Bevölkerung hier!

Wenn wir aber ein gutes Gewissen haben und die Sache ohne Erregung betrachten, so können wir sagen, daß sich uns in dieser Giftmordsensation vor allem drei Faktoren aufdrängen: Herr Stukart, die Sittlichkeit und die findige Post.

Die Sittlichkeit ist eigentlich wie immer die Hauptsache. Allgemeine Entrüstung herrscht über den Elenden, der einen Giftmord nicht einfach beging, sondern »in das Schellenkleid der Zote und in die Form eines derben erotischen Spasses« kleidete. Man kanns gar nicht aussprechen, welchem Zwek die

Pille zugedacht war, wenn sie nicht eben eine tötliche Wirkung gehabt hätte. Die andeutende Moral findet zwar auch den Giftmord als solchen anstößig, aber näher geht ihr der »aphrodisische Zweck«, dem der Täter die Pillensendung empfahl und den man zwar im Annoncenteil, aber nicht im Leitartikel erläutern darf. Nicht der vergiftete Pfeil, aber daß Eros der Absender war, beunruhigt die Gemüter. Die Aussicht auf Erhöhung der Potenz, die ein Blick in den Annoncenteil ohne poetische Umstände eröffnet, wird im Leitartikel passend umschrieben. »Er wühlte in der Vorstellung herum, wie gerade Lebensgier die Unglücklichen mitten aus der Hoffnung auf berauschenden Genuß in das Verderben hineinreißen wird. Er sah in der Phantasie, wie diese armen Menschen, von der Lockung gereizt, das Unbekannte zu versuchen, noch von Zärtlichkeiten träumend sich auf dem Boden in Schmerzen winden u. s. w.« Der Offizier, dem's geschah, muß aber gegen den Verdacht, als ob er das Mittel nötig gehabt hätte, in Schutz genommen werden. Offenbar nahm er es nicht zur Hebung der Manneskraft, sondern um zu sterben. »Er hat sich vielleicht um den Inhalt der Gebrauchsanweisung gar nicht gekümmert oder nur achtlos, wie das jedem geschehen kann, darüber hinweggelesen und, ohne zu denken und ohne sich des Zwecks bewußt zu sein, die verhängnisvolle Pille, die von Oblaten verhüllt war, geschluckt.« Also gewiß nur, weil er sie für tötlich hielt und ohnedies sterben wollte. Die Pille war von Oblaten verhüllt, er konnte daher nicht ahnen, daß sie ein gemeines Aphrodisiakum sein könnte. Hätte er das geahnt, er hätte sie nicht geschluckt, sondern mit Entrüstung zurückgewiesen. Wofür hielt er sie? Im ersten Moment hatten wir angenommen, er habe sie geschluckt, weil er sich ihres tötlichen Zwecks nicht bewußt war. Warum hätte er sie aber schlucken sollen, wenn er sich auch ihres aphrodisischen Zwecks nicht bewußt war? Nein, es wird nicht gelingen, ihn zu entschuldigen. Er hat im vollen Bewußtsein, daß die Pille als ein Mittel gegen Männerschwäche offeriert wurde, gehandelt, und er hat sie vielleicht nicht nur trotz, sondern wegen dieses Wissens geschluckt. Die Moral müßte ihn verurteilen. Aber sie sucht nach Argumenten für seine Entlastung. »Diese Auffassung« (daß er an ein Aphrodisiakum auch nicht einmal gedacht habe),

sagt sie, »hat die größte Wahrscheinlichkeit. Der junge Mann hatte eine Braut und schrieb gerade an sie, als das Unglück geschah. Er war sicher in diesem Augenblicke weit davon entfernt, sich auf Spässe einzulassen, die seinem ganzen Wesen und der Würde, die ihm nachgerühmt werden, widersprachen.« Spässe? Die Hebung der Manneskraft ein Spaß? In Widerspruch zur Manneswürde? Die Tatsache, daß er eine Braut hatte und an sie gerade schrieb, als ihm das Mittel ins Haus kam, ein Beweis gegen die Möglichkeit, daß er sich einer aphrodisischen Lockung zugänglich zeigte? Aber schon ist ein weiterer Beweis zur Stelle. »Auch der Diener berichtet, daß sein Herr den Abend bei der Lampe zu Hause zubringen wollte, und dieses Symptom beweist, daß der arme Hauptmann kaum ahnte, was in der Gebrauchsanweisung enthalten war, als er mechanisch eine der auf seinem Schreibtische vor ihm liegenden Pillen in den Mund nahm.« Es ist in der Natur eines Symptoms gelegen, daß es nicht ganz verläßlich ist. Daß einer bei der Lampe sitzt, ist bloß ein Anzeichen dafür, daß er eine Gebrauchsanweisung nicht liest, immerhin aber ein Beweis, daß er sie kaum liest. Sicher aber ist, daß ein ernster Mensch eher eine Pille, die ihm der Briefträger bringt, mechanisch in den Mund nehmen als den Brief lesen wird, der ihr mitgegeben war. Jedenfalls ist die Schärfe der Untersuchung bemerkenswert, die gegen den verstorbenen Hauptmann geführt wird. Den hat man. Und die Symptome, Spuren, Beweise für seine sittliche Lebensauffassung sind wichtiger als die Anhaltspunkte, die man etwa auf der Suche nach dem Mörder findet. Ein Giftmord eröffnet den Verdacht, daß die Moral verletzt worden sei, es besteht die Aussicht, daß man endlich einmal hinter so etwas kommt, und Presse, Polizei, der gesamte Generalstab der Moral sind am Werke, den Tatbestand zu verschleiern und den Schuldigen herauszuhauen.

Die einzige Post, jene Institution, die den Ruf der Findigkeit vor der Polizei voraus hat, scheint sich durchaus für die Überführung jenes Unbekannten zu interessieren, der an den Hauptmann nicht nur eine unsittliche Zumutung gestellt, sondern ihn auch ermordet hat. Man soll unserer Post nicht nachsagen, daß sie sich damit begnügt, Giftbriefe an die Adressaten richtig zu befördern. Ihre

Findigkeit bewährt sich auch in der Ermittlung des Absenders. Wie sollte sie aber diesen, da er sich doch vorsichtshalber nicht auf dem Kuvert unterschreibt, anders herauskriegen, als durch eine Eigenschaft, die sie vor allem auszeichnet, nämlich durch ein vorzügliches Physiognomiengedächtnis? Unsere Post ist imstande, sich an jeden Aufgeber, der an ihren Schalter tritt, zu erinnern. In den Hauptstädten anderer Staaten pflegt diese Eigenschaft der expedierenden Beamten in der Fülle der Gesichte, die ein riesiger Parteienverkehr mit sich bringt, zu verkümmern. Bei uns bleibt ein Vorfall, wie die Übergabe eines Briefes am Schalter, noch lange im Gedächtnis des Beamten haften, und wenn die friedliche Ruhe eines Postamts nicht gerade durch das Fangerlspiel der Telegraphistinnen — ich hatte neulich meine helle Freude an solcher Übung jugendlichen Frohsinns — unterbrochen wird, so bedeutet gewiß ein Mann, der acht Pakete bringt, eine so starke Abwechslung, daß seine Erscheinung noch lange den Gesprächsstoff in den beteiligten Kreisen bildet. Man höre nur, was die Funktionäre jenes berühmten Postamts erzählten, als die Polizei darauf bestand, daß sie ihre Beobachtungen aus den letzten Wochen zu Protokoll gäben:

Der Amtsdiener Born, der beim Auflegetisch stand, sah den Fremden kommen und sagte: »Was bringen S' denn da für einen Haufen?« Der Fremde sagte: »Es sind ja nur acht Stück«, legte sie auf den leeren Tisch hin und entfernte sich. Die Manipulantin Fräulein Posselt sowohl wie der Amtsdiener Born haben also den Mann gesehen, und als der Unbekannte fort war, entspann sich folgender Dialog: Fräulein Posselt: »Was muß denn das für ein Sportsmann sein mit seinen gescheitelten Haaren und seinen lichten Gamaschen?« Born: »Ausschauen tut er wie ein Engländer.« Fräulein Posselt: »Was sind denn das für Briefe?« Born: »An lauter Offiziere. 's is überall was drin.« Fräulein Posselt: »Wahrscheinlich eine Überraschung zu Leopoldi.« Dann bekam Fräulein Posselt die Briefe in die Hand und sah, daß einige vollständige Hausadressen hatten, andere nur die Bezeichnung »Wien«. Der Giftbrief an den unglücklichen Hauptmann Mader aber war, wie sie durch die zufällige Erinnerung an ein nebensächliches Detail beim Kartieren bestimmt weiß, in die Hainburgerstraße, also in die Wohnung adressiert.

Wenn es gelingt, durch solche Unterstützung des Mörders habhaft zu werden, so wird es ein Verdienst unserer Post sein, um das sie etwa die Berliner Post beneiden könnte. Je geringer der Parteienverkehr, desto größer die Aussicht, eine Partei zu entlarven, die

Böses im Schilde führt. Daß aber die Absendung von Giftbriefen durch eine Aufhebung der ganzen Institution wesentlich erschwert würde, unterliegt keinem Zweifel. Postämter, in denen Nestroysche Unterhaltungen geführt werden, könnte man zwar aus Pietät bestehen lassen; sie sind ganz herzig und bewähren sich schließlich in ihrer Art. Aber es ist eine alte Wahrheit, daß die Eisenbahnkatastrophen von den Eisenbahnen kommen, und ich kann es mir darum nicht versagen, auch aus dieser Sphäre einen Nestroyschen Dialog zu zitieren, nämlich einen echten, in dem das Neuartige dieses Verkehrsmittels nicht anders zum Ausdruck kommt, als die postalische Sensation der acht Pakete in jenem Gespräch:

Ignaz: Na, du wirst Augen machen, Vetter, wannst auf die Eisenbahn kommst. — Peter: Ich fürcht' mich a bisserl vor die Dampfkessel und vor die Lokomotiver. — Frau Zaschelhuberin aus Neustadt: Fürchten vor der Eisenbahn? — Peter: Ja bei mir is es 's erste Mal, Sie scheinen zwar eine resolute Frau zu sein, aber 's erste Mal werd'n Sie Ihnen auch g'forchten haben. — Frau Zaschelhuberin: Fahren Sie mit nach Neustadt? — Peter: Bitt' untertänig, nur nach Brünn. — Frau Zaschelhuberin: O das is nix, da is kein Tunnel auf'm ganzen Weg . . . . Wenn Sie einmal den schauerlichen Tunnel bei Gumpoldskirchen werden passiert haben . . . — Ignaz: Das is was Außerordentliches.

So richtig nun die Polizei handelt, wenn sie die Aussagen der Postbeamten ernst nimmt, denen die Abwicklung des Parteienverkehres starke Erlebnisse bringt, so richtig es eben ist, sich auf die Findigkeit der Post in der Eruierung des Absenders zu verlassen, so verfehlt ist es, ihre Einrichtungen selbst zur Grundlage einer Untersuchung zu machen. Denn wenn ein Giftmord verübt wird, kommen nicht nur erotische Mißbräuche, sondern etwas noch viel Schlimmeres an den Tag: die Schlamperei. Eine einzige unter den vielen Zuschriften aus dem Publikum, mit denen die Affäre uns gepeinigt hat, hat einen tieferen österreichischen Sinn. Der Einsender macht nämlich darauf aufmerksam, daß bei den polizeilichen Forschungen immer angenommen wurde, daß die Giftbriefe zu einer bestimmten Stunde aus den Briefsammelkästen ausgehoben worden seien. »Ich habe jetzt schon mindestens fünf- bis sechsmal festgestellt, daß der mir zunächst liegende Sammelkasten in der Titlgasse statt um 8 erst um ½10, statt um 10 erst nach ¼12, statt um 12 erst nach ¼ oder ½2 Uhr und so weiter

immer etwa um 1 oder 1½ Stunden nach der vorgeschriebenen Zeit ausgehoben wurde. Kann dergleichen nicht auch in anderen Bezirken vorkommen?« Auf die Frage, wann ein Zug eintrifft, wird einem in Österreich bekanntlich die Antwort: »So um a elfe kommt er gern.« Wenn nun ein Unglück geschah und die Behörde sich bei der Untersuchung auf den Fahrplan verließ, so kann es leicht passieren, daß ihre ganze Mühe umsonst war. Solche Überraschungen brächten freilich zwar einen Sherlock Holmes um den Ruhm, aber nicht Herrn Stukart. Er arbeitet fieberhaft. Und wenn ihn das Gedächtnis der Postmanipulantin im Stich läßt, so wendet er sich an eine Graphologin. Diese stellt fest, daß die Schrift in den Begleitbriefen der Giftsendungen die »eines jungen, gesunden, untersetzten Mannes von blühendem Kolorit und sympathischem Aussehen sei«. Stimmt mit den Beobachtungen der Postmanipulantin. Nur daß der Mörder untersetzt war, hatte sie nicht bemerkt. Aber das sieht man eben nicht bei einem oberflächlichen Blick auf die Statur, sondern erst beim genauen Studium der Schrift. »Er scheint sich in bescheidenen pekuniären Verhältnissen zu bewegen, ist sparsam im Hause, nach außen jedoch bemüht, zu repräsentieren.« Stimmt, ein Offizier »Sein Auftreten ist bescheiden, aber sicher und selbstbewußt.« Ein Offizier! »Bemerkenswert ist seine Vorliebe für Häuslichkeit und eingezogenes Leben.« Auch das läßt darauf schließen, daß das Fräulein Poppée die Ansicht teilt, der Mörder sei ein Offizier. »Sein Beruf bringt es mit sich, daß er ein vorzüglicher Zeichner ist. Der Beruf ist technischen Wissenschaften sehr naheliegend.« Stimmt! Er schreibt »abreiszen« mit »sz«: die Graphologin schließt daraus, daß er ein Ungar sei. Auf die nächstliegende Vermutung, daß er lichte Gamaschen trage, ist sie nicht verfallen. Trotzdem braucht man es nicht zu bereuen, daß man sie befragt hat. In Österreich herrscht das gesunde Prinzip, daß bei der Fülle von Reklame, die durch ein Ereignis ins Verdienen gebracht wird, alle Berufe beteiligt werden. Wenn Zyankali verschickt wurde, werden die Apotheker interviewt, um »Kola-Dultz« anzupreisen, die Professoren kommen zum Handkuß, die Ärzte geben Ratschläge, die Advokaten machen Vorschläge, das Publikum stellt Beobachtungen an, die Polizei arbeitet fieberhaft: warum sollte gerade das Fräulein Poppée mit

leeren Händen ausgehen? Ein Bankdirektor stirbt an einer Tapetenvergiftung und sein Tod wird zur Tapeziererreklame. Der Grundsatz alles österreichischen Denkens: »Lass'n verdienen!« Die Öffentlichkeit dieses Landes ist in fortwährender Bewegung. Es ist das lebhafte und malerische Treiben, das sich auf einem alten Stück Gorgonzola abspielt.

*

In letzter Stunde: Es ist der Polizei trotz energischer Untersuchung und der Aufwendung eines beispiellosen Scharfsinns gelungen, des Täters habhaft zu werden. — Ein präterierter Generalstäbler: kein anderer konnte es sein; der Fall war nicht schwierig. Aber wenn er selbst nicht einmal heiklig gewesen wäre: ehe man sich entschließt, einen unter siebzig zu finden, sucht man ihn unter sieben Millionen. Die Polizei macht es sich nicht gern so leicht, wie es ihr die Mörder machen. Sie ist dankbar, aber sie streckt den Arm erst aus, nachdem sie eine Woche lang fieberhaft gestikuliert hat. Dann liegt alles vor Bewunderung auf dem Bauch, und das Antlitz des Herrn Stukart glänzt wie die Sonne, die es an den Tag bringt.

* *
*

Glossen

Von **Karl Kraus**

Der Angeklagte sagte, die Statthalterei habe ihm das Zeugnis ausgestellt, seine Fabrik sei eine Musterfabrik. »Wie wenig das Urteil begründet war« — sagt der Angeklagte — »haben die Katastrophe und deren schauerlicher Ausgang bewiesen.« Und nun erzählt er:

Die Gründe der Katastrophe sind: Ich wollte das Materialmagazin auf dem Boden anlegen — allgemeines Schütteln des Kopfes. Ich sagte: »ich baue einen Schacht, der mit dem übrigen Dachboden nicht in Verbindung steht.« — »Nein, das ist ausgeschlossen«, war die Antwort. Ich: »Wenn Sie mir das schon nicht gestatten, erlauben Sie mir den Bau eines Magazins längs der Feuermauer.« Darauf keine Antwort. »Gehen wir in die Keller hinunter!« Hier waren die Herren ganz entzückt. »Da, der Keller ist das geeignetste Magazin.« Und gerade durch die Einlagerung im Keller war die Möglichkeit der Katastrophe eigentlich gegeben. Das war es, was der Fabrik den Charakter einer Menschenfalle gab, und ich saß in meiner Fabrik auf einem Vulkan. Diese behördlichen Anordnungen haben die Katastrophe verschuldet . . . Ich mache die Behörde hier von diesem Platze verantwortlich . . .

Präs.: Sie haben also selbst erkannt, daß beim Bau etwas nicht

in Ordnung ist. Wenn Sie gescheiter waren, als die Behörden, dann war es, ich muß schon so sagen, gewissenlos, daß Sie doch den Betrieb eröffneten. — Angekl. (achselzuckend): Es ist leichter, nachher zu urteilen. Ich kann doch nicht beurteilen, ob der Bau richtig ist, wenn die Sachverständigen dies sagen. — Präs.: Daß Ihnen erlaubt wurde, das Fabriksgebäude mitten in der Stadt anzulegen, war doch nur ein Entgegenkommen dem Gewerbe und der Industrie gegenüber. Man hat Ihnen gestattet, was eigentlich nicht hätte gestattet werden dürfen. — Angekl.: Für mich wäre es vorteilhafter gewesen, wenn man mir kurzweg erklärt hätte, der Bau genüge nicht, die Fabrik entspreche baulich nicht ihren Zwecken. — Präs.: Sie brauchen, da man Ihnen gegenüber nachsichtig gewesen ist, nicht so sehr auf die Behörde hinzuhauen.

Es ist gewissenlos, in Österreich gescheiter als die Behörden zu sein, und es ist undankbar, auf sie hinzuhauen, wenn durch ihr Entgegenkommen eine Katastrophe herbeigeführt wurde. Verwaltung und Gericht: Man kann sich in Österreich alles richten und es gibt noch Richter in Österreich . . . Wieder ein gutes Stück Tradition, das ich da im Fluge der Zeitungslektüre erhascht habe.

* * *

Womit sich die Herren Richter die Zeit vertreiben.

(Ein Abenteuer im »Moulin Rouge«.) Eine der Pikanterie nicht entbehrende Betrugsanzeige beschäftigte gestern den Strafrichter des Bezirksgerichtes Josefstadt Bezirksrichter Dr. Bilek. Die derzeit im Etablissement »Moulin Rouge« gastierende Tänzerin Lola F., eine hübsche, üppige Blondine, soll nach einer von dem in Triest wohnhaften Kaufmann Rachumin erstatteten Strafanzeige ihn um den Betrag von siebzehn Kronen unter der listigen Vorspiegelung betrogen haben, ihm ihre Gunst zu schenken. In dem Bestreben, »Wien bei Nacht« kennen zu lernen, wurde er von einem Geschäftsfreunde in das Vergnügungsetablissement »Moulin Rouge« geführt, woselbst es ihm bald sehr gut gefiel. Es entspann sich zwischen der Tänzerin und dem Triester Kaufmann eine sehr angeregte Unterhaltung, und die Tänzerin nahm aus der Geldbörse des Kaufmannes mit dessen Zustimmung einen Betrag von 17 Kronen, wogegen (gegen dem daß) sie ihm den Schlüssel zu ihrer Wohnung übergab. Bald verschwand jedoch in einem unbewachten Moment die Tänzerin auf Nimmerwiedersehen, und der Fremde aus Triest hatte das Nachsehen. In seinem Zorn erstattete er gegen die Tänzerin eine Betrugsanzeige, die auch zur Erhebung der Anklage führte. Zu der Verhandlung war die Angeklagte erschienen und bestritt entschieden, den Anzeiger betrogen zu haben, denn sie habe ihm nichts versprochen. Die siebzehn

Kronen habe sie von ihm dafür erhalten, daß sie ihm an seinem Tische Gesellschaft leistete. Der Richter beschloß, zur vollständigen Aufklärung der eigenartigen Angelegenheit den Anzeiger in Triest im Requisitionswege vernehmen zu lassen, und vertagte zu diesem Zwecke die Verhandlung.

Später wurde die Tänzerin freigesprochen, und Herr Rachumin hatte schon wieder das Nachsehen. Aber es ging nicht an, ihm dieses Vergnügen sofort zu verschaffen, und deshalb mußten zuerst Akten beschmiert werden. Die Herren behaupten nicht mit Unrecht, daß sie überbürdet seien. Denn sie müssen auch noch »Kopf oder Adler« spielen. Zum Exempel:

Zwei 15jährige Schusterbuben Josef B. und Franz M. waren vor dem Bezirksgericht Leopoldstadt wegen Hasardspiels angeklagt, weil sie mit einem dritten Kollegen auf einer Wiese im Prater »Kopf oder Adler« gespielt hatten. Der eine hatte vier, der andere sechs Heller bei sich. Der Richter sprach beide Jungen frei, da nicht ein Hasardspiel angenommen werden könne, das geeignet sei, das wirtschaftliche Verderben der Spieler herbeizuführen.

Wie lange wird noch Kopf oder Doppeladler gespielt werden? Es sollte ein verbotenes Spiel sein, weil der Einsatz groß und die Chance gering ist. Und der Kopf gewinnt nie.

* * *

Herr Moriz Benedikt beginnt seinen Nachruf für Herrn v. Taussig mit den folgenden Sätzen:

Theodor v. Taussig ist heute gestorben. Aus dem Mittelstande hervorgegangen, schloß er die Augen in den Prachträumen eines Bankpalastes und lebte den größten Teil des Jahres in einer Villa, die, auf der Höhe des Küniglberges gelegen, ein Merkmal der Landschaft von Hietzing geworden ist. Die Natur war ihm sehr wohlgesinnt und hat ihn zu solchen Erfolgen gut ausgestattet. Er hatte einen schlanken Körper, der über die mittlere Größe hinausgewachsen war und dessen eleganter Schwung selbst an der Vorstufe zum höheren Alter nicht durch Ansatz schwerer Leiblichkeit verdorben wurde.

Anders, begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt.

Wenn er aber von ungarischer Politik spricht, beginnt er:

Auf seidenem Bette ruht Franz Kossuth. Ein seidener Baldachin ist über seinem Lager gespannt, seidene Vorhänge fließen an den Seiten herunter, und all die seidene Pracht, die beim Tapezier zu bestellen ist, umgibt ihn. Weich sind die Federn, worauf sein krankes Bein ausgestreckt ist, weichlich die Luft im Zimmer und von allerlei Wohlgerüchen

durchzogen. ... Vor diesem Bette sind in den letzten Monaten die ungarischen Staatsmänner oft gesessen. Vielleicht sind manche darunter, die, erzogen in der Waldesluft der von den Ahnen vererbten Güter, die Freuden, die ein Parfümerieladen verschaffen kann, nicht mögen. ... Alle haben jedoch diese Gefühle unterdrückt und sind zu dem kranken Handelsminister gekommen. ... Die ungarische Politik begegnete sich mit den höfischen Ansichten in der gemeinschaftlichen Überzeugung, daß der von Gliederreißen schwer geplagte Kossuth einen geradezu entscheidenden Gefechtswert habe.

Sonderbarer Schwärmer!

* * *

Es ist ein pietätvoller Usus bei der ‚Neuen Freien Presse', daß die Hinauswürfe, die dem Herausgeber doch manchmal widerfahren, getreulich in den Nachrufen quittiert werden, in denen die hinauswerfende Persönlichkeit beschrieben wird, sobald sich hinter ihr die Tür des Lebens schließt. Darauf mußte auch Herr v. Taussig vorbereitet sein, und er kann sich heute gewiß nicht dagegen wehren, daß der Leitartikel mit Poesie anfängt und mit Perfidie aufhört. Die Stachelkränze mit Immortellen (zwischendurch mit Stilblüten bespickt), das sind nun einmal die Kondolenzen eines volkswirtschaftlichen Journalisten, der gern am Schmerz teilnimmt, wo er an den Freuden nicht beteiligt war. Es ist etwas Eigenes um die Wahrheiten am frischen Grab, die aus dem innern Drang der Heuchelei kommen. Man soll ihnen nicht wehren. Was man aber den Hinterbliebenen ersparen könnte, sind jene Aufrichtigkeiten, die einem Nachrufer wider seine bessere Absicht entfahren. Es ist ein Malheur, daß man einem Rabbiner nicht genau sagt, was er zu sprechen hat. So konnte es geschehen, daß am Grabe des Herrn v. Taussig Herr Güdemann eine Charakteristik des Mannes gab, die er offenbar für die Quintessenz alles dessen hielt, was in solchen Fällen zum höchsten Preise — ich bitte das nicht mißzuverstehen — des Toten gesagt werden kann. Wenn sie aber in einer antisemitischen Zeitung gestanden hätte, hätte man sie für die schärfste Kritik des sozialen Begriffes Taussig gehalten. Der Oberrabbiner sagte nämlich: »Die Glaubensangelegenheiten betrieb er mit einem Ernst, als ob es

Geschäfte wären, während er die Geschäfte mit einer Gewissenhaftigkeit verwaltete, als ob es sich um Glaubensangelegenheiten handeln würde.«

* * *

Man kann schließlich auch die Inhaltsangabe von Richard II. telegraphieren.

Berlin, 13. November. Josef Kainz setzte als Richard II. sein Gastspiel im Königlichen Schauspielhause fort. Diese Tragödie, in der Shakespeare so eindringlich auf die Hinfälligkeit aller irdischen Größe hinweist, indem er zeigt, daß ein König, wenn man ihn seiner Macht entkleidet, ein unglücklicher Mensch ist . . .

Der Berliner Telegraphenbeamte wird schön gestaunt haben. Er machte Herrn Paul Goldmann darauf aufmerksam, daß im Satz von dem seiner Macht entkleideten König die Pointe fehle, nämlich die Fortsetzung: »während ein Moderner, selbst wenn er einen Bettler sich in einen König verwandeln ließe, ihn damit noch nicht zum glücklichen Menschen machen würde«. Aber Paul Goldmann wehrte ab. Die ‚Neue Freie Presse' habe bloß gewünscht, vor allen anderen Blättern den Inhalt von Richard II. zu erfahren.

* * *

Was sich alles in Wien begibt, wenn man einmal eine Woche nicht da ist. »Drei aus der Steiermark« haben sich zusammengetan, um den Wienern ihre Dichtungen vorzulesen. Es ist zu hoffen, daß der berühmte Buchtitel des Herrn Bartsch nach dem Muster der zwölf kleinen Negerlein eine noch weitere Reduzierung erfährt. Jetzt waren's zwar nur mehr drei, aber sie sind Heimatkünstler. Und von denen kommen immer noch zwölf aus der Steiermark auf ein Dutzend. Der eine las eine »Schnurre«. Das brauchen wir nicht. Der andere war »fidel«. Wir sind es nicht. Und der dritte, ach der dritte, war der Sohn des »steirischen Klassikers«, des Rosegger, aus dessen Augen bekanntlich der Schalk blitzt. Auch an dem Sohne wurde diese Erscheinung wahrgenommen. Das war also Graz. Aber auch Prag stellt seine Heimatkünstler, und darum blieb uns eine Vorlesung des Herrn Hugo Salus nicht erspart. Der ist wieder einer von einer ganz andern Rass'. Fern von jeder Schnurrig-

keit und mehr jenem Schmerz hingegeben, der darum nicht kurzweiliger wirkt, weil er schon tausendjährig ist. »Man kennt die sympathische Art dieses Poeten.« Ich hatte gewettet, daß in den Referaten das Wort »nachdenklich« vorkommen werde. Natürlich hätte ich diese Referate auch schreiben können, wiewohl ich fern von der Vorlesung weilte. Etwa so: »Es war die anmutigste Sprechstunde eines Frauenarztes« (Herr Salus ist nämlich ein solcher und las natürlich in einem Frauenverein). »Die lyrische Seele ordinierte. Und manches duftige Frauengeheimnis fand in dieser müden Stimmung lyrischer Boudoirs seine Lösung. Salus fühlt den Puls der Unverstandenheit, fängt ihn gleichsam in zarten Rhythmen ein. Ein bisserl preziös, wie eben auch dieses Prag schon, so zwischen der weicheren Wiener Anmut und deutscher Ernsthaftigkeit seine preziöse Note hat. Aus der nachdenklichen Stimmung dieser Versreihen, wie ‚Kornfeld' und ‚Abendreigen' (ich will nur rasch bemerken, daß diese Namen keine Prager Firmatafel bedenten), führen Sehnsuchten in dem Adagio des Entsagens zu klareren Gedankenketten, die sich zum lyrischen Geschmeide schlingen, wenn Salus in dem Gedicht ‚Die alte Uhr' uns den Ablauf des Daseins gibt. Salus trifft die lyrische Wirkung, die das empfänglichere Nervensystem der Frau auch von seinem Äußeren empfängt: nur die Krawatte, die nicht die schlamperte Nuance der älteren Lyrik liebt, bringt auf den ersten Blick eine gewisse Enttäuschung. Aber diese schulmeisterliche Schlichtheit ist vielleicht eine hübsche Pointe. Hugo Salus ist der Lyriker der Frauenseele, die auch in Prag auf den Erlöser wartet.« Nun, bin ich nicht ein Ästhet? Sollen's mir nachmachen! . . . Aber was sehe ich: in derselben Spalte, in der ein Arzt als Lyriker gewürdigt wird, die Darstellung eines fürchterlichen Spitalsjammers! Man höre nur. »Mit einem Liedervortrage des Herrn Paul Schmedes, der für den erkrankten Dr. Lulek einsprang, endete der musikalische Teil der Feier. Da auch Fräulein Ritscher aus Berlin abgesagt hatte, mußte Hofschauspieler Löwe zur Freude des Publikums so lange Gedichte von Schiller vorlesen, bis endlich Fräulein Hannemann vom Deutschen Volkstheater eintraf und die Vorlesung Schillerscher Poesie fortsetzte.« Es war also keine Eisenbahnkatastrophe mit den unter Trümmern Wimmernden, Ver-

wundeten und Rettern, sondern nur eine Schillerfeier, bei der alles rennet, rettet, flüchtet. Sie war von dem bekannten Idealisten Großmann in der Freien Volksbühne veranstaltet worden. Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. In einem andern Saale ging's gleichfalls stürmisch zu. Dort »bestritt« Herr Gregori »beide Programme allein«, »mischte sogar Novitäten des Vortragstisches hinein« und »riß« zu wiederholtenmalen »hin«. Wohin? . . . Aber es geht viel vor, wenn man einmal eine Woche nicht da ist

Schrecken der Unsterblichkeit

Von **Karl Kraus**

Denn er war unser. Nämlich der Herren Minor, Kalbeck, Bettelheim, Blumenthal, Holzbock, Lothar u. s. w. Sie werden hervorkriechen, ich ahnte es, sie werden hervorkriechen. Wenn ein Denkmal renoviert wird, kommen unfehlbar die Mauerasseln und die Tausendfüßer ans Licht und sagen: Denn er war unser! Es sind die Leichenwürmer der Unsterblichkeit. Und was Schillers Andenken mit Fug verkleinert, es ist die leichte Möglichkeit solcher Patronanz. Sein Stoffliches war so sehr das Stoffliche aller Welt, daß sich die schwärmerische Impotenz ihm blutsverwandt glaubt, daß sich die Lebensblindheit, die nur den Blick »gen Himmel« richtet, die Taubheit, die nur auf Sphärenmusik eingestellt ist, und alles Nichts, das sich durch ideales Streben präsentabel macht, an seinem Ehrentag geschmeichelt fühlt. Was immer in Deutschland in seines Nichts durchbohrendem Gefühle krepieren müßte,

wenn ein Dichter gefeiert wird, lebt auf, wenn dieser Dichter gefeiert wird. So daß es ungeheuer schwer hält, durch die Schatzkammern der Banalität, die diesem Dichter vor allem andern den Zuspruch der Nachwelt verschafft haben, zu seinem wahren Kunstgehalt vorzudringen. Denn hinter ihm, vor ihm, neben ihm liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine. Ja, einen Aufwand übermenschlicher Gerechtigkeit verlangt die Pflicht, dahinter zu kommen, daß Schiller besser war als sein Ruf. Wo sind die Nerven, die, stündlich von den Schmarotzern des Wahren, Guten und Schönen beleidigt, sich zur Ruhe solcher Untersuchung bequemten? Im Kampf gegen sein Gefolge, und möge dabei auch Schiller selbst verletzt werden, wirkt man für sein Andenken am sichersten. Wenn an ihm ein Unsterbliches ist, so wird es erst erstehen, wenn die Unsterblichkeit erledigt ist, die ihm zweifellos eine glückliche Mischung von Minderwertigkeiten errungen hat. Ehe wir von dem Künstler reden wollen, muß unbedingt auch nur die entfernteste Möglichkeit beseitigt sein, daß vor einer Schillerbüste ein Männergesangsverein Aufstellung nimmt. Daß mir sein zweihundertster Geburtstag vor solchen Zwischenfällen bewahrt bleibe! Und daß bis dahin überhaupt alle kompromittierenden Beziehungen zwischen einem Genius und den gestärkten Vorhemden aufgehört haben — das walte Gott!

Bis zu diesem Termin werden die Herren, die sich heute noch als Kostgänger des Schillerschen Ruhmes lästig machen, ja reichlich Gelegenheit haben, selbst die Unsterblichkeit zu erwerben. Besser, es gelingt ihnen durch die Kraft ihrer Reklame und durch die Ausdauer, mit der sie hinter Särgen gelaufen sind, als daß der Typus noch weiter das Gesichtsfeld der Mitlebenden verunziere oder gar bei späteren Dichterehrungen anwesend sei. Denn es

ist dringend zu wünschen, daß die Leute, die, sobald von Kunst die Rede ist, das Wahre, Gute und Schöne zu berufen beginnen, die mit den Idealen auf dem besten Fuß stehen und bei der Anrufung Schillers das Himmelsgewölbe eindrücken, endlich zur Ruhe kommen. Was will das Pack? Wenn Schiller bloß die Verse gedichtet hätte: »Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde — Das ist das Los des Schönen auf der Erde!«, so wäre ja die Aufregung noch begreiflich. Aber so? Warum rückt denn diese ganze freiwillige Feuerwehrbegeisterung aus, wenn Schiller Geburtstag hat? Warum begeht man dieses himmelschreiende Unrecht an Wildenbruch, der doch all das in noch viel handlicherer Form bietet, was ein deutsches Herz zu Schiller zieht, und der doch auch in der Fürstengruft begraben liegt? Was bestimmt die Turnvereine, uns den Ausblick auf Schiller zu verstellen? Muß denn ein Dichter erst hundertfünfzig Jahre alt sein, um der allgemeinen Anerkennung jener teilhaftig zu werden, die bloß der Gedanke berauscht, daß es so etwas gibt, wie das Teilhaftigwerden der allgemeinen Anerkennung? Lebt nicht ein Lauff? Steht er nicht auch schon mit einem Fuß in der Fürstengruft? Und wäre dieser armselige Reichtum an Idealen nicht schließlich sogar durch Herrn Paul Wilhelm der Jugend zu bieten, wenn sich ein Kultusministerium entschlösse, einen neuen Gymnasialklassiker zu kreieren? Diese Jugend, die mit ein bißchen Schall fürs Leben versorgt ist, wird ja erst bei einer Revision ihrer Begeisterungen lebensüberdrüssig!

Da muß man aber doch sagen, daß der einzige ehrliche Kulturfaktor im deutschen Sprachbereich der Burgtheaterdirektor Hofrat Schlenther ist. In stürmischer Zeit, da ihn die Demissionsgerüchte nur so umschwirren, wohnt er am Schillertag, unter der Devise: die Lebenden fordern ihre Rechte, der

Berliner Premiere eines Werkes der Herren Kadelburg und Presber bei. Für die Wochentage muß auch gesorgt sein. Dagegen wohnten der Schillerfeier im Königlichen Schauspielhause, wie der Beiwohner Holzbock meldet, einige »Kollegen des großen Dramatikers Schiller« bei, nämlich die Herren Lindau, Blumenthal, Philippi, Lubliner, Zobeltitz, Max Bernstein u. s. w. Nichts stelle ich mir aufreibender vor als die Repräsentationspflichten, die so eine Berliner Saison an die deutschen Dichter stellt. Eine Zeitungsnotiz vom selben Tage und im Stil der Berichte über die Schillerfeier spricht wieder von dem »Ereignis im Berliner Gesellschaftsleben«, welches das Diner bedeutet habe, »mit dem der Kommerzienrat Jacob seine Wiedergenesung von schwerer Krankheit feierte. Die Literatur war vertreten durch Lindau, Blumenthal, Fulda, Zobeltitz«. Ach, eine einfache Verhebung, wie sie im Zeitungsbetrieb so häufig vorkommt, hat die Verwechslung verschuldet. Natürlich sollten die Herren Lindau, Blumenthal, Fulda, Zobeltitz bei der Schillerfeier als schlichte Vertreter der Literatur erscheinen und bei der Jacobfeier als die Kollegen des großen Kommerzienrats. So weit sind die beiden Welten, in denen unsere Zeitgenossen leben: Schiller und der Kommerz, nicht von einander entfernt, daß der Irrtum nicht begreiflich wäre. Finden wir sie doch geradezu vereint in der Tätigkeit des Herrn Felix Holländer, der als Dramaturg des Herrn Reinhardt nicht nur mit den großen Dramatikern, sondern auch mit den Kommerzienräten Fühlung hat, und schon deshalb berufen war, den Kunden des Passage-Kaufhauses mit einem Vortrag über Schiller aufzuwarten. Die entscheidende Anregung zu diesem Entschlusse mag freilich das Gerücht gegeben haben, daß Schiller sich irgendwo selbst als Kollegen des großen Kommerzienrats deklariert hat,

nämlich in dem bekannten Vers: Euch, ihr Götter, gehört der Kofmich.

»Wie sagt doch Schiller . . .« Alle jene, die so anfangen, wenn sie zur Quelle ihre Banalität führen wollen, müssen erst vom Schauplatz des deutschen Geisteslebens weggeputzt werden, ehe wir uns überhaupt wieder in ein Verhältnis zu Schiller setzen lassen. Was sie an ihm anbetungswürdig finden, sind Ideen, die als Phrasen gestorben sind, wenn sie nicht als Phrasen geboren wurden. Wenn seines Geistes Blut in ihnen lebte, so gerann es und taugte nicht zum Lebenssaft nachkommender Geister. Von einer Gebärde der Verzückung, die wir als Erbe bewahren, würde unsere Kultur auf die Dauer ein klägliches Dasein führen. Was die Schillerfeierer der Jugend einimpfen wollen, kann in Wahrheit nicht das sein, was wir ihm zu danken haben. Schlimm stünde es um Deutschland, wenn wir mit diesem Schutt einer zu den Sternen emporgereckten Voraussetzungslosigkeit, wenn wir mit den Trümmern dieser baufälligen Wolkenkratzer der Empfindung durch die Jahrhunderte wirtschaften wollten. Wenn nur erst Schiller als Ofenschmuck des deutschen Heims entfernt ist, kann er noch als Revolutionär in das deutsche Heim zurückkehren und die züchtige Hausfrau, die drinnen waltet, zum Erröten bringen, ja selbst Laura am Klavier an die Tage erinnern, da er noch die Brüste des Weibes »Halbkugeln einer bessern Welt« genannt hat. Damals nämlich, als noch in keinem Haushalt der Zitrone saftiger Kern zu populär-philosophischen Vergleichen gepreßt wurde; da noch nicht des Zuckers lindernder Saft die herbe Kraft des Dichters zähmte, noch nicht des Wassers sprudelnder Schwall seinem Temperament sich vermischt hatte, und überhaupt der Punsch des Lebens ganz anders zubereitet wurde. O, damals lohte noch ein Moralhohn und tobte so laut, daß er heute selbst

die Feiertagsglocke übertönen könnte, daß er die ministeriellen Redner verstummen, die Säkularfresser sich erbrechen und alle jene sich bekreuzigen ließe, die im überkommenen Glauben ihr »denn er war unser« beten. Was heute in Deutschland an Schiller glaubt, an ihn »voll und ganz« glaubt, sind die Leeren und Halben. Die den Gipfel der Poesie darin erblicken, daß sich alles reimt, und vor allem Leben auf Streben. Denen der Fortschritt eine Wandeldekoration ist, vor der sie staunend stehen bleiben. Alle Maulaffen der Zivilisation und alle Dunkelmänner der Freiheit. Alles Ungeziefer des Ruhms: Germanist, Schöngeist und Reporter; Totengräber, Tausendfüßer und Holzbock. Alle, die sich ihrer Persönlichkeit erst bewußt werden, wenn sie die Menschheit ans Herz drücken, und vor dem Sturz ins Chaos nur bewahrt bleiben, wenn sie einen Verein gründen. Pastoren, Sozialdemokraten, Schlaraffen, Mitglieder des Vereins »Flamme«, Mitglieder des Vereins »Glocke«, überhaupt Mitglieder. Nicht Männer, sondern Obmänner. Alle, die da sagen, daß für das Volk das Beste gerade gut genug sei, oder alle, die da sagen, daß uns die Kunst erheben soll, und überhaupt alle, die da sagen, was alle sagen. Sie sind es, die nur eine Frage frei haben an das Schicksal, nämlich die: »Wie sagt doch Schiller?« Hätte er sie geahnt, hätte er sie heraufkommen sehen, wie sie die Kultur umwimmeln, wie sie mit ihren Plattköpfen an seinen Himmel stoßen und mit ihren Plattfüßen seine Erde zerstampfen, so daß kein Entrinnen ist vor der Allgewalt ihrer Liebe — er hätte sich die Unsterblichkeit genommen!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Krondorfer natürlichen alkalischer SAUERBRUNN
CARL GÖLSDORF k.u.k. Hoflieferant
Karlsbad, Budapest V. Wien IX. Krondorf. Berlin

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 128
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospe

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eige sten Interesse die Konditionen des alten bewährt Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenste & Vogler A.-G., Leipzig** H. 4200 D

PETER ALTENBERG
Bilderbogen des kleinen Lebens
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

OSKAR KOKOSCHKA
Die träumenden Knaben
Zu beziehen durch die Buchhandlung Hugo Heller, Wien, I. Bauernmarkt 3

Der Herausgeber der ‚Fackel' ersucht, die Einsendung v Manuskripten oder Zeitungsausschnitten, Lieferung von ›Materia Übermittlung von Billets, Einladungen, Rezensionsexemplaren, Talen proben, Mitteilungen irgend welcher Art zu unterlassen.

Manuskripte, die ohne Aufforderung an die ‚Fackel' gelange werden vernichtet, wenn ihnen nicht ein frankiertes und adressiert Kuvert für die Rücksendung beiliegt.

Die Verleger der Provinzblätter werden ersucht, von der Z sendung jener Nummern, die nicht Belege für die Inhaltsangabe d ‚Fackel' sind, abzustehen.

Mitteilungen administrativer Natur, Abonnementsaufträge dgl., die statt an den Verlag an die Redaktion oder an die Priva adresse des Herausgebers gelangen, werden nicht berücksichtigt.

Abonnenten wird anheimgestellt, vor Ablauf der Bezugsfrist d betreffenden Teilbetrag zurück zu verlangen, wenn ihnen der Bezu der Zeitschrift aus irgend einem Grunde nicht mehr genehm ist. D gleiche Recht der Sistierung eines Abonnements behält sich d Verlag vor.

Redaktion und Verlag der ‚Fackel'.

Korffs Cacao
Korffs Chocolade
Bureau für Österreich:
Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: KARL KRAUS

Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	. . . . .	K 4.50
	36	„ „	. . . . .	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	. . . . .	Mk. 4.—
	27	„ „	. . . . .	„ 6.—
	36	„ „	. . . . .	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelnummer in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen
Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Nummer 290, 11. November 1909: Zum hundertfünfzigsten Geburtstag Schillers und zum fünfzigsten der »Concordia«. Von Otto Weininger. — Balzac. Von Otto Stoessl. — Aphorismen. Von Karl Kraus. — Meine Bücher. — Glossen. Von Karl Kraus. — Berechtigte Interessen. Von Rudolf Blümner, Herwarth Walden und Karl Kraus. — Wer war denn dabei? Was ist denn dabei? Von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr. 3

Nr. 292 17. DEZEMBER 1909 XI. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER:

KARL KRAUS

INHALT:

Cyankali — Asa foetida — Rhabarber
Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

PREIS DER EINZELNEN NUMMER 30 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: ‚DIE FACKEL' WIEN—BERLIN
WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 157

KARL KRAVS SPRVECHE VND WIDER-SPRVECHE

Verlag ALBERT LANGEN München

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN.
BROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.50.

In zweiter Auflage erschien:

Sittlichkeit und Kriminalität

Erster Band der ausgewählten Schriften von **Karl Kraus**

Broschiert . . M 6.– Ganzleinen . . M 7.25

(L. Rosner, Wien und Leipzig)

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, der Verlag der ‚Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 und das Berliner Bureau der ‚Fackel', Berlin-Halensee, Katharinenstraße 5, entgegen.

Im Verlage **Jahoda & Siegel,** Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3 erschien:

KARL KRAUS

Von **ROBERT SCHEU**

(Mit einem Bildnis)

40 SEITEN 8°, broschiert

Preis 80 Heller (80 Pf)

Die Fackel

Nr. 292 17. DEZEMBER 1909 XI. JAHR

Cyankali

Von **Karl Kraus**

Dreißig Millionen Zeitungsleser — oder wieviel nach der letzten Volkszählung herauskommen — sind vergiftet, die Analphabeten haben es im Wege mündlicher Überlieferung von den Abonnenten erfahren, und der Täter ist noch immer nicht festgestellt. Wohl hat man dem Volkswillen, der zu jeder Mordtat auch einen Mörder braucht, den Gefallen getan und mit dem Oberleutnant Hofrichter einstweilen den vakanten Posten besetzt. Aber »die Bevölkerung«, die man sich trotz vielfachen nationalen und konfessionellen Meinungsverschiedenheiten als eine Einheit vorstellen muß, mit der man zu rechnen hat, schüttelt den Kopf. Sie war acht Tage lang in höchster Erregung, die dadurch noch erhöht wurde, daß ihr »die Behörde« — vorgestellt durch die Einheit des Herrn Stukart — durch die Zeitungen versichern ließ, daß sie fieberhaft arbeite. Dann entschloß man sich, zur Erholung von den ausgestandenen Strapazen nach Linz zu reisen und den Oberleutnant Hofrichter zu verhaften. Ist es ein Wunder, daß jetzt auch die Bevölkerung das tat, was in solchen Fällen, wenn ein Mensch gefangen wird, immer geschieht: daß sie nämlich »aufatmete«? Wenn aber die Bevölkerung aufatmet, so wird die Luft schlechter. Dieses Zustandes, in dem die Spannung eines Kolportageromans

dem elegischen Bedauern weicht, daß die Gerechtigkeit nicht das Lynchen erlaubt hat, hatten wir uns nicht allzulange zu freuen, und es stellte sich heraus, daß die Verhaftung des Oberleutnants Hofrichter dem Befinden der Bevölkerung nichts genützt hatte. Im Gegenteil. Die Temperatur war wieder gestiegen und sie wurde jetzt dadurch erhöht, daß nicht mehr die Polizei fieberhaft arbeitete, sondern hinter den Mauern der militärischen Autorität der Prozeß seinen schleichenden Fortgang nahm. Daß keine Bulletins mehr ausgegeben werden, trägt bei dieser Krankheit zur Verschlimmerung des Zustandes bei. Gut informierte Zeitungen können höchstens mit der Meldung aufwarten, daß sich der Bevölkerung Unruhe »bemächtigt« habe. Wo die Krankheit steckt, wer Arzt ist, wer Patient, weiß man nicht. Man fühlt nur, daß es geraten ist, Bierbänke zu meiden und Zeitungen nicht in die Hand zu nehmen, um vor Ansteckung sicher zu sein. Die Bevölkerung, die ich persönlich mir in Österreich nicht als Einheit, sondern als ein Vereinskomitee vorstelle, bestehend aus: dem Lohnfuhrwerker Anderle, dem Devotionalienhändler Chramosta, dem Rauchfangkehrer Maloja, dem Gemischtwarenverschleißer Bösbauer, dem Realitätenbesitzer Dalmata, dem Bürger Hrnžirž, dem Abonnenten des Deutschen Volksblattes Sigurd Waclawicek und dem alten Abonnenten der Neuen Freien Presse Siegfried Gollerstepper — die Bevölkerung also findet, daß die Kautelen für eine geordnete Rechtsprechung in der Militärjudikatur nicht gegeben seien. Hieß es früher »Aufhalten!«, so heißt es jetzt »Auslassen!«, beides ist österreichisch, aber die Servierkellner der österreichischen Sensationen, die durch ein Gedränge hindurchkommen wollen, rufen in jedem Falle: »Sauce (sprich Ssosss) bitte!« Kautelen sind das, worauf sich hierzulande »fehlen« reimt. Weil nämlich zu den unveräußerlichen freiheit-

lichen Gütern der Menschheit die Verteidigung durch den jungen temperamentvollen Dr. Goller (den Sohn jenes alten Abonnenten der Neuen Freien Presse) gehört. Da nun das Barreau von der Sensation nichts abschöpfen kann, da die Aussicht, daß die Bevölkerung um ein Plaidoyer kommt, unverrückbar feststeht und auf das heftigste Klopfen an der Tür eines Militärgefängnisses die Frage: »Nix zu verteidigen?« ohne Antwort bliebe, so meldet sich wenigstens an jedem Tage ein anderer Hofrichteradvokat zum Wort, in dessen Kanzlei ein Zeuge erschienen ist, der den Offizier da und dort gesehen oder nicht gesehen hat. Hätte der Zeuge Wesentliches zu sagen, so dürfte der Advokat, der das Glück hat, nicht die Redaktionen vor dem Militärgericht verständigen; aber es bleibt zweifelhaft, ob die wertvollste Angabe ihn zu solcher Zeugenvertretung vermöchte, wenn auch sie ein Geheimnis der Militärjudikatur bleiben müßte. Solange die Polizei die Sache in Händen hatte, war sie sich der Verpflichtung bewußt, von dem amerikanischen Vermögen an Reklame, das ein solcher Fall ins Verdienen bringt, an alle Faktoren abzugeben, und keine Graphologin ging unbeschenkt von ihrer Schwelle. Jetzt ist es, als ob ein Vanderbilt, der eben noch sein Geld auf die Straße geworfen hat, das Fenster zugeschlagen und Schmecks! gesagt hätte — Alles steht mit offenen Händen da und schreit nach Öffentlichkeit des Verfahrens. Die Nachrichtenschnorrer rennen mit dem Kopf gegen eine stumme Wand. Wenn der Bosniak, der vor der Zelle steht, verriete, wie oft er Hofrichter sich schneuzen gehört hat — was immer noch eine subjektiv gefärbte Darstellung sein könnte —, er wäre der publizistische Held des Tages. Als ob man nicht selbst diese Dinge erfinden könnte! Als ob es nicht umständlicher wäre, sie zu erfahren als zu schreiben. Man begreift die Gewissenhaftig-

keit wirklich nicht, die auf Authentisches geht. Man begreift nicht, warum sich das ‚Extrablatt' Zwang antut und nicht endlich mit dem Tagebuch Hofrichters herausrückt. »Hofrichter als Mietpartei«, Hofrichter als Stammgast, Hofrichter als Billardspieler: es geht ja bei einigem guten Willen. Und dankenswert sind die bildlichen Darstellungen. Die Apotheke, in der Hofrichter die Chininpulver machen ließ; in der Tür rechts der Provisor Schmetterer: ja, ja, so muß sie und so muß er aussehen! Die Apotheke, in der Hofrichter die Oblatenkapseln kaufte; in der Tür links der Provisor Katzwendl: so haben wir uns ihn vorgestellt. Die Papierhandlung, in der die Schachteln gekauft wurden, und daneben — zum Unterschied — die Papierhandlung, in der die Kuverts gekauft wurden. Aber dann! »Der Postamtsdiener, der die Giftbriefe aushob«: nun, man trauts ihm zu. Der Blick hat etwas Starres, auf ein Ziel Gerichtetes, als ob er mit einem Ruck einen Postkasten entleeren könnte, in dem Giftbriefe sind. Den hätte man also auch. Wie man das Opfer des Giftmords hat. Ferner haben wir noch den Regierungsrat Stukart. Daß wir aber auch den Oberleutnant Hofrichter haben, das bedeutet vielleicht keinen ganz so guten Fang und es ist jenes Faktum, auf das sich gerade die heftigsten Zweifel der Bevölkerung konzentrieren.

Wo alle Indizien stimmen, ist im Strafprozeß noch immer Raum für einen Irrtum. Das ist keine neue Erkenntnis. Je kleiner der Verdachtskreis ist, in dem die Indizien spielen, desto geringer ist die Möglichkeit eines Irrtums. Wenn auf der Ringstraße ein Mord geschah — trotzdem kein Wachmann in der Nähe war — und der Mörder von Passanten gesehen und »agnosziert« wurde, so wäre die absolute Identität seines Rocks mit dem Rock des Verdächtigten noch kein Schuldbeweis. Wenn aber unter siebzig Generalstäblern einer in der harmlosesten

Absicht alle die Handlungen gesetzt haben soll, die auch zur Ermordung eines Kameraden geführt haben, so ist die Indizienfläche mit der Verdachtsfläche kongruent und es bleibt keine leere Stelle für Zufall und Irrtum. So stand die Angelegenheit, ehe sich herausstellte, daß die Indizien, die Herr Stukart fand und deren Gediegenheit er sich zu einem Interviewer rühmte — ein Fall, der selbst im Ausland besprochen wurde und ebenso dringend der Untersuchung bedarf wie der Fall Hofrichter —, ehe sich also herausstellte, daß diese Indizien viel eher eine Kritik vertragen als eine Anpreisung im Odol-Stil. Heute kann nur mehr von einer annähernden Ähnlichkeit der Handlungen des Offiziers und der Voraussetzungen des Giftmordes die Rede sein. Und gerade diese Beobachtung müßte die Behörde, die jetzt den Fall übernommen hat und die durch Tradition und ein veraltetes Gesetz vor den Verlockungen der Reklame geschützt ist, auf die Fährte einer neuen Möglichkeit führen: daß die »Annäherung« der begleitenden Umstände eine künstlich hergestellte ist (»Wie-Giftmord«). Von einer Person hergestellt, die — unweit dem Verdachtskreis wirkend — die Verrichtungen des Oberleutnants Hofrichter, seine Schachtelmanipulationen, seine Hundspillenexperimente gekannt, seine Reise nach Wien verfolgt hat; den Giftmord ausgeführt, die Polizei irgendwie an die Linzer Adresse verwiesen, so dem Hauptmann Mader ein zweites Opfer gesellt und in der entfachten Sensation die eigene Spur verwischt hat. Es ist doch wahrscheinlicher, daß der Ruf Hofrichters als »Bastler« einen Kombinator angelockt, als daß seine Bastlertätigkeit ihn selbst auf die Idee gebracht habe, unverdächtig morden oder sich gegen den Verdacht durch eine plausible Erklärung seines Tuns verteidigen zu können? Was man für sein zurechtgelegtes Alibi hält, könnte doch weit eher

die Falle sein, die ihm der andere gelegt hat, indem er in ein vorhandenes Milieu die Tat stellte. Gegen die Schuld Hofrichters spricht die unwahrscheinliche Dummheit, mit seinem notorischen Handwerkszeug einen Giftmord zu verüben und zu hoffen, daß er dem Verdacht durch Harmlosigkeit begegnen könne. Oder es wäre überschlau, auf offener Straße einen Mord zu begehen und damit zu rechnen, daß man ihm eine solche Dummheit nicht zutrauen werde. So gewitzt ist weder ein Mörder, der's anlegt, noch die Polizei, die es durchschaut. Man halte sich an die simple Schlauheit eines Menschen, der mit der Bedenklichkeit der Hofrichterschen Manipulationen rechnet und die Polizei von ihrer Identität mit den Vorbereitungen des Giftmords überzeugt. Diese Dosis Schlauheit, nicht die Oblaten sind es, womit ein Giftmord verübt wird. Es ist viel weniger wahrscheinlich, daß Hofrichter die gegebene Harmlosigkeit benützt hat, um dem Verdacht zu entgehen, als daß ein anderer die gegebene Bedenklichkeit benützt hat, um Hofrichter verdächtig zu machen und selbst aus dem Spiel zu bleiben. Einer schaufelt eine Grube, ein Mörder weiß das, legt seine Leiche hinein, am nächsten Morgen kommt der Mann mit der Schaufel, und wird verhaftet. Weil er eine Schaufel hat und meinetwegen die Grube sein Werk ist. Aber ist dann die Polizei nicht selbst hineingefallen? Es soll sogar vorkommen, daß den besten Patrioten falsche Dokumente über einen echten Vaterlandsverrat in die Hände gespielt werden. So dumm sind die Männer mit der Schaufel nicht, daß sie sich ihrer nicht entledigen, wenn sie einen Leichnam verscharrt haben, und daß sie sich schon Wochen vorher mit dem Werkzeug sehen lassen. Aber so schlau sind die Mörder, daß sie eine vorhandene Grube benützen und den Mann, der mit der Schaufel vorübergeht, schuldig werden lassen. Die Indizien im Fall Hofrichter stimmen wirklich

gerade so genau, daß der Oberleutnant der Täter sein kann: das wäre vielleicht der Beweis dafür, daß ein anderer der Täter sein muß. Jener müßte es nur dann sein, wenn er die Absicht gehabt hätte, es der Polizei leicht zu machen. Aber dann hätte er wohl auch noch das Geständnis großmütig zugelegt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Handlungen Hofrichters mit der Tat zusammenhängen, aber so, daß der Zufall der Übereinstimmung von einer Absicht benützt erscheint. Wenn die militärische Gerichtsbarkeit sich vornimmt, auf die täuschende Ähnlichkeit der Handlungen Hofrichters und der Vorbereitungen des Mörders zu achten, so wird ihr die exkulpierende Kraft der Beweise zu imponieren beginnen.

Nur glaube man nicht, daß die Bevölkerung, der noch immer täglich der Puls gefühlt wird, einer stillen Gerechtigkeit nicht einen geräuschvollen Justizirrtum vorzöge. Was sie an dem geheimen Verfahren auszusetzen findet, ist die Heimlichkeit, nicht das Verfahren. Man lasse sich doch nicht durch die liberalen Phrasen zum Wahn bekehren, daß hier wirklich der Drang einer höheren Gesittung und nicht die Wut über einen an der spannendsten Stelle abgebrochenen Kolportageroman das Wort führt. Die Militärjudikatur hat vor dem Zivilgericht wenigstens den Vorteil, daß sie einen Beschuldigten vor der moralischen Lynchjustiz der Zeitungsleser bewahrt. Im Falle Hofrichter hat sie ohnedies Konzessionen gemacht und sich ein paar spannende Kapitel abhandeln lassen. »Die Pastorstochter von Hermannstadt oder: Der Brief in der Gruft« und »Mit einem roten Roserl im Schnaberl«. Hier muß ein Romanzier die Justiz beraten haben. Es ist nicht zu glauben, daß ein Jurist es war, der das Vorleben des Oberleutnants auf Cyankali untersucht und den Tod seiner herzkranken Braut verdächtig gefunden hat. Das leichen-

schänderische Moment, das in die Untersuchung hineinkam, ist unbedingt die Eingebung eines Mannes, der dafür sorgt, daß die Vorlesung bei der Hausmeisterin genußreich ausfällt (»und herein trat der Attaché — sprich Attache —, der aus einer sehr dischtinkerten Familie stammte. Auf dem Katafalke — lies Katasalke — brannten viele Kirzen«). Eher traue ich schon die Untersuchung des Vorlebens auf Erotik einer österreichischen Behörde zu. Das Mäderl mit dem Roserl im Schnaberl ist nicht nur vom ‚Extrablatt' interviewt, konterfeit und zur Belohnung seiner Tugend mit Namen und Adresse verewigt worden, sondern scheint wirklich auch in der Untersuchung eine Rolle gespielt zu haben. Ja, es macht sogar den Eindruck, als ob man den Oberleutnant Hofrichter, selbst wenn sich herausstellen sollte, daß er der Ermordung des Hauptmanns Mader fernsteht, wegen eines erwiesenen Hotelabenteuers unschädlich machen wollte. Hier erkenne ich mein Österreich wieder. Hier grinst es unter der Spitzmarke »Hofrichter als Don Juan«. Aus dem Satz: »Es tritt da ein stark sinnliches Moment in seinem Charakter zutage«, tönt uns die Stimme des Votanten entgegen, der etwa — unter atemloser Spannung des Auditoriums — einem Mörder die Worte zuruft: »Sie sollen einmal eine außereheliche geschlechtliche Beziehung gehabt haben. Antworten Sie auf die Frage!« (Bewegung). Man hat in dem Mann, der ein Mädchen auf dem Linzer Bahnhof erwartete, einen Mädchenhändler vermutet. Jetzt vermutet man in ihm einen Giftmörder. Das sinnliche Moment wird »durchaus nicht als unwichtig« betrachtet, weil daraus, wenn schon nicht gerade der Giftmord, so doch die Kenntnis der Mittel zur Hebung der Manneskraft hervorzugehen scheint. Einer wollte ein Mädchen auf dem Bahnhof erwarten: da war schon vor ihm ein Detektiv zur Stelle! Das Mädchen ging beruhigt ins Hotel. Auffallend ist, daß

der Mann einen halben Liter süßen Rotwein bestellte und ein großes Stück Mandelbrot einem Paket entnahm. »Kaum, daß der Mann aber das Weinglas für mich eingeschenkt hatte, klopfte es an der Tür. Ich atmete erleichtert auf, da ich wußte, daß es der Polizeiagent Pelikan war.« Nicht jedes Mädchen hält so rein. Der Don Juan warf ihr einen scharfen, stechenden Blick zu und wurde hierauf zur Polizei gebracht. »Es war der Oberleutnant Hofrichter.« Später kam der Polizeiagent wieder, »kostete vorsichtig von dem Wein und dem Mandelbrot und nachdem er sich überzeugt hatte, daß nichts Schädliches darin war, griffen wir herzhaft zu, so daß das Mandelbrot rasch verzehrt war«. Nachdem die Behörde auf diese Art die Untersuchung der bedenklichen Speise zu Ende geführt hatte, reiste das Mädchen nach Wien zurück. Sie war vor Vergiftung, ja sogar vor Verführung dank der Umsicht jenes wackeren Schiffskapitäns bewahrt worden, der rechtzeitig die Polizei verständigt hatte, und dem das Mädchen, wie es sagt, nie vergessen wird, was sie ihm zu danken habe. Nun wäre es noch immer möglich, daß der geheimnisvolle Mann, der so Böses im Schilde führte, damals den Namen Hofrichters mißbraucht hat. Zuzutrauen wäre ihm auch das! Warum nicht: ein Mensch, der ein Mädchen aufs Zimmer führt? Aber die Behörde hat ein untrügliches Beweismittel in der Hand. Das Mädchen gibt ausdrücklich an, sie habe das Bild Hofrichters im ‚Extrablatt' gesehen und »sofort den Mann erkannt, der sie nach Linz gelockt hat«. Vorsichtshalber begab sie sich auch zur Schwiegermutter des Offiziers und fragte sie, »ob ihre Tochter von dem damaligen Streiche ihres Mannes Kenntnis gehabt habe«. Die Frau verneinte dies aber und »schien dem Vorfalle selbst keine besondere Bedeutung beizumessen«. Was sagt man! Sie war vielleicht nicht einmal dankbar für die Vervollständigung der Vorlebensfakten

ihres Schwiegersohnes. Ja, gegenüber dem Gravamen, »daß der Oberleutnant, dessen glückliches Eheleben in den lockendsten Farben geschildert wird, nach verhältnismäßig so kurzem Ehestande schon Schleichwege der Liebe geht und sich in ziemlich komplizierte galante Abenteuer einläßt«, hatte sie am Ende gar eine verzweifelte Gebärde des Abscheus. Vor einer Publizistik, die es niederschreibt, vor einer offiziellen Moral, die darin afterredet. Vor dieser ganzen polizeihündischen Gesinnung, die, einmal losgekoppelt, in der wilden Jagd auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Beschuldigten nicht mehr Halt macht. Zu jedem Mordverdacht findet sich in Österreich mindestens eine Falschmeldung in irgendeinem Hotel, in dem der außereheliche Beischlaf zwar versucht, aber nicht ausgeübt wurde. Und so überzeugt ist jeder Österreicher von seiner Verpflichtung, ein »Detail« beizustellen, daß es dem Kameraden nichts verschlägt, den Beschuldigten anzuschwärzen, und sogar dem Gegner nichts, ihn reinzuwaschen. Dem einen war er ein Streber, dem andern war er immer unsympathisch, und der dritte versichert einem Interviewer, daß Hofrichter »des Schwimmens unkundig« war: »damals bat er mich, über die Sache Stillschweigen zu bewahren, was ich auch bis heute getan habe«. Aber um keinen Tag länger! Ein Sarajevoer Blatt fühlt sich verpflichtet, einen Brief Hofrichters preiszugeben, der aus dem besten kameradschaftlichen Gefühl entstanden, Angriffe gegen hochgestellte Personen enthält, mit dem Giftmord nichts zu tun hat, aber für den Schreiber noch Konsequenzen haben wird, wenn er als Absender der Giftbriefe längst rehabilitiert sein wird. Das Motiv der reinen Infamie ist für die meisten Zeugen einer Kriminalsensation ausschlaggebend. Was bleibt von Hofrichter noch übrig, wenn er kein Mörder ist? »Wißt, mein Nam' ist hin, zernagt vom gift'gen Zahne des Verrats!...« Seine Frau wird unter

dem Grauen dieser Wochen Mutter. Sie glaubt ihm den Mord nicht: vielleicht trifft sie der Klatsch, der sich zwischen einem Hotelzimmer und einer Gruft spinnt, ins Herz. Warum müssen Familien gemordet werden, wenn einer eines Mords beschuldigt ist? Die Infamie ist zwecklos, man kann sie nur zurück verfolgen und stößt auf die Dummheit. Die natürlich auf das Zustandekommen von »Beobachtungen« einen noch größeren Einfluß hat als auf die Lieferung von Details aus dem Vorleben. Typisch ist die Figur des Linzers, der zu der Polizei mit der Angabe rennt, vor einiger Zeit habe sich ein Offizier nach Adressen von »Gottscheern« — auch eine österreichische Institution — erkundigt, weil er tags vorher von einem solchen um zehn Kronen zu wenig herausbekommen hatte: Gottscheer haben bekanntlich Schachteln und Giftpillen werden auch in Schachteln versendet . . .; sofort erscheint ein Bericht unter der Spitzmarke: »Hofrichter sucht Gottscheer«. Wir leben in einem angenehmen Land. Die Geburt eines neuen Österreich wird stündlich erwartet. In Prag haben sie einen Giftmörder gehabt, einen Chemiker, der einer Frau für ihren Mann Bromkali als Beruhigungsmittel empfahl. Indizium: ein Brief, der verloren ging und der Polizei übergeben wurde. Daraufhin siebzigstündiger Transport in Fesseln von Czernowitz nach Prag, vier Wochen Untersuchungshaft — für Prager Verhältnisse genug. Folgen: Publizität eines Liebesverhältnisses, Ehescheidung etc. Wenn sich also die Polizei auch manchmal irrt, ganz umsonst bemüht sie sich nie. Zwischen Wien und Linz, auf der augenblicklich gefährlichsten Strecke des Reiches, wird noch viel zu holen sein.

Die Indizien des Herrn Stukart gleichen den Beweisen des Herrn Cook: sie werden jetzt überprüft und wenn auch nicht der richtige Nordpol entdeckt sein sollte, aus dem Familienleben

der Eskimos erfuhr die Welt doch manches Wissenswerte. Der Unterschied ist nur der, daß uns die arktischen Enthüllungen zwar auch langweilen, daß sie aber doch nicht dermaßen ruinös für die Betroffenen und so demoralisierend auf die Interessenten wirken, wie die Abwicklung einer Mordaffäre. Zuerst ist bloß die Gewinnsucht aufgewiegelt, und der Preis von zweitausend Kronen für den ehrlichen Entdecker rechtfertigt noch die Erhebung eines wirtschaftlich darniederliegenden Volkes. Aber dann verliert die Bestialität ihre Entschuldigung und sinkt zu einem idealen Interesse für die Sache selbst herab. Weil ein Menschenleben vernichtet wurde — Tötung eines Fahrlässigen —, wütet die Sensation gegen alle Lebensgüter, gegen das Kind im Leib der Mutter und gegen die Leiche, die im Sarg liegt. Den geheimen Wunsch so vieler Österreicher, ihre Vordermänner aus dem Weg geräumt zu sehen, hat ein einziger in Tat umgesetzt. Man verdankt ihm die Entdeckung, daß es eine Eigenschaft der Streberei gibt. Sonst ziehen wir aus dieser Affäre keinen geistigen Gewinn. Die Dummheit im Zustand der Ruhe lastet schwer genug auf diesem Lande; wenn man sie durch Kolportageromane aufregt, wird's ungemütlich. Die Behörden sollten solche Literatur verbieten und nicht verfassen. Es wäre besser, wenn kein Giftmord geschähe. Der moralische Schaden, der durch die Verfolgung entsteht, ist größer als wenn man den Täter in des Teufels Namen entkommen ließe. Schließlich hat's einer getan, und dreißig Millionen sind vergiftet.

Asa foetida

Von **Karl Kraus**

Im Schwurgerichtssaal des Wiener Landesgerichts wird jetzt ein Prozeß aufgeführt, dessen Autorschaft in verschiedenen offiziösen Noten verwischt wird. Herr Oberlandesgerichtsrat Wach, selbst Verfasser mancher schlechten Volksstücke — »Ein heuriger Has«, wenn ich mich recht erinnere und anderer —, leitet die Mise en-scene. Auf dem Zettel steht der Name Friedjung. Hinter diesem Pseudonym aber verbirgt sich ein Autor, der im ‚Fremdenblatt' so eindringlich versichern läßt, es sei kein politisches Spektakel, daß man ihm seinen Wunsch, uns vom Gegenteil zu überzeugen, gern erfüllt. Daß die Annexion Bosniens, jenes Stück, bei dem die Kassen Österreichs gestürmt wurden, von ihm war, wird er vielleicht eher einmal dementieren wollen. Während man aber in jedem andern Theater schon während der Vorstellung sein Urteil abgeben darf, ist es nicht gestattet, über die Kraft der Beweismittel, die hier produziert werden, eine Kritik laut werden zu lassen. Nur den Autor und die Mitspieler unsympathisch zu finden, kann die Theaterhausordnung nicht verwehren. Jener selbst hat ja, noch ehe er die Annexion in Szene setzte, die Kritik befragt. Er war damals noch Baron. Aber selbst von einem Baron eingeladen zu werden, war für die Chefredakteure der großen Wiener Zeitungen Ehre genug, sie kamen und es ist bis heute nur zweifelhaft geblieben, ob er mit Hilfe dieser Bandenführer Serbien bekämpfen oder mit Hilfe dieser Orientalen die orientalische Frage lösen wollte. Immerhin erreichte er die Zustimmung der Presse zur Annexion. Und niemals habe, so behaupten die Neider, Bismarck so viel Lob für die Einigung Deutschlands empfangen als jener für die Annexion Bosniens. Aber Österreich habe auch mehr als die Kosten von 1866 für den zweifachen Gewinn zahlen müssen, der aus der Tat resultiere: Was früher Okkupation hieß, heiße jetzt Annexion, was früher Baron Aehrenthal hieß, heiße jetzt Graf Aehrenthal. Ob das Nachspiel zur Kriegsgefahr, das jetzt im Wiener Schwurgericht aufgeführt wird, einen noch besseren Erfolg haben wird, ob es also zum Vorspiel einer größeren Sensation taugen könnte, wird sich ja zeigen. Über die Kraft der europäischen Beweismittel darf im Zuge des Verfahrens nicht gesprochen werden. Ich für meine Person unterscheide übrigens nicht so genau zwischen Serben, die in Kroatien

serbisch sprechen, und Kroaten, die in Serbien kroatisch sprechen, wozu noch die Serbo-Kroaten kommen, die in Kroatien ungarisch und die Kroato-Serben, die in Ungarn kroatisch sprechen, na und so weiter. Kurzum, wir leben in einem Milieu, in dem ein Mann namens Stefanovic entweder Bandenführer oder Ministerialsekretär sein kann, und ich würde mich, schon damit den fortwährenden Verwechslungen vorgebeugt wird, im Ernstfall für die Ausbrennung des Balkans bis Bodenbach entscheiden. Bis dahin hat's freilich noch lange Weile, die passend mit patriotischen Ausführungen des Herrn Dr. Friedjung ausgefüllt werden könnte. Herr Dr. Friedjung ist der größte lebende Historiker. Aber ich bin davon überzeugt, daß die Historie die kleinste lebende Wissenschaft ist. Was Herr Dr. Friedjung im Gerichtsaal vorbringt, hat in der Länge und Tiefe etwa das Maß eines Leitfadens für Mittelschulen. Er sagt nicht: »Als die Mobilisierungsordre kam«, sondern: »Als unser greiser Monarch Tausende und Abertausende unserer Brüder und Söhne zu den Waffen rief«. Dabei läßt er in dem, was er spricht, kein Interpunktionszeichen aus. Seine Diktion ist hin und wieder von wohltuenden Maximen gewürzt. So bin ich überzeugt, daß er dem Grafen Aehrenthal zu der Annexion mit den Worten geraten hat: »Frisch gewagt, ist halb gewonnen«. Ich wünsche ihm, daß sein Prozeß nicht schlechter ausfällt, als ein Wagnis, und daß er Recht behält, wenn er sich bei dem Lachen der Kläger denkt: »Wer zuletzt lacht, lacht am besten«. Denn wenn sich herausstellen sollte, daß echte Bomben mit falschen Dokumenten gefüllt waren, so würde der Trost »Ehrlich währt am längsten« nur eine geringe Entschädigung für die von ihm aufgewendete patriotische Mühe bedeuten. Er war nicht immer für Österreich und für die ‚Neue Freie Presse'; aber man kann nicht sagen, daß er sich aus unlauteren Motiven zur schlechteren Überzeugung bekehrt hätte. Er ist wahrscheinlich besser als der Angeklagte dieses Prozesses. Als der Mitspieler dieser patriotischen Veranstaltung, in welcher ein Herr Chlumecky die Treue verletzt, zu der ein Bestecher so gut verpflichtet ist wie der Bestochene, und in der der Vorsitzende den von Österreich verratenen Herrn Supilo des Ehrenwortbruches beschuldigt und es den Herren Mitklägern »überläßt, ob sie weiter mit ihm verkehren wollen«. Die Frage, wer Herrn Chlumecky, den Nachkommen eines

alten Gschaftlhubergeschlechtes, dazu ermächtigt hat, für Österreich aus eigener Tasche zu bestechen, wird nicht gestellt. Herr Chlumecky ist Verwaltungsrat des ‚Lloyd' und einer der zahllosen Herausgeber der ‚Österreichischen Rundschau'. Er hat das unbestreitbare Verdienst, daß diese angesehene vaterländische Revue jetzt auf allen fünfundvierzig Lloyddampfern aufliegt, so daß sich die Passagiere nur mehr durch die Seekrankheit vor den Gefahren der Langeweile retten können. Er hätte besser getan, die zweihundert Kronen aufzuheben; Herr Supilo war damit nicht zu halten, und die ‚Österreichische Rundschau' kanns brauchen. Der Oberlandesgerichtsrat Wach, der die journalistischen Verhältnisse bisher nur aus der Theater- und der Gerichtssaalrubrik gekannt hat, erfährt bei dieser Gelegenheit auch, wie die Politik gemacht wird. Trotzdem würde er es nicht glauben, daß außer Herrn Supilo in Österreich noch jemand bestochen wird. Und wenn er es selbst glaubte, gegen die Verbrecher, die Staatsgelder für die Presse und für die Lieferung hochverräterischer Dokumente verwenden, brächte er keine judizielle Entrüstung auf. Wenn nun die serbischen Zeugen sagen, daß die Dokumente echt sind, droht ihnen die Verhaftung wegen Hochverrats, wenn sie sagen, daß sie falsch sind, wegen Meineids. Und der Beweis, daß Herr Supilo sechstausend Dinars von Serbien bekommen hat, ist durch den Beweis erbracht, daß er von Österreich zweihundert Kronen und – nach der Quote – von Ungarn fünf Gulden bekam. Er hat also vor zehn Jahren für einen Pappenstiel Serbien an Österreich verraten, und darüber können sich die Patrioten nicht genug entsetzen. »Er soll für die Taxe eines Lohnkutschers für die Politik der Regierung geschrieben haben« — Herr Moriz Benedikt sagt es mit Geringschätzung. Der Präsident aber wendet ein Pathos auf, als ob der erste Fall von Preßkorruption entdeckt worden wäre, und es fehlte nicht viel, so hätte er auch zu diesem Punkt seine stereotype Bemerkung gemacht: Meine Herren, wir sind hier in Wien! . . . Und es ist doch, wie man auch aus dieser Affäre wieder ersieht, nicht einmal ein so großes Vergnügen, hier in Wien zu sein.

Rhabarber

Von **Karl Kraus**

»Die Berufungsklage des Herrn Herwarth Walden gegen das erstinstanzliche Urteil auf Freispruch unseres Präsidenten wurde am 30. November vor der ersten Strafkammer des Königl. Landgerichts II, Berlin, verhandelt. Der Beklagte Nissen wurde wiederum freigesprochen und Walden zur Tragung der Kosten verurteilt.«

‚Der neue Weg', amtliche Zeitung der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger, 4. Dezember 1909.

Das in Deutschland Mögliche — wie einem Echten und Gerechten mitgespielt wurde und wie es kam, daß ein Komödiant einen Richter lehrte — muß noch einmal erzählt werden. Es ist eine winzige Affäre, die im kleinsten Druck der Tagespresse ihr Dasein fristet, und doch laufen in ihr alle Fäden zusammen, die sich einem auf die Brutalität des Lebens Unvorbereiteten zum Strick verdichten. Denn das Leben schämt sich noch immer nicht, den Fibelpessimismus, daß das Unrecht auf allen Linien siegt und der Gerechte leiden muß, zu bestätigen. Wohl, weder der ahnungslose Spaziergänger noch der Ziegelstein können etwas dafür, daß sie miteinander in Berührung kommen. Aber es gibt eine Organisierung des täppischen Zufalls, und das ist die soziale Welt. Man gehe nicht auf die Gasse. Man setze den Acheron nicht für künstlerische Interessen in Bewegung. Man reize den Pöbel nicht durch den Versuch, für die Verbreitung kultureller Werte sich die Haut vom Leib zu schinden. Man lasse sich nicht von Herrn Hermann Nissen, Präsidenten der Deutschen Bühnengenossenschaft und Besitzer von mehr Orden, als unbedingt nötig ist, als Redakteur des ‚Neuen Wegs' anstellen, um einen Horizont, der eben noch Kontrakte und Repertoirs umschließt, mit

literarischen Rätseln zu illuminieren. Denn das, was wir wollen, und das, was die andern wollen, ob sie nun Schauspieler sind oder andere Bürger, ist nicht vereinbar. Durch keinen Kontrakt der Welt. Und jeder, der geschlossen wurde, war brüchig, ehe er gebrochen war. Berechtigt war die Enttäuschung dieser Theaterleute, als sie die Literatur sahen, von der sie so viel schon gehört hatten. Berechtigt der Widerstand, nutzlos die Bekehrung. Berechtigt die Interessen der Indolenz, vermessen aller selbstlose Eifer. Lassen wir die geistigen Werte nur in der schwersten Verpackung liegen: ihr Aroma wird durchdringen, wenns nach hundert Jahren noch Nasen gibt. Gegen den Stockschnupfen der Zeit können wir nicht an, und wenn wir mit Knüppeln gegen ihn losgingen. Genug des Opfers, wenn wir schreiben, malen, Musik machen. Tragen wir nicht fremde Kreuze! Herr Herwarth Walden, Musiker, wollte sich auch nicht einen Splitter von allen denen entgehen lassen, die heute in Deutschland getragen werden. Er hat fünf Jahre lang in Berlin den »Verein für Kunst« geleitet, er büßte an Freiheit, Vermögen und Gesundheit für das, was andere zeitgenössische Künstler dem Publikum angetan hatten. Aber die begehrlichen Konsumenten finden, es sei nicht genug, und dursten nach seiner Ehre.

Nun, es ist eine so beispiellose und doch so beispielhafte Gräßlichkeit, die dieser vorzügliche Mensch erlebt, daß ich ihn darum bedaure und beneide. Denn er kann damit nichts anfangen, seine Kunst, deren Reinheit hinter der Kunstpolitik alle Kenner mit tiefster Rührung erfüllt, kann bei dem Handel nicht gewinnen, während meine Qualbereitschaft so schöpferisch, so sehr ein Teil von meiner Kraft ist, daß ich, wo's an eigener Bedrängnis fehlt, übernehme, wessen ich von fremden Sorgen habhaft werden kann. Man unterschätze diesen Drang nicht, indem man

ihn etwa als Altruismus wertet. Ich hülfe meinem Nächsten nicht, wenn ich, was ihm widerfuhr, nicht als einen Insult empfände, der mir als dem mündigen Zeugen der Begebenheit angetan wurde. Man sehe sich vor, so lange ich lebe. Man rechne damit, daß die Schlechtigkeiten, die einer an dem andern begeht, sich nur zu leicht mir zu den Projektionsbildern gestalten, in denen ich den Teufel an die Wand male. Man kann mit mir, der an seinen eigenen Misèren nicht immer beteiligt ist, fertig werden. Aber ich bin nicht gesonnen, mlr das gefallen zu lassen, was mich nichts angeht! Diese Schwäche, die als Reiz empfindet, was in ihrem Gesichtsfeld sich begab, und diese Phantasie, die den Eindruck auf eine Welt überträgt, deren Teilnahmslosigkeit nur wieder ein Reiz ist, die Beziehung fortzusetzen: zu solch unseligem Verein sind meine Fähigkeiten gebunden, um als fortwirkende Drohung der Gesellschaft zu nützen. Meine Trophäen sind die Unterlassungen, wo selbst die Schrecken des jüngsten Tags nicht mehr imstande wären, gute Handlungen durchzusetzen. Wenn einer nur nachdrücklich genug es ausspricht: ich will es nicht miterleben, was die Leute in Amt und Würde dem Menschengefühl und dem Menschenverstand ansinnen, so muß ihm die Schande der Zeugenschaft erspart bleiben. Und wenn einer nur sagt, daß er so paradigmatische Taten als Reizmittel brauche, dann warnt und wirkt er in die Allgemeinheit. Ich sage, daß ich diesen Herwarth Walden bedaure, weil's ihm geschah, und beneide, weil's ihm geschah. Denn die Fälle sind selten, in welchen man einen so runden Überblick über die Chancen eines Lebens hat, worin sich uns der große Krumme in den neuen Weg stellt oder sich in die tausend kleinen Krummen spaltet, die alle Auswege besetzt halten: Standesbewußte Schauspieler, gesetzeskundige Juristen, informierte Redakteure — man weiß doch wenigstens, woran man ist.

Herwarth Walden wußte es Jahre lang nicht. Er hat geglaubt, daß das Leben so einfach sei: man lebt für die Kunst, zahlt drauf und weiter kann einem nichts passieren.

So einfach ist aber das Leben im allgemeinen und in Deutschland im besondern nicht. Nachdem er binnen zehn Tagen den Ehrgeiz des Herrn Hermann Nissen nach der Literatur befriedigt und mit jener unerhörten Überbietung physischer Möglichkeiten, die sich nur durch den Glauben an die Sache entlohnt weiß, aus dem trostlosen Theaterzettelblatt den ‚Neuen Weg' geschaffen hatte, beschlossen die literarischen Gönner, sich das nicht gefallen zu lassen. Das ewige Einerlei einer sozialen Gesinnung, zu der sie gegenüber den tyrannischen Theaterdirektoren gezwungen sind, konnte hier einmal durch die Gelegenheit unterbrochen werden, sich als Brotgeber vor der Literatur zu fühlen. Man konnte sich sie leisten, man wollte sie auch prüfen. Der »Überwacher«, der Herrn Walden an die Seite gegeben war, fing an, sein Geschäft ernst zu nehmen, und immer lauter, gleich dem bekannten Volksgemurmel, das auf der Bühne durch Wiederholung des Wortes »Rhabarber«, erzeugt wird, begann sich jene Stimmung zu regen, in der man sich fragt, wie man für sein Geld dazu komme, Strindberg und die Publikationen des Nietzsche-Archivs zu lesen. Wenngleich dieser Luxus durch die Ersparnisse reichlich hereingebracht war, die der neue Redakteur im Druck und in der Expedition eingeführt und durch die er einer grotesken Wirtschaft redigierender Laien ein Ende gemacht hatte — der Chor von Heldenspielern, Bonvivants und Intriganten war nicht mehr zu besänftigen. Sie hätten Herrn Herwarth Walden ehrfürchtig gegrüßt, wenn er bloß der Mann gewesen wäre, der die Notizen in den ‚Lokalanzeiger' bringen oder durch Kulissenplaudereien gefährlich werden kann; sie hätten seine Stücke protegiert, sie hätten ihn zum

»Doktor« promoviert. Aber so, da er's mit Strindberg hielt, war seine Position erschüttert. Herr Nissen, der Präsident, trat vor, prüfte die drei Nummern und sagte: Raus! Und dies mit einem so dramatischen R, wie es auch in dem Wort »Kontraktbruch« schon lange nicht enthalten war, und so effektvoll, daß die deutsche Literatur erschrak und die Rehabilitierung des mißhandelten und in seiner Existenz getroffenen Redakteurs unter deutlichen Zischlauten besorgte. Liliencron, Heinrich Mann, Dehmel, Altenberg, Mombert, Holz, Lublinski, Paul Ernst, Bang, Blümner, Frau Förster-Nietzsche und viele andere, schrieben jeder der Fähigkeit, der Ausdauer und dem Opfermut dieses seltenen Menschen, dem das Kunstleben Berlins so viel zu danken und dem Herr Hermann Nissen schon damals so viel abzubitten hatte, ein Ehrenzeugnis. Die Deutsche Bühnengenossenschaft läßt sich unter dem Hochdruck eines Schamgefühls, das erst durch Druckerschwärze emporgetrieben ward, zur Bewilligung sämtlicher Ansprüche Waldens, zur Bezahlung eines Pönales herbei, wie es dem Geschädigten von jedem Zivilgericht zuerkannt worden wäre, und Rhabarber beginnt sich nunmehr gegen den Präsidenten selbst zu kehren. Dieser, in der »Geheimversammlung« zur Rede gestellt, ist sichtlich nicht verlegen. Ja, meine Herren —! Der Grund der plötzlichen Entlassung — — Und dann kommen Worte, und dann kommt ein kräftiges Pfui, das aber nicht Herrn Hermann Nissen gilt, sondern dem Abwesenden. Was in der Versammlung gesprochen wird, wird hinter den Kulissen besprochen. »Hören Sie mal, das was Nissen zu den Delegierten gesagt hat — —« »Wie ist das? Walden soll — —« »Ich habe gehört, Nissen hat in der Versammlung den Fall so dargestellt, als habe Walden — —« »Wenn einer von mir sagte, was Nissen von Walden gesagt hat, dann würde ich hingehen und ihn mit der Reitpeitsche ins Gesicht hauen.« »Sie müssen unbedingt Nissen verklagen, denn man erzählt sich

in sämtlichen Schauspielerkreisen, Sie hätten — —« Rhabarber, Rhabarber — — Das Gemurmel wendet sich wieder gegen den Andern, es wird laut und lauter und erhebt sich schließlich zu einer Anklage, die mit klaren Worten sagt: Der Präsident der Bühnengenossenschaft, Hermann Nissen, hat den Schriftsteller und Komponisten Herwarth Walden der Unterschlagung beschuldigt.

Wenn er eine Uhr jetzt gehen hörte, er wüßte, daß es ein böser Traum sei, und scheuchte gleich dem Träumer Rustan, der auf Lebenskämpfe ausging, mit der Hand den vorgestellten Schrecken von der Stirne. Aber diesem da sollte sich das Spiel der Gefahren zur endlosen Folter fortsetzen. Denn es gibt noch Richter in Deutschland. Herwarth Walden verklagt den Beleidiger und erwartet von der Beweisführung, daß jene Öffentlichkeit, in welcher die Anschuldigung gehört, kolportiert und wieder gehört wurde, die Tatsachen erfahren werde, durch die sie widerlegt wird. Verletzt ist mit der Ehre das Gefühl kultureller Distanz; die Abwehr gilt der Beleidigung und mit ihr der Zumutung, die einen Menschen von solcher Beschaffenheit, den Träger solcher Interessen, den Mann, den ein geistiges Vorleben vor der Diskussion ethischer Selbstverständlichkeiten schützt, auf das Niveau eines Ehrenhandels hinabzerrt. Zu der maßlosen Gräßlichkeit zwingt, einer tatsachendurstigen Gesellschaft zu beweisen, daß er kein frauduloser Kommis sei, wenngleich das Schicksal Herrn Hermann Nissen als Chef über ihn gesetzt habe. Aber die Qual einer solchen Rehabilitierung muß übernommen sein. Schon die eigene Neugierde drängt zu einem Prozeß, der das Rätsel lösen wird, wie jener Brotgeber zu solcher Anschuldigung kommen konnte. Das Gericht erster Instanz erkennt zu Recht, Hermann Nissen werde von der Anklage freigesprochen, weil er in Wahrnehmung berechtigter Interessen gehandelt habe. Ein Beweis über den

Sachverhalt wurde nicht zugelassen; die Kosten trägt der Kläger. Das ist furchtbar. Denn nun werden die Leute, die bloß die schluderigen Notizen der Tagespresse lesen, davon überzeugt sein, Herr Nissen habe den Wahrheitsbeweis erbracht; daß der Freispruch aus formalen Gründen erfolgt ist, wird man nicht erfahren. Aber ist denn diese heillose Praxis der deutschen Beleidigungsjustiz auf den Fall anwendbar? Wenn ein Arbeitgeber den Genossen vor einem ihm verdächtigen Angestellten warnt, so handelt er in berechtigtem Interesse und ist nicht verpflichtet, die Wahrheit der üblen Nachrede zu erweisen. Aber wenn schon die Auffassung des Reichsgerichts richtig wäre, daß Ehre und Existenz des Angestellten hinter dem Profit des Brotgebers stehen und daß es außer den geschäftlichen Interessen keine berechtigten Interessen in der deutschen Welt gibt; wenn diese Überzeugung schon ihre ethische Weihe haben soll: war sie denn auf den Fall Walden-Nissen anzuwenden? Hat hier der Arbeitgeber seine Aufschlüsse über die Vertrauenswürdigkeit des Angestellten den Berufsgenossen im Vertrauen gemacht, und nicht mit dem vollen Bewußtsein, daß sie aus einem Kreis von hundert Ohren in eine Welt von zehntausend Mäulern übergehen werden? Ist eine Versammlung von Delegierten der Deutschen Bühnengenossenschaft nicht eine Versammlung von Leuten, die im Zwischenakt hundert Ensembles mit Neuigkeiten versorgen können? Erscheint in der Theaterperspektive nicht die Ehre oft verkürzt, wächst in jenen Kreisen das Gerücht nicht schneller, ist dort der Verdacht nicht das Stichwort der Verleumdung? Hat nicht Herr Nissen selbst einmal den Ausspruch getan: »Semper bleibt aliquid haeret«? Und um Himmelswillen, wenn schon das Interesse dieses Angeklagten, unwahre Dinge zu behaupten, ein berechtigtes war, wenn es schon nicht Strafe verdient hat, wie ist es möglich, daß ein Gericht nicht wenigstens das Bedürfnis des

Klägers nach dem eigenen Freispruch anerkennt und den Wahrheitsbeweis durchführt? Herwarth Walden legt Berufung ein. Die zweite Instanz läßt den Beweis zu, erkennt zu Recht, er sei durchaus mißlungen, von einer Unterschlagung könne nicht die Rede sein, das Gegenteil dessen, was Herr Nissen behauptet hat, sei erwiesen. Aber Nissen werde freigesprochen, weil er in Wahrnehmung berechtigter Interessen und im guten Glauben gehandelt habe. Denn die Aufzeichnungen des Herrn Walden seien im buchhalterischen Sinne so inkorrekt, daß Herr Nissen den Verdacht gewinnen und ihn im Kreise der Genossen äußern durfte. Die Kosten trägt der Kläger.

Herwarth Walden könnte sich nun dabei beruhigen, daß man von der irdischen Gerechtigkeit nicht mehr verlangen kann, als sie bei so gutem Glauben zu geben imstande ist. Daß er als Redakteur und nicht als Buchhalter engagiert war, hätte man ihr etwa noch beibringen können. Und daß Herr Nissen, wenn er schon nicht wider besseres Wissen unwahre Behauptungen aufgestellt hat, doch in unverantwortlicher Weise die Gelegenheit umging, sich das gute Wissen zu verschaffen. Denn die Gelegenheit war ihm geboten. So wie sie mir geboten ist, der zu solcher Wissenschaft nicht verpflichtet ist und der in diese öde Tatsächlichkeit nur hinuntersteigt, um den Rhabarber zum Schweigen zu bringen, der sich nach der zweiten Instanz erst recht gegen den Kläger erhebt. So muß denn gesagt werden: Daß beim Abschluß des Vergleiches zwischen Herrn Walden und der Bühnengenossenschaft gegenseitig die Loyalität der Parteien festgestellt wurde. Daß dies geschah, nachdem Herr Nissen die Dinge, die Herrn Walden belasten sollten, erfahren haben mußte und bevor er sie in der Delegiertenversammlung zur Sprache brachte. In Wirklichkeit hat er nichts erfahren, was es ihm verwehrt hätte, die Loyalität des andern Teils zu bestreiten; was es ihm gewiß

verwehrt hätte, ihm auch nur den kleinsten Teil seiner Ansprüche zu bewilligen. In Wirklichkeit mußte er bei der oberflächlichsten Prüfung der Belege von dem Gegenteil dessen überzeugt sein, was er nachträglich behauptete, und nur, wenn er das Material überhaupt nicht angesehen hat, war es möglich, daß ihn die Tatsache, daß zwei Angestellte der Redaktion ihren Gehalt für Februar reklamiert haben, den Verdacht der Unterschlagung schöpfen ließ. Ein solcher Verdacht hätte ihn zur Untersuchung treiben müssen, nicht zur Anklage. Und der gute Glaube, mit dem er ihn unter Diskretion an die große Glocke hängte, hätte ihm in jedem andern Staat nicht den Freispruch, sondern eine schwere Arreststrafe eingetragen. Am 27. Februar und am 10. März haben die beiden Angestellten ihre Forderungen geltend gemacht und der Genossenschaft die Verträge übergeben, die sie mit dem Redakteur geschlossen hatten. Wenn Herr Nissen sich die Sache überhaupt angesehen hat, so mußte er damals wissen, daß die Leute von Mitte Jänner angestellt waren und daß die Genossenschaft Herrn Walden die Jännergehalte nicht gezahlt hatte. Er mußte damals wissen, daß Herr Walden laut Vertrag vom 18. Jänner das Recht hatte, zwei Personen mit einem Gehalt von 100, beziehungsweise 50 Mark anzustellen. Walden selbst waren fünfhundert Mark zugestanden, und er bezog diesen Gehalt für den Monat Jänner, zu dessen Beginn — vor der Vertragsfertigung — er bereits offiziell arbeitete. Die beiden Angestellten, deren Verträge vom 18., beziehungsweise 21. Jänner lauteten, waren vom 15. Jänner an tätig. Die erste Zahlung für die beiden leistete die Genossenschaft am 1. Februar. Die Redaktionssekretärin hatte vertragsgemäß nebst dem Gehalt Anspruch auf Vergütung der Überstunden, so daß sie für die Jännerhälfte 64 Mark zu bekommen hatte. Der Inseratenbeamte hatte als Gehalt und Ersatz für Auslagen 113 Mark zu fordern. Herr Walden

zahlte also 177 Mark aus, mehr, als er von der Genossenschaft für diesen Zweck bekam. Herr Nissen behauptet nun, er habe nicht gewußt, daß das Personal schon im Jänner angestellt gewesen sei, sein guter Glaube sagte ihm, dies sei erst vom 1. Februar der Fall gewesen, und er habe die 150 Mark für den Februar gezahlt. Was Herr Nissen pränumerando leistete — wiewohl man doch nicht wissen konnte, ob sich der Gehalt nicht durch Überstunden und dergleichen erhöhen werde —, verwendete Herr Walden postnumerando für die zweite Jännerhälfte. Und er konnte sich keine Quittungen über den Gehalt Februar geben lassen, sondern mußte kaufmännisch korrekt auf Jänner quittieren lassen. So war ihm die Genossenschaft nur mehr 27 Mark statt 177 Mark schuldig. Konnte Herr Nissen den Verdacht fassen, so konnte guter Wille ihn überzeugen, daß er Wahnwitz sei. Gegen den guten Glauben des Herrn Nissen, der eine Leichtfertigkeit bedeuten würde, die mindestens so sträflich ist, wie die böse Absicht, sprechen fast dieselben Tatsachen, die für die gute Ehre des Herrn Walden sprechen. Noch einmal: Erstens hatte Herr Walden laut Vertrag das Recht, die Beamten spätestens am 18. Jänner, also noch immer vierzehn Tage vor dem Termin anzustellen, an dem der gute Glaube des Herrn Nissen beginnt. Ferner, die erste Nummer des ‚Neuen Wegs' erschien am 29. Jänner. Inserate für diese Nummer waren bereits vorhanden — am 25. war Herrn Nissen brieflich mitgeteilt worden, daß für mehr als 8000 Mark Inserate gewonnen seien —, und es war einleuchtender Weise gerade am Anfang eine ungeheure Korrespondenz zu bewältigen. War Herr Nissen so sehr im guten Glauben, daß er auch annahm, Herr Walden habe die administrativen Geschäfte und die Akquisition von Inseraten selbst besorgt? So sehr überschätzt selbst ein Mime, der sich als Brotgeber fühlt, nicht die Arbeitskraft seines Angestellten, so sehr unterschätzt selbst Herr Nissen nicht

die geistige Persönlichkeit seines Gegners, daß er ihn dieser Leistung für fähig hält. Drittens: Am 10. März wandte sich die Sekretärin an die Genossenschaft und ersuchte um ihren Gehalt für Februar. Sie schrieb den Brief auf Anraten des Herrn Walden selbst, der am 14. Februar »entlassen« war. Am 12. März wurde sie ersucht, ihren Vertrag einzusenden. Am 15. März spätestens hatte also Herr Nissen nichts mehr zu glauben, sondern mußte wissen, daß sie vom 18. Jänner angestellt war. Auf ihren letzten Brief erhielt sie keine Antwort. Offenbar hatte es Herr Nissen bereits vorgezogen, sich allen Gelegenheiten zu entziehen, die ihm eine Information über die Sache verschaffen konnten. Ein Blick hätte ihm gesagt, daß die Genossenschaft Herrn Walden die Gelder für die Jännerhälfte nicht übergeben hatte, und daß er also nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet war, das am 1. Februar übergebene Geld auf Jänner anzurechnen. Seine Bücher sind nur Aufstellungen über die Einnahmen und Ausgaben, die sämtlich mit Quittungen belegt waren. Diese Quittungen, aus denen die Gehaltszahlung für Jänner klar hervorgeht, waren in Händen der Genossenschaft. Wenn Herr Walden nicht jene buchhalterischen Fähigkeiten besitzt, die das Gericht von einem Komponisten der Daphnislieder verlangt, und wenn Herr Nissen ein Recht hatte, sich nicht auszukennen, so mußte er von Herrn Walden Aufschluß verlangen, ehe er ihn beschuldigte. Hatte er ein Recht auf den Verdacht, so hatte er die Pflicht, sich von dessen Absurdität zu überzeugen. Er muß aber ein berechtigtes Interesse gehabt haben, jeder Gelegenheit der Erkundigung aus dem Wege zu gehen. Er hat vielleicht nicht wider besseres Wissen gehandelt; aber er hat am Ende absichtlich die Möglichkeit vermieden, es sich anzueignen. Er hat vielleicht in doloser Fahrlässigkeit gehandelt, als er am 9. April in der Geheimversammlung aufstand und

sagte, Herr Walden habe den Leuten Gelder »nicht abgeliefert«: denn sie hätten sich »nochmals« an die Genossenschaft gewandt. Diese Tatsache allein konnte ihn bei einiger Prüfung darüber aufklären, daß sie Grund für den gegenteiligen Schluß sei. Herr Nissen prüfte nicht, sondern behauptete. Wenn ich aber einem Menschen den Beweis unter die Nase halte, daß ich kein Einbrecher bin, und er nießt, und behauptet hierauf, ich hätte eingebrochen, so scheint mir ein solcher Gutgläubiger viel strafwürdiger zu sein, als der ehrliche Lügner. Wenn aber dann die deutschen Gerichte »zum Wohlsein« sagen, dann helfe Gott!

Er helfe uns von einer Gerechtigkeit, die den Redakteur eines künstlerischen Satirenblattes wegen Beleidigung der Urheber einer Grubenkatastrophe auf sechs Monate ins Gefängnis schickt und einen Menschen, der einem Armen die Existenz untergräbt, berechtigte Interessen zuerkennt. Er zeige einem Ehrlichen den Weg, aus dieser Misere zu entkommen, aus diesem Gestrüpp von Paragraphen und Tücke sein Ehrenkleid zu retten, damit er nicht unbekleidet vor dem Pöbel erscheine. Diese prinzipielle Rechtsverlassenheit ist wahrlich schlimmer als der Justizirrtum, durch den ein Unschuldiger wegen Giftmords verurteilt werden könnte. Einer hat gemordet, einer nur kann fremde Schuld büßen, aber alle sind in Erregung und die stoffliche Sensation, die hier die Justiz liefert, ist Glück und Gewähr der Vereinzelung. Wir sind Leser, und es geht uns nicht ans Leben. Dort sind wir Menschen, und es geht uns an die Existenz. Gegen Cyankali kann man sich schützen. Nicht vor Rhabarber. Hier muß der Unschuldige daran glauben, weil der andere den guten Glauben hat. Ist es nicht tragisch, wie die Gesetzlichkeit Wohltat und Plage schon unter den Mitlebenden vertauscht? Berechtigt sind die Interessen des Mannes, der mit Unrecht und Leichtfertigkeit beschuldigt und in einer Intimität von Hundert,

aus der hundert Wege in die Öffentlichkeit führen. Nicht berechtigt sind die Interessen des Beschuldigten, wenigstens die gerichtliche Feststellung der Wahrheit, wenn schon nicht die Bestrafung des Zweiflers, zu erlangen. Wären sie berechtigt, so würden sie nicht so viel Geld kosten. Der Arme, den die Nachrede in der Wurzel seines wirtschaftlichen Lebens trifft, muß dafür zahlen, daß es ihm nach langer Qual gelungen ist, die Unwahrheit der Nachrede festzustellen. Der grundlose Angriff ist berechtigt, die berechtigte Notwehr ist kostspielig. Und ihr Erfolg von zweifelhaftem Wert. Denn der Chor hört und spricht nur das Wort »Freispruch«. Das läßt sich wieder mit einem dramatischen R aussprechen, wie es noch nie gehört worden ist. Und man freut sich etwa noch der Feststellung, daß die Aufzeichnungen »inkorrekt« geführt waren. Man sagt beim Theater »Rhabarber« und es klingt wie Gemurmel, man sagt Unordnung und es klingt wie Betrug. Daß das Gericht die äußere Form der schriftlichen Arbeiten des Herrn Walden zur Entschuldigung des überbürdeten Herrn Nissen bemängelt hat, wird gern mit einer schlechten Sittennote verwechselt. Es sind also »doch Inkorrektheiten vorgekommen«, sagen sie, und das Gerücht wächst wie ein Ferienbart und die Ehre geht ab wie Schminke, und der schwergekränkte Herr Nissen ist rehabilitiert. Der Ungeheuerlichkeit der Tatsache, daß ein solcher Prozeß zu Ende geführt und der Kläger mit den Kosten für seine Ehrenrettung belastet werden kann, verschließt sich das Gefühl dieser für Menschenrechte kämpfenden Theaterdemokratie. Ihr Präsident zieht nicht nach der vollständigen Abführung seines Verdachts, nach der klaren Feststellung, daß sein Gegner kein Betrüger ist, den abscheulichen Vorwurf zurück und macht dem Unfug durch anständigen Ausgleich ein Ende. Nein, er heimst den schmählichen Gewinn

eines formellen Freispruchs ein, zieht mit strahlendem Gesicht von dannen und verkündet in seinem Amtsblatt das Ergebnis, ohne mit einem Wort der Ehre des Gegners zu gedenken. Und steht am andern Tag wieder vor der Delegiertenversammlung und wird nicht mit einem tosenden Pfui zur Tür hinausgeworfen, sondern mit einem heilkräftigen Rhabarber der Begeisterung und mit Berufung auf Schiller in seiner Würde bestätigt. Ein »warmherziger Anwalt des Schauspielerstandes« steht auf und verkündet, »da der Präsident noch in der letzten Zeit vielen Angriffen ausgesetzt gewesen sei, so spreche er aus, daß die deutschen Schauspieler nach wie vor Herrn Nissen für ihren besten und geeignetsten Vertreter halten. Wir verehren in unserem Präsidenten nicht nur den Präsidenten, sondern auch den Menschen!« Langanhaltender, sich immer wiederholender Beifall folgt diesen Worten, Nissen verneigt sich dankend... »Ich sage Ihnen nur soviel, wenn nur der kleinste Teil von dem, was Nissen über Walden gesagt hat, nicht wahr ist, so muß Nissen mit Schimpf und Schande davongejagt werden«, hatte einer hinter den Kulissen gesagt, und ein anderer: »— — dann würde ich hingehen und ihn mit der Reitpeitsche ins Gesicht hauen!«

Soll er es tun? Soll er sich wirklich von einer Justiz, die ihm die Hilfe versagt und selbst die Bitte teuer berechnet, auf den Weg einer noch kostspieligeren Notwehr drängen lassen? Ich gebe ihm den Rat, jene ultima ratio zu wählen, die das vornehmste und billigste von allen Mitteln ist, die eine dürftige soziale Ordnung unsereinem an die Hand gegeben hat: die Verachtung. Wenn er nicht genug davon hat, ich liefere sie ihm zentnerweise. Möge er sich ferner noch dabei beruhigen, daß er nach diesem Freispruch des Herrn Nissen immerhin die Möglichkeit hat, jeden Charakterdarsteller oder Naturburschen, der jetzt die Beschuldigung aufgriffe, als einen Verleumder, als Beleidiger

wider besseres Wissen auch von einem deutschen Gericht verurteilen zu lassen. Die besten Männer des geistigen Deutschland haben ihn ihrer dankbaren Achtung versichert, Nietzsches Schwester hat erklärt, daß sie ihr Versprechen, Briefe des Bruders oder Publikationen des Archivs im ‚Neuen Weg' zu veröffentlichen, an die Person des Herrn Herwarth Walden geknüpft habe, alle Menschen, die deutsch Geschriebenes lesen können, sind einig darüber, daß sie in ihm einen ernsten Helfer moderner Geistesbildung und nicht einen betrügerischen Kommis zu sehen haben: er wird es ertragen können, daß die Herrschaften, die in Dresden den »Giesecke« verkörpern oder in Frankfurt den Posa hinlegen, ihn mit stiller Geringschätzung betrachten.

Nur wehe, wenn sie sie laut werden lassen! Die Gefahr ist nämlich die, daß ich, wie gesagt, ein sehr reizbares Naturell habe und in solchen Dingen nicht mit mir spaßen lasse. Daß ich unter keinen Umständen gesonnen bin, den Skandal fortsetzen zu lassen, daß sich Ensembles gegen den Geist aufspielen und einen Schriftsteller malträtieren, weil er ihnen einmal die Ehre erwiesen hat, sie zu höheren Interessen führen zu wollen. Daß ich kulturelle Distanzen, die durch prozessuale Verbindungen verwischt werden, wieder herstellen kann! Wie mir zu Ohren gekommen ist, hat man die erste Warnung, die ich ergehen ließ, als eine »Beleidigung des Standesbewußtseins« empfunden, und sich mit einem mäßigen Rhabarber gegen die ‚Fackel' gekehrt. Ich möchte nun dem Standesbewußtsein raten, sich mir außer Hörweite zu bringen. Ich habe in meinem Leben nebst vielen Personen und Ständen auch schon ganze Nationen, Rassen und Zeitalter beleidigt, es kommt mir nicht darauf an, und ich lasse mich durch die Empfindlichkeit der Betroffenen in den Operationen, die ich für heilsam und unvermeidlich halte, nicht stören. Wenn's weh tut, daß ich die Prostitution

der Theaterfrauen für eine ethisch höhere Betätigung ansehe, als das Verhalten von Männern, die einem Revolverjournalisten »Grüß Gott, Doktor«! sagen, wenn es einem Standesbewußtsein weh tut, daß ich Weiber, die Weiber sind, für wertvollere Menschen halte als Männer, die Weiber sind, so muß sich eben das Standesbewußtsein narkotisieren lassen, damit es für die Wahrheiten, die ich auszusprechen habe, unempfindlich werde. Dann will ich aber gleich den Nerv abtöten und sagen: Daß ich das ganze soziale Getue der Schauspieler für hundertmal weniger wichtig halte, als ihr Benehmen auf der Bühne. Daß wir von der Sozialpolitik des Theaters genug haben. Daß alle Organisierung, alle Verbürgerlichung dem Wesen der Schauspielkunst auf eine peinliche Art widerstreitet. Daß der Schauspieler, der außerhalb der Bühne nach Menschenrechten und Gedankenfreiheit brüllt, unglaubhaft ist und daß er der erste wäre, sie zu verweigern, wenn ein Schriftsteller ihn darum bäte. Zurück mit der Rolle des schlichten Arbeitnehmers, der doch sofort den Brotgeber hervorkehrt, wo er sich wirtschaftlicher Überlegenheit bewußt ist! Ich habe den Schauspielern immer das gegeben, was ihrer ist, und habe durch Jahre für sie gegen die Unterdrückung gekämpft, der sie ihre künstlerische Existenz ausgeliefert haben; ich habe versucht ihnen Mut gegen die Notizentyrannen zu machen, und ihnen bewiesen, daß ich für die wahren Nöte ihres Standes mehr Gefühl habe als die Agitatoren, die ihnen ein soziales Bewußtsein einreden und ethische Ideale aufbürden möchten. Sie aber ließen sich auf den Konkordiaball zu Paaren treiben und aller Eifer, ihnen die Furcht vor der Druckerschwärze auszureden, die sie schon als Eigenschaft im Blute tragen, war umsonst. Ich habe ihre Herrschaft der Szene anerkannt und gegen den kunstfeindlichen Glauben gewirkt, der Schauspieler sei ein Diener des Autors. Größenwahn, Eitelkeit, Reklamesucht,

Applausbedürfnis — alle die Laster, an denen die Journalisten zu Satirikern werden, wenn sie sie zufällig nicht züchten, habe ich als Tugenden des Schauspielers gerettet und ihren Tadel als die Blindheit einer naturfremden Kritik enthüllt, die dem Menschen den Sauerstoff verübeln wollte. Ich war durchaus bemüht, die besonderen Bedingungen der besondern Welt zu erkennen und sie zu ehren, indem ich ihre Werte von den Maßen der andern Welt verschont wünschte. Übergriffe, durch die sie sich selbst herabsetzt, weise ich zurück. Schauspieler, die außerhalb der Bühne den Geist als ihren Kommis behandeln möchten, jage ich in die Garderobe zurück. Einen Präsidenten der Deutschen Bühnengenossenschaft, der in dem standesgemäßen Trachten nach bürgerlicher Ehre sie erst einem andern abschneiden muß, erkläre ich ihrer für verlustig. Und wenn er noch immer keine Ruhe gibt, dann garantiere ich ihm dafür, daß im Chor der literarischen Wortführer Deutschlands ein Rhabarber losgehen wird, daß ihm Hören und Sehen vergeht und daß er mit jenem Gestank vom Thron seines Reiches scheidet, mit dem er schon einmal von einem Hoftheater geschieden ist! Ich will doch sehen, ob wir uns in der sozialen Entwicklung des Schauspielerstandes auf die Sicherheit unserer Wäsche gar so viel zugute tun müssen, aber dafür unsere Ehre verstecken sollen, wenn der Ruf ertönt: Die Komödianten kommen! Denn sie haben es weit gebracht, sind Bürger geworden und könnten am Ende behaupten, daß wir ihnen die Wäsche gestohlen haben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 1280
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospek

Autoren verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im eige
sten Interesse die Konditionen des alten bewährt
Buchverlags **sub C. M. 410** bei **Haasenstei**
& Vogler A.-G., Leipzig H. 4200 D.

PETER ALTENBERG
Bilderbogen des kleinen Lebens
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Verleger gesucht für
Der weiße Tiertöter von **Oskar Kokoschka**
Anträge an den VERLAG ‚DIE FACKEL'

Vierzig Originale von **Olaf Gulbransson**
sind in der GALERIE MIETHKE, Wien, I.
Dorotheergasse 11 ausgestellt

Friedrich Nietzsches Werke
werden zu Neujahr in den Verlag von
ALFRED KRÖNER in Leipzig übergehen

Wie werde ich moralisch? oder Die Kunst sich sittlich zu entrüsten
Von **KARL HAUER**
(Nebst einem Anhang über Pornographie)

Korffs Cacao
Korffs Chocolade

Bureau für Österreich:

Wien, VI. Mariahilferstrasse 117

DIE FACKEL

HERAUSGEBER: **KARL KRAUS**

Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge im Umfang von 16—32 Seiten

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:	18	Nummern, portofrei	K 4.50
	36	„ „	„ 9.—
Für das deutsche Reich:	18	„ „	Mk. 4.—
	27	„ „	„ 6.—
	36	„ „	„ 7.25

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelnummer in Deutschland 30 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Inhalt der vorigen Nummer 291, 30. November 1909: Sie gehören zusammen! — Sie gehören nicht zusammen! — Der Giftmord, die Moral und der Postverkehr. — Glossen. — Schrecken der Unsterblichkeit. Sämtliche Beiträge von Karl Kraus.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus.

AP
30
F32
Nr.270-
292

Die Fackel

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY